This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

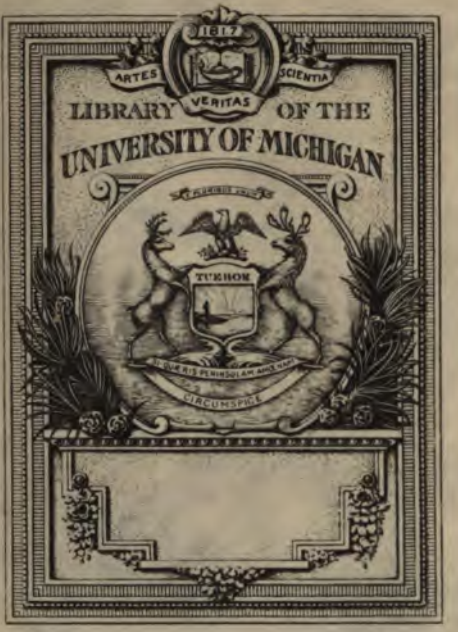
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

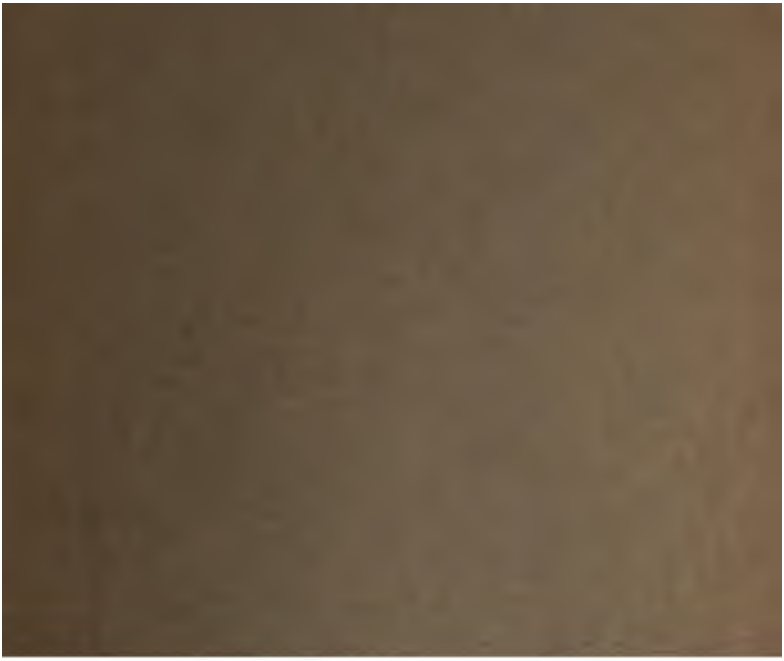
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 437922


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Pestalozzi's sämmtliche Werke.

Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen

von

L. W. Seyffarth,
Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

Fünfter Band.

Brandenburg a. H.
Druck und Verlag von Adolph Müller.
1870.

Lienhard und Gertrud.

Fünfter Theil.

Einleitung.

Da die letzte (Cotta'sche) Ausgabe nur vier Theile von Lienhard und Gertrud, die erste Ausgabe aber auch nicht mehr hat, so muß das Erscheinen dieses fünften Theiles auffallen. Dasselbe erklärt sich aber einfach daraus, daß die beiden letzten Theile in der Cotta'schen Ausgabe eigentlich nur Erweiterungen des dritten Theiles der ersten Ausgabe sind, so daß der vierte Theil der ersten Ausgabe — außer wenigen Kapiteln — gar nicht in die Cotta'sche Ausgabe aufgenommen ist.

Die Frage, ob Pestalozzi etwa die Erzählung in der letzten Ausgabe nicht weiter habe führen wollen, erledigt sich durch einen Einblick in diesen fünften Theil ganz von selbst. Lienhard und Gertrud ist in der Cotta'schen Ausgabe nur ein Fragment ohne allen genügenden Abschluß, den erst der fünfte Theil bringt. H. Krusi, ein früherer Mitarbeiter Pestalozzi's, sagt*): „In sechs Bänden hoffte Pestalozzi der Nachwelt dieses Hauptwerk seines schriftstellerischen Lebens überliefern zu können; allein die Vorsehung, deren Wege nicht unsre Wege sind, hat anders entschieden." Wahrscheinlich war Pestalozzi während des Druckes der Cotta'schen Ausgabe mit der Umarbeitung des ganzen Werkes nicht fertig geworden und hatte sich die Vollendung für spätere Zeiten vorbehalten, die er denn auch so weit gefördert hatte, daß unter seinen nachgelassenen Papieren sich der vollständige fünfte Theil als Manuscript befand. Leider ist dieses Manuscript mit allen übrigen verloren gegangen. „Der reiche handschriftliche Nachlaß Pestalozzi's scheint für immer verloren. Zu Anfang der vierziger Jahre schickte sein Enkel, G. Pestalozzi, denselben zum Zwecke der Veröffent-

*) Morf. *Zur Biographie Pestalozzi's.* I. S. 143.

lichung in Kisten wohl verpackt nach Paris an Joseph Schmid. Die Sendung kam nie dort an. Bis Mühlhausen konnte man ihre Spur verfolgen, aber von da verlor sich jede Spur. Gerichtliche Maßnahmen führten zu keinem positiven Resultat. Unter diesen Schriften befand sich auch der fünfte Theil von Lienhard und Gertrud."**)

Pestalozzi weist in der Vorrede zum 5. Bande seiner sämmtlichen Schriften (S. XV) von 1820 selbst auf diesen fünften Theil hin, indem er sagt: „Ich habe über den bisherigen pädagogischen Fortschritt in den Unterrichtsübungen und Mitteln unsers Hauses in einigen meiner neuern Schriften die nöthigen Aufschlüsse gegeben. Ich werde dies auch fernerhin thun und besonders im 5. Theil von Lienhard und Gertrud über diesen Punkt mehr Licht geben, als ich seither zu geben vermochte." In der öffentlichen Erklärung von 1824, welche der 12. Band seiner sämmtlichen Schriften enthält, sagt er (S. XV): „Die Vollendung des vorzüglichsten Werkes meines Lebens, die Fortsetzung von Lienhard und Gertrud fordert noch zwei Theile, wovon der erste so viel als vollendet in meiner Hand ist."

Durch den Wunsch geleitet, vielleicht in dem noch vorhandenen Nachlasse einigen Aufschluß u. a. auch über diesen verlornen Theil zu erhalten, wendete ich mich direct an den Herrn Oberst Karl Pestalozzi in Zürich, den Urenkel und einzigen Nachkommen J. H. Pestalozzi's, erhielt aber von diesem Herrn nur Morf's Angaben bestätigt. Er schrieb: „Im Anfange der vierziger Jahre wollte mein Onkel Jos. Schmid eine neue Ausgabe sämmtlicher Werke besorgen und zu diesem Zwecke wurden die vorhandenen Manuscripte, da er sich damals in Paris aufhielt, von hier an ihn abgesandt. Die betreffende Kiste ist zwischen Basel und ihrem Bestimmungsorte spurlos verschwunden."

Es steht also fest, daß Pestalozzi den vierten Theil der ersten Ausgabe in der Cotta'schen Gesammtausgabe nicht deshalb weggelassen, weil er dies Werk mit dem vierten

**) *Morf.* Zur Biographie Pestalozzi's. I. S. XI.

Theile der E. A. schon vollendet wissen wollte, sondern nur, um ihn umzuarbeiten und zu erweitern.

Da ich aus einer genauen Vergleichung der ersten mit der letzten Ausgabe ersehen habe, daß die alte Ausgabe — bis auf unwesentliche Stücke — vollständig in die letzte übergegangen ist und nur da Veränderungen im Texte der 1. A vorgenommen sind, wo dieselben durch die Erweiterung der Erzählung unbedingt geboten waren, so schließe ich daraus, daß auch der jetzige fünfte Theil der letzten Ausgabe vollständig einverleibt worden wäre und ich habe ihn darum ziemlich so, wie er ist, aufgenommen mit wenigen unwesentlichen Aenderungen oder Auslassungen, worüber in den „Bemerkungen" das Nähere angegeben werden wird. Ich hoffe, daß die Gegenwart mir keinen Vorwurf aus der unveränderten Aufnahme dieses Theiles in die Gesammtwerke machen, sondern hierin vielmehr einen Vorzug dieser Ausgabe erblicken wird. Die erste Ausgabe findet sich nur noch in wenigen Exemplaren, die der Gesammtheit nur schwer zugänglich sind. Lienhard und Gertrud erscheint hier also das erste Mal als ein vollständiges Werk mit den Erweiterungen letzter Hand, soweit diese eben zu erlangen waren.

Die Ideen, von denen die Erzählung bisher getragen war, greifen, je klarer und überzeugender ihre Wahrheit sich darstellt, immer weiter um sich. „Es fängt an, sich zu zeigen, daß der Baum Wurzeln hat." Sie erkämpfen sich ihren Weg auf die Höhen der Menschheit, um von da allbefruchtend sich herabzusenken auf das ganze Land. Diesen Kampf und endlichen Sieg stellt der fünfte Theil dar, dessen erstes Kapitel uns sogleich in diese Situation versetzt. Es folgen die Hindernisse: Der Besuch des Onkels und sein Adelsstolz, sowie die Intriguen der Sylvia; erstere werden beseitigt theils durch die Gutmüthigkeit des Onkels selbst, theils durch die Theilnahme des Hofes; letztere sind schon an sich gerichtet. Ohne sittlichen Halt erscheinen sie nur wie Nergeleien einer mit sich und aller Welt unzufriedenen

Laune, ohne das Gute irgendwie hemmen zu können, ja sie müssen ihm sogar dienen und vernichten sich schließlich selbst. Wichtiger sind die Hindernisse, die der guten Sache durch Helidor und seine Clique bereitet werden. Er weiß, daß der Sieg der guten Sache sein Untergang ist, seine Selbstsucht läßt deshalb kein Mittel unversucht, um den Herzog derselben zu entfremden oder sie wenigstens von ihm fern zu halten. Umsonst; die Redlichkeit Bylifsky's, gepaart mit Klugheit, gewinnt Helidor auf seinen krummen Wegen den Vorsprung ab; auch der Herzog wird für die gute Sache gewonnen, nachdem sich dieser durch eigne Anschauung, sowie durch die Berichterstattung Sachverständiger von deren Solidität überzeugt hat. Am Schlusse offenbaren die Ideen ihre innere Wahrheit sogar in den Gefängnissen. Hier feiern sie ihren größten Triumph. In den verachteten Wohnungen der von der menschlichen Gesellschaft Verstoßenen gießt sich über die Seele ein heiliger Frieden aus und der Ahnungen größte hebt das Menschenherz empor.

Aber nicht blos Hindernisse, die der böse Wille der Menschen bereitet, sind zu überwinden: die Krankheit Arners, die ihn dem Tode nahe bringt, macht den Leser bange um seine angefangenen großen, weltbewegenden Schöpfungen. Aber das Gute hat schon tiefe Wurzeln gefaßt und auch dieses Hinderniß dient nur dazu, es fester zu gründen und weiter zu verbreiten. Eine Idee, wenn sie in sich Wahrheit hat, stirbt nicht mit ihrem ersten Träger. Das Werk hätte bestanden, auch wenn Arner vor seiner Vollendung wäre abberufen worden. Ja wohl, die wahre Idee der Menschenbildung, sie kann wohl aufgehalten, aber nicht mehr aus der Welt geschafft werden. Eine unselige Reaction hat seitdem gegen sie gewüthet — sie ersteht in unserer Zeit in ihrem alten Glanze und mit neuer Kraft. Freilich gilt es jetzt einen andern Kampf, als damals; ihre Gegner sind fester gewappnet. Aber wenn diese Idee wahr ist, dann muß sie siegen über alle Feinde, die sie nicht vernichten, *sondern* segnen will. Ist sie das aber nicht, nun, dann *verlöre die Welt auch nichts*, wenn sie unterginge.

So viel über die Erzählung. Sie hat fast ganz ihren frühern Boden verlassen, wenigstens ist der frühere Geist ganz besiegt. Nur einige Reden bei der Krankheit Arners und der Tod Hummels rufen noch einmal eine leise Erinnerung an die frühern Zustände wach, aber nur zum Zeichen, daß die Kraft des Bösen in ihrer Wurzel vernichtet ist. „So dorret der Baum ab, der auf der Brandstätte bis aufs Mark versengt ist. Umsonst treibt seine Wurzel noch einigen Saft in die todten Gefäße, er stockt in allen Adern, bis auch die Wurzel erstarrt und es dann ganz aus mit ihm ist.“ „Das Abfaulen und Abdorren des Menschen, an dem nichts mehr Mensch ist, ist entsetzlich. Schon lange lebte in ihm nichts mehr, als was im Hund und im Fuchs und im Wolf auch lebt; wenn er schon wollte, er hatte für das Gute kein Leben mehr in seinen Sinnen. Der arme Tropf schrieb es dem Teufel zu; als ob es mehr brauche, als ein Leben wie das seine, einen Menschen in seinem Alter lebendig todt zu machen. Aber so ist der Menschen Art; sie wollen noch lieber vom Teufel schlecht sein, als von sich selbst, und lassen sich gar oft leichter dahin bringen, aus dummer Furcht vor dem Beelzebub in die Gicht zu fallen, als auf sich selbst Acht zu geben.“

Ein wichtiger Abschnitt in diesem Theile ist die Gesetzgebung Arners. Ohne eine mit seinen Ideen übereinstimmende allgemeine Gesetzgebung ist die volle Realisirung derselben nicht möglich. Der Lieutenant sagt, zur Vollendung und Sicherstellung ihres Werkes fehle vor Allem eine mit ihren Einrichtungen und Endzwecken übereinstimmende Gesetzgebung, und die Sicherheit und Gerechtigkeit eines Staates sei nur da möglich, wo die Menschen von ihren Naturfehlern geheilt und zum Gebrauch ihrer Kräfte im Guten gebildet würden. Wo das nicht ist, da ist die Gerechtigkeit nichts anderes, als eine armselige Nothjagd gegen verwahrloste und verwilderte Thiermenschen, welche aber das Geschlecht so wenig ändert, als die Fallen und Gruben im Wald die Raubthiere anders machen, als sie sind. Das ist die *Philosophie* des Lieutenants und des

Buches, mit der auch die Philosophie des Volkes, d. h. der Bessern im Volke übereinstimmt. Auf den Einwurf, daß es dazu an Leuten fehle, erwiedert der Lieutenant, wenn man nur die richtigen Grundsätze und Anstelligkeit zu deren Durchführung habe, so könne man sich fast ohne Mühe Leute dazu bilden, wie man sie brauche; und den Einwurf, daß die Besserung der Volksschulen unerschwingliche Geldsummen fordere, nennt er ein unrichtiges Geschrei; es fehle weit mehr an Anstelligkeit und Sachkenntniß.

Wenn man freilich die Schulen schlecht mache und halb, so würden sie kosten, mache man sie aber recht und ganz, so würden sie eintragen. Die Frage, wer die Kosten zu tragen habe, berührt Pestalozzi nicht, weil sie die Pädagogik nicht berührt, doch scheint er sich der Ansicht zuzuneigen, daß das eine Sache der Gesammtheit und nicht blos der Eltern sei. Aber da, wo falsche Grundsätze in der Einrichtung der Schulen herrschend sind, will freilich Niemand etwas dafür geben.

Nun versucht es Pestalozzi, die Gesetzgebung, die ja immer einen erziehlichen Einfluß auf das Volk ausübt, nach seinen Principien zu beleuchten und zu construiren. Die Hauptsache dabei ist ihm, das Gute zu gründen und zu fördern und das Böse zu verhüten. Man sehe darum hierbei nicht auf die Form, sondern auf den Geist. „Wenn dem Menschen der Genuß von Einrichtungen, Anstalten, Erziehungsarten, Sitten, Gesetzen, welche nothwendig sind, aus dem Menschen das zu machen, was er in der Gesellschaft sein soll, mangelt, so bleibt er trotz aller leeren Formen der äußerlichen Einrichtungen in seinem Innern das schwache und gefährliche Geschöpf, das er im Walde ist, ein unbefriedigter Naturmensch mit allen Fehlern, Schwächen und Gefährlichkeiten dieses Zustandes."

„Es erfordert die ganze Weisheit eines die menschliche Natur tief kennenden Gesetzgebers, den Menschen dahin zu bringen, daß er beim Werk seines bürgerlichen Lebens und bei Verrichtung seiner Standes-, Amts- und Berufspflichten *eine das Innere seiner* Natur befriedigende Laufbahn finde

und an einer Kette nicht verwildere, welche die ersten Triebe seiner Natur mit unerbittlicher Härte beschränkt."

Das reale Fundament seiner Gesetzgebung ist ihm das „Einmaleins", die richtigen ökonomischen Grundsätze. Er läßt ein Grundbuch anlegen über den Besitzstand jedes Einzelnen, wie des Dorfes, und bringt die Bauern — so nennt er die Dorfbewohner im Allgemeinen — dazu, „daß sie mit dem Einmaleins im Kopf ihr Hauswesen in allen seinen Theilen überschlagen und über das Ganze, wie über die einzelnen Theile sich eine klare Einsicht verschaffen," und setzt zur Führung dieser Grundbücher Dorfräthe ein. Er sucht also, was auch ausdrücklich hervorgehoben wird, beim Volke selbst Hülfe und tritt damit allerdings allen feudalen Grundsätzen, die ja zu seiner Zeit noch allgemein in Geltung waren, entgegen. Selbstbestimmung, Selbstthätigkeit ist also auch hier sein Princip und wenn diese Selbstthätigkeit im Leben des Volkes keinen Spielraum erhält, wenn das Volk von oben herab reglementirt und eingeschnürt wird, dann allerdings nützt auch eine Erziehung nichts, die sich die Charakterbildung, die sittliche Selbstbestimmung zum Ziel setzt. Darunter aber versteht er durchaus keine gesetz- und schrankenlose Willkür; das deutet er an, wenn er sagt, „die Regierung sei schuldig, einen Narren zu hindern, daß er zu dem Seinigen nicht Sorge trage, weil es dem Staat nicht gleichgiltig sein könne, ob viel oder wenige zerrüttete Haushaltungen im Lande seien und ob das Eigenthum von Narren zu Schurken übergehe." Deshalb beugt er auch dem leichtsinnigen Schuldenmachen vor. Wesentlich aber erreicht er seinen Zweck dadurch, „daß er in den dunkeln Lumpenwinkeln des Dorfes allenthalben das helle Licht des Einmaleins anzündete und seine Leute zwang, in Sachen ihres Brotkorbes ihre Augen zu gebrauchen und an nichts zu glauben (natürlich in materieller Beziehung), als was sich zählen, wägen, messen und dadurch erproben lasse."

Ohne diese materielle Grundlage, ohne diese Ordnung in der Führung des Hauswesens würde der Weiterbau auf einem sehr unsichern Grunde ruhen.

Durch eine solche ordnungsvolle und auf Anstrengung gegründete Grundlage beugt er auch den Streitigkeiten und Prozessen vor, die in der Lüderlichkeit und Arbeitslosigkeit ihre besten Quellen haben. Durch Ordnung und Arbeit wird auch das Ehrgefühl geläutert und den Händeln über Ehrensachen vorgebeugt.

Wenn Pestalozzi uns seine Ideen hierüber in Gesetzesform darstellt, so ist das eben eine durch den Gang der Erzählung sich darbietende Form, weiter nichts; er will seine Ideen hierüber passend in die Erzählung einflechten, ohne deswegen einen Gesetzestypus damit aufstellen zu wollen; er will damit durchaus nicht eine Form für den Rechtsgang geben — und das ist wohl zu beachten, — er gibt nur die Principien an, auf welchen alle Gesetzgebung sich erbauen, den Geist, von dem sie eingegeben und durchweht sein muß, die Gesichtspunkte, von denen aus sie einzurichten ist, die letzten Zwecke und Ziele, auf die sie hinsteuern muß. Es ist der tief sittliche Gehalt, der überall als die Hauptsache hervortritt. Ein Jurist unserer Tage würde freilich solche Einrichtungen für Chimäre halten — mag es sein; aber von jenem Pestalozzi'schen Geiste könnte die Juristerei unserer Tage noch ein gut Theil brauchen, denn die ersäuft in Formalismus und Wortklauberei und dazu nimmt sie noch Worte, die kein Mensch, oft die Juristen selber nicht verstehen. Die Sprache unsrer Juristen ist ein reines Kauderwelsch. — Kurz: die Form ist auch hier die Nebensache, der Geist ist die Hauptsache und dieser wird sich auch unter ganz veränderten Lebensanschauungen und Weltverhältnissen ganz veränderte Formen schaffen.

Von seinen Principien aus beleuchtet Pestalozzi vorzugsweise zwei dunkle Punkte: den Diebstahl und die Unkeuschheit und die Mittel zu ihrer Abhülfe. Das nennt er Gesetzgebung. „Nicht, wenn du in einem Morast wühlest, sondern wenn du seine Wasser tiefer legst und ihnen einen sichern Ablauf gibst, trocknest du einen Sumpf aus.“ Es spricht sich in diesen zwei Kapiteln eine sociale Weisheit aus, deren Tiefe durch die Bestrebungen unserer Tage ins klare Licht

gesetzt wird; ich erinnere nur an die socialen Schriften und Bestrebungen von Schulze (Delitzsch) und Prof. Huber.

Ebenso ist das Kapitel über die Freude, die Ruhe, die Ehre voll herrlicher Gedanken, die natürlich unter veränderten Verhältnissen auch eine veränderte äußere Form schaffen.

Nun aber komme ich zum Schlußstein der „Gesetzgebung", der Religion. (Man kann hieraus ersehen, was Pestalozzi unter Gesetzgebung verstanden wissen will.) Es ist ein begeisterter Hymnus, den er ihr im 50. Kapitel singt. „Allmächtige! Ohne dich vollendet kein Gesetzgeber sein Werk!"

„Er (Arner) kommt zu dir, Geheiligte Gottes, nicht wie deine Gewaltigen und deine Streiter (die die kirchliche Gewalt und die theologische Wissenschaft inne haben), angethan mit dem Harnisch seiner Meinungen (Pestalozzi legt durchaus keinen Werth auf das Bekenntniß, sondern auf das Wesen der Religion) — er kommt zu dir wie ein Armer und bringt in der stillen Stunde seines wehmüthigen Dienstes ein heiliges Opfer, das Bild der Ordnung und Ewigkeit. Nimm es gnädig auf, Dienerin Gottes! Und lehre die Menschen immer mehr Zeit und Ewigkeit in eins verbinden und Gott und den Staat auf gleichen Altären bauen."

Ein strahlendes Kapitel! Aber es wird manchen Widerspruch erregen. — Auf alle theologischen Einwände nur dies: Pestalozzi kämpft nicht für theologische Lehrmeinungen, sondern für religiöse Principien. Seine Wahrheit soll auch hier Vereinigungswahrheit sein. Die Meinungen der Religion trennen, das Wesen der Religion einigt. Und nach diesem Frieden, nach dieser Einigung strebt das Volk. „Ich rede nur vom Volk. Der Gelehrte mag in der Bibel Stoff zur Kopfübung (eine feine Ironie) finden, ich wende nichts dawider ein."

Oder sind etwa Pestalozzi's Principien nicht ächt christlich? „Der Glaube an Gott und die Lehre von seinem Dienst ist für das Volk nicht Sache seines Kopfes, sondern seines Herzens. Gemüthsruhe im Dunkel seiner Nacht, Ergebenheit in den Willen Gottes in dem Thal der Thränen und

ein kindliches Aufsehen auf den Herzog und Vollender des Lebens: das ist die Bestimmung des Glaubens, aber nicht Kopfübung für das Volk."

„Mag es Maulchristen empören — ich achte es nicht! dies Geschlecht empört Alles, was kalt und was warm ist. Darum hat auch der, der die sieben Leuchter hat, den Engel seiner großen Gemeinde aus seinem Munde ausgespeit und ihn hingeworfen zu zertreten für Jedermann, der vorbeigeht — was soll mir also sein Aerger?"

Wahrhaft vernichtend sind seine Worte, die er gegen den Geist der Pfaffheit schleudert! — Muß ich hier widerrufen? So möchte auch ich heute noch — oder vielleicht heute erst recht — fragen, wie Pestalozzi vor fast hundert Jahren frug. Nein! Denn Pestalozzi redet die Wahrheit, dieselbe Wahrheit, die der Friedefürst ehedem den Pharisäern und Schriftgelehrten ins unverschämte Antlitz schleuderte, wofür sie ihn auch kreuzigten. Pestalozzi will keinen Stand beleidigen, er bezeugt sogar dem geistlichen Stande in seinem ganzen Buche eine große Hochachtung, man denke an den evangelischen und an den katholischen Geistlichen, die er als Beförderer des Guten einführt, während er den Geist der Pfaffheit von dem Kirchenstillständer — (doppelsinnig!) —, also von einem Laien repräsentiren läßt und nur einen früheren Vicar als Gehülfen des Bösen hier und da in kurze Erwähnung bringt; man denke, welcher Einfluß dem Geistlichen in Arners Gesetzgebung eingeräumt wird; man denke, wie schonend er vom Magister Heiligenzahn und dem Pfarrer Flieg in Himmel redet, wie er aber freilich auch seinen Abscheu gegen die Machinationen der Intoleranz in K. 61 offen ausspricht, die aus der Verwechselung des Bekenntnisses und der Religion entstehen. Er muß diesen Feind alles Guten ans Licht ziehen, um ihn zu kennzeichnen.

Pestalozzi zieht nicht gegen einen Stand, sondern gegen eine geistige Richtung zu Felde, die er die namenlose Dienerin des Aberglaubens nennt. Ja wohl ist sie namenlos und gestaltlos, heute zeigt sie sich so, morgen anders, in der einen Kirchengemeinschaft hüllt sie sich in die

Werkheiligkeit, in der andern in die Glaubensgerechtigkeit, d. h. sie allein ist die rechte, und doch handelt sie nur mit Worten und nach Worten. Das Volk sucht sie heute zu bezeichnen als Jesuitismus, Ultramontanismus, Pietismus und Orthodoxismus; diesen letztern Namen gebraucht auch Lessing.

Weil sie sich allein für die Wahrheit hält, darum ist sie intolerant. „Du lösest den Gürtel auf, der die Erde verbindet — er ist die Liebe Gottes.“ — „Du zerreißest die Bande des Friedens ob einem einzigen Wort.“ — „Du webest die Fahnen des Mordes, als wären sie Fahnen der Liebe.“

Ihr wahres Wesen besteht in der großen Lüge, daß sie ihr menschlich Gewordenes, ihre Meinungen, ihre Gesetze über Aeußerlichkeiten für Göttliches ausgibt; sie vergöttert das Menschliche, sich selbst; sie ist in ihrem innersten Wesen Selbstsucht, Sünde und darum das gerade Gegentheil vom Christenthum, mit dem sie sich freilich so gern identificirt, aber ihr Gottesdienst ist Abgötterei, Selbstvergötterung.

„Alles Wissenschaftliche in der Religion ist menschlich und eine eigentliche Kunstsache.“

„Du machst das Spintisiren deiner heißen Stunden zu Offenbarungen des Allmächtigen.“

„Trügerin! Du fragst das Waislein: Kennst du meinen Gott? und den Unterdrückten: Kannst du meinen Glauben auswendig?“

„Du bist den Menschen kaum ein wenig minder worden als Gott, und dein Dienst geht den Völkern der Erde über den Dienst des Allerhöchsten.“

Weil ihr ganzes Wesen nicht in der Kraft und Wahrheit, sondern nur in Aeußerlichkeiten besteht, weil sie keinen Halt in sich hat, so muß sie nothwendiger Weise nach äußerer Macht und Ansehen streben.

„Du schleichst den Fürsten nach, um desto besser Gott also zu ehren; du brauchst die Schwäche der Könige und die Heuchelei der Höfe, deinem Glauben aufzuhelfen.“

Weil sie nur auf Aeußeres gerichtet ist, kann sie auch

nicht innerlich veredelnd wirken; sie scheuert wohl die Gefäße äußerlich, aber innerlich läßt sie sie voller Schmutz, sie richtet äußerlich ab und läßt den Menschen innerlich verlumpen.

„An den Ketten des Aberglaubens stirbt nicht der Leidenschaften Gewalt und der Sohn der Freiheit (d. h. der schranken- und gesetzeslos nur seinen Lüsten, seiner Selbstsucht dient) und der König des Raubes (d. h. der nicht dem Volke sein Theil gibt, sondern es beraubt) wird an den Altären deiner Dummheit nicht reines Herzens und der Laster inneres Rasen hebt keine geheimnißreiche Weihe."

„Der Pfaffheit gebundener Sinn nähret das Laster und des Götzendienst's sinnenbehagliche Feier ist wie Minnegesang jedem Naturtriebe (d. h. lockt die unlautern Naturtriebe hervor).

Sie kehrt alle Verhältnisse um und wirkt entzweiend, zerstörend, tödtend.

„Du entmannest die Söhne des Staates und machst den Priester zum König."

„Seitdem die Welt steht, hast du die Erde erschüttert."

„Seitdem die Welt steht, hast du den Königen Ketten gegeben wider die Menschen und den Menschen Schwerter wider die Könige."

Nichts ist Pestalozzi widerwärtiger, als wenn die Form anstatt des Wesens, die Worte anstatt der Sache gesetzt werden. Pestalozzi ist, ich wiederhole es, durchaus nicht gegen ein Bekenntniß eingenommen, wohl aber kämpft er gegen den Mißbrauch des Bekenntnisses, gegen den Confessionalismus, und so auch gegen das Mißbrauch des Katechismus, den er einmal „Kram" betitelt. Man muß die damaligen Verhältnisse berücksichtigen. Der Geist der Kinder wurde in den Schulen seiner Zeit nicht geweckt, die Kinder lernten nur auf die schwerfälligste Art lesen, höchstens etwas schreiben, rechnen gar nicht. Dagegen wurde der Katechismus nebst Liedern und Sprüchen eingepaukt — was Wunder, wenn ihm das als ein Kram erscheint? Anstatt zum Denken anzuregen, wird der Geist geradezu unterdrückt und jener

falsche religiöse Sinn geweckt und genährt, den er mit dem Namen Pfaffheit bezeichnet.

„Menschheit! Auf allen Blättern ruft die Geschichte: Du tödtest eher die Thiere der Erde und vertilgest eher die Fische im Meere, als die Macht der Priester und den Sinn der Pfaffheit, wenn du das Wissenschaftliche ihres Religionsunterrichtes zur Grundlage ihrer Kopfbildung machst."

Voll tiefer Gedanken und geistreicher Bemerkungen sind in dieser Beziehung die Gedanken Glülphis im 63. Kapitel, die er den Einwendungen der Geistlichen in der Prüfungs-Commission entgegen setzt. Ebenso gibt das Gespräch, welches der Junker mit den beiden Mitgliedern der frommen Brüderschaft führt (K. 37), in dieser Beziehung wichtige Aufschlüsse.

Trotzdem Pestalozzi die Weckung des Geistes, der Denkkraft verlangt, so huldigt er in religiöser Beziehung durchaus nicht einer seichten Aufklärung. So läßt er bei den Worten der heiligen Schrift keine langathmigen Erklärungen zu und nennt den vulgären Rationalismus eine „Verstandespest."

„Es dünke ihn, man mache den Verstand wie zu einem Modekleid und ein jeder Narr in der Welt wolle jetzt so ein Verstandesmäntelchen mit sich herumtragen, es möge dann für Tuch daran sein, was es wolle, und es reiße unter den gemeinen Leuten eine Pest ein, die er die Verstandespest heißen möchte." —

Ich schließe hiermit die Einleitung in das berühmteste Werk Pestalozzi's, welches in seinen tiefen Ideen ganze Entwickelungsreihen für das Leben der Jahrhunderte anbahnt. Fichte sagt über dieses Buch: „Pestalozzi's Lienhard und Gertrud verkündeten zuerst bestimmter, was er wollte. Das Buch machte großes Aufsehen, noch größere Wirkung im Stillen des geistigen Treibens. Es war eine Feuersaat; sie zündete in tausend Gemüthern. Alles, was er nachher geschrieben hat, ja sein ganzes Leben ward bloße Auslegung

und Erörterung dieses einzigen Buches. Seine Ideen wirkten fort. . ." *)

Und die Königin Luise, die edle Gemahlin Friedrich Wilhelms III. v. Preußen, schrieb in ihrer größten Noth und Trübsal: „Ich lese jetzt Lienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizer-Dorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edeln Mann mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er's mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen dank' ich ihm!

Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind!" — Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott — wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — wie wahr!" **)

Ich fühle, daß ich den gewaltigen Gedanken dieses Buches nicht gerecht geworden bin, aber es fehlten mir auch alle Vorarbeiten; was in dieser Beziehung zur Erläuterung geliefert ist, besteht in dürftigen Andeutungen oder in Kritiken, die sich mehr an die Form stoßen, als die Ideen berücksichtigen. Ja wohl ist die Form dieses Schmuckes theilweise veraltet, theilweise in einem Stile ausgearbeitet, der dem neuen Geschmacke nicht ganz entspricht, aber was in dieser Einfassung enthalten ist, sind ächte Diamanten, deren Werth nimmer vergeht. Nein, nicht für Jahrhunderte, für alle Zeit haben diese Ideen Geltung. Pestalozzi fühlte selbst den Werth dieses Buches, das seine Lieblingsschöpfung geblieben ist bis ans Ende seines Lebens. Freilich konnte er seine Früchte nicht genießen, dazu bedurfte es einer längeren

*) Fichte. Patriotische Dialoge vom J. 1807. Nachgelassene Schriften. Bonn 1835. 3. Band. S. 267 u. folg.

**) Aus: „Luise, Königin von Preußen." 2. Auflage. Berlin. F. Dümmler. 1849.

Zeit der Reife. Wie Moses das heilige Land, zu dem er sein Volk hingeführt, von seinem Berge aus in der Ferne erschaute, so schaute auch Pestalozzi von seiner Höhe aus mit prophetischem Geiste den Segen, der auf dem Wege, den er für die Menschheit angebahnt, für dieselbe erreicht werden würde, ohne ihn selbst zu genießen, außer in der Hoffnung. Gewiß ist Vieles von dem, was er anstrebte, ins Leben übergegangen, ist Fleisch und Blut geworden im Leben der Menschheit, aber Vieles ist auch noch Gegenstand des Kampfes, Vieles vielleicht noch gar nicht erkannt. Gerade unsere Zeit mit ihrem ganzen Jammer weist auf eine bessere Zukunft hin und der Sieg der guten Sache kann für den nicht zweifelhaft sein, der von der Wahrheit der Pestalozzi'schen Ideen durchdrungen und durch sie über die Unvollkommenheit der Gegenwart erhoben wird.

Der vierte Theil der ersten Ausgabe hat statt des Vorwortes folgende Widmung:

An Herrn Felix Battier Sohn in Basel.

Freund! Du fandest mich wie eine zertretene Pflanze am Weg und retteteſt mich unter dem Fußtritt der Menschen. Davon rede ich nicht.

Lies Freund! diese Bogen. Ich ende mit Ihnen das Ideal meiner Dorfführung. — Ich fing bei der Hütte einer gedrückten Frau und mit dem Bild der größten Zerrüttung des Dorfs an, und ende mit seiner Ordnung.

Das Vaterland sagte laut und allgemein, als ich anfing: Das Bild der armen Hütte und der Zerrüttung des Dorfs ist Wahrheit. Der Mann am Ruder des Staats und der Taglöhner im Dorf fanden einstimmig: Es ist so!

Es war das Bild meiner Erfahrung — ich konnte nicht irren.

Nun ging ich weiter und stieg zu den Quellen des Uebels empor. Ich wollte nicht blos sagen: Es ist so; — ich versuchte zu zeigen: Warum ist es so? Und wie kann man machen, daß es anders werde?

Das Bild ward umfassender. Die Hütte der armen Frau verschwand im Bild der allgemach anrückenden Darstellung des Ganzen.

Es forderte viel. Die Mängel des Dorfs mußten in allen Verhältnissen dargelegt werden, wie die Mängel des Lienhard und des Hummel. Die Mißbräuche im Einfluß der Religion und die Irrthümer in der Gesetzgebung mußten berührt, die Hindernisse des Fortschritts einer wahrhaft guten Menschenbildung mußten enthüllt und ihre Quellen dargelegt werden. Die Schwierigkeiten einer bessern Volksführung mußten auf eine dem wahren Zustand des Volks angemessene Art gehoben und die Möglichkeit der gänzlichen Umschaffung der Seelenstimmung desselben, im Zusammenhang aller seiner Verhältnisse, entwickelt und dargelegt werden.

Der Geist im Dienst des Staats, die inneren Endzwecke seiner Verwaltung — und eben so der Geist des Dienstes am Altar und der Einfluß seiner wirklichen Verwaltung mußte aufgedeckt und bei beiden in allen Zweigen seines Einflusses gezeigt werden, was diese Dienerschaft sein könnte, sollte — und nicht ist. —

Die wahren Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung mußten durch alles Gewirr der tausendfachen Hindernisse hinab in die niedern Hütten gebracht werden — und das Alles sollte sich allenthalben an wirkliche Volksbegriffe und Volksgefühle anschließen, und allenthalben sollte die innere Stimmung der niedern Menschheit den Bildern nahe stehen, die ich hinwerfe, sie zu reizen, sich selber zu helfen.

Ich wollte offen handeln vor dem Volk, wie vor seinen Herren, und beide durch richtigere Kenntnisse der gegenseitigen Wahrheit in ihren Verhältnissen einander näher bringen.

Das ist, was ich versuchte zu leisten; das Wesentliche von Allem, was ich sage, habe ich gesehen. Und sehr Vieles von dem, was ich anrathe, habe ich gethan. — Ich verlor den Genuß meines Lebens in der Anstrengung meines Versuchs für die Bildung des Volks, und ich habe den wahren Zustand desselben, so wie die Mittel, es zu ändern, sowohl

in ihrem großen Zusammenhang, als im ungeheuern Detail seiner millionenfachen sich immer vom Ganzen absondernden und allein wirkenden Verhältnisse gesehen, wie vielleicht Niemand. Auch ist meine Bahn unbetreten, es hat es noch Niemand versucht, den Gegenstand in diesen Gesichtspunkten zu behandeln. Alles, was ich sage, ruht in seinem ganzen Wesen bis auf seinen kleinsten Theil auf meinen wirklichen Erfahrungen.

Freilich irrte ich mich in dem, was ich ausführen wollte, aber eben diese Irrthümer meines thätigen Lebens haben mich in Lagen gesetzt, das zu lernen, was ich nicht konnte, da ich es that.

Lies, Freund! diese Bogen und nimm meinen Dank für die wichtigsten Gesichtspunkte derselben, die ohne dich nie so weit zur Reife gekommen wären, und laß mich von denselben dir sagen: Ich kenne Niemand, von dem ich mehr gelernt habe, und dessen Urtheil mir in Absicht auf die wichtigsten Theile der Volksführung und ihrer Fundamente wichtiger ist, als das deine! —

Freund! die Last meiner Erfahrungen liegt noch auf mir; noch leb' ich, wie im Traum, im Bild dieses Thuns, und mein Streben nach diesem Ziel endet nicht in mir, so lang ich athme — und so lang ich athme, bin ich nicht in meiner Sphäre, bis ich für die ersten Gesichtspunkte meines Lebens wirklich thätig werden kann.

Sei forthin mein Freund! Ich bin ewig mit Dank und Liebe

Neuhof bei Brugg,
den 1. April 1787. der Deine

Pestalozzi.

1. Anfangs Sonnenschein.

Wir sind um einen Schritt weiter — mit diesem Wort endete ich. Ich fange wiederum an. —

Als Arner heim kam, fand er zwei Briefe auf seinem Pult; der eine, den er zuerst aufschnitt, war von dem Grafen Bylifsky, und lautete also: „Lieber! der Herzog ist entzückt über Alles, was du machst. Er hat mir deinen letzten Brief, den er nicht genug lesen konnte, noch jetzt nicht wieder zurückgegeben und will dich, wie du unter den Kindern von Bonnal im Pfarrhausgarten am Boden sitzest, von unserm Menzow malen lassen; er sagte, das Gemälde müsse in das kleine Zimmer, das er seinen Winkel heißt, in welchem noch kein einziges Portrait ist, als das einzige, dessen Original du an Hals und Augen dem schlimmen großen Kopf gleich fandest, den Füßli in Lavaters Physiognomie gezeichnet — neben diesen kommst jetzt du, du gute Seele! Was wirst du wohl auch so gerade neben diesem Kopf auf dieser Wand machen? Und was wird der Herzog denken, wenn er diesen Kontrast — der wahrlich eine große Satire auf seine Regierung ist — fühlen wird, wie er ihn gewiß fühlen wird! — Die Zeit wird es lehren. Freund! Man redet jetzt von dir bei Hof und wie natürlich haßt dich der Mann schon, dem Alles zuwider, was den Herzog an das Menschengeschlecht erinnert. Er sagt laut, dieser Gedanke sei ihm nicht gesund, und doch wird er ihm anrathen, sein Gelüst zu erfüllen, deine Anstalten selbst zu sehen; aber ich werde es noch lange hintertreiben. Wenn je ein Mittel ist, aus Allem was du gethan, geschwind wieder Nichts zu machen, so ist es dieses,

daß der Herzog eine Landessache daraus mache, ehe du sie als deine Privatsache vollendest. Das könnte Helidor wünschen, aber die Freude muß ihm nicht werden, dein Portrait auf diesem Wege von dem grauen Gobelin herabzubringen, auf dem er sich so wohl gefällt allein zu hängen. Wärest du doch nur schon dort! Du verdienst es mehr als irgend Jemand! Du lebst in deiner Unschuld wie ein Kind und weißt weder, was du bist, noch was du thust; aber in einem ganz umgekehrten Sinn als wir hier, denen das leider auch begegnet.

Dein Lieutenant ist Gold werth; sage ihm von meinetwegen, er solle dein Werk vollenden und sich's nicht verdrüßen lassen, so lang es nöthig, auf dieser niedern Staffel seiner so sichern als großen Leiter zu stehen.

Was machen deine Kinder? Und Therese? Grüß mir sie und sage ihr, ich sehe die Hofkreise nicht mehr, seitdem der Schwan weggeflogen, dessen sich unsere Gänse auch jetzt nur mit Neid erinnern.*) Lebe wohl! Schreib mir bald wieder. Ich müßte dich jetzt um Briefe bitten, wenn ich sie auch schon nicht gern hätte. —

Was ich dir wünsche, mein Freund! ist, daß dein Glück dem meinigen nie gleich werde, denn es drückt mich auf beiden Achseln. Bylifsky.

2. Folgt Regen.

Die Freude über diesen Brief verlor sich bei dem andern. Dieser war von seinem Onkel, dem General von Arnburg, der mit Sylvia, seiner Nichte, einen Besuch für etliche Wochen ankündigte.

Ueber den General erschraken sie nicht. Er war ein guter Mann, der den Morgen mit seiner Chokolade und Toilette durchbrachte, ohne Jemand zu plagen, und zufrieden war, wenn man ihn dann nur nach dem Mittagsschlaf bis zum Nachtessen vergesellschaftete.

*) Therese war vorigen Sommer am Hofe.

Aber über die Sylvia erschraken sie herzlich. Es wäre Jeder erschrocken, der mit ihr etliche Wochen unter einem Dach hätte leben sollen. Auch brachte sie eine Person mit, die viel Aehnlichkeit mit ihr hatte. Sie heißt Aglee und wird von Sylvia mit dem Namen Freundin beehrt — ich denke, so lange es gut geht, denn sie steht bei ihr im Jahrlohn. Beide sind eigentlich nicht gern aufs Land gekommen und haben früher den Onkel auch davon abgehalten, aber seitdem es Helidor gewünscht, hatte Sylvia dem Onkel selbst in den Ohren gelegen. Es galt ja den Grafen Raubholz zum Preis. Aber sie brachten neben ihren Charakteren noch eine böse Laune mit.

Der Rollenberger war der erste, den sie sie empfinden ließen. Er legte mit seinem Karl einiges Samenzeug im Garten auf einer Bank in Ordnung, als diese beiden schon am andern Morgen ihres dasigen Aufenthaltes so französisch neben ihn auf beiden Seiten sich niedersetzten, daß das halbe Samenzeug von der Bank an den Boden fiel.

Der Karl, der sein Lebtag kein Bauernweib in einem fremden Hause so auf einer Bank, die voll Zeug war, sich niedersetzen gesehen, machte ihnen Augen, wie er noch keiner Bauerfrau gemacht und der Mund war ihm schon mehr als halb offen, als er sah, daß ihm der Rollenberger winkte. — Er ging, ohne ein Wort zu sagen, fort, aber man sah ihm an, daß es ihm weh that; — er ward roth.

Sylvia lachte spöttisch über sein Rothwerden gegen Aglee und sagte dann zum Rollenberger, was er ihn denn lehre, es dünke sie, er wisse selbst nichts. Betroffen über diese Frage antwortete dieser, er hoffe, wenn sie sich eine Weile hier aufhielten, so würden sie es selber sehen. Sie erwiederte, ob er auch eine Bibliothek habe und wo er studire.

Nicht gewohnt, so gefragt zu werden, und unwissend, wo diese Fragen hinzielten, schwieg er einen Augenblick still, dann antwortete er ihr steif ins Gesicht sehend, er habe nirgend studirt und habe keine Bibliothek.

Sie blieb ihm, wie natürlich, mit den Augen nichts schuldig und fuhr fort, ob er schon eine Erziehung unter

den Händen gehabt. Darauf antwortete er: Ja, und das eine von zwölf Kindern.

Sie. Was er aus ihnen gemacht.

Er, nach einigem Staunen. Brauchbare Kinder, über die bis jetzt Gottlob noch Niemand eine Klage hat.

Sie. Wo diese Kinder seien.

Er. Daheim bei ihrem Vater.

Sie. So? — Wer ist denn ihr Vater?

Er. Der Amtmann von Cleberg.

Sie. Sie wolle wohl glauben, daß er im Stande sei, für einen Bauernamtmann eine ganze Heerde Kinder zu erziehen, aber ihr Vetter sei ein Narr und wisse nicht, was zu einer Erziehung für seinen Stand nöthig sei und er hätte auch diesen Dienst nicht suchen sollen.

Er. Er habe den Dienst (das Wort Dienst langsam aussprechend) nie gesucht.

Sie. Man werde ihm für diesen Dienst (das Wort Dienst hart und eben so langsam ihn verspottend aussprechend) nachgelaufen sein.

Sie sprach in diesem Ton noch lange fort. Als die Frage zum dritten Mal wieder kam, was er denn in aller Welt verstehe, die Buben zu lehren, antwortete er: Muß ich Ihnen denn Alles sagen, was ich kann? Sie erwiederte: Fang er nur einmal an, etwas zu sagen. Auf dieses hin sagte er: Nun denn — ich kann Kühe und Ochsen mästen; ich kann zu Acker treiben und anſäen; ich kann Wassermatten und Kleefelder anlegen; ich verstehe den Waldbau, wie den Bergbau, ich kann mit den Bauern rechnen, wie mit den Herren und was man mir anvertraut, dem liege ich früh und spät ob.

Diese Antwort sprengte die Dame von der Bank auf. — So ein Maul habe ich in meinem Leben nicht gesehen bei einem Idioten, sagte sie beim Weggehen zur Aglee. Diese erwiederte ihr: Sagen Sie nicht so, er ist ihrer Meister worden.

3. Von der adligen Erziehung und den adligen Rechten. Aber auch etwas von Bauernrechten.

Sich zu rächen, erzählte sie die ganze Unterredung mit Zusätzen dem Arner und das noch in Gegenwart des Generals, von dem sie wußte, daß er, auf des Adels hinterste Zugabe kindisch aufmerksam, immer glaubte, man könne fast nicht genug thun, ein adliges Kind unterschieden genug von den andern zu erziehen. Dieser fand auch, wie natürlich, der Vetter sei mit einem solchen Menschen hierzu nicht versorgt und der Knabe werde für seinen Stand und für seine hohen Rechte bei Weitem nicht in der Ordnung erzogen.

Bei diesem Worte fiel ihm Sylvia in die Rede: Ja Onkel, der Vetter achtet die hohen Rechte nicht viel, er achtet sie so wenig, daß er den schon angefangenen Weg über die Felsen, der das Schloß doppelt so viel werth machen würde und den sein Großvater mit so vieler Mühe von den Bauern erstritten, eingehen läßt, wie wenn dieses Recht nichts wäre; aber er kann so den lieben Bauern und dem lieben Bauernvieh die Arbeit schenken.

Erbittert über diesen Ton und dieses Anbringen erwiederte Arner kurz und trocken: Sie waren mir den Weg nicht schuldig.

Sylvia. Es ist doch ein Urtheil von Hof aus wider sie ergangen.

Arner. Es ist ihnen Unrecht geschehen.

Sylvia. Das wäre!

General. Aber wie ist ihnen Unrecht geschehen?

Arner. Sie haben Brief und Siegel dafür, daß sie den Weg nicht schuldig sind.

Sylvia. Warum verloren sie denn den Prozeß?

Arner. Nur um des kleinen Umstandes willen, weil man ihnen die Briefe und Siegel im Amte hinterhalten und, deutsch gesagt, geradezu abgeleugnet hat.

Sylvia. Und Sie haben sie ihnen wieder gegeben?

Arner. Das *versteht sich; und* bestätigt dazu.

General. Das ist doch zu viel.

Arner. Warum lieber Onkel?

General. Deine Kinder und Kindeskinder könnten anders denken als du, und man muß nie eine Gewalt, die man hat, aus den Händen lassen; wenn man meint, man habe das Recht nicht dazu, so kann man sie, so lang man will, nicht brauchen, und das ist ja genug.

Sylvia. So wie er den Karl erzieht, ist er sicher, daß er nicht anders denken wird.

General. Das gehört nicht hierher.

Arner. Onkel, man thut gewiß am Besten, man lasse einem jeden seine Rechte, wie man die seinigen auch gern hat.

Sylvia. Das ist nichts gesagt. Die Bauern haben keine Rechte; ihre Rechte sind nur Gnadensachen.

General. Völlig so ist es doch auch nicht.

Arner. Und wenn's auch wäre, so wär' es nicht für mich. Die Bauern machen so widrige Gesichter, wenn man ihnen ihre Rechte nimmt, daß ich auch kein Roß im Stall haben möchte, das den Kopf und das Maul hängen und Augen machen würde, wie dergleichen Bauern.

Sylvia. Die Roßordnung und die Bauernordnung lassen sich nicht mit einander vergleichen.

Arner. Ihr meint wohl, man könnte nicht bestehen, wenn man die Bauern so gut halten würde, als die Pferde?

Sylvia. Meinethalben probirt es, ihr werdet es dann erfahren.

Das Gespräch verursachte dem Onkel Verdruß; er war mit beiden unzufrieden und ging bei Anlaß der Pferde in den Stall, zu sehen, was sein Brauner mache. Der Knecht hatte ihm gestern gesagt, es fehle ihm etwas am Fuß.

---

4. Die Spinne arbeitet fleißig an ihrem Gewebe.

Sie fürchteten Niemand, als des Lieutenants Augen und Stille, denn sie sahen wohl, daß er reden konnte, wenn er wollte. Dafür aber suchten sie ihn aus dem Schlosse zu

sprengen, so bald sie könnten, und da sie vernommen, er schneide den Kindern in der Schule die Haare und die Nägel ab, hatten sie ihre Sache in Ordnung.

Bei dem ersten Essen rückte Aglee, da er ihr, wie gewöhnlich, den Teller anbot, mit dem Stuhl hinter sich von ihm hinweg. Er wußte nicht, was es war, der ganze Tisch sah hinunter, was es gebe, und Sylvia sagte dann ganz laut und vernehmlich von oben herab, es sei nichts weiter, als ihre Freundin sei ein wenig ekel, und ihr Herr Nachbar schneide den Kindern in der Schule die Haare und die Nägel ab.

Jetzt stand der Lieutenant auf, nahm seinen Stock und Hut, und ging auf sein Zimmer. Der General rief ihm zwar, es sei nicht so böse gemeint, er solle es nicht so nehmen, es seien Frauenzimmer, aber Sylvia sagte eben so laut: Laßt ihn doch gehen, es ist just was wir wollen. —

Arner rief, indem er auch aufstand, seine Knechte vom Tisch weg, wo sie aufwarteten, und befahl noch in der Stube, im Augenblick seine Kutsche anzuspannen. In des Lieutenants Zimmer schrieb er mit Bleistift eine Karte an den Pfarrer von Bonnal: „Ich habe Leute bei mir, die keine Menschen sind, und bis diese fort sind, kann ich keine Menschen bei mir haben;“ und sandte den lieben Mann mit diesem Frachtbrief auf Bonnal. Als er ihm in die Kutsche hineinhalf, sagte er ihm noch: Was mir leid ist, mein Lieber, ist, daß ich nicht mit kann.

Alles war jetzt am Tische still und man hörte keinen Ton, als daß Karl halb laut zu seinem Rollenberger sagte: Es darf nur Niemand ein Wort sagen! Es ist doch nicht recht, es wissen's alle, wie die Jungfern in ihrer Stube eine Ordnung haben und wie dort aller Gattung Haare und dergleichen Zeug in allen Ecken herumliegen; gehe man in des Herrn Lieutenants Zimmer und sehe, ob man so etwas darin finde. — So gab es alle Tage etwas. Auch frug der Karl alle Tage die Mama: Wann gehen sie denn wieder fort?

Armer Karl! du wirst noch viel erleben bis dahin! —

Der General will den Selzer hier trinken, und hat ihn kaum angefangen, aber er kann ihm nicht wohl thun, er hat keine Freude dabei; Sylvia verbittert Alles.

Arner hatte doch das ganze Haus, von oben bis unten ihrethalben in Ordnung gebracht, Stall und Jagdzeug und Kutschengeschirr ausputzen lassen, und Therese hatte alle Hühner und Alles, was lebendig war, aus dem Hofe wegschaffen und einsperren lassen und auch um ihretwillen keinen Mist in die Gärten gethan, der just darein sollte, und hingegen alle Spaziergänge mit Sand überstreuen lassen. Auch hatten sie fast alle Tage Gesellschaft oder fuhren mit ihnen aus, und das allemal auf Schlösser, nie in ein Pfarrhaus und nie zu einem Bürger, damit sie ja nichts zu klagen hätten. Aber es war umsonst; Sylvia hatte sich vorgenommen, ihnen Verdruß zu machen, und machte den General täglich auf hundert Umstände aufmerksam, die seinen Adelstolz reizten. Sie brachte es auch bald dahin, daß er es nicht mehr ausstehen konnte, wenn Arner von der Schule, vom Lieutenant, oder vom Pfarrer in Bonnal nur ein Wort redete; er sagte: Du plagst dich mit Sachen, die dich nichts angehen, und beladest dich mit Leuten, von denen du keine Ehre hast; auch kannst du so unmöglich gesund bleiben, wie du dich den ganzen Tag anstrengst. Umsonst sagte ihm dieser, es mache ihm keine Mühe, er thue es ja gern. Man sieht's dir ja an, erwiederte der Alte, daß du nicht wohl bist; es ist nicht daran schuld, als das und der tägliche Verdruß, den du dir noch damit zuziehst. Das plagte Arnern, und der Plage los zu werden, sagte er endlich dem Hofmann, es stehe nicht mehr bei ihm, ob er diese Sachen wollte liegen lassen oder nicht, der Herzog wisse davon, halte die Sache für sehr wichtig, und er müsse oft Berichte von allem nach Hof schicken, die seiner Durchlaucht selbst zu Händen kämen.

Dann ist's etwas anderes, wenn der Herzog davon weiß! — dann ists etwas anderes, sagte jetzt der Alte und es freute ihn so sehr, daß er nicht mehr daran dachte, es schade dem Vetter an seiner Gesundheit.

5. Die Spinne glaubt ihn wie eine Mücke im Netz; aber die Mücke zerreißt ihr das Garn.

Er sagte wohl noch viermal: Dann ist's etwas anderes, und ging bald hinauf in der Sylvia Zimmer und sagte ihr das Gleiche; der Herzog wisse davon, man müsse sich vorsehen; aber diese lachte ihn aus und erwiederte ihm, sie müßte es auch wissen, wenn im Geringsten so etwas wahr wäre; aber sie könne ihn versichern, Alles, was man vom guten Vetter bei Hof wisse und sage, sei nicht mehr und nicht weniger, als, er sei ein Narr.

Du mußt das nicht sagen, sagte der Alte. Sie aber erwiederte: Nun — Ihr wisset doch gewiß noch, daß ich es schon vor fünf Wochen erzählt, daß Helidor, da ich ihm von eurer Reise hierher etwas gesagt, mir zur Antwort gegeben, was wir auch hier thun wollten, Arner sei einer der ersten Phantasten in der Welt. Das ist wahr, antwortete der General; aber er steht mit Bylifsky gut.

Aber was ist's dann? antwortete Sylvia. Bylifsky ist für den Herzog nur ein Karrenroß, der andere ist Kutscher, und der Bylifsky, der sehr wohl weiß, daß der andere das ist, hat seinen Platz zu lieb, als daß er dem Herzog von Sachen redete, die dem Helidor zuwider sind wie Gift.

Meinst du denn, der Herzog wisse gar nichts davon und er habe mir dieß nur so angegeben? sagte der General.

Sylvia. Der Vetter soll Ihnen das vor dem Nachtessen noch selber bekennen.

General. Wenn du das machen könntest, ich würde morgen wieder abreisen, wenn ich schon meine Cur erst angefangen.

Sylvia. Auf dieses hin will ich noch heute einpacken.

General. Nein; warte bis morgen, es ist dann noch Zeit.

Sylvia. Fangen sie nur beim Thee wieder davon an. — Der Thee kam, und der Herzog war bald da.

Der Vetter wird wohl gespaßt haben, sagte Sylvia alsobald. Das just nicht, erwiederte Arner.

Sylvia. Aber der Herzog — was wird wohl der Herzog von Ihrer Schule wissen?

Arner. Vieles.

Sylvia. Gewiß?

Arner. Ich könnte noch mehr sagen.

Sylvia. Was könnten Sie wohl mehr sagen?

Arner. Ich könnte sagen: Alles.

Sylvia. Ich denke wohl, sie könnten sagen: Alles, aber wenn man es dann auch glaubte.

Arner. Sie haben Recht, es ist besser, ich bleibe beim Vieles.

Sylvia. Ich wüßte etwas, das noch besser wäre.

Arner. Das wäre?

Sylvia. Wenn Sie sagen würden: Gar nichts.

Arner. Wenn Sie allein da wären, ich würde Ihnen sicher sagen: Gar nichts. —

So wörtelten sie miteinander, bis Arner endlich Bylifskys Briefe herabholte und zwei davon dem General ganz zu lesen gab; den dritten las er ihm vor bis auf die Stelle im Anfang, in der Bylifsky die Gleichheit Helidors mit Füßlis Teufel in Lavaters Physiognomik bemerkte; das durfte er ihm nicht vorlesen wegen der Sylvia. Sie ging, sobald der Onkel die Brille aufsetzte und anfing laut zu lesen, vom Tisch weg, aber der General sagte, indem er einen Augenblick still hielt: Es ist gleich viel; es scheint, du habest Recht, und sie habe Unrecht. — Er las dann mit seiner Brille an den Ohren fort und das Herz klopfte ihm vor Freuden, besonders daß der Minister zum Vetter noch Du sage; das hätte zu meiner Zeit nicht statt gehabt, sagte er; wenn einer so hoch hinauf gestiegen, so hat er das gegen Niemand mehr gethan. Er hätte mir bald ausgeschrieben, erwiederte Arner, wenn er seinen Ton um seines Postens willen geändert hätte; ich würde ihm gewiß kein Wort antworten. Der General wußte vor Freuden nicht, was er machen sollte, und sagte etliche Mal, er sehe, daß er aufrichtig sei, und er wolle es ihm sein Lebtag nicht ver-

gessen. Dann fing er vor lauter Freude an über Sylvia zu klagen und sagte, er sei auch nicht mit ihr zufrieden.

Diese sagte auf ihrem Zimmer ganz kalt und bitter zu Aglee, sie könne nicht begreifen, daß Bylifsky es wage, von solchen Affereien mit dem Herzog zu reden. Aglee erwiederte, sie verwundere sich gar nicht darüber, es sei jetzt das Modefieber an vielen Höfen. Aber an unserm, sagte Sylvia, wo der Herzog schon vor 20 Jahren darüber ein Narr geworden, da ist's doch gewiß ein Wunder, daß man's wagt, ihm muthwillig und öffentlich dieses Fieber wieder in den Leib zu jagen, damit ich der schönen Krankheit keinen andern Namen gebe.

Dann staunte sie eine Weile, und sagte endlich: Entweder weiß Helidor etwas davon, und dann ist es nichts anderes, als eine Falle, die er dem Bylifsky legt, und ich glaube es, der Dickhals spielt jetzt den Blinden und weiß von Allem nichts, bis der Minister mit seinem guten Freund bis über die Ohren im Kothe steckt, dann guckt er plötzlich hervor und zeigt dem Herzog, wo sie stecken. Im andern Fall, wenn es ein Umweg vom Bylifsky wäre, was am Ende auch möglich ist, hat Helidor Bericht nöthig; und es träumte ihr, sie sei jetzt am Platz, wo sie ihm in beiden Fällen mehr als ein Mensch dienen könne, denn, sagte sie zu sich selbst, er wünscht gewiß, seiner blinden Durchlaucht hierüber den Nebel von den Augen weg zu thun und die Herren Menschlichkeitskrämer mit Raritätenkästchen recht geschwind in den Koth hineinzuführen, wo sie hineingehören und wo sie früher oder später, auch ohne daß man ihnen hilft, hineinkommen müssen.

Von diesem Augenblick an waren alle ihre Sinne auf diesen Zweck gerichtet.

6. Das Herz gibt Allem, was der Mensch sieht und hört und weiß, die Farbe.

Ihr Jäger kannte den Lieutenant und hatte ihr, sobald er gemerkt, wie sie mit ihm stehe, schon längst erzählt, daß

er nichts mehr und nichts weniger sei, als ein armer Schlucker, der sich viele Jahre lang in diesen Gegenden auf den Schlössern herum gebettelt und reichen und armen Junkern für das liebe Brod Land ausgemessen; er sei aber, so erzählte nämlich der Jäger, hochmüthig, und darum so verachtet worden, daß die Dienstboten in den Schlössern die Bauern und das junge Volk allenthalben gegen ihn aufgehetzt, so daß diese ihm hinter allen Hecken nachgerufen: „Joggeli willt Geld?“ und „Joggeli hast Geld?“ Diesen Jäger rief sie auf ihr Zimmer und sagte ihm, er müsse ihr das „Joggeli willt Geld?“ unter die Bauern von Bonnal bringen, und, wenn es auch etliche Maß Wein koste, zu erforschen suchen, was die Leute in dieser Gegend über diese drei Herren und ihre schöne neue Ordnung alles sagten.

Er that's wie ein Held. — Vor übermorgen wußten alle Kinder in Bonnal das „Joggeli, willt Geld?“ wie auswendig. Und der Sylvia brachte er von dem Ried heim, eine Lumpen-Maurersfrau, die, wie man glaube, dem Junker wohl gefalle, sei an Allem Schuld; sie habe dem Lieutenant die neue Schulordnung angegeben, und ihm im Anfang in der Schule selber zeigen müssen, wie sie es mache. Die Kinder lernten zwar mehr; aber sie würden geizig und hochmüthig, und verachteten die Aeltern, und meinten, es wisse Niemand nichts als sie. Und dann — der Junker habe freilich einen Vogt abgesetzt, der ein Schelm gewesen, aber dafür einen gemacht, der ein Narr sei, und im Grund habe es das Dorf nicht besser; es gehe unter Narren immer noch schlimmer, als unter Schelmen, und man thue jetzt im Geheimen, was man zuvor öffentlich gethan. — Und dann — der Pfarrer achte den Gottesdienst nichts und predige, wenn er wolle, und wenn er nicht wolle, so lasse er es bleiben, und wenn es ihm einfiele, so laufe er mit seinen Leuten wie mit einer Heerde Schafe zur Kirche hinaus und im Dorf herum. Vom Teufel sei keine Rede mehr und über die Gespenster trieben sie ihren Muthwillen so weit, daß sie es nicht achteten, wenn schon das halbe Dorf dabei könnte unglücklich werden. Sein Kutscher habe vor wenig

Wochen beinahe den halben Kirchgang im Eybach ersäuft; er habe zu Nacht um 12 Uhr, da die guten Leute mit einem Glas Wein im Kopf vom Markt heimgekommen, mit seinen großen Kutschenlichtern aus Muthwillen mitten in der Straße still gehalten und die armen Leute erschreckt, daß alle miteinander in den Bach gefallen, und wenn er groß gewesen wäre, wie er zu Zeiten sei, so hätten gewiß etliche ertrinken können.

Wenn Buben Vögel fangen, haben sie keine größere Freude, als Sylvia, wenn der Jäger solche Nachrichten heimbrachte. — Das ist Waare für den Dickhals, sagte sie bei sich selbst, ich könnte keine bessere wünschen, und plagte dann noch den guten Onkel damit, daß sie ihm Alles erzählte, und prophezeite, wie des Vetters großer Ruhm sich gewiß mit einer lustigen Hofkomödie endigen werde.

Es machte dem armen Alten Angst, und je mehr es ihm Angst machte, je mehr glaubte er es; und je mehr er es glaubte, je mehr kam die böse Laune wieder in ihn hinein, der Vetter könnte auch anders sein; wenn es dennoch nichts nütze, so sei es doch widrig, daß er nicht sei, wie andere Leute, und wie seines Gleichen.

Auf diesem Wege ward er wieder unzufrieden, wenn nur ein Bauer kam; und wenn einer kam, zeigte ihn ihm Sylvia schon von Weitem und machte gemeiniglich dabei noch die Bemerkung: Es kommt wieder Jemand für ihn, er wird euch jetzt wohl stehen lassen.

Das ging alle Tage so, und alle Tage ward der Alte darüber empfindlicher, und das um so mehr, da er jetzt zu Arner nichts mehr darüber sagte. Sylvia sah es und sagte dieser Tage zur Aglee: Es kocht in ihm, wie ich es gern sehe!

Sie hatte Recht, es kochte wirklich in ihm und lief bald über, wie sie es gern sah.

---

7. Ein Mann, ein Weib, ein Hund, und ein Kind.

Der Tag war heiß, sie hatten Fremde, und er hatte mehr als gewohnt getrunken. Er erkühlte sich nach der Mahlzeit auf der Terrasse. Da zeigte ihm Sylvia wieder einen Bauer am Thor, und wieder mit den Worten: Er wird uns jetzt bald wieder verlassen, da Jemand für ihn da ist. Das war Feuer ins Dach geworfen und er rief dem Bauer hinunter, er solle sich packen, so lieb ihm Gott sei.

Aber der Michel am Thor dachte, der Wein redet aus dem Herrn; ich muß meinen Brief abgeben und ging nur ein wenig beiseite und nicht fort. Da seht Ihr, sagte Sylvia, es weiß ein jeder Bauer, was Ihr hier zu befehlen habt, und reizte ihn mit allem Fleiß so fort, bis er endlich dem Jäger rief, er solle den Kerl da unten mit den Hunden wegjagen. Er hatte es kaum gesagt, so rief man ihn wieder in die Stube an sein Spiel, und der Jäger hätte Hund und Mann jeden an seinem Ort gelassen, aber Sylvia winkte ihm, er solle ihn hetzen.

Der Karl sah ihn zur Scheuer hinabspringen und die Hunde ablösen. Was will das geben? dachte er bei sich selber. Aber als er sie hetzte, dacht' er nicht mehr — er lief ihnen, was er vermochte, nach, rief sie zurück, faßte den Sultan der ihm folgte, am Halsband und lief so den einen Hund an der Hand dem andern nach, und rief immer: Türk! Türk! hier, hier! aber er kam nicht. Sylvia sah dem Spiel wie einer Komödie von der Terrasse zu, und rief ihm von da hinunter: Du Narrenbub! er wird ihn nicht fressen.

Es ist wahr, er hätte ihn nicht gefressen, er hätte ihn nicht einmal gebissen, wenn er seine Ordnung verstanden hätte. Der Schloßhund war gewohnt, den armen Leuten, gegen die man ihn hetzte, nichts zu thun, als ihnen ein Stück, aber nicht gar ein kleines von ihren Fetzenkleidern vom Leibe zu reißen; wenn er dann aber das hatte, setzte er sich nieder, nahm es zwischen die Tatzen ins Maul und spielte damit. Das war des Hundes Gewohnheit, aber wie

gesagt, der Michel verstand sie nicht und stellte sich, so bald er ihn gegen sich anspringen sah, mit dem Rücken gegen die Mauer, sagte ganz laut: Ist es so gemeint? und empfing ihn da mit seinem Knorrenstock, wie ein Mann, der auch schon Hunde gesehen und nicht vor einem jeden flieht. Der Hund, dieses Empfangs so ungewohnt, als der Michel des Angriffs, vergaß ob dem Streich seine Erziehungsregeln vollends und packte seinen Mann wie ein ganz natürlicher und ohne Kunst gezogener Hund mit der vollen Kraft seiner Zähne am Schenkel; aber dieser stärker als der Hund, schwenkte ihm den Schenkel aus der Schnauze und schlug ihm den zweiten Streich so hart auf die Rippen, daß er heulend zurück wich und auf dem Bauch kroch. Du verfluchter Bube, wart, wenn der Hund drauf geht! rief Sylvia von der Terrasse hinunter, und er, der vor Schmerz und Wuth nur den Hund im Kopf hatte und in diesem Augenblick noch nicht im Stand war einen Unterschied zwischen ihr und ihm zu machen, rief ihr hinauf: Und wenn ich darauf gehe, so wart denn Du! —

Schweig doch, schweig doch, und gib ihr keine Antwort! Du siehst ja wohl, wer es ist, sagte der Karl, der jetzt mit seinem Sultan neben ihm stand. Bist du es, Bub? Ja komm doch, komm doch, sagte das Kind, und zog ihn am Rocke fort. Der Michel mußte weinen ob der Güte des Buben, an dessen Hand er fortging. Er verdiente die Thränen des Mannes. Er entschuldigte seinen Vater und sagte zu ihm, er sei gewiß nicht Schuld und werde ihm gewiß helfen. Ich weiß es wohl, daß dein Papa nicht Schuld ist, und wenn ich auch sterben müßte, er wäre mir gleich lieb, sagte Michel. Aber du stirbst doch nicht? Gelt, du stirbst doch nicht? Es war ihm angst, er sah ihm das Blut über sein Bein herabfließen.

Wie der Donquixote-Bub das Händchen dem Mann gibt, den sein Onkel mit den Hunden fortjagen lassen, sagte Sylvia auf ihrer Mauer zu Aglee. Es war das erste Wort, das sie redete, seitdem er ihr „und wenn ich drauf *gehe, so mußt denn du warten!*“ hinaufgerufen. Sie

schämte*) sich ob diesem Wort vor Aglee und that, wie wenn sie ihn nicht verstanden, aber doch redete sie bis jetzt nichts. Es ist gleich viel, erwiederte diese. Der Mann hat sich doch besser gehalten, als der Hund. Es ist wahr, sagte Sylvia, die Bestie hat kein Herz, ich habe es gesehen, sie hat ihn schon gefürchtet, ehe er ihr den ersten Streich gab. Dann ging auch sie in die Stube, sagte dem Onkel ins Ohr, sie glaube, der Hund habe dem Kerl zu Ader gelassen, aber nur ein wenig am Bein, und es mache nichts. Dieser gähnte eben, als sie es sagte, und hörte es kaum.

Aber der Michel blutete immer stärker und unten am Vorrain wollte ihm ohnmächtig werden; er merkte es und schickte den Karl fort, dem Klaus zu sagen, er solle zu ihm hinunter kommen und das geschwind. Du bist jetzt hier sicher, und es thut dir hier gewiß Niemand etwas, sagte der Knabe zu ihm, und dann im Fortspringen einmal über das andere zu sich selber: Die Hundsleute, die Hundsleute! Das ist Zwingherrn Arbeit, wie auf der Tapete.

8. Die Weisheit der Alten und das Maul der Neuen.

Er meinte die Tapete im alten Rittersaal, die der gute Ahnherr, von dem alle Dorffreiheiten herstammen, seinen Kindern und Kindeskindern und auch den Rittern, seinen Nachbarn, zur Lehre und zum Exempel mit den größten Fehlern und den besten Tugenden der Ritterleute hat bemalen lassen.

Es sind 12 solche Tapeten, und auf einer jeden Tafel ein sogeheißener Ritterstreich, aber über dem Ritterstreich diejenige christliche Tugend, die diesem Ritterstreich entgegen ist, abgemalt. Vorn an der ersten Tafel ist auf einer Fahne, die blutroth ist, mit großen Buchstaben das Wort Heiden-

*) Anmerkung. Es ist ein Zug ihres Charakters, sie schämt sich nie; daß sie sich jetzt schämt, widerspricht diesem Zug nicht; so wie der Hochmuth ohne Ehrliebe statt hat, so hat falsche Scham ohne *wahre Schamhaftigkeit* statt.

Ritter, und oben vorn an den Tugenden auf einem weißen Schild das Wort christlicher Adel.

Die schönste unter den 12 Tafeln, oder wenigstens die, worüber der Karl am meisten gelacht, stellt einen solchen Heiden-Ritter vor mit einem großen Hut, einer Kette darum und einer weißen Feder darauf, just wie man jetzt auf allen Petschaften sieht, und der, wie ich glaube, Freiheits-Hut heißt. Dieser Heiden-Ritter läßt auf der Tafel einen Bauer, der ihm Wild geschossen, auf einen großen Hirsch schmieden; aber hinter ihm ist der Teufel abgemalt, wie er seine schwarzen Klauen gegen seine weiße Freiheitsfeder und gegen seinen Hals ausstreckt und wie ihm die Worte: „Laß ihn nur reiten, du mußt dann auch reiten" zum schwarzen Mund herausfallen. Die Buchstaben sind alle roth und eng an einander, so daß es ist, wie wenn er die Worte zum Mund aus blutete. Auch ist es von diesen rothen Buchstaben im Schlosse gekommen, daß man wohl 300 Jahr in dem Hause allen unmenschlichen und harten Worten und allen dergleichen Ritterstreichen keinen andern Namen gegeben, als Teufelsblut.

Sobald der Karl den Klaus gefunden und fortgeschickt, ging er, wie er war, die Haare über die Stirn und mit Blut am Kleid und an den Händen, in die Stube, wo man spielte und drängte sich zwischen Herren und Frauen, die er nicht sah, hindurch zum Papa, ihm zu sagen, was geschehen sei.

Therese sah, daß es etwas Unrichtiges sein müsse und stand von ihrem Tisch auf. Sylvia hingegen blieb sitzen und rief mit den Karten in der Hand, sie bitte den jungen Herrn, daß er nicht so viel Wesens mache, sie habe allem zugesehen, der Kerl sei frisch und gesund vom Schloß weggegangen und also könne ihm nicht viel fehlen, übrigens sei er an Allem selber Schuld und habe es so haben wollen.

Arner fiel ihr in die Rede, und sagte, und er bitte sie, dem Kind zu erlauben, seinem Vater zu erzählen, was vorgefallen sei. Alles ward aufmerksam, man legte an allen *Tischen das Spiel weg, Alles* stand auf und Sylvia sah

aus, wie wenn sie eine gute natürliche Farbe hätte, als er wieder anfing: „Eben sie ist Schuld — und sonst kein Mensch!“ Aber in diesem Augenblick kam die Haushälterin außer Athem in das Zimmer und sagte: Der Mann liegt todt auf dem Vorrain! — Mit dem Wort war Arner aus dem Saale und die Treppe hinunter. Er riß mit seinem Sporn das Tafeltuch nach, und Porzellan und Glas und Silber, was darauf war, lag am Boden. Er sah nicht zurück, auch Therese, die ihm folgte, sah nicht zurück. —

Sylvia war über das Wort todt betroffen, aber sie konnte sich doch nicht enthalten, auch jetzt noch zu sagen: Das ist eine Ordnung!

---

9. Was mich zum Schweigen bringt.

Was red' ich von ihr! — Er ist nicht todt, er lag nur in Ohnmacht. Therese sitzt unter freiem Himmel in ihrer Seide auf einem Stein am Weg, unter dem Baume, an dem er liegt; sie nimmt seinen Kopf vom Boden auf ihren Schooß, reibt ihm Stirn und Schläfe mit riechendem Wasser und hält ihm die Flasche an die Nase. —

Wie einer Mutter ihr Herz klopft, deren Kind ohnmächtig auf ihrem Schooß liegt, bis es wieder erwacht, so klopfte ihr Herz, bis er wieder erwachte. Er öffnet seine Augen wieder — sie sieht's und Freudenthränen fallen auf ihre Wangen. Er weiß nicht, wo er ist, sieht zuerst hinauf gegen den hellen Himmel, dann an den Baum, unter dem er liegt. Er sieht sie und eine Freudenthräne über sein Erwachen fällt auf sein Angesicht. —

Ich muß schweigen, meine todte Feder hat nun am wenigsten Kraft, wo ich am meisten empfinde.

Könnte ich dieses Erwachen malen, daß es lebendig wäre und redete! Ich würde Menschen Menschen regieren lehren, — aber ich kann es nicht, — ich kann dieses Erwachen nicht malen, daß es lebendig würde und redete.

Leser! denk' dir dieses Erwachen, und mal' es aus bei

dir selber, — ich aber will schweigen, dir dieses Bild nicht zu verderben. —

Edler! bist du fertig? — Soll ich wieder reden? —

Als die erste Empfindung über dieses Erwachen vorüber war, sagte er, er habe dem Karl das Leben zu danken und er wäre beider Hunde zugleich nicht Meister geworden. Ja — wenn ich nur den andern auch hätte zurückbringen können! erwiederte Karl, aber der garstige Türk hat mir nicht folgen wollen. Du hast genug gethan — mehr als genug! sagte der Mann, und erzählte dann, wie der gute Knabe ihn so sorgfältig weggeführt, auch wie er seinen Papa entschuldigt und gesagt, er sei gewiß nicht Schuld — und alle Wörtchen, die er zu ihm gesagt hatte.

Arner und Therese freuten sich herzlich und sagten ihm: Wehre dich dein Lebtag so brav für deine Leute, wenn ihnen Jemand etwas thun will! Ja! sagte Karl, aber wenn dergleichen Leute, wie die sind, zu mir kommen, und ich groß und Meister bin, so schicke ich sie fort. — Und einen Augenblick danach sagte er: Nicht wahr, Papa! wenn sie fort sind, so ist dann ihren Hunden schon gewehrt? Dieses Wort freute den Michel so, daß er sagte, er wollte nicht um den Biß, so weh er ihm thue, daß er das nicht gehört hätte.

Sie ließen ihn, da er verbunden und vollends besorgt war, in ihrem Tragsessel über den Berg heim bringen. Er wollte zwar nicht in das schöne Haus hinein und sagte, wenn er auch noch so sehr Sorg haben würde, so könnte er doch etwas daran verderben. Es ist nichts daran gelegen, wenn du schon etwas verdirbst, wir sind dir mehr schuldig als das, erwiederte Arner, und half ihm noch selbst hinein.

---

10. Glaubt mir, ein solcher Mann ist brauchbar; aber glaubt mir auch, es kann ihn nicht Jeder brauchen.

Der Michel dachte nun erst an den Brief, den er bei sich hatte, *er war voll Blut*, — und lautete also:

Edler, lieber Junker Vater!

„Es stürmt Alles über den guten Mann los, den Sie mir gesandt haben, sie verfolgen ihn in unserm Thal nicht weniger, als an Ihrem Tisch. Ihr Jäger kommt jetzt alle Tage in unsere Bahn und streut Sachen aus, die ihn auf den Tod kränken müßten, wenn ihn etwas kränken könnte. Er sagt nichts Geringers von ihm, als er sei ein Landstreicher und sei noch aus allen Schlössern, wo er ihn angetroffen, weggejagt worden, und man habe ihm allenthalben hinter allen Hecken „Joggeli willt Geld?“ und „Joggeli hast Geld?“ und dergleichen Bosheiten nachgerufen, und auch in Ihrem Schloß habe er sicher für sein Lebtag ausgegessen. — Ich mag nicht fortfahren. — Alle Kinder im Dorf reden davon und er weiß Alles, aber es wagt es doch kein Mensch, wie es sonst unter den Bauern der Gebrauch ist, mit ihm davon zu reden.

Sie haben, wie Sie wissen, an nichts Anderem eine solche Freude, als wenn sie in dergleichen Fällen Jemand mit dem Heuchlerton von Mitleiden und Theilnahme kränken können, aber ihn lassen sie gehen. Es hat es ein Einziger gewagt — der Niggelspitz — ein Kerl, von dem Freund und Feind sagen, wenn er etwas im Mund habe, könne er nicht schweigen, auch wenn der Henker mit dem Schwert vor ihm stünde — aber der Lieutenant hat nur die Augen etwas mehr als gewohnt gegen ihn aufgethan, auch den Kopf etwas mehr als gewohnt gegen ihn gerichtet. Das Wort ist dem armen Niggel, wie gesagt, vor meinen Augen im Mund stecken geblieben.

So viel Gewalt hat er über die Leute, und ihm macht es nichts, aber es ist doch fatal für unsere Ordnung und kann uns sehr schaden. Alles Gute ist noch nagelneu und der alte Sauerteig noch nichts weniger als todt, man braucht nur Wasser dazu zu schütten, so geht er in allen Ecken wieder auf. Ich spüre alle Tage mehr, daß noch viele Leute sind, und diese noch von den ersten im Dorf, die danach hungern und dürsten, etwas Widriges gegen unsere Ordnung auszuspüren und bei so neuen, noch unreifen Einrichtungen

ist man nie sicher, wie weit auch die kleinsten Umstände, die widrig sind, langen mögen. Aber ich bin vielleicht zu ängstlich, und will davon schweigen, um noch von ihm zu reden.

Ich glaubte längst, daß ich ihn kennte, aber ich bin noch lange nicht so weit. Man sollte glauben, seine Schule sei ihm Alles, aber sie ist ihm nichts. Junker! diese Schule, aus der er Alles macht, sie ist ihm sicher nichts, er macht sie ohne Maß zu gut, als daß sie ihm etwas sein könnte. Ich weiß es, wenn sie gemacht ist, er wirft sie weg wie einen Ball, mit dem er einen Wurf that, blos um zu zeigen, wie leicht er damit spiele. Die Richtung seines Geistes, mit der er bei jedem Wort und bei jeder Handlung die Bedürfnisse des Menschengeschlechts umfaßt, läßt ihm keine Ruhe, weder Tag noch Nacht; — er muß, er kann nicht anders als die größten Endzwecke haben, dessen bin ich sicher. Ich hörte ihn einmal in der Stube, da er sich in seiner Ecke allein glaubte und mit sich selbst redete, die Worte sagen: Ich will ihnen zeigen, wer ich bin; und eine Weile darauf: Wenn die Staffeln an der Leiter glühend wären, so muß es sein! — Sie wissen die Worte von den Staffeln an der Leiter in des Grafen Brief? —

Sein Selbstgefühl hat keine Gränzen. Er haßt den Faden, der ihn an das Menschengeschlecht bindet, und im Grund ist kein Fürst so stolz als er. Er sagte bei einem Anlaß, wenn einer unter zehn Tausenden allein steht, so merken die neun Tausend neun hundert und neun und neunzig nichts weiter, als daß er nicht mit ihnen Heu frißt. —

Ich durfte ihn nicht fragen, aber ich hatte es auf der Zunge, ob er mit dieser Zeile die Geschichte und die Leiden seines Lebens entworfen? —

Bei allem dem ist er gut wie ein Kind, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie wehe es ihm that, daß Gertrud um seinetwillen ihr Liseli in der Schule abgestraft. Die Schwätzerin sagte unter der Schulthür zu dem Knaben, dem er das letzte Mal die Haare abgeschnitten: Du! es ist gewiß *deinetwegen, weshalb der Hr. Lieutenant* hat aus dem Schloß

müssen! Gertrud brachte es mit der Ruthe selbst in die Schule und hat dasselbe so hart abgestraft, als ich es nicht von ihr erwartet und als gewiß keine Frau im Dorf es gethan hätte. Ich mußte den Lieutenant unter einem Vorwand ins Pfarrhaus nehmen, sonst hätte er es nicht zugelassen. — Ich muß enden. Ich schwatze, wie wenn wir einander nie mehr sehen würden und wie wenn Sie sonst nichts zu thun hätten. Leben Sie wohl! Ich kann nicht satt werden, Ihnen, edler, lieber Junker, Vater zu sagen. Gott segne Sie und die Ihrigen.

Ihr
Sie verehrender
Pfarrer Ernst.

---

11. Der Sünde Sold ist wohl der Tod; aber der Sichelmann nimmt nicht immer den eigentlichen Sünder.

Es war zu viel für heute! Er zitterte bei dem Anfang des Briefes und konnte ihn nicht fortlesen. Der Schreck über den Michel hatte ihn erschüttert und der Verdruß darüber empört, — er war noch wie im Fast, — und jetzt übernahmen ihn die Bosheiten mit den Bauern in Bonnal, die ihm ganz neu waren, daß er zitterte und den Brief nicht fortlesen konnte; es war ihm, wie wenn sein Herz zerspringen wollte.

Therese, die in der dunkeln Stube des Bauern am Vorrain und bei der Angst und der Arbeit mit dem Michel keine Veränderung an Arner bemerkte, sah erst jetzt, wie blaß und entstellt er aussah, und sagte: Was ist es doch wieder? Jesus! du siehst elender aus, als der Michel! Er hatte den Brief in seiner sinkenden Hand, und konnte ihn ihr fast nicht geben. Hätte mich, erwiederte er, und seine Augen starrten — hätte mich nur ein Hund gebissen! Aber es nagt ein schlimmeres Thier an meinem Herzen.

So ein Wort hatte Arner in seinem Leben nicht geredet; auch erschrak Therese mehr darüber, als über einen Donner-

schlag, die sie doch fürchtete. Sie sah, daß er aufs Aeußerste getrieben und dem Ausbruch einer Krankheit nahe sei, und stammelte mehr, als sie sagte: „Geh doch ins Bett, wenn du heimkommst; du bist krank!“

Da sie gegen die Linde kamen, stand Sylvia vor ihren Augen von der Bank auf und ging fort. Das that Arnern von Neuem weh. Da er auf sein Zimmer kam, legte er seinen Kopf auf sein Pult. Alles, was heute geschehen war, stand ihm wie ein Gemälde vor seinen Augen und Sylvia war der Anfang und das Ende von Allem, was ihm vor Augen stand; sein Blut wallte und sein Innerstes empörte sich immer stärker, je mehr er sie vor Augen sah. Es überfiel ihn ein Frost, daß Stuhl und Tisch mit ihm zitterten, dann rollten seine Augen, seine Faust ballte sich, er stampfte mit dem Fuße und sagte einmal über das andere: Was habe ich dem Thier, was habe ich dem verfluchten Thier auch gethan, daß sie es mir so macht? —

Therese hörte das Zittern des Pults und dann das Stampfen seines Fußes, sprang hinauf, und verstand noch vor der Thür die Worte „Was habe ich dem Thier, dem verfluchten Thier auch gethan?“ Da er sie sah, wollte er ruhiger scheinen, aber er zitterte noch und konnte nicht reden; sie eben so wenig. Sie saß mit stummer Beklemmung neben ihm und er legte sein Todtengesicht auf den Schooß, auf dem so eben der Michel gelegen. Sein Athem war laut und das Fieber sichtbar, aber er redete nicht und lag so bis man zum Essen klingelte. Auch da noch wollte er hinabgehen, damit sie nicht zürnten, aber er sank in den Stuhl zurück, von dem er aufstehen wollte, und mußte ins Bett.

Sylvia machte bei Tische böse Anmerkungen, daß man sie allein lasse und Therese eilte zu ihrem kranken Manne, daß sie ihn nicht lange allein lasse. Aber Arner hatte eine schlimme Nacht. Frost und Hitze wechselten miteinander ab und die Empörung seines Innersten erhöhte das Wallen seines Blutes und seines Fiebers. Sein Karl hörte ihn zweimal nacheinander halb laut, daß es Therese nicht ver-

stand, bei sich selber sagen: Sie bringen mich noch ins Grab, sie bringen mich noch ins Grab.

Das gute Kind hüllte sich tief in seine Decke, damit der Papa und die Mama sein Schluchzen nicht hörten.

---

12. Eines Knechtes Größe ist auch Menschen-Größe.

So bald der Wein verraucht war, konnte der General auch nicht mehr schlafen. Der Mann, den der Hund gebissen, ging ihm im Kopf herum. Es war ihm wie ein Traum, er sei todt, dann war ihm wieder, er sei nicht todt; dann sann er nach, wie es nur gekommen, daß er ihn mit den Hunden gehetzt, glaubte halb, Sylvia sei daran Schuld und dachte dann wieder, nein, er könnte ihr Unrecht thun, der Wein thue viel im Menschen, das er nicht wisse; dann dünkte ihn wieder, sie habe doch neben ihm gestanden und hätte ihn können abhalten, dann war's ihm auch, er habe gar keinen Hund gesehen und auch das in seinem Leben nie gethan, und auch der Jäger hätte es nicht thun sollen, wenn er es ihm auch geheißen hätte So wirbelten ihm in seiner Schlaflosigkeit Gedanken von Angst und Gutmüthigkeit durcheinander, und der erste und letzte dieser Gedanken war immer, wenn der Mann nur nicht todt ist!

Daß Arner krank sei, dachte er gar nicht, aber als er seine Thür einmal über das andere auf- und zugehen hörte, wunderte es ihn, was es sei, und da er den Klaus, der die Treppe hinauf- und hinabging, an seinem Schritte erkannte, stand er auf, ging unter die Thür und fragte ihn, ob es etwas Unrichtiges sei. Der Knecht antwortete ihm, der Junker sei gar nicht wohl; und erst da kam ihm wieder in den Sinn, er sei schon gestern nicht bei dem Nachtessen gewesen. Aber das erste Wort, das er darüber sagte, war: Ist es auch vom Hund her? Ich weiß nicht, es wird Alles zusammengeschlagen haben, der Hund und die Leute, erwiederte der Klaus. Jesus! ist es schlimm? sagte der General, und in gleichem Augenblicke, ehe der Knecht hierauf

antworten konnte: Sage mir doch, ist der Mann todt, der gebissen worden?

Klaus. Nein, er ist nicht todt, aber er hätte es können werden — und mit dem Junker ist es gar nicht gut.

General. Komm doch eine Viertelstunde zu mir herein, du mußt mir erzählen, wie es mit dem Hund zugegangen, sagte er zum Klaus. Dieser aber mußte hinauf, denn der Junker hatte entsetzlichen Durst und das Wasser zum Thee kochte eben. Der General wollte mit hinauf, zu sehen, was er mache, der Klaus aber sagte ihm, sie würden jetzt nur über euch erschrecken!

Der General erwiederte: So will ich da bleiben, aber sage ihnen, daß ich habe wollen kommen und ich lasse ihm gute Besserung wünschen, und dann, setzte er hinzu, wenn du nichts mehr oben zu thun hast, so komm doch noch zu mir und bring mir auch Theewasser, ich muß mit dir reden.

Es freute Arner und Therese, daß er habe hinauf kommen wollen; sie sagten beide, wäre er doch allein da, es wäre uns allen so wohl bei einander. Sie machten recht geschwind mit dem, was der Klaus bei ihnen zu thun hatte, damit er bald mit dem Thee zu ihm hinab käme und er nicht lange auf ihn warten müsse.

Sobald er kam, fragte er ihn wieder: Wie ist es nur mit dem Hund zugegangen?

Er antwortete ihm gerad heraus, Sylvia sei an allem die Schuld, er sei schon von der Terrasse fort und wieder in der Stube gewesen, ehe der Jäger noch zum Thor hinausgegangen, auch wäre da gewiß nichts mehr geschehen, wenn Sylvia ihm nicht gewinkt, daß er doch gehe; daß sie das gethan, hätten von den Dienstleuten, so wohl von den fremden, als von denen, die im Hause, gar viele gesehen.

General. Es wissen also viele Leute, daß sie schuldig ist?

Klaus. Freilich.

General. Was haben sie denn dazu gesagt?

Klaus. Ihro Gnaden können sich wohl einbilden,

was gemeine Leute, die bei dergleichen Fällen denken, es könnte ihnen auch so gehen, dazu sagen!

General. Nein, sag' es mir doch, ich möchte es wissen, was sie dazu gesagt.

Klaus. In Gottes Namen! Sie sagten, es sei ein gottloses Stück, und es werde ihr wohl bekommen, wenn sie den Lohn dafür noch auf dieser Welt bekomme. Ihro Gnaden, man redet unter gemeinen Leuten nicht anders über dergleichen Sachen, und ich bitte nicht ungnädig zu nehmen, Sie haben es befohlen.

General. Es macht nichts — es macht nichts. — Gottlob! daß der Mann nicht todt ist. —

Klaus. Lassen Ihro Gnaden dieß das Fräulein sagen „Gottlob! daß er nicht todt ist." —

General. Warum das? —

Klaus. Sie wäre ihres Lebens nicht sicher, wenn er todt wäre.

General. Meinst du das?

Klaus. Ganz gewiß. Die Bauern nehmen's hier nicht so leicht auf, wenn man ihrer einen zu Tod hetzt.

General. Wissen es die Bauern jetzt auch schon?

Klaus. Sie haben auf dem ganzen Burgfeld die Pflüge still stehen lassen, und sind zu Dutzenden zugelaufen, als man sagte, er liege todt am Rain.

General. Aber es thut ihr jetzt doch Niemand etwas, weil das nicht ist?

Klaus. Ich möchte nicht dafür gut stehen und ihr auch nicht rathen, bis der erste Sturm vorüber, gar zu weit vom Schloß allein wegzugehen.

General. Es wäre erschrecklich, wenn sie nicht sicher wäre.

Klaus. Es ist wohl so, Ihro Gnaden, aber man muß auch nicht sein, wie sie ist; sie hat keinen Menschen, der ihr gut ist.

General. Warum doch auch das?

Klaus. Sie will es nicht anders. Sie sagt zu keinem Menschen weder guten Tag, noch gute Nacht, und gibt

Niemand ein gutes Wort, außer sie wolle von Jemand etwas; dann kann sie so freundlich sein, als keine. —

Der General erwiederte ihm, das wolle doch nichts sagen, es sei mit dem Grüßen und Behüten so eine Gewohnheit, der eine habe sie, der andere habe sie nicht. Aber Klaus sagte, die gemeinen Leute könnten den Unterschied gewiß so gut machen, als die andern, ob eine Herrschaft so etwas aus Gewohnheit thue, oder aus bösem Willen und in der Absicht zu kränken: und das thue Sylvia gegen Große und Kleine, gegen die Herrschaft und gegen die Dienstleute, und sogar gegen unschuldige Kinder. Wo sie nur den guten Karl sehe, der doch außer ihr allen Menschen lieb sei, könne sie sich nicht enthalten, es möge um den Weg sein, wer immer wolle, ihn zu verspotten.

General. Aber thut sie das wirklich?

Klaus. Mein Gott! Was für ein Unmensch müßte ich auch sein, wenn ich so etwas wider Jemand sagen könnte und nicht gewiß wüßte, daß es wahr wäre!

General (mit einem Seufzer). Nein, nein; ich glaube nicht, daß das gelogen sei.

Klaus. Erlauben Ihro Gnaden, ich muß jetzt noch etwas sagen, das mir auf dem Herzen liegt; Ihro Gnaden sind so gut und Sie meinen es auch mit dem Fräulein so gut, daß ich nicht anders könnte, als es Ihnen klagen; sie treibt wider einen Menschen, der an der Jugend in Bonnal einen Gotteslohn und mehr thut als, glaube ich, je ein Mensch in der Welt an Bauernkindern gethan hat und der darum auch dem Junker so lieb wie ein Bruder ist, wider diesen Mann treibt sie Bosheiten, die himmelschreiend sind und braucht den gleichen Jäger dazu, den sie gestern zum Hundhetzen gebraucht hat — und sie bringt den Junker ins Grab, wenn sie so fortfährt.

Der gute Klaus kam nach und nach ins Feuer. Die Nacht, die Umstände, die Güte des Generals und Alles brachte ihn dahin, daß er fast mit ihm redete, wie mit seines Gleichen, aber er brachte dem alten Herrn so viel auf einmal in den Kopf, daß er ihm Angst machte; er fing

an zu wünschen, daß er doch schwiege und es dünkte ihn, es sei doch zu viel für einen Knecht — denn es war zu viel für ihn. Er seufzte ein paar Mal, dann sagte er: Du wirst gar eifrig und ich möchte doch jetzt bald wieder schlafen. Damit schickte er ihn fort. Aber er empfand doch, daß der Kerl ein seltenes Stück von Ehrlichkeit für einen Knecht sei und daß zwischen ihm und allen Dienern, die er noch gehabt, ein größerer Unterschied sei, als zwischen einem Offizier und einem Gemeinen; auch wollte er ihm ein Trinkgeld geben, aber Klaus nahm es nicht und sagte: Ich werde euch sonst immer dafür danken, wenn ihr mir etwas geben wollt, aber in der Stunde, in der ich etwas Böses über Jemand gesagt, wäre es mir nicht anders, als ich würde einen Judas-Pfennig fürs Verrathen annehmen — und ich scheue dergleichen Pfennige.

Nun, nun, sagte der General, wenn du es lieber ein ander Mal willst, so sei es, aber für den Mann, den mein Hund gebissen, mußt du etwas anderes nehmen; du mußt mir morgen Brod, Fleisch und Wein für ihn kaufen, und sag' ihm nur, ich wolle ihn nicht vergessen, bis er wieder gesund sei, und es sei mir so leid, als es mir nur sein kann, daß dieses begegnet sei, er solle es mir verzeihen.

Der Klaus sagte, er kenne den Mann und wisse, daß diese Worte ihm mehr als ein Pflaster auf seine Wunden wohlthun würden.

---

13. Es gibt eine Seelenstimmung, die dem Menschen zu einem Kropf helfen kann.

So viel Wahrheiten für einen Knecht, über den er auch wegen keines Wortes zürnen konnte, versetzten den alten Mann in tiefes Nachdenken, bis die Sonne hoch war.

Sylvia fand ihn bei der Chokolade, die sie immer mit ihm trank, gegen sie ganz verändert und Aglee hörte in der Küche, daß er tief in der Nacht mit dem Klaus geredet. Sylvia zweifelte nicht, sie habe diese Veränderung diesem falschen, schimmelgrauen Krauskopf zu danken, der unter

ihren Augen, wenn sie etwas rede oder thue, im Stand sei, den Kopf zu schütteln. Eine Weile darauf vernahm sie wieder, er müsse dem Michel einen ganzen Korb voll Eßwaaren bringen, und ihn im Namen des Generals um Verzeihung bitten.

Es ist gut, daß die Leute von dem Zorn Anderer nicht gleich sterben, sonst wäre der Klaus jetzt maustodt, so sehr brachte sie das Letzte auf; sie stampfte vor Zorn und sagte unter vielem andern, der Onkel wird in diesem Bauernnest ein Narr, wie der Vetter.

Der General aber ängstigte sich in seiner Stube über den Kranken und faßte plötzlich einen Entschluß, ging zu ihr in ihr Zimmer und sagte, sie solle sich in Acht nehmen, der Vetter sei gar nicht wohl und er wolle nicht zwei Unglücke, es sei genug an einem.

Jetzt war sie aufs Aeußerste getrieben, sie verlor alle Mäßigung, trotzte und sagte ihrem Wohlthäter, sie lasse nicht so mit sich umgehen. Du kränkst Niemand als alle Menschen, erwiederte er und ging fort. Sie kehrte ihm den Rücken, noch ehe er hinaus war und er hatte kaum die Thür zugemacht, so sagte sie zu Aglee: Ich frage ihm nichts nach. Es war wirklich so; die Renten, die er ihr gab, waren jetzt versichert, und mir nichts und dir nichts ging sie ihm auf dem Fuß nach in Arners Zimmer, spazierte da hinein wie ein Pfau oder wie eine Tänzerin, und fragte den guten Kranken vom gestreckten Hals herab, mit verbissenem Maul, die Wörter gesetzt, wie wenn sie die Buchstaben zählte: „Wie befinden Sie sich, Vetter?“ schwenkte dann, ehe er ihr antworten konnte, hinter dem General vorbei ans Fenster und sah da auf dem Gesimse den blutigen Brief von Bonnal; Therese hatte ihn gestern dahin gelegt und vergessen ihn ins Pult zu legen, und Sylvia, die sich von allen, die am Bett saßen, durch die Vorhänge bedeckt sah, las den Brief so frisch fort, wie wenn er an sie lautete, aber er erbaute sie nicht.

14. Wie man Papier verbrennt und wieder zu sich selbst kommt.

Ein unbeschreibliches Gemisch von Empfindungen durchkreuzte ihr Innerstes; es war, wie wenn es in ihrem Kopf hämmerte, da sie ihn las, und da sie ihn gelesen, mußte sie ihn wieder lesen. Das Bild des Lieutenants drückte sie wie Blei, sie konnte nicht sagen, es ist nicht wahr, sie selber hat ihn gefürchtet, wenn er den Kopf etwas mehr als gewohnt in die Höhe gerichtet und etwas mehr als gewohnt die Augen aufgethan; desto mehr empörte das Bild, und die 999, die nicht mit ihm Heu fressen, und die glühende Staffel an der Leiter Bylifsky — und ihrer mit keinem Wort gedacht, und sie doch gemeint — und dann der Geist, der bei jedem Wort und bei jeder Handlung die Bedürfnisse des Menschengeschlechts umfaßt — und das Wegwerfen der Schule wie einen Ball, mit dem er blos einen Wurf thue, nur um zu zeigen, wie leicht er damit spiele, und dann der Pfarrer, der nicht satt werden kann, dem Vetter lieber Junker Vater zu sagen: das alles war zu viel. Sie steckte den Brief zu sich, lief damit fort, las ihn dann wieder, dann wirft sie ihn plötzlich in die Glut, die vor ihr zum Frisieren da steht; — er ist darin — jetzt will sie ihn wieder: „Es ist ein Stück für Helidor wie ich keines mehr finde" — sie will ihn wieder, sie greift in die Glut, sie faßt ihn, er brennt, sie kann ihn nicht halten er fällt ihr aus den Fingern an den Boden, ist ganz eine Flamme — und hin! — Aber ihre Finger waren verbrannt, sie mußte sie ölen, und während sie sie im Glas hielt, wiederholte sie den Brief in ihrem Gedächtniß; aber das blutige Papier, die Handschrift des Pfarrers, den sie haßte, seine eigenen Worte, seine eigenen Buchstaben waren jetzt Asche.

So wie ihre Finger im Oel erkalteten, so erkaltete auch der erste Eindruck über diesen Brief. Sie fing an zu finden, er habe zwei Seiten, und auch eine für sie. Sobald sie das fand, suchte sie natürlich nur diese, und wie sie diese fand, verlor sich der Eindruck der andern. Sie erinnerte

sich deutlich der Worte „es sei noch alles nagelneu, der alte Sauerteig sei noch nichts weniger als todt, man brauche nur Wasser daran zu schütten, so gehe er wieder in allen Ecken auf, und es seien noch gar viele Leute und zwar von den ersten im Dorf, die danach hungerten und dürsteten, etwas wider die neue Ordnung auszuspüren, und bei so neuen unreifen Einrichtungen könne man nie wissen, wie weit die kleinsten Umstände, die widrig seien, langen könnten." — Diese Seite des Briefs ließ sie jetzt die andere völlig wieder vergessen. Es dünkte sie jetzt vollends nicht anders, als bloße Großsprecherei, was vom Lieutenant darin gesagt war und alles unvernünftig übertrieben, — sie konnte auch nicht begreifen, wie sie, da sie den Brief noch in der Hand gehabt, und er noch nicht verbrannt gewesen, darüber so habe in die Hitze kommen können.

Es macht zwar einen Unterschied, aber es ist doch wunderbar, das Gleiche mit dem Papierverbrennen ist schon Herren und Obrigkeiten, die sich gar nicht zu einer solchen Jungfer rechnen ließen, begegnet, daß sie, wenn sie ganz im Eifer Papier verbrannt oder verbrennen lassen, dann auch so, fast ehe die Asche davon unter dem Staatshaus recht kalt geworden, wieder, nicht anders als die Jungfer mit dem verbrannten Finger, auch zu sich selber gekommen, und dann auch nicht haben begreifen können, wie sie über diese Papiere, ehe sie verbrannt gewesen, so haben können — ich darf nicht sagen, außer sich selbst kommen, aber das darf ich sagen — Gebe Gott, daß in Zukunft mehr Jungfern als Herren sich so die Finger verbrennen, oder wenn ihr lieber wollt, so wieder zu sich selber kommen!

Es freute Sylvia jetzt, als sie wieder in ihrem Gleise war, nichts mehr, als daß sie die Peitscherei der Gertrud mit ihrem Kind durch diesen Brief vernommen. Das muß ein Weib sein, dachte sie bei sich selbst, wie der Teufel! —

Freudig wie ein Philosoph, wenn er meint, er habe eine neue Wahrheit entdeckt, sagte sie zu sich selbst: Das ist das Meisterweib, wonach sich die andern modeln wollen! — und boshaft wie eine Schlange, die glaubt, sie habe ihre Beute

bald im Garn, setzte sie hinzu, es braucht nicht mehr viel, zwei oder drei solcher Historien, so habe ich es im Sack mit ihnen zu machen, was ich nur will, und ihnen Schande anzuthun, so viel sie nur brauchen. Das Kind, setzte sie bei sich selber hinzu, das muß ich sehen, koste es, was es wolle, und stellte sich vor, wie sie selbst in diesem Alter über ihre Mutter rasend geworden wäre, wenn sie ihr so etwas gethan! Sie dachte, das Liseli müsse jetzt über die Gertrud eben so rasend sein, und träumte schon, was sie alles aus ihm herausbringen werde, was es für eine schöne Mutter habe, wenn sie es einmal im Schloß habe. So war sie ganz wieder in ihrer Ordnung, und eifriger als noch nie, dem Dickhals zu dienen und Arners Wesen mit ihren beiden Händen unter und über sich zu kehren.

Mit diesem Vorsatz wollte sie auch nach dem Essen auf die Straße von Bonnal gehen, um heute einmal die Freude zu haben, das selbst zu thun, was bisher ihr Jäger für sie verrichtete.

Der General warnte sie vor diesem Spaziergang. Als sie vor Tisch sagte, sie wolle nach dem Essen über Feld, so kam dem guten Mann in den Sinn, daß der Klaus diese Nacht zu ihm gesagt habe, sie könnte vielleicht nicht sicher sein, wenn sie zu weit von dem Schloß wegginge; es machte ihm Angst, er sagte ihr so freundlich als möglich, sie solle doch nicht allein gehen. Warum das? war ihre Antwort. Er stand auf, ging zu ihr hin und sagte ihr ins Ohr, es seien ihr nicht alle Leute gewogen und es könnte ihr auf den gestrigen Vorfall leicht Jemand etwas zu Leid thun.

Sagt es nur laut, ich weiß wohl, daß mir hier alles Feind ist, aber probire es Jemand und thue mir etwas, es wird sich dann zeigen. — Damit ging sie zur Thür hinaus und der General meinte, sie thue wie gewohnt nur mit dem Mund so groß und nehme dann doch Jemand mit sich. Er irrte sich diesmal, sie nahm Niemand mit, und sagte zur Aglee: „Du mußt jetzt erpreß daheim bleiben!“ und wenn ihm schon Angst wird, so komme mir nicht nach,

ſag' ihm nur, ich hätte es dir verboten. Ich will ihm es ſo ſagen, erwiederte Aglee.

15. Der Alte iſt gut, darum fallen ſeine Fehler vor den Augen des Kindes weg.

Der Karl wollte nicht zum Tiſch, er ſagte zu ſeiner Mama, er wollte lieber Hungers ſterben, als zu Tiſche kommen, ſo lang die Leute noch da ſeien, ſie brächten alles Unglück ins Haus und den Papa ins Grab.

Thereſe wollte es ihm ausreden und ſagte, er ſolle nicht ſo ſein, es werde mit dem Papa wohl wieder beſſer werden, und der Onkel meine es gut mit ihm und ſei dem Papa lieb.

Du wirſt dann wohl anders reden, wenn der Papa todt iſt, erwiederte der Knabe und ſetzte hinzu: Sie machen es ihm wie dem Michel. Ich weiß ſchon, was er geſtern geſagt hat und warum es mir alſo iſt.

Was hat er denn geſagt? erwiederte Thereſe, und Karl: Ich hab' es dir nicht wollen ſagen, aber ich muß es jetzt doch ſagen. Er hat im Bette einmal über das andere geſagt: Sie bringen mich ins Grab, ſie bringen mich noch ins Grab. — Du haſt es nicht gehört, du biſt nicht nahe genug bei ihm geweſen, und er hat es nur ſo halb laut geſagt.

Hat er das geſagt, haſt du das gehört? frug Thereſe mit leiſer Stimme. Ja — er hat es gewiß geſagt, antwortete der Knabe, und ſetzte hinzu: Ich habe geglaubt, ich müſſe mich zu Tod weinen und die ganze Nacht konnte ich kein Auge zuſchließen und meinte immer, ich hörte es ihn noch einmal ſagen.

Jetzt ſahen ſie einander an. Wehmuth verſchloß ihre Lippen, machte ihre Augen naß und preßte ihren Athem. So ſahen ſie ſchweigend einander an, als die Thür aufging und der General vor ihnen ſtand.

Die Thür war vorher ſchon halb offen. Er hatte alle Worte gehört; in ſeinem Leben war ihm nichts ſo zu Herzen

gegangen, er empfand das Recht des Kindes und es war ihm, er sehe den Vetter todt vor seinen Augen — er fühlte den Schauer des Entsetzens bei dem Gedanken, er sei daran Schuld; er schwankte hinein, wie wenn ihn seine Beine nicht tragen wollten, hielt die Hand vor den Mund, sein Schluchzen zu hemmen und winkte wie ein Stummer Theresen mit dem Kopf bei Seite.

Dem Karl und der Therese überging das Herz, da sie ihn so sahen, beide weinten, beide standen an ihn an, Therese gab ihm die Hand und er sagte: Gibst du mir sie auch von Herzen? Das war sein erstes Wort. — Ja gewiß, lieber Onkel! zweifelt doch nicht daran, erwiederte Therese. Ich kann es fast nicht glauben, sagte der Alte, und setzte hinzu: Ich hab' in Gottes Namen Alles gehört, ich meinte, es tödte mich, so weh that es mir; aber wenn du mir jetzt einen Gefallen thun willst, so zwing den Knaben nicht zum Tisch, er hat Recht, so lang er den erschrecklichen Gedanken hat, ich wolle ihm seinen Vater ins Grab bringen; aber ich will ihm will's Gott zeigen, daß das nicht ist und daß mir sein Vater lieb ist. — Der Knabe sah an ihm hinauf. Zweifel und Mitleid waren in seinen Augen und auf seiner Stirn. Da sagte ihm Therese: Siehst du jetzt, wie gut der Onkel ist? willst du jetzt nicht mit ihm zu Tische? — O wohl! ich will mit ihm gehen, erwiederte der Knabe. Es freute den Alten so, daß er ihn würde auf den Arm genommen haben, wenn er ihn hätte tragen können. Sie nahmen ihn beide in die Mitte und brachten ihn so zu Tische. Auf dem Weg sagte der General: Es wird will's Gott mit dem Vetter auch wieder besser werden! — und sie trockneten noch vor der Thür alle drei ihre Augen.

Sylvia sah den General nicht anders an, als ob er ihr Unrecht thue, daß er den Knaben so an der Hand an den Tisch bringe. Er achtete es nicht, aber der Karl achtete es und sagte zur Mama, da sie ihm die Serviette umlegte: Sie macht uns schon wieder Augen! Er kehrte ihr auch bei dem Tisch den Rücken, und da sie ihm ein Stück Fisch auf den Teller legte, rührte er es nicht an, und gab,

ohne daß es die Mama merkte, den Teller dem Klaus fort.

Sylvia sah wieder einen Augenblick gut aus, das Blut stieg ihr in die Wangen, da sie sah, daß der Klaus, oder wie sie ihn nannte, der Grauschimmel lachte, da er dem Knaben den Teller abnahm.

---

16. Ihr kennet die Thiere, die meistens paarweis aus einem Trog essen, und hier findet ihr etwas dergleichen.

Desto geschwinder stand sie vom Tisch auf, und ging an ihren Spaziergang. Nach Mittag sind die Straßen meistens leer. Sie kam weit, und traf keine Seele an. Endlich neben dem Hochwald, unter dem Berg, kommt ein dickes Weib mit einem Korb auf dem Kopf den Hohlweg herab. Es ist die Rechte, unter allen in Bonnal ist keine, die die drei Herren und ihre Ordnung haßt, wie diese. Es ist die nämliche, die dem Klaus am letzten Maimarkt voll und toll aus dem Graben entgegen taumelte.

Sylvia verdoppelte ihre Schritte, daß sie ihr nicht entrinne. Es war unnöthig; die Speckmolchin suchte nichts weniger, als zu entrinnen; sie sah die Jungfer kaum, so dachte sie, gewiß ist das die, die den Lieutenant aus dem Schloß vertrieben! Klein, mager, gekleidet wie sonst keine, voller Ecken, Schnörkel, und so, daß man etwas anderes an ihr zu sehen hat, als sie selber, so war sie beschrieben; das ist sie, ich kann nicht fehlen, sagte die Molchin, mit dieser muß ich reden. Sie stellte den Korb auf einen Stein ab, als ob sie ausruhen wollte.

Seid ihr nicht die Jungfer, die den Herrn Lieutenant so aus dem Schloß auf das Dorf hat spazieren lassen?

Und wenn ich es wäre? So ging das Gespräch an. Dann kam sie bald auf die gottlose Kutschenfahrt und auf die Schule, wie da eine gottlose Ordnung sei, und wie man nicht anders handle, als wenn es völlig genug sei, wenn

die Kinder nur die Freßordnung recht lernten und Geld verdienten, als wenn an allem andern gar nichts gelegen wäre.

Wie ein Küher seinen Stall aus bis auf den Tropfen melkt, so melkte Sylvia das Weib aus in allem, was es wider die neue Ordnung wußte. Dann sagte sie am Ende noch: Sind aber viele Leute im Dorf, die hierin denken, wie du? Mein Gott, ja! erwiederte die Speckmolchin. Es wird es euch zwar nicht eine jede, wie ich, so gerade heraus sagen, aber nicht der zehnte Theil ist zufrieden, und die am meisten zufrieden thun, sind Lumpenleute, denen ihre Kinder mehr Geld heimbringen, als vorher; wenn das nicht wäre, ich will glauben, ihr würdet im ganzen Dorf nicht einen Menschen finden, der nicht sagte, wie gottlos die Kinder in der Religion versäumt und nur auf das Zeitliche erzogen werden.

Sylvia gab ihr an, sie sollten ihre Kinder, wenn es so sei, nicht mehr in die Schule schicken, und fragte sie, ob sie machen könnte, daß das ihrer etliche thäten, und gab ihr Erlaubniß ihren Namen zu brauchen und zu sagen, sie finde es auch gottlos, daß es so sei. Wenn ich das darf, sagte die Molchin, so macht es mir keinen Kummer, noch vor Morgen Abend ein halb Dutzend bei einander zu haben, die ihre Kinder diesem Perückenmachergesellen nicht mehr in die Schule schicken.

Sylvia. Warum nennst du ihn Perückenmachergesell?

Speckmolchin. Ja, als wenn ihr es nicht wüßtet!

Sylvia. Nein, das weiß ich nicht.

Speckmolchin. Wißt ihr auch nicht, wer uns gesagt hat, daß er Joggeli heißt?

Sylvia (lachend). Es scheint doch, ihr seid gelehrige Leute!

Speckmolchin. Dergleichen Sachen behalten auch die Dummen.

Sylvia. Aber noch etwas! — Kennst du der Maurerin ihr Liseli?

Speckmolchin. Ja freilich.

Sylvia. Die gottlose Frau hat das Kind auf eine unverschämte Art in der Schule geschlagen.

Speckmolchin. Wißt ihr das auch schon?

Sylvia. Du glaubst nicht, wie mich das Kind dauert; sag' ihm doch, es solle zu mir in das Schloß kommen, ich wolle ihm etwas schenken, das es freuen werde, weil es so unschuldig habe leiden müssen.

Auch das versprach die Speckmolchin auszurichten.

Aber Sylvia sah, daß der Schatten vom Wald gegen sie kam, und fing an zu denken, es sei doch besser, bei Tage heim zu gehen. Auch das Weib nahm ihren Korb auf den Kopf und sagte: Geht ihr jetzt so allein heim, und ist noch so weit?

---

17. Dünkt's dich lustig, Nachbar? Gut! Aber behaupte nicht, daß gar kein Hang zur Grausamkeit in der menschlichen Natur liege!

Sie hätte jetzt wohl gern Jemand bei sich gehabt, sah sich auch links und rechts um, ob Jemand auf dem Weg sei, aber es war alles todt und still um sie her, wie die Nacht, und sie das erste Mal auf dieser Straße, so weit vom Hause und allein; aber es war jetzt nichts anderes zu machen, sie mußte gehen und ging, und die Freude über Alles, was sie von der Molchin vernommen und was sie mit ihr abgeredet, machte, daß sie an nichts anderes dachte. So verging ihr die Angst. „Die andere Woche gehen nun schon, denk' ich, wohl ein Dutzend Kinder nicht mehr in die Schule, morgen oder übermorgen kommt mir das Liseli in das Schloß, und die Woche hernach schreib ich dem Dickhals. So träumte sie, schüttelte vor Freude die seidenen Wellen des Kopfzeugs und ging ihre Straße.

Da geht ein Fleischer nicht weit von ihr an der Wand des Hochwalds. So steigt bei der Stille des Himmels ein Wölkchen am Berg auf, hinter dem Wölklein flieht die Stille des Himmels und Sturm und Gewitter erheben sich. Der Fleischer an der Wand des Hochwalds kommt aus dem

Wirthshaus, da redeten die Bauern nur von ihr. Es war nur ein Wort und nur eine Stimme in allen Ecken der Stube: Ein solches Lasterthier sollte man lehren Gott erkennen! Und alle sagten, es wär' ein Gotteslohn, wenn sie der erste, der sie anträfe, auch mit den Hunden hetzte, daß sie lernte Menschen für Menschen achten. Selbst die Aeltesten sprachen nichts dagegen, sie sagten vielmehr mit allem Nachdruck, das sei etwas Unerhörtes und bei Mannsdenken nicht mehr geschehen; auch die schlechtesten und wildesten Junker hätten es, seitdem man 1700 zähle, nicht mehr gewagt die Hunde wider einen Bauern zu hetzen. Es war sogar, als wenn sie die Jugend noch aufhetzten. Sie sagten laut, man hätte Unrecht, wenn man das wieder aufkommen lassen würde.

Jetzt sieht sie der Metzger, erkennt sie: klein, mager, gekleidet wie sonst keine, voller Ecken und Schnörkel und so daß man auch etwas anderes an ihr zu sehen habe, als sie selber: so war sie beschrieben, — sie ist es.

Dem Fleischer wallt das Blut, er sieht sich um — Alles ist todt um ihn her wie die Nacht und wie um Sylvia, er lenkt über den Graben ins Gehölz, sein junger Hund wedelt um ihn her und macht seine Sprünge, wie er sie macht, wenn er meint, er sei bei dem Stall, wo er sein Kalb findet. Soll ich — soll ich? sagte der Mann; sein Herz schlug, er war blaß. — Ich will! sprach er jetzt. So eine straft keine Obrigkeit. Ich will, sprach er, zeigt sie mit dem Finger durch die Tannen dem Hund und hetzt ihn. Der Hund war sicher — er hatte seine Zeichen — und auf das Zeichen rührte er sie mit der Schnauze nicht an, er sprang nur mit den Pfoten an ihr auf, sprang dann um sie herum und dann wieder an ihr hinauf, und bellte laut. Das war Alles; es war freilich nicht wenig. Ihr Gürtel brach unter seinen Klauen, das Band lag am Boden und das weite Oberkleid riß von oben herunter, so oft der Hund ansprang; die langen weißen Stücke flogen um sie her, wie Tücher an der Hänke eines Bleicherhauses, wenn der Wind weht, und der Korb ihres Kopfzeuges hing an ihrem Rücken

herab, daß all sein Inwendiges herausfiel. Zwei Minuten, sagte der Mann, muß sie mir leiden, nahm seine Uhr in die Hand und als sie vorüber, pfiff er dem Hund. —

Ihr Geschrei erfüllte den Himmel. Nein, so weit hinauf kam es nicht, aber unten auf dem Boden tönte es weit herum in die Runde. Der Jäger, den der General, da es dunkelte, nachgeschickt, hörte sie von weitem, aber er dachte lange, es sei nur ein Bauerngeschrei und ging keinen Schritt geschwinder. Es ist ihm nicht zu verargen, er konnte nicht denken, daß sein gnädiges Fräulein so heule; aber als er hinzu kam, merkte er, daß das Geschrei dem Krähen gleich komme, daß sie daheim allemal treibt, wenn eine Mücke gegen sie fliegt, oder eine Maus oder eine Spinne um den Weg ist. Jetzt hieß es laufen. Er lief auch, und war bald da. Aber als er um eine Ecke herum kam und sie plötzlich vor den Augen hatte, mußte er sich umkehren und lachen. Die weißen Tücher in den Lüften, ihre Hände über dem kahlen Kopf ringend und der Haarkorb mit Mist und Federn am Rücken — wer mußte nicht lachen! Der Jäger mußte sich umkehren, den Bauch in die Hände nehmen und den Athem zurückhalten, daß sie ihn nicht höre.

Sie kannte ihn nicht, und als sie ihn kannte, konnte sie nicht reden, sie verkrümmte den Mund, ballte die Zunge und konnte einige Augenblicke keinen vernehmlichen Ton herausbringen. Er fragte, ich weiß nicht wie viel Mal, was doch Ihro Gnaden, dem Fräulein begegnet, ehe er verstehen konnte, daß ein wüthender Hund sie angefallen habe. — Aber er glaubte es nicht und meinte Buben, die sie im Wald angetroffen, seien der Hund. Er gab ihr auch zu verstehen, die wüthenden Hunde hätten es sonst nicht in der Gewohnheit, den Leuten gerade Risse in die Kleider zu machen. —

Indeß schob er dem gnädigen Fräulein den Haarkorb mit Mist und Federn von hinten herauf wieder über den Kopf, suchte in allen Taschen Schnüre, die fliegenden Stücke ihrer Robe zusammen zu binden, fand aber nichts als einen ziemlich dicken Strick, den er sonst zu etwas ganz anderm

brauchte, aber er war jetzt dem gnädigen Fräulein recht gut, sie band die fliegenden Stücke ihres Oberkleids wieder zusammen und so gingen sie mit einander heim.

18. Von Volksausdrücken, und von seinem wahren Vortheil.

Guter Klaus, da du gestern zum General sagtest, es werde ihr wohl bekommen, wenn sie den Lohn dafür noch in dieser Welt erhalte, dachtest du wohl nicht, daß sie ihn noch heut erhalten werde, und dann noch auf dem Bonnaler Weg, und von einem Hund! —

Und du arme Sylvia, dachtest auch nicht, daß ein Metzgerpfiff dich noch vor Abend von deinen Höhen herabblasen und dahin bringen werde, daß du nicht einmal mehr selbst an die Träume glaubest, die dich gestern noch so stark aufgeblasen!

Die arme Sylvia! Sie ist wie außer sich selbst, sie meint nichts anderes, als sie werde toll werden und in wenigen Tagen bellen wie ein Hund, und dann sterben. Sie wälzt sich am Boden und schreit ein Mal über das andere: Ich bin gebissen, ich muß sterben — ich muß sterben! Umsonst sagte Aglee, ein solches Betragen harmonire nicht mit ihren Grundsätzen. — Grundsätze, ja Grundsätze! — Ich bin gebissen — ich bin gebissen — und muß sterben! sagt sie, und wälzte sich fort. Es ist wirklich so mit den Grundsätzen — erwiederte Aglee, und legte ihr Kissen und Tücher an den Boden. Umsonst sagte der Barbier, die kleinen Ritze, die sie hie und da habe, seien nicht von den Zähnen, sondern nur von den Tatzen des Hundes, und sie sei nicht gebissen. Es ist doch wahr, ich weiß es wohl — ich bin gebissen — ich bin gebissen — und morgen, werdet ihr sehen, bin ich wüthend, sagte sie wieder, und wo ihr ein Glas oder ein Becken mit Wasser ins Auge kam, fuhr sie wirklich zusammen und zitterte, wie wenn sie die Krankheit schon hätte. Dieses machte dem General und der Therese selbst Angst, aber der Barbier sagte, es habe gar nichts zu

bedeuten, die Einbildung mache eine kurze Zeit die gleiche Wirkung, wie die Wahrheit, man müsse in solchen Fällen nur warten, und setzte hinzu: Wenn sie geschlafen, und wieder erwacht, so ist das Alles vorbei! —

Außer diesen dreien war sonst kein Mensch im Haus, der Mitleiden mit ihr hatte; es war fast nur ein Wort, sie thue jetzt wie eine Närrin und habe immer so gethan. Sie hat keinen guten Menschen. Die Dienstboten geben ihr schon lange unter einander keinen andern Namen, als der Teufel Asmodi. Sie hatten aber für alle drei ihre Namen: die Aglee hießen sie das Büchergespenst und den General den Hofgriggi.

Das ist ein unverschämt Gesindel, und von des Arners Dienstboten hätt' ich das nicht erwartet, hör' ich sagen; aber halt ein wenig, Nachbar! Die Sache hat eine andere Seite. Das Volk drückt mit solchen Namen sein Wahrheitsgefühl aus; und da ihm Bildung, Begriffe, Worte und Ausdrücke versagt sind, die Menschen nach unserm Büchermodell und nach unsern Allgemeinheiten zu schildern, so sind dergleichen Ausdrücke in seinem Munde nicht ganz das Gleiche, was sie in unserm wären: Lästerworte, und ich muß dir sagen, lieber Nachbar, man thut dem Volk, wenn man bei solchen Worten nicht auf den Unterschied sieht, woher sie kommen, und einen jeden, dem etwa ein solcher Ausdruck an einem unrechten Ort oder zur Unzeit entrinnt, leicht allzuhart straft, Unrecht. Die gemeinen Leute brauchen diese Ausdrücke unter sich selber alle Tage und ungescheut gegen einander, die bravsten wie die schlechtesten; es ist ihre Sprache, sie haben keine andere, und es kann nicht anders sein, es muß ihnen hier und da auch ein solches Wort entrinnen, wo es nicht sollte. Sie brauchen dergleichen Tausende, sobald sie allein sind und allein mit einander reden. Doch nein, ich irre; man strafe sie immerhin dafür, es wäre unharmonisch mit ihrer übrigen Führung und wider ihren wahren Vortheil, wenn man es nicht thun würde. Der Mensch, der das Gefühl des Rechtes seiner Natur in sich selber ersticken muß, muß auch lernen sein Maul halten.

Und es ist des Volkes eigener Vortheil, daß es lerne behutsam sein vor seinen Obern, vor den Knechten seiner Obern, und an einigen Orten noch weiter vor den Spionen dieser Knechte, und dann noch weiter auch vor den Hunden dieser Spione: das ist an vielen Orten der Welt des Volkes liebe Nothdurft und die Sache ist nicht leicht zu ändern; die Ursache davon liegt in den Finanzen des Staats. — Also lasse man's mit dem Maulbrauchen fürs Volk gelten, wie es ist, und gönne ihm ferner den Vortheil, daß es lerne schweigen.

19. Volksgefühl in Frevelsachen und seine Folgen auf die Justiz.

Das hättest du nicht von mir erwartet, Leser! Aber es glaubte kein Mensch in dem Hause mehr, daß der Hund die Sylvia gebissen und wüthend gewesen sei; der Klaus sagte dem General vielmehr, es sei gewiß, daß er an sie gehetzt worden und man müsse sie fragen, wie er ausgesehen. Sie antwortete, er sei entsetzlich groß gewesen, größer als sie; es sei ihr jetzt noch, sie sehe ihm in seinen Rachen hinunter, sie habe in ihrem Leben kein solches Gebiß gesehen und keinen solchen Schlund. Der General erwiederte, das sei den Hund nicht beschrieben, sie solle doch sagen, wie er ausgesehen und was er für eine Farbe habe. — Und sie: Das könne sie nicht sagen, er sei ihr im Anfange weiß vorgekommen und hernach schwarz und es sei ihr jetzt, als wenn sie nur den Kopf und das Maul gesehen habe. Das war nichts. Der General sah wohl, daß es nichts sei und minder als nichts; aber er fragte doch links und rechts, ob denn nichts zu machen sei. Der Eine rieth ihm das, der Andere jenes; die meisten sagten ihm, was sie meinten, daß er gern hörte. Der Schreiber kam mit dem Einstecken; der Schaffner mit dem Geld darauf bieten; der Schloßvogt mit dem Herumschicken der Spione in den Dörfern; eine Frau meinte, man müsse auf der Kanzel darauf predigen; wenn sich die Pfarrer recht angriffen und recht darauf drückten,

so könnte die Stunde so gut sein, daß der Thäter auf dem Stuhl schwitzen müsse und nicht zur Kirche hinaus könne, ohne daß man es ihm ansähe; dann könne man ihn greifen. So wurde er von Pontio zu Pilato gewiesen.

Wer's ehrlich meinte und nicht in den Tag hinein redete, sagte ihm, es sei schwer zu rathen und nicht viel zu machen. Der Klaus sagte das Gleiche und setzte hinzu, wenn in einem solchen Fall die Leute gegen den Beschädigten kein Mitleiden hätten, und einer dem andern ins Ohr sagte, es sei ihm recht geschehen, er habe es verdient, so helfe Alles, den Thäter zu verbergen, und weit die meisten Bauersleute machten sich in diesem Fall ein Gewissen, ihn der Obrigkeit zu entdecken; das sei oben und unten im Land so eingewurzelt, daß er Frevel erlebt habe, wo zwanzig und dreißig Menschen davon gewußt hätten, und doch sei es der Obrigkeit unmöglich gewesen, den Thäter herauszubringen; die jungen Burschen hätten in solchen Fällen eine Freude daran, und Alles mache sich eine Ehre daraus zu helfen, daß es nicht an den Tag komme; es komme aber gewöhnlich am ersten an den Tag, wenn man dazu schweige, und also rathe er zu diesem.

20. Herzensrührung und Bekehrungsgedanken.

Aber das war nicht der Sylvia Meinung; da sie den Tag darauf nach einem langen Schlafe wieder erwachte und, wie der Barbier prophezeit, nicht mehr schrie: Ich bin gebissen, ich bin gebissen, erinnerte sie sich, daß sie im Wald pfeifen gehört und fand jetzt selbst, der Hund sei an sie gehetzt worden; aber sie meinte nun, man sollte fast halbe Dörfer einstecken, wenigstens Jedermann, der Hunde halte und pfeife, auch wer ihr feind sei, und namentlich den Schulmeister, denn, wenn einer im Stande sei einen solchen Streich anzugeben, so sei es gewiß dieser. Aber der General wollte nicht in diese Nuß beißen. Davon ist keine Rede, war seine Antwort, mit dem Zusatz: Wärest du daheim

geblieben, oder hätteſt Jemand mit genommen, wie ich dir's angerathen, ſo würde dir das nicht begegnet ſein.

Wollt ihr denn keinen Menſchen meinetwegen einſtecken laſſen? ſagte Sylvia. Keine Katze auf Gerathewohl hin, erwiederte der General. — Er war zornig; er hatte ſein Möglichſtes gethan, zu ſehen, was zu machen ſei und fühlte, daß ſie nicht einmal das verdiene — und jetzt forderte ſie ſolche Unverſchämtheiten. Wie geſagt, er gab ihr zur Antwort: Keine Katze auf Gerathewohl hin, aber wenn wir auf etwas fußen können, ſo kannſt du dir ſelber einbilden, man werde thun was möglich iſt. Damit ging er fort.

Beides, die Antwort und ſein Fortgehen, ſchlugen ſie nieder. So lange ſie hoffte, ſich rächen zu können, konnte ſie ſich beherrſchen; aber jetzt fing ſie an zu weinen wie ein Kind und ſagte, man laſſe ſie ihre Armuth entgelten und ihr nicht einmal Gerechtigkeit widerfahren, wie dem geringſten Menſchen. Sie fiel von ihrem Stolz in eine Gattung übernächtliche Schwermuth, daß es ſchien, als ſei ſie nicht dieſelbe, wie vorher. Sie hängt den Kopf wie eine Sünderin und fühlt wie eine Büßerin, daß ſie nichts in der Welt iſt und daß ſie nichts darin kann, daß ſie nicht einmal mehr dem verachteten Arner den Tritt geben kann, den ſie ihm zugedacht.

Fleiſcherhund, das danken wir dir! Kein Menſch in der Welt hatte ſie noch ſo weit zur Erkenntniß ihrer ſelbſt gebracht. Lohn's dir dein Meiſter mit Kälbergeſchlingen und mit Schafsfüßen! Ich will ihn bezahlen, wenn er ſich meldet. Ich bin ſonſt nicht unbarmherzig, aber ich kann's nicht verhehlen, es iſt mir angenehm, ſie vor mir zu ſehen, wie ſie jetzt da ſitzt und Bange hat ob dem Gedanken, das Geſpött, das ſie ob der Bonnaler Ordnung habe treiben wollen, falle nun auf ſie. Sie glaubte, wenn der Junker dieſe Geſchichte dem Bylifsky ſchreiben werde, ſo werde es nicht fehlen, der Menzow male ſie ihm ab, und dann ſtellte ſie ſich vor, was das für ein Gemälde geben werde mit den Tüchern, die um ſie herumfliegen, und mit dem leeren

Kopf, und mit dem Strick, und mit dem Jäger — konnte sich schon einbilden, wie der Herzog darob lachen werde, und dachte dann richtig, wenn er darob lacht, so gibt mich der Helidor preis, wie einen Schuhlumpen. Es preßte ihr den Schweiß aus. Was bin ich denn mehr in der Welt? sagte sie zu sich selbst und hüllte sich in die Decke des Betts, wie gestern der Karl, aber sie biß in die Tücher, da er mit denselben sich die Augen getrocknet. Das ist der Unterschied.

Und wenn sie den Kopf unter der Decke hervorsteckte, sagte sie, sie wollte, sie wäre nicht mehr in der Welt, und im gleichen Augenblick zankt sie mit Aglee und sagt ihr, sie glaube nicht, daß sie ihr verboten habe mitzukommen, und wenn sie ihr verboten habe mitzukommen, so hätte sie nachkommen können, und murrte so was Unverständliches von Schuldigkeit mit unter. Aber Aglee, die, wie ihr wißt, es nicht so mit ihr versteht, gab ihr, da sie das that, zur Antwort, sie solle warten bis sie ihre fünf Sinne alle wieder bei einander habe, und dann mit ihr reden. — Damit ließ sie sie sitzen.

---

21. Unter den Vögeln ist der Nachtigall Klageton der schönste; aber unter den Menschen ist wohl ein jeder andere Ton besser.

Sie ging hinaus, der Jäger ging hinein und sagte, es sei eine große dicke Bauerfrau im Hofe, die gern mit dem gnädigen Fräulein reden möchte.

Aber ihre Gnaden das Fräulein hatte jetzt nicht Lust mit der Bäuerin zu reden, obwohl sie verstanden, es sei die, die sie gestern auf dem Spaziergang angetroffen. Es war nicht mehr gestern; — sie habe nichts mit ihr zu reden, sie solle nur gehen, wohin sie wolle, war die Antwort. Der Jäger sagte ihr diese Worte. Die Frau aber sagte zum Jäger: Ist etwa das Unglück daran Schuld, das, wie ich höre, ihr gestern im Wald mit einem Hund begegnet? Du hast jetzt deine Antwort und kannst gehen, erwiederte der Jäger.

Das wohl, das wohl, sagte die Bäuerin, aber sagt ihr wenigstens, ich hätte in beiden Stücken, die sie mir aufgetragen, nichts ausrichten können. Er ging noch einmal hinein und sagte auch dieses. Meinethalben, sagte Sylvia, gehe Alles, wie es wolle, und setzte, da er fort war, hinzu, es betrügt mich doch Alles und es hilft mir doch kein Mensch; — ich bin ein armes unglückliches Geschöpf. —

Gebe doch Niemand viel auf diese Sprache! Sie ist die mißbrauchteste und die betrüglichste, die den Stand dieser Erde befleckt; kaum ist sie unter tausend Fällen einmal nicht Unsinn oder Larve. Der Wolf braucht sie in der Grube, der Fuchs in der Falle, der Esel, wenn er im Koth steckt, und das Faulthier, wenn der Baum, dessen Blätter es gefressen, nun leer ist, und es ihm Mühe macht auf einen andern zu kriechen. Aber wer gut bei Sinnen und Gedanken ist, der redet nicht so. Brave Leute klagen wenig; wer viel heult, ist nichts nütz. Ein gutes Herz empfindet immer, was es Gutes hat, und wer etwas werth ist, den macht Erfahrung und Unglück besser. Was will der Mensch mehr auf dieser Erde?

Die neue Kopfhängerin hat der Speckmolchin Unrecht gethan, sie hatte sich auf das Möglichste bemüht, auszurichten, was sie ihr zugemuthet, und das in beiden Stücken. Kaum war sie heim, so schlich sie gegen des Maurers Haus und ließ es sich nicht dauern wie ein Affe herumzusehen, und wie ein Füllen, das an den Hecken Gras sucht, auf- und abzugehen, bis das Liseli sich unter der Thür zeigte; sie winkte ihm hinter den Schweinstall und sagte ihm, wie die Jungfer im Schlosse mit ihm Mitleid habe, daß es so geschlagen worden, und wie sie ihm etwas recht Schönes schenken wolle, wenn es zu ihr ins Schloß komme.

Beides das Mitleiden und das Geschenk gefiel dem Kind recht wohl, aber da die Molchin fortfuhr zu predigen und der Länge und Breite nach herauszustreichen, wie gottlos und unchristlich seine Mutter mit ihm gehandelt habe, fiel es dem Kind auf, daß das nicht in der Ordnung sei; und eben, da die Frau meinte, sie sei mit ihm in der besten

Ordnung, machte es ein verächtliches Gesicht, schüttelte den Kopf und sagte: Die Jungfer im Schloß mag mir ein Narr sein! Meine Mutter ist mir lieb, hätte ich mein Maul gehalten, so hätte sie mir nichts gethan. Damit sprang es fort in seine Stube und die Molchin sah, daß es aus war, und mußte auch weiter.

An den andern Orten schien es im Anfange besser zu gehen. Zwei Weiber versprachen ihr, wenn es so sei, wie sie sage, so wollten sie ihre Kinder nicht mehr in die Schule schicken. Aber die Kinder, die nicht mehr in die Schule sollten, fingen ein Geschrei an, daß die Leute vor den Fenstern still standen. Die Mütter ließen die Kinder schreien und wendeten sich an die Väter, aber sie bekamen zur Antwort: Das ist nur eine Aufwiegelung von der Speckmolchin; um ihretwillen machen wir keinen Aufruhr mit unsern Kindern, und als eine ihrem Manne mit der Jungfer im Schloß kam, erwiederte er: Die Jungfer im Schloß ist die Jungfer im Schloß und du bist der Esel im Dorf. Damit war's abgemacht und die Kinder mußten den folgenden Tag wieder in die Schule. Einige meinten: Es ist heut gut, daß der Vater Meister ist.

So ging's der Speckmolchin gestern und jetzt; als sie es ihrer Jungfer im Schloß klagen wollte, war sie abgewiesen und auch im Dorfe durfte sie mit Niemand mehr von ihr reden.

Der Grund ist: Der General hatte Jedermann geklagt, es sei so übel, daß sie nicht wisse, wie der Hund ausgesehen, und erzählte einem Jeden alle Worte, die sie darüber geredet. Und wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund, er sei ihr zuerst weiß vorgekommen und hernach schwarz, und sie habe nichts an ihm gesehen, als den Kopf und das Gebiß und einen erschrecklichen Schlund. Es brauchte nicht mehr, von Dorf zu Dorf herumzubringen, der Hund sei kein natürlicher Hund gewesen, sondern durch Zulassung Gottes ein erschreckliches Strafgericht vom leidigen Satan, das sie aber auch ob dem Michel verdient habe.

Daß die Molchin darauf hin von ihrer Jungfer geschwiegen, könnt ihr wohl denken.

22. Wie verschieden die Aeußerungen gleicher Eindrücke bei den Menschen sind.

Aber Arner ward immer kränker, mit jedem Abend war das Fieber stärker, und mit jedem Morgen seine Schwäche größer. Mit jeder Stunde stieg die Jammerverwirrung des Schlosses. Du liest auf allen Gesichtern Furcht und Schrecken, Bangigkeit ist in aller Augen, drückende Angst preßt alle Lippen; die Stunden währen Jahre, die Tage Ewigkeiten, und die Nächte haben kein Ende.

Ohne Schlaf und ohne Speise wartet ihn Therese ab. Ohne Schlaf und ohne Speise steht der Karl wie ein Verwirrter umher und faltet in Winkeln und Ecken die Hände und betet mit seinen Schwestern auf den Knien. Der Rollenberger kann sie nicht mehr lehren, er weiß oft nicht, was er redet. —

Noch gedrückter, als sie alle, ist der General. Er hat 70 Jahre hinter sich, und vielleicht nicht zwei Nächte hinter einander nicht geschlafen und vielleicht keinen Tag ohne Zerstreuung verlebt, Kummer und Sorgen sind ihm immer in Minuten leichter Kürze vorüber gegangen. Jetzt hat er schon vier schlaflose Nächte und vier ruhlose Tage nur einen einzigen Gedanken, nur eine einzige Empfindung in seiner belasteten Seele. Er nimmt an Fleisch und Farbe mehr als der Kranke im Bett ab, meint es sei nicht anders, Arner müsse sterben, kann nicht aufhören zu denken, er habe die Schuld davon, und glaubt, er sterbe ihm bald nach.

In diesem Zustand flieht er Sylvia, wo er sie sieht. Und da Therese ihrer Schwermuth halben Mitleiden zeigte, gab er zur Antwort, sie hat das Haus angezündet, jetzt schalket sie noch. Sie ging umher wie der Schatten an der Wand, zog den Athem, daß man sie von Weitem hörte; stellte sich, als sei ihr Alles gleich, und es möge kommen wie es wolle, so sei sie immer verloren, und sagte oft, sie

wünsche nur, daß sie nichts mehr sehen, nichts mehr hören, und nichts mehr denken müßte. Auch suchte sie zu schlafen, wo sie konnte, und aß und trank von starken Sachen und Gewürz, was da war. Aber auch jetzt meinte sie noch nicht, daß sie Unrecht habe, und glaubte, Arner habe sein Schicksal, das sie minder bekümmerte als ein Floh, seinen Narrheiten zu danken.

Die Dienstboten im Haus waren über sie aufgebracht, daß ihrer viele nicht wußten, was sie thaten, wenn sie kam. Die Küchenmagd warf allemal, wenn sie sie sah, was sie in den Händen hatte, an den Boden. Es hätte einen Wink gebraucht, sie hätten sie über alle Mauern hinabgeworfen und den Jäger in Stücke zerrissen. Sie waren wild über Arners Krankheit, oder vielmehr über ihre Ursachen. Der Hühnerbub warf dem Türk Mäusegift dar und sagte, du mußt mir auch nicht mehr leben, du bist auch schuldig. Die guten Leute aßen über diese Zeit blos für den Hunger, standen im Augenblick wieder vom Tisch auf, damit sie nicht lange neben des Generals Leuten sitzen müßten, und nahmen das Brod, das sie nicht bei Tisch aßen, mit sich fort; und da des Generals Leute sie fragten, warum sie so unfreundlich mit ihnen seien und sagten, sie wüßten doch nicht, was sie ihnen zu Leid gethan, bekamen sie zur Antwort, es sei ihnen jetzt nicht zum Reden, sie sollten selbst unter einander reden, es seien ihrer genug und sie gehörten zusammen. Der Klaus aber, der in solchen Fällen kein Blatt vor den Mund nahm, sagte, er habe nichts wider die andern, aber es sei Einer unter ihnen — tausend und tausend seien am Galgen verfault, die nicht den zehnten Theil so viel Schlimmes gethan hätten als er, und neben diesem, müsse er gestehen, sitze er nicht gern lange am Tisch. Die andern sagten, er solle dem Kind den Namen geben, und sagen, wen er meine. Ich meine den, antwortete der Klaus, der dem Michel den Hund angehetzt und über den Lieutenant Sachen geredet, die den Junker ins Bett gebracht, und wer weiß, ob nicht noch ins Grab! —

Der Jäger wollte das nicht leiden und ging auf der

Stelle es dem General zu klagen, aber dieser sagte ihm, man hat jetzt anderes zu schaffen als mit dir, und da er nicht schweigen wollte und immer vom Klaus redete, antwortete er: Komm mir nicht mit dem Klaus! Ein ganzes Regiment Schlingel wie du hat keinen Tropfen so ehrliches Blut, wie der alte Mann die Haut voll hat, und geh mir nur aus den Augen. Er mußte gehen und ging zur Sylvia, klagte dann dieser, wie er durch sie in dieses Unglück gekommen und wie ihm sein Herr weder Hilfe noch Rath ertheile! — Was willst du reden? Er macht es dir dann nur wie auch mir; er hätte keine Katze um meinetwillen eingesteckt, antwortete Sylvia. Dann besann sie sich wieder, daß ihr jetzt an Allem nichts gelegen, und sagte: Was geht das mich an? Da hast Geld; Geld ist für Alles, aber plag' mich mit nichts, ich will nichts von Allem mehr wissen. Sie sagt's, der Jäger schiebt die Thaler in die ehrlose Tasche, Aglee geht aus der Stube und ist nicht so bald vor der Thür, so sagt Sylvia dem Jäger, du hättest es dieser sagen können, wie mir, sie ist schuldig wie ich. Aber was hätte ich davon, wenn ich es thun würde? Sie würde mir keinen faulen Vierer für den Schaden geben, erwiederte der Jäger. — Sylvia sagte: Du hast Recht; und Aglee hörte vor der Thür, was sie sagte.

23. Unsterblichkeit und Wahrheit. Deutschland und Asien.

Im Sturm dieser Verwirrung war Arner allein ruhig. Das Fieber, das ihm seinen Kopf frei ließ, gab seiner Einbildungskraft eine Stimmung, die ihn Stunden lang wie in einem Traum erhielt, in welchem ihm wohl war. Er staunte in diesem Zustand zurück in sein Leben, alles Thun der Menschen schien ihm ein Spiel, das nicht sowohl um seiner Wirkung willen, als um die Kräfte des Menschen in Uebung zu erhalten und seine Anlagen zu entwickeln, einigen Werth habe. So sah er sein Werk in Bonnal an; es freute ihn, daß er sich so bestrebt, aber das Uebrige war

ihm nichts und die Bilder des Todes und der Ewigkeit waren ihm so lebhaft und reizend, daß er oft mit einer Art Sehnsucht beim Stundenschlag zu sich selbst sagte: Wenn die Uhr noch so und so viel Mal schlägt, so bin ich dort! — Er sagte so gern, das Leben dünke ihn nichts, und da er einmal sah, daß es Therese wehe that, sagte er zu ihr: Kränke dich doch nicht darüber, daß ich das sage, Geliebte! Die Ueberzeugung, daß das Leben nichts ist, ist mir Ueberzeugung der Unsterblichkeit! und setzte hinzu, Fleisch und Blut können nicht glauben, daß das Leben nichts ist, vom Wurm hinauf bis zum Menschen ist ihnen das Leben Alles. Er hielt seinen Tod für gewiß und nahm am fünften Tage von allen Abschied; — es war ihm diesen Morgen leicht ums Herz.

Die Sonne ging schön auf, er sah gegen sie hin und sagte zu Therese: Sie stehet auf zu ihrem Tagwerk. Er suchte dann mit Worten, denen er Stunden lang nachgedacht, ihre gute Seele auf die Nothwendigkeit des Seinigen vorzubereiten. Sie faßte ihre Kräfte zusammen, und er schien so ruhig und sagte so herzlich, so manchmal, und so heiter, es sei ja nur zur Vorsorge, daß sie heute minder litte, als an einem andern Tage. — Er redete zuerst von seinen Kindern, drang auf die Fortsetzung einer einfachen häuslichen Arbeitserziehung, als auf das beste Mittel, dem Schwindelgeist und der Anmaßungssucht unserer Zeit und ihren Folgen bei den Menschen vorzubeugen.

Er sagte, der Verstand bildet sich am besten bei Geschäften, weil sich aller Irrthum und alles Versehen bei denselben auf der Stelle zeigt, und Gottlob für das menschliche Geschlecht zeigen muß; während man in Meinungen und Büchersachen einander ganze Ewigkeiten hindurch die Worte im Mund umkehren und wieder umkehren kann. Eben so, behauptete er, bewahre die trockene, kalte, schwerfällige, und auf der Nothwendigkeit ruhende Natur der Geschäftswahrheit das Herz der Menschen vor Gelüsten nach dem Sommervogelleben unserer Zeit und vor dem Hang, gleich diesen Würmern mit Goldflügeln auf dieser Erde

wie auf Blumenbeeten herum zu flattern und herum zu schmachten.

Liebe deutsche Frau, sagte er, die Reichen und die Hofleute und die Städter nähern sich in ihrem Innern und Aeußern immer mehr den schwachen Geschöpfen aus den heißen Erdstrichen; Gesichter, Stellungen, Kleidungsarten, die sogar mit den verunstalteten Figuren auf dem Chinesischen Porzellan auffallende Aehnlichkeit haben, werden immer gemeiner; man sucht immermehr für die thierische Vegetation die Reize dieser Erdstriche zu erzwingen und die starken weichen Genießungen, die uns unser Klima versagt hat, wenn wir an der Luft leben, in das Innere unserer Zimmer zu bringen, wo man mit Geld eine Luft machen kann, wie man sie haben will; daher die Näherung unserer Gemüthsstimmung mit den schwachen Lastern und Thorheiten der heißern Gegenden; daher das in unserer Zeit auffallende Steigen des Aberglaubens, der Rentes viageres, der Lottos, der Bleichsucht, des vielartigen Kindermords, des Hautgouts in unsern Meinungen und die allmächtige Ehrerbietung für Alles, was außen fix und innen nix ist, daher die tausend sonderbaren Auftritte unserer Zeit; daher die schwärmerische Religiosität despotischer Menschen; daher die Neigung zum Bilderdienst und zu sinnlichen Vorstellungsarten von Gott dem Herrn, der seinem Volk sogar in heißen Ländern solche Vorstellungsarten verboten; daher die Gewalt geheimer Verbindungen und des Glaubens an Menschen, die ihre wichtigsten Versprechen nicht halten; daher das freche Steigen aller Charlatanerieen, sogar das laute Rühren der Zaubertrommel: das Alles hat den eigentlichen Feuerheerd, wo es sein Gift kocht, in der Näherung des Inwendigen der vornehmen und reichen Häuser gegen den asiatischen Zuschnitt.

Kaltes Wasser, liebe deutsche Frau, zum Trinken und Baden, und alle Jahr einmal zur Probe viermal mit den Kindern am Maitag auf unsern Hackenberg hinauf und hinunter, und Garten, Küche und Keller und, lieber Rollenberger, das gute Bauerngewerbe, und das Einmaleins und die Mathematik dazu, das erhält in Buben und Mädchen

deutsches Blut, deutsches Hirn und deutschen Muth. — Gottlob! Es ist mir für meine Kinder, wie wenn jenes Alles nicht in der Welt wäre. —

24. Der christliche Junker, eine Klostergeschichte aus der Ritterzeit.

Er haßte die Schwärmerei, und empfahl auch in diesem Gesichtspunkte der Therese die Geschichte des alten Ahnherrn, der noch auf seinem Schloßgut selber pflügte und den weit und breit alles den christlichen Junker nannte, weil er gerecht war, seinen Bauern ein harmloses, sicheres und vergnügtes Leben verschaffte und das Kloster Himmel dem Boden gleich machte.

Seine Vorfahren hatten dasselbe gestiftet, aber den vergabten Bauern große und wichtige Rechte vorbehalten, namentlich daß sie vom Kloster zu ewigen Zeiten nicht anders dürften angesehen und behandelt werden, als die übrigen Angehörigen der Herrschaften der Herren von Arnburg, mit Zusicherung ihres und ihrer Nachkommen pflichtmäßigen Schutzes; aber da die Stifter die Augen zugethan und das Kloster seine offen behalten, verloren die Bauern ein Recht nach dem andern. Die Ehrwürdigen Herren wollten bald von keiner Vergabungsbedingniß mehr wissen und behandelten die Bauern unbedingt als des Klosters eigne bloße Gnadenleute, bis nach hundert und fünf und siebenzig Jahren der christliche Junker unter den Papieren seiner Ahnen die eigenhändig vom Stifter geschriebene Vergabungsbedingnisse wieder vorfand und den Tag darauf den beeinträchtigten Leuten durch den Weibel einen Schutz- und Schirmbrief gegen die Eingriffe dieses Klosters zustellen ließ.

Wenn er das Mariabild von ihrem Altar hätte wegtragen lassen, die Patres wären kaum stärker zusammen gelaufen, als sie jetzt zusammen liefen; sie protestirten zuerst und thaten, als wenn sie alle Papiere in ihren Archiven durchsuchten, und versicherten heilig, daß sie keine Spur darin fänden, die dem Ritter ein solches Recht ertheile.

Er trug mit deutscher Treu des Vaters Schrift ins Kloster; aber es war, als wenn ihn die Patres flohen. Es zeigte sich ein einziger hagerer, langer, den er nicht kannte. Der Ritter gab ihm die Schrift; der Pater las sie, bückte sich tief, und sagte mit der Hand auf der Brust: Ihr Hochwürden und Gnaden, der Abt und ein hochwürdiger Konvent, werden die Schrift reiflich bedenken. Aber über acht Tage wollten Ihre Hochwürden und Gnaden der Abt und ein hochwürdiger Konvent nichts von der Schrift wissen. —

Der Ritter stand da, wie Loths gesalzenes Weib, die Patres stoben und flohen von ihm weg und kreuzigten sich, wenn er nur wieder zur Pforte hinaus wär. Der Ritter geht die Halle auf und nieder; in einer Ecke an dem dunkelsten Orte erscheint ihm wieder der lange hagere Pater; es war ihm, als sehe er ein Gespenst in dem Dunkel des Ganges; er bückte sich wieder so tief, hielt die Hand wieder auf die Brust, und sagte zum Ritter, er solle in Gnaden verzeihen, seine Hochwürdigen Obern könnten ihm diese ganz unstatthafte, siegellose und nichtsbeweisende Schrift um seiner Seele Heil willen nicht wieder zurückstellen, indem dieselbige den wunderthätigen Gnadensitz ihres Klosters widerrechtlich verkümmere nnd ihre Bauern zu aufrührischen, lästerlichen Worten und Handlungen gegen dasselbe verführe, mit dem Zusatz, daß das alles auf seine, des Ritters Seele fallen würde, wenn er fortfahren werde, ihre Unterthanen mit einer solchen falschen Schrift ferner gegen ihre leibliche und geistliche Obrigkeit aufzuwiegeln. Der Pater sagte es, und war in seine Höhle verschwunden. Er that wohl, denn der Ritter griff nach ihm, eben da er verschwand; aber er stieß sich den Kopf an, lief dann wie wüthend zu seinen Pferden, saß wieder auf und sagte im Reiten: Ha, meines Vaters Schrift — eine falsche Schrift! — von ihnen, die sein Brod essen; gut, daß das H . . . . ch mein ist, Großvater hat es Gott gegeben, nicht Sch . . . n — dann zog er aus, machte das Kloster Himmel dem Boden gleich, nahm seine Bauern und sein Land wieder zu seinen Händen und stiftete

zur Ruhe seiner Seele ein ewiges Almosen, größer als der Werth des Eingezogenen, schrieb an den Bischof, was er gethan habe, und weil er des Kaisers Freund war, kam er nicht in den Bann.

Der Meierhof, der an dem Ort steht, wo das Kloster gestanden, heißt jetzt noch der Himmelhof, und seine nächste große Matte, die Himmelmatte. Es wächst herrlicher Klee auf der Matte, zwanzig auserlesene Kühe weiden auf ihr und jetzt ein einziger Ochs.

25. Grundsätze zur Bildung des Adels.

Zürnet nicht, gute Klöster! Ihr seid es nicht allein, die ihr zu Zeiten die Gewalt gegen das Volk gemißbraucht und ihm eine Schrift vorenthalten habt, die euern Finanzen im Wege stand. Selbst die Nachkommen des christlichen Ritters haben Jahrhunderte lang aus der Lebensgeschichte dieses Ritters, ihrem ältesten Familienstück, ein Geheimniß gemacht, weil die Rechte und Freiheiten, die er seinen Bauern gegeben, alle darin aufgeschrieben waren, und weil sie eben so wenig, als die Patres im Himmelauf, Lumpenbauern gern Treu und Glauben hielten und weil ihnen Jahrhunderte durch eben so wenig behagte, in diesem Buche zu lesen die einfältige, gutmüthige und unverfängliche Art, mit der er mit seinen Bauern umging, wie er allem Streit vorbeugte, und hauptsächlich, wie wenig er zu seinem Edelmanns-aufwand, nach seinem Ausdruck, von dem Brod seiner Bauern abschnitt und dabei sein Haus doch mehrte, wie kein Edelmann seiner Nachbarschaft, und dasselbe weit über diejenigen emporbrachte, die ungesättigt vom Brod ihrer armen Leute noch sie selber aufaßen. —

Dieses alte Denkmal ihres Hauses empfahl Arner der Therese zum ersten Lehrbuch ihres Karl mit den Worten: Präg ihm früh die alte Lehre ein, die Mittel, durch welche sein Haus gegründet worden, würden auf immer die bes-sein, es auch zu erhalten. — Er

Dann setzte er den Karl zu sich auf das Bett und sprach:

ihm, er solle sein Lebtag daran denken, daß sein Vater ihn jetzt, da er nicht wisse, ob er noch mehr leben werde oder nicht, so zu sich auf das Bett genommen und so in den Händen gehabt und ihn gebeten habe, daß er so ein christlicher Junker werde, wie der Großvater, und sein Lebtag nie suche zu schneiden, wo er nicht gesäet, und sein Lebtag nie seine Dörfer und seine Bauern unbesorgt und ungeleitet sich selber und dem blinden Glück überlassen, und so verwahrlosen wolle, daß die armen Leute aufwüchsen und werden müßten wie herrenloses Gesindel. Dann that er das alte Buch auf, zeigte ihm zuerst die Figuren und Gemälde, die darin sind, und dann die Rechnungen, und sagte: Karl, wir ziehen jetzt, wo der Großvater einen Gulden aus diesen guten Dörfern bezogen, mehr als zehn, und dünkt es dich nicht auch, wir wären keine ehrenfesten, ritterlichen und christlichen Edelleute, sondern vielmehr unedelmüthige, unchristliche und harte Judenleute, wenn wir uns weniger Mühe geben würden, diesen guten Leuten zu einem vergnügten, sichern, harmlosen Leben zu verhelfen, als er in seiner Zeit und in seinen Umständen sich Mühe dafür gegeben? — Uebrigens, setzte er hinzu, thun wir, was wir ihnen thun, nur uns, und eine jede von diesen fünf hundert Haushaltungen muß uns, wenn wir auch auf nichts, als auf unsern Nutzen sehen wollten, immer in dem Grade viel werther sein, als wir gut für sie sorgen, oder welches gleich viel ist, als sie wohl steht und in Ordnung ist. Glaube mir das, diese drei Stücke gehören unzertrennt zusammen.

Dann wandte er sich an den Rollenberger und sagte ihm: Führen Sie ihn doch fleißig und immer zu allem Schweiß und zu aller Mühe dieser Leute und rechnen Sie ihm anhaltend und umständlich aus, wie wenig ihnen in allen Theilen ihrer Wirthschaft und ihres Erwerbs reiner Vortheil übrig bleibe, und machen Sie ihn doch nie vergessen, daß der reine Ertrag der Wirthschaft seiner Leute und ihr Hausglück der einzige sichere Maßstab sei, wie weit mach[illegible] sich und seine Unterthanen wohl regieren werde! Bauern [illegible] kam er auch auf die Ruhmsucht unsers Zeitalters,

und sagte, er sei so froh, daß er unter seinen Händen unmöglich könne ruhmsüchtig werden; aber dagegen, fuhr er fort, guter, bescheidener Mann, muß ich euch sagen, machet auch, daß er anderer Leuten ihre Ruhmsucht nie unterstütze; und ohne Furcht, ihn damit zu verderben, sagte er zu seinem Karl: Flieh du dein Lebtag die Leute, die du von unten auf sehen mußt, sie sind nicht für dich, und werde du keines Menschen Knecht! Er redete aber nicht blos von der Knechtschaft des Leibes, sondern auch von der Knechtschaft des Geistes und sagte bald darauf: Ueber das Brod, um deßwillen der Mensch seinen Leib in die Knechtschaft gibt, ist der stärkere Meister, aber ein Seelenknecht hat nicht einmal des Leibes Nothdurft vorzuwenden; glaub du nie, daß Einer Alles wisse, es ist das Loos des Menschen, daß die Wahrheit keiner hat, sie haben sie alle, aber vertheilt, und wer nur bei Einem lernt, der vernimmt nie, was die andern wissen.

Einen Augenblick darauf sagte er: Es ist eine böse Zeit mit der Wahrheit, es meint ein jeder, sein Traum sei dieselbe, und ein jeder will seinen Traum aufs Höchste hinauftreiben, und er brauchte hierbei das Bild eines Mannes, der, indem er sich selber zerreißt, aus dem Menschen mehr zu machen, als er auf der Erde sein kann, Goldkörner und Diamanten von Menschlichkeit, Seelengröße und Weisheit auswirft, die, wenn der Wurm der Zeit das Nichtige seiner Meinungen wird zernagt haben, wie er das Nichtige der Meinungen aller Menschen zernagt, noch Goldkörner und Diamanten sein werden, und die, wenn einst die Zauberlinien die Welt im Menschen mit Gott, und im Menschen ohne Gott zu vertheilen, und sie vor der Zeit in zwei Heerden zu sondern in ihre Bestandtheile aufgelöst, und die Zahl und die Namen der Stürmer dieser Linien, wie die Zahl und die Namen ihrer Vertheidiger vergessen, und der Reiz ihres Blendwerks auch von seinen Augen wird weggefallen sein, ihm noch den Dank unsers Geschlechts und die Aufmerksamkeit der Nachwelt sichern werden. — Er sagte nämlich zum Rollenberger mit Lavaters Worten:

„Sorgen sie, daß mein Kind nie an Allgemeinheiten glaube, die nicht irgendwo in einem Individuo in der Welt wirklich existiren."

Den General, der vor ihm fast in Thränen verging, zu beruhigen, sagte er, er solle doch nicht glauben, daß seine Krankheit nicht schon lange in ihm gelegen hätte, und berief sich auf den Pfarrer von Bonnal, der ihm bezeugen werde, er habe sie schon vor Monaten voraus gesehen und mit ihm schon damals auf dem Bonnaler Ried auf den Fall seines Todes Einrichtungen und Abreden getroffen.

Mit dem Pfarrer redete er von der Unsterblichkeit der Seele und sagte, das Leben und Leiden Christi sei ihm ein größerer Beweis davon, als seine Auferstehungsgeschichte; und die Gewißheit, daß der Mensch den stärksten Trieben seiner Natur entgegen handeln und für Andere leiden und sterben könne, um sich besser, größer und vollkommner zu fühlen, als wenn er das nicht thun würde, sei ihm ein größerer Beweis der Unsterblichkeit, als Alles, was man davon sagen könne. —

Der Lieutenant litt mehr, und saß niedergeschlagener da, als am Abend der Schlacht, da er sein Bein verloren und Stunden lang Niemand kam, ihn zu besorgen. Arner sagte ihm: Seid ein Mann! Wenn unter uns beiden Einer sterben muß, so ist es besser ich sterbe. Ihr kommt ohne mich fort, aber ich würde ohne euch nicht fort kommen. — Gott steh euch bei! Wenn ich sterbe, so ist Bylifsky euer Freund und ihr bleibt der Freund meines Hauses und meiner Dörfer! —

Der Pfarrer litt minder; gewohnt, am Todbette der Menschen nur das Zugrundegehen des Drückenden ihres nichtigen, das Auslöschen des seelenlosen Theiles zu sehen, war ihm auf eine Art wirklich wohl um Arner.

Erst als er von ihm fortgehen und ihn wieder allein lassen mußte, übernahm ihn die volle Gewalt des Schmerzes. Die Vorstellung von seinem Verlust und dem Verlust seiner Gemeinde, von den Hoffnungen, die er geschöpft, und dem Zustand, dem sie kaum halb entronnen waren und in welchen

sie nun wieder hinabsinken sollten: das Alles brachte ihn am Abend, als er wieder allein war, und die Nacht durch fast in Verzweiflung.

26. Viele Menschen wünschen Arner den Tod.

Arner fühlte sich diesen Abend entkräftet und mußte allein sein. Sein Fieber ward wieder stärker und er träumte in seiner Hitze über das nichtige Schicksal der Menschen.

Am Morgen lag er in einer Todesermattung. Sein Athem war kurz, seine Glieder erkaltet, und alle Zeichen der äußersten Entkräftung stiegen auf das Höchste. — So verließen ihn der Pfarrer und der Lieutenant, und fuhren nach Bonnal.

Das Volk des Dorfes, das aus allen Häusern herzuströmte zu fragen, wie es stehe, sah ihre Augen ausgeweint und ihre Gesichter entstellt, wie tief kranker Leute, und verstand ihre Antwort, ehe sie redeten; sie machten aber auch selbst wenig Hoffnung. Viele Kinder weinten laut, und viele alte Leute, welche die Kinder weinen sahen, weinten mit und es war in diesem Augenblicke unter dem Volk nur Eine Stimme: „Wenn's doch nur Gottes Wille wäre, daß er wieder aufkäme! Er ist ein so braver Herr!" und ein jedes wußte in diesem Augenblick etwas Liebes und Gutes zu erzählen, das er ihnen und den Ihrigen erwiesen.

Aber nur eine Stunde hernach war es schon nicht mehr ganz so. Sie hielten ihn jetzt alle für todt. Sie hatten es von des Pfarrers Knecht, der auch im Schloß war, selbst gehört, daß man diesen Morgen auf sein Ende gewartet habe. In diesem Glauben gingen sie von der Kutsche weg; und als sie heimkamen, ein jedes in seine Stube, und anfingen, auch denen zu erzählen, die daheim geblieben waren, und die Menge der weinenden Kinder und die entstellten Gesichter des Pfarrers und des Lieutenants nicht mehr vor ihren Augen hatten, und der erste Eindruck der Neuheit und der Theilnahme vorbei war, waren die Leute bald so weit, daß ein jeder, just so wie ihm sein Kopf stand und

wie ihm sein Herz schlug, sich diese oder jene Gedanken machte und diese oder jene Vorstellungen hatte, wie es wohl kommen werde, wenn er todt sei.

Und schneller als der Faden der Spinne entspannen sich in den Köpfen der Leute die sonderbarsten Gedanken, und reger als das Krosseln vieler Krebse in einem Kratten regten sich in ihren Herzen die sonderbarsten Begierden, und verdeckter als hinter Busch und Schilf und unter den Halmen des Roggens ein Ausreißer da liegt, zittert, sich zu zeigen und doch immer weiter vorrückt, wohin er zielt, so steckte hinter dem Spinnen der sonderbaren Gedanken und hinter dem Regen der sonderbaren Begierden ein abscheulicher Wunsch, der sich zitterte zu zeigen, und doch immer weiter vorrückte, wohin er zielte. Wer etwas gern gehabt hätte und, weil er lebte, nicht dazu kommen konnte, der dachte, ich komme dann dazu. Wer etwas nicht gern sah oder nicht gern hatte und nicht ändern konnte, weil er lebte, der dachte, es hört dann auf.

Das war der Anfang. Dann kamen sie weiter zu denken: In Gottes Namen, er ist auch ein Mensch und muß auch sterben wie ich und wie alle andern; ich kann ihm nicht helfen.

Andere drückten sich so aus: Es scheint doch, es könnte noch kommen, wie der Jäger es gesagt hat, daß die alte Ordnung vor dem andern Jahr wieder Meister werden müsse. Wieder andere: Es ist ein Lärm, wie wenn ein König sterben wollte! Zuletzt wird kein Pflug still stehen, wenn er nicht mehr ist. —

So wurden die Gedanken nach und nach immer härter und schlechter und hie und da floß sogar ein Wort, ich will es dem oder diesem dann schon zeigen, wenn es so kommt. — Die Vorgesetzten hatten es ihm nicht vergessen, daß sie mit dem Hut in der Hand und auf den Knien ihre Armen um Verzeihung hatten bitten müssen, und von denen, die Geisen von ihm hatten, dachten nicht wenige, sie brauchten sie ihm dann nicht mehr zu bezahlen. Mit jeder Stunde sagten ihrer mehrere, es würde wieder viel anders kommen und

anders werden, wenn er todt wäre; und die es sagten, hatten sicher alle einen Grund, warum sie es sagten und warum sie es wünschten, und sagten es sich nur um deßwillen, weil sie es wünschten.

Es greift immer weiter, es wird immer lauter, ein freches und hie und da lächelndes Reden unter den Weibern und Männern — ich will gern sehen, wie es noch kommt. Die Menge fürchtet ihn schon jetzt nicht mehr, weil er im Bett liegt. —

Man reichte, was seit Monaten nie mehr als im Geheim bei Nacht und Nebel geschah, jetzt bei hellem Tage Wein über den Berg zum Saufen. Es spielten Buben die Nacht durch mit Karten. Die Weidehirten fuhren am Morgen im Nebel in die Einschläge der Armen. Die Reichen lachten ungescheut darüber und sagten, die Armen zu kränken, unverholen: Es scheint, die Buben merken es schon, wie es bald wieder kommen wird. Von den Armen dachten schon mehr als die Hälfte: Es ist aus mit unserm Traum — und ihrer viele sagten: Das Glück hilft nur denen, die etwas haben. — Arme Leute! ist denn eine gute Obrigkeit nur ein Glück?*)

Der Kienast mit den vielen Kindern glaubte auch, mit den geschenkten Frohndiensten und dem Bürgerholz sei es dann aus, die Vorgesetzten würden ihm dann nichts mehr geben, und dem Untervogt, der, seitdem der Junker zu ihm gesagt, er könne mit einer jeden Frau im Dorf mehr ausrichten, als mit ihm, vom Morgen bis in die Nacht nachgedacht, wie er mit Ehren wieder könnte vom Dienste kommen, dem war's jetzt nicht mehr so; wenn er todt ist, dachte er, so sagt er mir nicht mehr dergleichen, und es schien ihm, es möchte ihm dann bei der Stelle recht wohl sein, wenn er des Meisters los wäre. — Auch fragte er Jedermann, der vom Schloß in das Dorf kam, ob es auch gewiß wahr sei, daß es so übel mit ihm stehe und gar keine

*) Anmerkung. Das Wort Glück hat natürlicher Weise hier keinen andern Sinn, als Loos in der Lotterie (hazard).

Hoffnung zum Aufkommen mehr da sei. Er war auch, so lange er den Mantel trug, nie so guten Muthes als jetzt.

27. Zwei Schulmeisterherzen.

Der Gedanke, es nimmt Alles wieder ein Ende, wenn er die Augen zuthut, griff immer weiter und hatte immer mehr Folgen. Da die Kinder aus der Schule ihren Aeltern daheim erzählten, der Lieutenant habe immer rothe Augen und weine fast den ganzen Tag, gaben ihrer viele ihnen zur Antwort, er hat wohl Ursach, sein Brodkorb ist auch dahin, wenn der Junker todt ist. Aber bleibt er dann nicht mehr unser Schulmeister? sagten die Kinder, und es war ihnen so angst. Wer wollte ihn bezahlen? erwiederten die Aeltern; und viele setzten hinzu, er kann dann auch wieder spazieren, woher er gekommen. Das that den Kindern so weh, sie konnten's nicht alle glauben und redeten mit einander ab, sie wollten ihn selbst fragen, das sei das Allerbeste.

Ihm zersprengte es fast das Herz, als sie nach der Schule mit nassen Augen vor ihm standen und das ihm nächste Kind mit sichtbarem Zittern zu ihm sagte, sie könnten ihn fast nicht fragen, aber es sei ihnen so angst, er solle ihnen doch sagen, wenn der Junker sterbe, ob er dann nicht mehr ihr Schulmeister sein könne. Er mußte sich umkehren, Luft schöpfen unter dem Fenster, sein Athem tönte wie eines Menschen, der einen großen Berg hinunter gejagt worden und jetzt den ersten Augenblick still steht. Sobald er reden konnte, kehrte er sich wieder um, streckte die Arme gegen sie aus, wie wenn er sie alle darein nehmen wollte, und sagte dann: Wohl, Kinder, auch wenn es Gott gefallen sollte, den Junker nicht mehr aufkommen zu lassen, will ich doch bei euch bleiben! Dann drückte er allen die Hand und er fühlte, weiß Gott, daß die meisten schwitzten. Wie ihm das zu Herzen ging und wie die Kinder so freudig heimgingen!

Aber viele Aeltern durften ihnen noch sagen: Pochet

nicht zu laut, wenn er schon will bleiben, so ist doch die Frage, ob er es könne. Aber die Kinder glaubten dem Schulmeister und pochten fort. —

Indessen träumte sich der alte Schulmeister wieder in seinen Platz und ließ sich verlauten, die Krankheit Arners und sein frühzeitiger Tod sei ein sichtbares Strafgericht für seine Entheiligung der Kirchen und Schulen.

28. Es fängt an sich zu zeigen, daß der Baum Wurzeln hat.

Aber habt nicht Bange, lieben Leute; ihr wisset ja, daß der alte Schulmeister ein Narr ist. So ohne Schwertstreich geht Arners Ordnung nicht verloren, auch wenn er sterben sollte; und ihr wisset ja noch nicht einmal das. Höret einmal, was jetzt begegnet. —

Da die Spinnweiber zum Mareili kamen und demselben klagten, was man sage und wie übel es wäre, wenn es kommen würde, wie man sage und meine, gab es ihnen zur Antwort: Wenn so leicht ein Kraut zu finden wäre, dem Junker zu helfen, als es für das, was ihr fürchtet, Mittel und Wege hat, so hätte ich jetzt etliche Nächte mehr geschlafen, als ich nicht gethan.

Ja, ja, wenn du wüßtest, was man aller Orten sagt und wie viele Leute jetzt schon zeigen, daß sie darauf warten, bis es wieder anders werde, erwiederten die Weiber. Und das Mareili ging zur Stunde zu seinem Bruder in die obere Stube und sagte zu ihm: Ich bin jetzt 20 Jahre bei dir und habe noch nichts von dir begehrt, und was mein ist, ist dein, aber jetzt mußt du dich angreifen und zeigen, daß du nicht mehr der Bettler Marti bist. Was willst du mit dieser Vorrede? sagte der Meyer.

Ich will damit, du müssest sorgen, daß wenn in Gottes Namen der Junker, wie man fürchtet, zum Sterben kommen sollte, der Schulmeister da bleiben könne, damit die neue Ordnung nicht gleich wieder zu Grunde gehe. O, darum hast du mich nicht zu bitten, erwiederte der Meyer. Ich

bin mir selber nicht so feind, daß ich eine Schule und Einrichtungen so leicht wieder zu Grund gehen lasse, die meine Arbeiter so weit in Ordnung und zu sich gebracht haben, als ich sie ohne Hilfe mein Lebtag nicht hätte zu sich bringen können. Er setzte hinzu, wenn ich ihn allein bezahlen müßte, ich würde ihn nicht fortlassen, aber in solchen Fällen thut man immer besser, man mache, daß die andern auch wollen.

Das ist wahr, sagte das Mareili, und ging, innig mit ihm zufrieden, auf der Stelle zur Reinoldin, auch mit ihr darüber zu reden. Es versteht sich, antwortete diese, ehe es kaum halb gesagt hatte, was es wollte, daß er nicht wieder fort darf, ließ es stehen und sprang hinaus zu ihrem Mann, der eben bei einem kranken Hauptvieh im Stall war. Dieser antwortete ihr über seine Kühe herüber: Ja freilich, wie du willst! Ja, aber wir müssen mit deinem Vater darüber reden, erwiederte die Frau, ihm darf es Niemand abschlagen, willst du nicht mit uns kommen? Ich will nur auch zuerst mit der Kuh fertig machen, sagte der Mann. Und die Frau: Aber es dauert doch nicht lange?

Es dauerte nicht lange und sie nahmen das Mareili mit sich. Ihr Anbringen freute den Alten so sehr, daß er ihnen sagte, er wisse sich nicht zu gedenken, daß ihm vor Freude das Herz so geklopft hätte, wie jetzt. Er zog alsobald eine neue warme Kappe über die Ohren, setzte den Hut darüber auf, nahm warme Handschuh und seinen Stab aus dem Kasten, und ging.

Ei — was will doch der Großvater, daß er bei dem schlechten Wetter zu uns kommt? fragte ihn ein Jedes, wo er zusprach; und wo er zusprach, war er der liebe alte Mann, der Jedermann gedient und den Jedermann in Ehren hielt. Er war der Reichste, und obgleich schon alt, so war kein Haus, in welchem Mann und Frau, so bald er sagte, was er wollte, einander nicht ansahen, und Winke sich gaben, es gelte sich zu besinnen, was man antworte, und man dürfe es ihm nicht abschlagen. Er bettelte nicht, er sagte die Sache und setzte hinzu, die Sache ist so nöthig und gut,

und es sind unser über die zwanzig Bauern, die das wohl können, und die, wenn sie es nicht thun, an ihren Kindern und am ganzen Dorf auf eine leichtfertige Art sich versündigen. Ich hoffe, ihr schlagt es mir nicht ab, aber ich sage es zum Voraus, wenn mir einer abschlägt, so muß es doch sein; ich will es dann für ihn thun und seinen Kindern und dem Dorf zum Almosen geben, und es muß mir dann so eingeschrieben werden. Aber es ließ sich das Niemand zum Almosen einschreiben; mancher schüttelte zwar den Kopf, und hätte es sicher keinem Andern eingeschrieben, aber ihm schlug es Niemand ab, und der Rodel war, ehe die Sonne untergegangen, vollständig. —

Es scheint ein Mischmasch durcheinander — die Freude der Leute, daß es wieder anders komme, wenn der Junker sterbe, und das leichte Vollmachen dieses Rodels. Aber das Thun aller Menschen ist so ein Mischmasch, und das Unbegreiflichste, das der Mensch mit sich herum trägt, ist die Schwäche, mit der er in tausend und aber tausend Fällen um nichts und aber nichts sich dahin bringen läßt, zu thun, was ihm in der Seele zuwider ist. Ach, es braucht so wenig, einen ganzen Haufen Menschen nach seiner Pfeife tanzen zu machen, daß mir ein Bärenführer ein anderer Kerl ist, als Einer, der die Menschen tanzen macht.

Im Grund aber, wenn schon viele dieses oder jenes gern in der alten Ordnung gehabt hätten, so war's doch nicht an dem, daß ihrer viele die ganze alte Ordnung wieder zurück gewünscht hätten, nur durfte es Niemand sagen; und es waren immer noch die Meisten, und die Stillen und Armen alle, welche aufrichtig wünschten, daß Alles so bleibe. —

Der Alte brauchte auch die List, wenn er schon den Weg doppelt machen mußte, daß er zuerst zu denen ging, die es gern thaten; er wußte wohl, wenn es einmal einen Anfang habe, so schrieben sich die andern auch ein. Er [illegible] guter Laune und hatte immer mit den [illegible], und auch jetzt sagte er etlichen, wenn sie ihre [illegible] und er ihre Namen auf dem Papier ge-

trocknet in der Tasche hatte: Wisset ihr auch, daß ihr euch dem Baumwollen-Meieli, und nicht mir unterschrieben? — Ei, wie das, wie das? Es wird wohl nicht so sein, sagten Männer und Weiber. Gewiß, antwortete der Reinold, laßt es euch nur nicht gereuen, es hat mich darum angesprochen, daß ich mit euch rede, und es und sein Bruder haben zuerst versprochen, aber sie wollen dann zuletzt unterschreiben.

Das wurmte nicht nur Einen so, daß er mit Kopfschütteln sagte, wenn er das gewußt hätte, daß die Bettlerherrin dahinter steckte, so hätt' er es gewiß nicht gethan. Ein Mann, der kein Narr war, gab ihm zur Antwort: Du bist nicht schuld, deine Sohnsfrau und das Mareili schicken dich im Dorf herum; ohne ihren Weiberbund würdest du jetzt daheim sitzen und die Hände an den Ofen halten.

Der Alte mußte lachen und trug den Weiberbund herum, wo er hinkam. Und das Baumwollen-Mareili sagte, sobald es von diesem Bund hörte: Jetzt, weil man's sagt, ist's eben recht ihn zu machen; und was vorher nicht bestimmte Abrede war, das war es jetzt. Die Reinoldin, die Meyerin, Gertrud und sie verbanden sich nun förmlich zusammen, es möge mit dem Junker kommen wie es wolle, im Dorfe Alles daran zu setzen, daß die Sachen blieben, wie sie wären und wie sie der Junker angefangen und haben wollte.

29. Ein Phantast, der auf eine Religionswahrheit kommt, und ein Pfarrer, der sich auf der Kanzel vergißt und nur wie ein Mensch redet.

Der Bund machte allen Leuten Gedanken. Wer hätte auch das gedacht? sagten Männer und Weiber, aber die größte Betrübniß darüber hatte der alte Schulmeister. Der arme Tropf fand heute nicht mehr wie gestern, es sei ein Wunder vom Herrn, daß Arner auf dem Todbett liege, er lobpreisete auch den Namen des Herrn heute nicht mehr so laut mit dem Maul, er sagte nicht mehr, die Wege des

Herrn sind richtig und recht, er sagte nur, sie sind unerforschlich. —

Das findet zuletzt auch der Thor, wenn es ihm nicht geht, wie er will; aber wer Gott nicht für einen Menschen und nicht für ein Kind achtet, der findet es immer und meint nie, er wisse, was Gott mache oder was er wolle. Aber der abergläubische Mensch und der Götzendiener weiß das immer; es ist ihm nie verborgen, was Gott thut und was der will, der die Himmel regiert. Es ist ihm nichts unerforschlich und nichts verborgen, als das, was ihm vor der Nase liegt. —

Mitten in allem diesem flossen viele stille Thränen für den kranken Mann, viele Gebetbücher wurden naß, die seit Jahren nicht naß geworden, und viele hundert Menschen lagen seinetwegen Nächte durch schlaflos. Der Kummer der innigsten Liebe trieb ihrer viele bis zum Zagen der Verzweiflung. —

Das Kind der Nickenbergerin sank wieder in den Zustand, in welchen es gerade nach seines Vaters Tod gefallen, blieb ganze Nächte auf seinem Grab, weinte da, und oft, wenn seine Mutter und seine Geschwister bei ihm standen, sah es sie nicht. Wo es war, verfolgte dasselbe der erschreckliche Gedanke, es sei nicht Gottes Wille, daß ein guter Vater auf der Welt sei; wenn einer da sei, so müsse er sterben, und es glaubte, die Menschen müßten nicht werth sein einen zu haben, sonst wär' es anders.

Und der Pfarrer führte am Sonntag auf der Kanzel fast die gleiche Sprache.

Es sei, sagte er, wie wenn es nicht sein solle, daß Menschen durch ihre Mitmenschen versorgt würden. Die ganze Natur und die ganze Geschichte rufe dem Menschengeschlecht zu, es solle ein jeder sich selbst versorgen, es versorge ihn Niemand und könne ihn Niemand versorgen; und das Beste, das man an dem Menschen thun könne, sei, daß man ihn lehre, es selber zu thun. Auch [illegible] Arner [illegible] Gebet für anderes gesucht, als dieses, sagte er mit einer St[illegible]ht auch zur

an allen Wänden klang, und setzte mit dumpfem leisem Ton hinzu: Aber was wird jetzt daraus werden?

Nach einer Weile sagte er wieder, es liege in Gottes Namen in der Natur, daß der Mensch auf Niemand auf Erden zähle; selbst Aeltern, die für den Säugling in Feuer und Wasser sprängen, den letzten Bissen im hungrigen Mund käuten und nicht hinunter schluckten, sein Leben zu erretten, sprängen für ihn nicht mehr in Feuer und Wasser, theilten nicht mehr mit ihm den letzten Bissen, wenn er erwachsen sei, und sagten ihm vielmehr: Hilf dir jetzt selber, du bist erzogen! —

Und im Grund ist es vollkommen recht und für das Menschengeschlecht gut, daß Aeltern und Obrigkeiten die Menschen dahin weisen, und es ist wider ihre Rede: „Ihr seid erzogen, helft euch selbst" nichts zu sagen, wenn sie nämlich wahr ist; aber wenn sie nicht wahr ist, wenn Kind und Volk nicht erzogen sind, sich selbst helfen zu können, wenn vielmehr die armen Geschöpfe in beiden Verhältnissen verwahrlost, zu Krüppeln und Serblingen (Schwindsüchtigen) gemacht und unmündig gelassen werden, nichts sind und nichts aus sich machen und sich nicht helfen können, und man ihnen dann doch sagt: Hilf dir selbst, du bist erzogen! und wohl noch etwas anderes dazu — dann ist es freilich was anderes. —

O — Arner — Arner! wie sahest du das ein, und wie würdest du helfen, wenn du lebtest; aber Gott im Himmel, was können wir hoffen? Lernt doch, arme Menschen, lernt euch selber versorgen, es versorgt euch Niemand! —

So redete der Mann. — Und wer verzeiht ihm, wer verzeiht der Rickenbergerin diese Sprache nicht? Wer will sagen, es sei wider Gott, wenn's dem Menschen für Menschen bange macht? und es sei wider die Obrigkeit, wenn er für die Armen und Elenden und Unversorgten im Land mit einem Feuer redet, das brennt? O, ihr Menschen, das Feuer des Eiferers, der im Gefühl der Verwahrlosung unsers [illegible] dahinkommt, die Sprache der Verzweiflung zu [illegible] ein heiliges Feuer und seine Sprache ist wie ein Geschleu[illegible] reden, ist e[illegible]

Schatten der himmlischen Wahrheit, und wie ein verblichenes Siegel der Göttlichkeit unserer Natur! — Der Pfarrer aber sagte nicht nur dieses.

30. Ein Staatsminister auf dem Dorf.

Indessen breitete sich das Gerücht von seiner Krankheit und von ihren Ursachen weit umher aus und kam schnell, wie auf den Flügeln des Windes, mit allen Zusätzen, die es auf dem Wege von 20 Stunden aufnehmen konnte, an den Hof des Fürsten. Durch allen Wirwarr der Berichte schien so viel gewiß, daß Arner sehr krank und Sylvia daran schuld sein möchte. Der Herzog, der warmen Antheil an Arners Krankheit nahm und über die muthmaßlichen Ursachen derselben äußerst aufgebracht schien, stand eben vor Arners neuem Gemälde, darin Menzow wirklich sich selbst übertroffen, als Bylifsky zu ihm kam, um die Freiheit zu bitten, nach Arnburg zu reisen, und er befahl ihm, seinen Leibarzt mitzunehmen, und in seinem Auftrage eben so wohl über die Ursachen der Krankheit genauen Bericht einzuziehen, als auch Alles zu veranstalten, was er nöthig finde, den Arner vor Verdruß zu sichern.

Helidor hatte zwar schon angefangen, die Begriffe seiner Durchlaucht über den guten Arner herunter zu stimmen, aber da der Herzog sich über Sylvia unwillig zeigte, stimmte er hierin ganz ein und sagte, es sei wahr, sie habe ein Maul zum Tödten, wenn sie anfange Jemand zu quälen. So muß man sie in meinem Namen, wenn es im Geringsten nöthig, auf der Stelle aus dem Schlosse wegschaffen, erwiederte der Herzog. Und auch hierin widersprach Helidor kein Wort.

Der schnellste Jagdzug flog mit ihnen die Nacht durch, und am Mittag waren sie in Bonnal. Da stieg Bylifsky aus und ließ den Leibarzt allein weiter fahren. Er wollte einen Augenblick zum Pfarrer. Dieser war in der Kirche und betete eben mit den Schulkindern ein stilles Gebet für das Leben des Junkers. Bylifsky hört's, geht auch zur

Kirche, thut mit leiser Hand die Thür auf, tritt mit stillem unhörbarem Schritt hinein, sieht die Schaar der Kinder und den Pfarrer und ihren Lehrer vor dem Altar auf den Knien und ihr Angesicht unverwandt gegen den Boden, hört ihr Schluchzen, fällt in seiner Ecke auf die Knie und weint und betet mit diesen Kindern für seinen Freund; und da sie wieder aufstehen, geht er zu ihnen, sagt wer er sei, grüßt sie alle, und gibt dem Pfarrer und dem Lieutenant, wie den „Behüte Gott" sagenden Kindern die Hand, sieht eines nach dem andern so steif und genau an, als ob er keinen Gedanken in seiner Seele habe als diese Kinder, ißt dann mit dem Pfarrer seine Suppe geschwind, wie sie da stand, und geht mit ihm und dem Lieutenant zu Fuß über den Berg nach Arnburg.

31. Eine Dienstmagd begehrt Abschied und Rekommandationsbriefe von der gnädigen Herrschaft.

Der Leibarzt zuckte die Achsel, sobald er den Kranken sah, machte dann seine Feldapotheke auf und Gerüche aller Art füllten die Stube.

Fürchterliche Silber- und Goldzangen und Nadeln, und Messer, Schwämme und Binden, Stücke von Schlangen, zerriebene Mücken, Gift, Metalle, und halbe Metalle, chemische Geheimnisse und natürliche Pulver, Salben und Pflaster lagen in dieser Kiste. Er nahm heraus, wog, mischte, rieb, ließ warm machen und wieder kalt werden, strich Pflaster und Salben, und in einer Stunde hatte Arner allerhand davon an seinem Leib und nicht weniger davon selbst darin. —

Dann ließ er ihn eine Weile allein und benutzte diesen Augenblick, Sylvien, die er schonen wollte, zu sagen, was er gehört. Sie stellte sich ganz gleichgültig, machte die kranke launige Dame und that, so lang er vom Herzog redete, wie wenn ihr an Allem nichts liege; da er aber vom Helidor anfing, konnte sie das nicht mehr, sie fragte mit *Hastigkeit: Hat* er nichts dazu gesagt? Aber er wollte nicht

mit der Sprache heraus; sie bat und zwang und drang und ließ ihn nicht ruhen, bis er es ihr sagte. In Gottes Namen, weil Ihro Gnaden befehlen: Er hat gesagt, Ihro Gnaden hätten ein Maul, das haue und steche. So — er hat das gesagt? erwiederte sie, stand plötzlich auf, verließ das Zimmer, lief unter ein Fenster und wartete da das Herzklopfen ab, das sie anwandelte. Da seh ich — da seh ich's — ja jetzt schon, daß er mir beim ersten Anlaß wie einem Schuhlumpen den Tritt gibt. Ihr Herz schlug, und sobald sie wieder zu Athem kam und die Augen aufhob, sah sie Bylifsky zwischen dem Pfarrer und dem Lieutenant den Vorrain vor der Burghalde heraufkommen. Sie redeten von der Schule, und der Lieutenant gestikulirte nach seiner Gewohnheit mit den Händen, weil er im Eifer war; sie aber meinte, er erzähle sicher von nichts anderem, als von ihr, sie floh in ihre Stube, stampfte mit dem Fuß, wüthete gegen Aglee, gab ihr in Allem die Schuld und behauptete, sie hätte sie von Allem zurückhalten sollen.

Diese gab ihr keine Antwort; aber am Morgen fand Sylvia auf ihrem Pult folgenden Brief.

„Ich habe Sie bestohlen, und bin fort — meine Gründe liegen zum Theil in Ihrem gestrigen Betragen, zum Theil in meiner immer mehr steigenden Ueberzeugung, daß wir nicht für einander geschaffen; aber ich bin nicht in der Laune, mich über das, was ich thue, zu erklären oder mich zu rechtfertigen; das ist gewiß, daß ich für das, wozu Sie mich brauchten, nicht bezahlt bin, und dieses ist, wie Sie wissen, von einer Natur, daß wir beide es nicht wohl von der Obrigkeit können ausmachen lassen, was mir dafür gebühre.

Aber erschrecken Sie um deßwillen nicht, ich habe mich nicht über die Gebühr vergriffen; Ihr Schmuckkästchen ist klein, und das Halbe und das Beste davon habe ich daraus weggethan, und in die Ecke Ihres Schranks neben die blaue Haube gelegt, die Sie gestern getragen. Ich will nichts als von Ihnen fortkommen, *meine philosophische Jungfer*, mit dem *Glauben, daß den Menschen nichts* entehre als der

Diebstahl. Ich kenne Sie zu gut, um nicht auch als eine Diebin auf meinen Hut zu sein, daß Sie mich mit Recht nicht verachten können, wie ich Sie verachte.

Lassen Sie mich Ihnen nur noch sagen: Wir denken in keinem Stück gleich; und wenn wir je das Gleiche thaten, so hatten wir doch nie die gleichen Gründe. Ich half Ihnen freilich hier den Junker und seine Leute kränken, aber verachte weder ihn, noch die Junkerin, noch den Rollenberger, am wenigsten den Lieutenant; der letzte zwang mir eine Hochachtung ab, die ich keinem Menschen mehr schenken will.

Aber was geht es Sie an, wie ich darüber denke? Ich gehe über Regensburg nach England, und erwarte am ersten Orte bei Ihrer Cousine ein paar mir nöthige Empfehlungsschreiben von Ihnen; und damit Sie nicht in Versuchung gerathen, mich einen Posttag darauf warten zu lassen, und eben so wenig sich von Ihrer Hitze verleiten lassen, Morgens in den ersten Augenblicken von meiner Abreise anders als in der Ordnung zu reden, finde ich noch nöthig, Ihnen die Anzeige zu machen, daß ich diejenigen Papiere alle mit mir genommen, die ich vor drei Wochen, wie Sie glaubten, vor Ihren Augen verbrannte. Ich habe dieselben mit den neuern Geheimbriefen, die Sie bei sich herumtrugen, mit der Brieftasche ebenfalls mitgenommen. So viel brauchte ich, um Ihnen mit Sicherheit für die zwei ersten Stunden dieses Morgens so viel Verstand zutrauen zu dürfen, als ich will, daß Sie jetzt haben. Einen andern Gebrauch davon werd' ich nie machen. —

Ich habe weiter nichts mehr zu sagen, als lernen Sie in Zukunft den Namen Freundin gegen Niemanden mehr also zu brauchen, wie Sie es gethan haben gegen Ihre

gehorsame Dienerin
Aglee.

32. Der Staatsminister in der Schule und bei dem Schulmeister.

Aber es wird immer schlimmer mit Arner. Therese fällt aus einer Ohnmacht in die andere. —

Der Leibarzt forderte, daß man ihn ganz allein lasse und jetzt sinkt er in eine äußerste Ermattung, entschläft in derselben und auf den Lippen Aller steht der Gedanke: Er ist todt und wird nicht wieder erwachen. —

Therese reißt sich aus den Armen Bylifsky's — Er ist todt — Er ist todt — und sinkt vor ihm nieder. — Der Rollenberger liegt mit den Kindern auf den Knien — der Pfarrer betet laut, und Alles erwartet das Wort: Er athmet nicht mehr! —

Wie bang — wie bang — wie bang ist ihnen allen! — wie horcht Alles vor seiner Thür! man hört keinen Laut. — Ist er todt? — ach! — ist er noch nicht todt? — vielleicht — vielleicht — vielleicht — —

Still! seid doch still — ! Man hört eine Bewegung. Was ists, was ists? Der Leibarzt kommt an die Thür, er öffnet sie fast ohne einen Laut und sagt fast ohne zu athmen: Es zeigt sich ein Schweiß, ich habe wieder einige Hoffnung. Er schläft fort; man eilt zu Therese, sagt ihr die Worte, sie will's nicht glauben und fällt wieder in Ohnmacht. — Nach einer Viertelstunde öffnet er wieder und sagt: Der Schweiß wird immer stärker, geht doch und sagt's! Alle Viertelstunden kommt er wieder, und bleibt bei der Rede, er habe wieder Hoffnung. —

Gegen neun Uhr erwachte der Kranke und sagte, es sei ihm wie im ganzen Leib anders und leichter; aber er war äußerst schwach und entschlief bald wieder und das bange Warten der Nacht war entsetzlich; man hörte keinen Laut, als beten, Therese hatte keine Ohnmachten mehr, und betete auch. Die Berichte kamen immer gleich, es gehe so gut als möglich und es sei gewiß Hoffnung! —

Und am Morgen durfte Therese *wieder* zu ihm hinein; aber sie kam nur *und verschwand wieder*. — Der Leibarzt

forderte heute noch die gleiche Stille und Bylifsky sah ihn nur durch eine Seitenthür und brachte den Tag mit dem Pfarrer und dem Lieutenant in Bonnal zu. Er sah da Alles und Alles mit den Augen des Mannes, der im Stande ist, im Samenkorn des Oelbaums sich das allmähliche Wachsthum der Pflanzen von ihren Keimen an bis zu derjenigen Größe vorzustellen, in welcher die Vögel des Himmels auf seinen Aesten nisten und die Menschen sich unter seinen Schatten lagern. Er sah lange und genau nach allen Seiten, war im Anfang still, redete wenig, nach und nach aber immer mehr; trat in die kleinsten Verhältnisse dieser Leute hinein und forschte mit Genauheit dem Einfluß der neuen Ordnung auf diese Umstände nach, und kam dahin, fast mit dem halben Dorf zu reden, sah den Baumwollen-Meyer, das Mareili, Gertrud, den alten Renold, die junge Renoldin, den Lindenberger, den Michel, und selbst den Hummel; blieb, so lange die Schule dauerte, am Morgen und Nachmittag, vom Anfang bis zum Ende darin, sah aller Kinder Arbeit und warf die genaueste Aufmerksamkeit auf die Verbindung des Lernens mit dem Arbeiten; forschte genau, wie weit das Eine das Andere nicht hindere, urtheilte kein Wort, bis er Alles gesehen, alles geprüft, dann erst sagte er zum Lieutenant, der freilich jetzt auch gern ein Wort gehört hätte, was er etwa meine.

Ich finde euere Einrichtungen mit der innern Natur des Menschen und mit ihrem wirklichen gesellschaftlichen Zustand gleich übereinstimmend. Die Großen schätzen den Menschen nur in dem Grade, in welchem sie Nutzen von ihm ziehen können, und das innere Triebrad aller wirklichen Gesetzgebungen ist kein anderes, als jeden Staat für seinen Fürsten so hoch hinauf zu treiben als möglich und die darin lebenden Menschen ebenfalls so gut als möglich zu diesem Endzweck aufs Beste zu nutzen und zu brauchen und, wenn's gut geht, auch dazu zu bilden und zu führen, so wie das innere Triebrad der wirklichen Einrichtungen eines jeden Eigenthümers dieses ist, sein Haus und Hof, Beruf und *Gewerb so hoch* hinauf zu treiben als möglich, und seine

Leute zu diesem Endzweck eben so zu nutzen und zu brauchen und wenn's gut geht, auch zu bilden und zu führen. Deshalb ist der Mensch im Großen in dieser Welt auch nur insofern glücklich und sicher, als er dienstfähig gebildet und gemodelt ist, den Platz, den er in der Gesellschaft mit gesetzlichem Recht behauptet, wohl auszufüllen.

Ihre Einrichtungen, mein Freund, entsprechen diesem vorzüglichen Bedürfniß der Menschen auf eine Art, wie ich es noch nirgend gesehen, und können nicht anders, als das Urtheil der Fürsten über den Werth ihrer Menschen, und mit diesem die Aufmerksamkeit ihrer Gesetzgeber oder Gesetzmacher auf das Glück und die Sicherheit derselben erhöhen, in dem sie diesen wichtigen Gesichtspunkt nicht durch chimärische Träume, — an welche die Fürsten durch die ersten Bedürfnisse ihres Standes in Ewigkeit gehindert werden, im Ernst zu glauben, — sondern durch viele Erhöhungen des wirklichen Ertrags und der Dienstfähigkeit der Menschen, an die sie immer gern glauben, zu erzielen suchen.

Auch halte ich, lieber Lieutenant, Ihre Erziehungsart und Ihre Dorfeinrichtungen so bestimmt für eine Finanzsache, daß, wenn das Kabinet den Plan gemacht hätte, das Volk ganz allein nach dem Gesichtspunkt seiner größern Ertragsfähigkeit erziehen zu lassen, dasselbe ganz gewiß sein Werk mit Einrichtungen anfangen müßte, wie die Ihrigen sind. —

Denkt euch jetzt den Mann, dem noch vorgestern Bonnals Gesindel gewagt hat, Joggeli willt Geld? und Joggeli hast Geld? nachzurufen, und dem jetzt der erste Minister seines Fürsten dieses sagt! —

Wenn nach Jahre langem, innerm Kämpfen eine Beterin sich plötzlich wie durch eine Erscheinung erhört und weit über ihren Glauben erhört sieht, so steht sie im ersten Gefühle des Heils, das ihr widerfahren ist, vor ihrem Gott da, wie dieser Mann vor Bylifsky. Eine Thräne zitterte in seinem Auge, und auf seinen Lippen das Verstummen seiner ganzen Erschütterung.

Der Minister kannte dieses Verstummen, es war der

beste Lohn des Dienstes, den er seinem Fürsten that; er hatte ihn aber auch nicht selten genossen und nahm jetzt dem zitternden Mann seine Hand und sagte ihm: „Zählen Sie auf mich, aber handeln Sie an ihrem Platz ganz, wie wenn Sie mich nicht kennen würden, und wie wenn ich nicht in der Welt wäre. Der Weg, zu welchem Ihr Werk führt, fordert dieses.“ —

Damit reiste er ab. Der Lieutenant sah' ihm nach, so weit er konnte; er saß am Ende der Schulmatten unter dem Nußbaum auf einem Markstein, hielt die Hände zusammen, entzog ihm kein Auge, so lang er ihn sah, und da er ihn nicht mehr sah, sank ihm sein Haupt gegen den Boden; sein Herz schlug, und sein hölzernes Bein zitterte auf seinem Stumpen. Er sah es — armer Stumpen, sagte er zu sich selber, ich habe dich lang mühselig herumgeschleppt; aber wenn ich auf dir noch dahin hülpen kann, wohin mir jetzt ahnt, so ist mir die Mühseligkeit meines Lebens wie nichts, und der Tag, an dem ich zum Krüppel worden, wird mir dann der glücklichste meines Lebens!

Ach! er sah mit inniger Freude, wie sein hölzernes Bein zitterte; und der Minister reiste mit dem beruhigenden Gefühl fort, eine Bahn zur sichern Verbesserung der Volksgesetzgebung entdeckt und den Mann gefunden zu haben, der in den Labyrinthen der Tiefe, in welchen die Gesetzmacher immer wie in der Irre herumtappen und in der Finsterniß wandeln, so viel Licht anzünden kann, als Einer braucht.

33. Aeußerungen der Freude und Freundschaft und die Strafe eines Verleumders.

Ehe er abreiste, hatte er noch in der Stille, aber sehr genau, verschiedene Zeugnisse aufgenommen, was des Generals Jäger über den Lieutenant in Bonnal für Reden ausgestreut, dann eilte er einsam zu Fuß fort über den Berg. Der Traum über sein Dorf und der Gedanke, wie es um Arner stehe, theilten seine Empfindungen bis gegen das Schloß. So *wie er sich diesem* näherte, vergaß er die Schule, Furcht

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

und Hoffnung schlugen in seiner Brust, er verdoppelte seine Schritte. Er hatte befohlen, wenn es im Geringsten einen Anschein zum Schlimmerwerden habe, daß man ihm augenblicklich berichte: nun war es Abend, und kein Bericht da, das schien gut. Er eilte, er eilte; jetzt ist er hinter den Tannen, sieht das Schloß wieder, sein Herz schlägt, er entzieht ihm kein Auge, und plötzlich sieht er Alle zum Schloß heraus ihm entgegen kommen.

Therese — die Kinder — der General — der Leibarzt — er sieht's — sie gehen — sie laufen — sie zittern nicht — sie sind nicht mehr wie gestern — es führt Therese Niemand — es ist kein Jammer in ihrer Geberde — er sieht's — Arner ist gerettet! — Der Karl springt von der Mama weg, ruft ihm laut und von Weitem — es geht besser mit dem Papa! Bylifsky nimmt ihn bei der Hand, springt wie der Knabe, Therese läuft auch und sinkt außer Athem und ohne zu reden ihm in die Arme. — Alle stehen um ihn her, alle drängen sich an ihn an, der Leibarzt sagt wieder: Er ist, will's Gott, gerettet! und ihm überfließt das Herz von Wehmuth und Wonne.

So läuft ein Haus, das in den Fluthen gestanden, und wie im gräßlichen Eisstoß sich wie ein Wunder erhalten, einem Vater entgegen, der in der Verheerung nicht da war; die gerettete Mutter sinkt ihm sprachlos in die Arme, sein Aeltester springt vor den andern her, ruft ihm von Ferne: Wir sind alle noch da! und alle, alle, die noch da sind, stehen um ihn her, drängen sich an ihn an und ihm überfließt das Herz von Wehmuth und Wonne.

Arner wußte jetzt, daß Bylifsky da war, der Leibarzt hatte es ihm gesagt, aber ihn auch gebeten, sich nicht in Gefahr zu begeben und wenig mit ihm zu reden. Das Gleiche bat er den Bylifsky. Er ging hinein, daß man ihn kaum hörte, wog die Worte wie Gold ab, vermied jede Empfindung und setzte sich nicht einmal nieder.

Diese Aufmerksamkeit hielt den Arner in Schranken, daß ihm diese Freude nicht nachtheilig *war*. Er sagte ihm wohl einmal: Du *thust doch ganz, als wenn* dir an meiner Ge-

sundheit mehr liege, als an mir! Aber Bylitzky ließ sich nicht einmal zu einem Lächeln bewegen, er sagte ihm: Ein andermal wollen wir spaßen! — Arner fühlte, daß er Recht habe; und da die halbe Viertelstunde vorbei war, die der Leibarzt erlaubt hatte, ging Bylitzky wieder von ihm und reiste bald darauf ab, voll Hoffnung seiner Genesung. Er konnte nicht länger bleiben. —

Vorher stellte er dem General noch einen Befehl zu, seinen Jäger geschlossen auf Bonnal führen zu lassen, um allda von Haus zu Haus alles das zu widerrufen, was er gegen den Lieutenant ausgestreut, mit dem Beifügen, er erwarte, daß, wenn Arner von Sylvia auch nur dem entferntesten Verdruß wieder ausgesetzt sein sollte, der Herr General sie in diesem Fall auf der Stelle von hier entferne. Diese Nota war unterzeichnet: „Auf speziellen Befehl Sr. Durchlaucht."

Bylitzky.

Sylvia erwartete selbst so etwas. So lange er da war, machte er allemal, wenn sie ihm zu Gesicht kam, Augen, die ihr durch Leib und Seel gingen; sie konnte es sich nicht verhehlen, es war der Blick des Mannes, der es in seiner Hand hatte, sie zu erdrücken, und der beinahe danach gelüstete.

---

34. Ein zweifacher Unterschied zwischen Sachen und zwischen Menschen.

vielen Dörfern ausführen kann, wie er's jetzt in Bonnal thut.

Der Herzog ließ ihn von gar nichts Anderem reden; er fing wieder von Neuem davon an und drang besonders auf eine bestimmte Antwort auf die Frage, worin der Unterschied zwischen diesem Versuch und den ähnlichen, die ihm sowohl, als andern Leuten so vielfältig mißlungen, bestehe.

Der Minister antwortete: Durchlaucht, man sucht die Leute in Bonnal zu nichts anderm zu machen, als was sie in ihrem Platz nothwendig werden müssen, aber man ruht nicht, bis man da ist, daß sie dieses recht werden, und braucht dazu in einem jeden einzelnen Stück, vom Ackerfahren an bis zum Maus- und Ratzenfangen allemal den Mann, der das einzelne Stück, worum es zu thun ist, am Besten versteht.

Diese Erklärung ging dem Fürsten zu Herzen. Das Bewußtsein, daß er selber an seinem Platz nicht sei, was er sein sollte, und daß diejenigen, die ihn dazu hätten bilden und führen sollen, das gar nicht verstanden, was sie ihn lehren sollten, gab es ihm mit innigster Bewegung zu fühlen, wie wichtig solche Anstalten sein würden, durch welche die Menschen das wirklich werden müßten, was sie an ihrem Platz sein sollten. Er ließ sich alle Umstände erzählen und sagte am Ende: Wenn es in der Welt möglich ist, daß aus einem Versuch von dieser Art etwas herauskommt, so muß hier etwas herauskommen. —

Aber das machte den Helidor nicht irre; als er noch an diesem Abend wieder zum Herzog kam und ihm dieser sagte: Kommen Sie mir heute nicht damit, die Sachen in Bonnal seien Charlatanerien wie die andern, erwiederte Helidor lächelnd: Ich sagte niemals, die Sachen in Bonnal seien Charlatanerien wie die andern, zog das Wort in Bonnal und wie die andern spöttisch in die Länge und setzte hinzu: Aber erlauben Durchlaucht, wie viel steht Ihnen diesen Monat im Spiel?

Verflucht viel — erwiederte der Herzog — und sagte,

sundheit mehr liege, als an mir! Aber Bylifsky ließ sich nicht einmal zu einem Lächeln bewegen, er sagte ihm: Ein andermal wollen wir spaßen! — Arner fühlte, daß er Recht habe; und da die halbe Viertelstunde vorbei war, die der Leibarzt erlaubt hatte, ging Bylifsky wieder von ihm und reiste bald darauf ab, voll Hoffnung seiner Genesung. Er konnte nicht länger bleiben. —

Vorher stellte er dem General noch einen Befehl zu, seinen Jäger geschlossen auf Bonnal führen zu lassen, um allda von Haus zu Haus alles das zu widerrufen, was er gegen den Lieutenant ausgestreut, mit dem Beifügen, er erwarte, daß, wenn Arner von Sylvia auch nur dem entferntesten Verdruß wieder ausgesetzt sein sollte, der Herr General sie in diesem Fall auf der Stelle von hier entferne. Diese Nota war unterzeichnet: „Auf speziellen Befehl Sr. Durchlaucht."

Bylifsky.

Sylvia erwartete selbst so etwas. So lange er da war, machte er allemal, wenn sie ihm zu Gesicht kam, Augen, die ihr durch Leib und Seel gingen; sie konnte es sich nicht verhehlen, es war der Blick des Mannes, der es in seiner Hand hatte, sie zu erdrücken, und der beinahe danach gelüstete.

---

34. Ein zweifacher Unterschied zwischen Sachen und zwischen Menschen.

Bylifsky war klug genug, seinen Bericht von Bonnal also einzurichten, daß er zwar mit Bestimmtheit äußerte, die Sache gehe gut und ihre allgemeine Ausführung könne mit der Zeit dem Land von Wichtigkeit werden, aber sich nichts weniger als eifrig dafür zeigte, sondern eben so bestimmt beifügte, sie fordere einen langsamen Gang und müsse an dem Orte, wo sie angefangen, zu ihrer völligen Reife gedeihen, ehe man daran denken könne, einen Schritt weiter zu gehen. Nur wie beiläufig setzte er hinzu: Der Lieutenant ist der Mann, der die Sache seiner Zeit in

vielen Dörfern ausführen kann, wie er's jetzt in Bonnal thut.

Der Herzog ließ ihn von gar nichts Anderem reden; er fing wieder von Neuem davon an und drang besonders auf eine bestimmte Antwort auf die Frage, worin der Unterschied zwischen diesem Versuch und den ähnlichen, die ihm sowohl, als andern Leuten so vielfältig mißlungen, bestehe.

Der Minister antwortete: Durchlaucht, man sucht die Leute in Bonnal zu nichts anderm zu machen, als was sie in ihrem Platz nothwendig werden müssen, aber man ruht nicht, bis man da ist, daß sie dieses recht werden, und braucht dazu in einem jeden einzelnen Stück, vom Ackerfahren an bis zum Maus- und Ratzenfangen allemal den Mann, der das einzelne Stück, worum es zu thun ist, am Besten versteht.

Diese Erklärung ging dem Fürsten zu Herzen. Das Bewußtsein, daß er selber an seinem Platz nicht sei, was er sein sollte, und daß diejenigen, die ihn dazu hätten bilden und führen sollen, das gar nicht verstanden, was sie ihn lehren sollten, gab es ihm mit innigster Bewegung zu fühlen, wie wichtig solche Anstalten sein würden, durch welche die Menschen das wirklich werden müßten, was sie an ihrem Platz sein sollten. Er ließ sich alle Umstände erzählen und sagte am Ende: Wenn es in der Welt möglich ist, daß aus einem Versuch von dieser Art etwas herauskommt, so muß hier etwas herauskommen. —

Aber das machte den Helidor nicht irre; als er noch an diesem Abend wieder zum Herzog kam und ihm dieser sagte: Kommen Sie mir heute nicht damit, die Sachen in Bonnal seien Charlatanerien wie die andern, erwiederte Helidor lächelnd: Ich sagte niemals, die Sachen in Bonnal seien Charlatanerien wie die andern, zog das Wort in Bonnal und wie die andern spöttisch in die Länge und setzte hinzu: Aber erlauben Durchlaucht, wie viel steht Ihnen diesen Monat im Spiel?

Verflucht viel — erwiederte der Herzog — und sagte,

es wäre bald Zeit, daß ich wieder eine Ambe gewönne. Warum zählen Ihre Durchlaucht auf keine Terne oder Quaterne? sagte der Liebling, und lächelte. Der Fürst sah ihn an, und während er ihn ansah, fühlte er, was er meinte, nämlich drei Menschen, wie die in Bonnal, träfen seltener zusammen, als vielleicht eine Terne oder Quaterne. Es dünkte ihn wirklich, es sei so, und er schwieg.

Aber Helidor sah, daß er es fühlte, und brüstete sich hernach mit seiner Terne und Quaterne, daß es Bylifsky wieder vernahm. Es machte ihm nichts; er wußte, daß man aus den Menschen machen kann, was sie nicht sind, und daß man sie zusammen stellen könne, wenn das Glück sie nicht zusammen tragen wolle, daß also die Vergleichung hinke, und es war ihm ganz recht, daß er den Herzog davon abzog, er hatte vielmehr gefürchtet, er werde das Gegentheil thun und ihn verleiten, den Versuch in seinem unreifen Zustand weiter zu treiben, um ihm also den Herzstoß zu geben.

Habe keinen Kummer, Leser! Der andere wird vor ihm verschwinden, wie ein Kameel mit einem Höker vor einer Pyramide.

---

35. Die Philosophie meines Lieutenants und diejenige meines Buchs.

Ein Schiffer, den jenseits der Linie, wenn er schon das Feuer des halben Himmels befahren, zuletzt noch ein Sturm über die Abgründe vielfarbiger Meere schleudert, sehnt sich nicht so sehr nach den weißen Vögeln, die das Ufer verkünden, als Arner sich nach Bonnal sehnte, da er wieder leichter Athem schöpfte.

So warm redete er auch von keinem Werk seines Hauses, als er mit dem Pfarrer und dem Lieutenant von Bonnal redete. Sie fanden alle drei, das Werk sei nur angefangen; aber zu seiner eigentlichen Vollendung und zur Sicherstellung *der Zukunft* fehle ihm nichts, als Alles, und vor allem eine

mit ihren Einrichtungen und ihren Endzwecken übereinstimmende Gesetzgebung.

Aber der Junker und der Pfarrer schoben diesen Punkt auf den Lieutenant und sagten ihm, er sollte sich nur darauf gefaßt machen; auch Bylifsky erwarte dieses Stück ihres Werks nicht von einem alten Pfarrer und nicht von einem jungen Junker, sondern von seiner Erfahrung. Er machte kein Kompliment und war wirklich darauf gefaßt.

Da er, seitdem er Bylifsky's ersten Brief gelesen, die Nachforschungen über die Natur einer wahren Volksgesetzgebung zum Gegenstand seines Nachtwachens und jedes freien Augenblicks im Tage gemacht, dachte er nunmehr mit einer Klarheit und Bestimmtheit über diesen Gegenstand, daß er sich nicht entzog, seine Begriffe darüber an einem der ersten Abende, den sie bei dem wiedergenesenden Junker zubrachten, auseinander zu setzen, wie folgt.

Die neuern Gesetzgebungen, die man aber nicht im Ernst für Volksgesetzgebungen ausgeben wird, setzen alle vom Menschen, und besonders vom niedern Menschen voraus, daß er ohne alles Verhältniß mehr und besser sei, als er ist und als er, ohne daß sie ihn in Stand setzen, es zu werden, seiner Natur nach nicht sein kann.

Der Mensch ist von Natur, wenn er sich selbst überlassen wild aufwächst, träg, unwissend, unvorsichtig, unbedachtsam, leichtsinnig, leichtgläubig, furchtsam, und ohne Grenzen gierig, und wird dann noch durch die Gefahren, die seiner Schwäche, und die Hindernisse, die seiner Gierigkeit aufstoßen, krumm, verschlagen, heimtückisch, mißtrauisch, gewaltsam, verwegen, rachgierig und grausam. Das ist der Mensch, wie er von Natur, wenn er sich selbst überlassen, wild aufwächst, werden muß; er raubt, wie er ißt, und mordet, wie er schläft. Das Recht seiner Natur ist sein Bedürfniß, der Grund seines Rechts ist sein Gelüst, die Grenzen seiner Ansprüche sind seine Trägheit und die Unmöglichkeit, Weiteres zu erlangen.

In diesem Grad ist es wahr, daß der Mensch, so wie er von Natur *ist, und wie er, wenn er sich* selbst überlassen

wild aufwächst, seiner Natur nach nothwendig werden muß, der Gesellschaft nicht nur nichts nützt, sondern ihr im höchsten Grad gefährlich und unerträglich ist.

Deshalb muß sie, wenn er für sie einigen Werth haben, oder ihr auch nur erträglich sein soll, aus ihm etwas ganz anderes machen, als er von Natur ist, und als er, wenn er sich selbst überlassen wild aufwächst, werden könnte.

Und der ganze bürgerliche Werth des Menschen, und alle seine der Gesellschaft nutzbaren und brauchbaren Kräfte ruhen auf Einrichtungen, Sitten, Erziehungsarten und Gesetzen, die ihn in seinem Innersten verändern und umstimmen, um ihn ins Gleis einer Ordnung hineinzubringen, die wider die ersten Triebe seiner Natur streitet, und ihn für Verhältnisse brauchbar zu machen, für welche ihn die Natur nicht bestimmt und nicht brauchbar gemacht hat; sie hat vielmehr selber die größten Hindernisse dagegen in ihn hineingelegt. Deshalb ist der Mensch allenthalben in dem Grad, als ihm wahre bürgerliche Bildung mangelt, Naturmensch; und so weit ihm der Genuß von Einrichtungen, Anstalten, Erziehungsarten, Sitten, Gesetzen, welche nothwendig sind, aus dem Menschen das zu machen, was er in der Gesellschaft sein soll, mangelt, so weit bleibt er, trotz aller inwendig leeren Formen der äußerlichen bürgerlichen Einrichtungen in seinem Innern das schwache und gefährliche Geschöpf, das er im Wald ist; er bleibt, trotz seines ganzen äußerlichen Bürgerlichkeitsmodell ein unbefriedigter Naturmensch, mit allen Fehlern, Schwächen und Gefährlichkeiten dieses Zustandes. Auf der einen Seite ist er für die Gesellschaft so wenig nutz, als sie vor ihm sicher ist; er drückt und verwirrt sie überall, wo er kann, und auf der andern Seite hat er von ihr eben so wenig einen befriedigenden Genuß und es wär' ihm, wenn er in der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft von ihr verwahrlost, wild und natürlich aufwächst, gewiß besser, er wäre nicht darin und könnte seine nichtigen Tage thierisch und wild, aber auch ungehemmt und ungefesselt im Wald dahin leben, als Bürger zu sein und aus Mangel bürgerlicher Bildung am Fluch einer Kette zu

ſerben, die ihm das Gefühl der Rechte ſeiner Natur von allen Seiten verwirrt, das Befriedigende ſeiner Naturtriebe in allen Theilen beſchränkt und ihm nichts dagegen gibt, als die Forderung, das zu ſein, was weder Gott noch Menſchen aus ihm gemacht haben, und was ihn die Geſellſchaft, die es von ihm fordert, noch am meiſten hindert zu ſein. — Indeſſen iſt es nicht ſo leicht, aus dem Menſchen etwas ganz anderes zu machen als er von Natur iſt, und es fordert die ganze Weisheit eines die menſchliche Natur tiefkennenden Geſetzgebers, oder wenn ihr lieber wollt, (denn beides iſt wahr), die Frömmigkeit einer Engeltugend, die ſich Anbetung erworben, den Menſchen dahin zu bringen, daß er beim Werk ſeines bürgerlichen Lebens und bei Verrichtung ſeiner Standes-, Amts- und Berufs-Pflichten eine das Innere ſeiner Natur befriedigende Laufbahn finde, und an einer Kette nicht verwildere, welche die erſten Grundtriebe ſeiner Natur mit unerbittlicher Härte beſchränkt und mit eiſerner Gewalt etwas anderes aus ihm zu machen beginnt, als das iſt, wohin ihn alle Triebe ſeiner Natur mit übereinſtimmender Gewalt unwillkürlich locken.

Ein jeder Fehler in der bürgerlichen Geſellſchaft, ein jeder Anſtoß im geſellſchaftlichen Leben, eine jede Ahndung, durch Gewalt oder durch Liſt ſeine natürliche Freiheit behaupten und außer dem Gleis der bürgerlichen Ordnung zur Befriedigung ſeiner Naturtriebe gelangen zu können, das alles facht in jedem Fall den Funken der Empörung gegen dieſe Kette, der tief in der Natur liegt, von Neuem wieder an, das alles belebt in jedem Fall die nie in uns ſterbenden Keime unſerer erſten Triebe und ſchwächt in jedem Fall von Neuem die Kräfte unſerer bürgerlichen Bildung, die dieſe Triebe beſchränken.

So viel, und weniger nicht, hat ein Geſetzgeber zu bekämpfen, der den Menſchen durch die bürgerliche Verfaſſung glücklich machen und ihm die erſten Vortheile der geſellſchaftlichen Verbindung, Gerechtigkeit und Sicherheit nicht nur verſprechen, ſondern auch halten will, denn allenthalben, wo man die Menſchen wild aufwachſen und werden läßt,

wild aufwächst, seiner Natur nach nothwendig werden muß, der Gesellschaft nicht nur nichts nütz, sondern ihr im höchsten Grad gefährlich und unerträglich ist.

Deshalb muß sie, wenn er für sie einigen Werth haben, oder ihr auch nur erträglich sein soll, aus ihm etwas ganz anderes machen, als er von Natur ist, und als er, wenn er sich selbst überlassen wild aufwächst, werden könnte.

Und der ganze bürgerliche Werth des Menschen, und alle seine der Gesellschaft nutzbaren und brauchbaren Kräfte ruhen auf Einrichtungen, Sitten, Erziehungsarten und Gesetzen, die ihn in seinem Innersten verändern und umstimmen, um ihn ins Gleis einer Ordnung hineinzubringen, die wider die ersten Triebe seiner Natur streitet, und ihn für Verhältnisse brauchbar zu machen, für welche ihn die Natur nicht bestimmt und nicht brauchbar gemacht hat; sie hat vielmehr selber die größten Hindernisse dagegen in ihn hineingelegt. Deshalb ist der Mensch allenthalben in dem Grad, als ihm wahre bürgerliche Bildung mangelt, Naturmensch; und so weit ihm der Genuß von Einrichtungen, Anstalten, Erziehungsarten, Sitten, Gesetzen, welche nothwendig sind, aus dem Menschen das zu machen, was er in der Gesellschaft sein soll, mangelt, so weit bleibt er, trotz aller inwendig leeren Formen der äußerlichen bürgerlichen Einrichtungen in seinem Innern das schwache und gefährliche Geschöpf, das er im Wald ist; er bleibt, trotz seines ganzen äußerlichen Bürgerlichkeitsmodell ein unbefriedigter Naturmensch, mit allen Fehlern, Schwächen und Gefährlichkeiten dieses Zustandes. Auf der einen Seite ist er für die Gesellschaft so wenig nutz, als sie vor ihm sicher ist; er drückt und verwirrt sie überall, wo er kann, und auf der andern Seite hat er von ihr eben so wenig einen befriedigenden Genuß und es wär' ihm, wenn er in der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft von ihr verwahrlost, wild und natürlich aufwächst, gewiß besser, er wäre nicht darin und könnte seine nichtigen Tage thierisch und wild, aber auch ungehemmt und ungefesselt im Wald dahin leben, als Bürger zu sein und *aus Mangel* bürgerlicher Bildung am Fluch einer Kette zu

ſerben, die ihm das Gefühl der Rechte ſeiner Natur von allen Seiten verwirrt, das Befriedigende ſeiner Naturtriebe in allen Theilen beſchränkt und ihm nichts dagegen gibt, als die Forderung, das zu ſein, was weder Gott noch Menſchen aus ihm gemacht haben, und was ihn die Geſellſchaft, die es von ihm fordert, noch am meiſten hindert zu ſein. — Indeſſen iſt es nicht ſo leicht, aus dem Menſchen etwas ganz anderes zu machen als er von Natur iſt, und es fordert die ganze Weisheit eines die menſchliche Natur tiefkennenden Geſetzgebers, oder wenn ihr lieber wollt, (denn beides iſt wahr), die Frömmigkeit einer Engeltugend, die ſich Anbetung erworben, den Menſchen dahin zu bringen, daß er beim Werk ſeines bürgerlichen Lebens und bei Verrichtung ſeiner Standes-, Amts- und Berufs-Pflichten eine das Innere ſeiner Natur befriedigende Laufbahn finde, und an einer Kette nicht verwildere, welche die erſten Grundtriebe ſeiner Natur mit unerbittlicher Härte beſchränkt und mit eiſerner Gewalt etwas anderes aus ihm zu machen beginnt, als das iſt, wohin ihn alle Triebe ſeiner Natur mit übereinſtimmender Gewalt unwillkürlich locken.

Ein jeder Fehler in der bürgerlichen Geſellſchaft, ein jeder Anſtoß im geſellſchaftlichen Leben, eine jede Ahndung, durch Gewalt oder durch Liſt ſeine natürliche Freiheit behaupten und außer dem Gleis der bürgerlichen Ordnung zur Befriedigung ſeiner Naturtriebe gelangen zu können, das alles facht in jedem Fall den Funken der Empörung gegen dieſe Kette, der tief in der Natur liegt, von Neuem wieder an, das alles belebt in jedem Fall die nie in uns ſterbenden Keime unſerer erſten Triebe und ſchwächt in jedem Fall von Neuem die Kräfte unſerer bürgerlichen Bildung, die dieſe Triebe beſchränken.

So viel, und weniger nicht, hat ein Geſetzgeber zu bekämpfen, der den Menſchen durch die bürgerliche Verfaſſung glücklich machen und ihm die erſten Vortheile der geſellſchaftlichen Verbindung, Gerechtigkeit und Sicherheit nicht nur verſprechen, ſondern auch halten *will*, denn allenthalben, wo man die *Menſchen wild aufwachſen* und werden läßt,

wo es durch eine mit seiner Natur übereinstimmende Bildung und Führung mit Weisheit zu seiner bürgerlichen Bestimmung empor gehoben und zu dem gemacht wird, was es in der Welt wirklich sein soll.

So redete der Lieutenant über den Fundamentalirrthum der neuern Gesetzgebungen. Es machte den Herren beiderseits bange; denn obwohl diese Vorstellungsart dem Pfarrer eine wichtige Frage in seinem Katechismus erklärte und auch dem Junker Stück für Stück nichts dagegen in den Sinn kam, so sahen sie doch, daß dieselbe nicht weniger weit lange, als die ganze im philosophischen Jahrhundert wirklich in Ausübung stehende Gesetzgebung auf den Kopf zu stellen, und wenn sie Holländer gewesen wären, so hätten sie die Sache ad referendum genommen, oder ihre Aufklärung als ein unlauteres Geschäft Gott und der Zeit überlassen; aber sie waren deutsche Männer und gingen ohne Furcht und Seitensprünge ihren geraden Weg fort, mit dem Bleimaß in der Hand den Grund und Boden des Gewässers zu sondiren, welches zu befahren sie nun einmal sich verpflichtet hielten.

---

36. Wenn ihr nicht werdet, wie eines dieser Kleinen, so werdet ihr nicht eingehen in das Reich der Himmel.

Die Genesung Arners ging langsam vorwärts und Alles wollte ihn wieder sehen. Es war dem Volk in Bonnal jetzt wieder Niemand so lieb als er. Wer zum Mareili kam, sagte: Gottlob! daß er wieder lebt, und zur Renoldin: Es ist auf der Welt Niemand wie er! Der liebe Gott hat ihn uns wieder gegeben, und Jedermann wünschte Glück. Die Weiber neigten sich vor dem Lieutenant und die Männer zogen vor ihm den Hut ab, und es hatte nichts zu bedeuten, daß der Pfarrer die Wochenpredigt nicht hielt; sie fanden jetzt selbst es nütze nicht Alles, so viel Geschwätzwerk immer und immer, und der Untervogt dachte wieder im Ernst darauf, ein gemeiner Mann zu werden, wie er vorher war. So war's jetzt — vor 8 Tagen war's anders. —

Der Karl plagte den Papa mit seinen Buben von Bonnal und bat ihn: Du mußt mir sie auch kommen lassen, sie müssen auch sehen, daß du wieder gesund bist. So laß sie kommen, aber nicht allein deine Buben, alle Kinder aus der Schule miteinander, sagte endlich der Junker — und die Geisen auch mit bringen, erwiederte Karl. Ja die Geisen auch mit bringen, sagte der Junker.

Er säumte nicht; er fragte, durfte, und ging noch diesen Abend nach Bonnal, seine Buben auf morgen einzuladen; aber es machte vielen Angst. Sie hatten zu den Geisen wenig Sorge getragen; ihrer viele hatten an beiden Seiten weit hinauf Kothzotteln, sie schnitten sie ihnen jetzt mit Scheeren ab, führten sie an den Bach, und wuschen sie da — es kam eine ganze Heerde mit einander. Am andern Tage ging der Karl ihnen, so bald er sie sah, entgegen, und sprang, da sie die Geisen auf dem Vorrain an der Zäunung anbanden, von einer zur andern; da sah er, daß ihrer viele an den Hüften weit umher das Haar abgeschnitten hatten. Ja, ich weiß wohl, was das ist! Die haben Kothzotteln gehabt und ihr habt sie ihnen erst heut oder gestern abgeschnitten; und die auch, und die auch, sagte er und sprang von einer zur andern und wo er's sah, da sagte er: auch diese. — Ja, aber sag's doch dem Papa nicht, baten die Knaben, es war ihnen so angst, wir haben einen so schlechten Stall und können sie nicht trocken legen, und dergleichen sagten sie viel, nahmen ihn bei der Hand und beim Rock und baten immer: Sag's doch auch dem Papa nicht, sag's doch auch dem Papa nicht! —

Karl. Ei, — meint ihr, er sehe es nicht von selbst?

Die Kinder. Nein, er sieht's gewiß nicht, wenn du's ihm nicht sagst.

Karl. Ihr wißt es nicht recht.

Die Kinder. Nein doch! Ich bitte, bitte, sag' ihm doch nichts.

Karl. Ich will schweigen, aber ich hätte doch geglaubt, die Geisen wären euch lieber als so!

Ihrer viele hatten aus Hoffahrt die Mütter heut nicht

einmal ausmelken lassen, daß man meine, sie gäben viel Milch; auch das merkte Karl und sagte, die sind heut nicht gemolken worden.

Darüber lachten die Kinder. Er aber sagte: Es ist doch dumm, es thut ihnen weh, und ihr fahrt ja nicht damit zu Markt.

Dann führte er sie zum Papa, ging zuletzt hinter allen die Treppe hinauf und in die Stube hinein; er machte die Thür zu und schlich sich dann hinter den andern an der Wand und um den Ofen herum zum Papa und zu der Mama hervor.

Der gute Junker war noch schwach; er sah in seinem Krankenstuhl noch so eingefallen und blaß aus, daß alle Kinder erschraken, als sie ihn sahen. Er konnte noch nicht recht laut reden; aber er nahm eines nach dem andern zu sich und fragte es auf den Heller aus, was es jetzt mehr verdiene als vor sieben Wochen, da er es das letzte Mal in der Schule gesehen.

Das Herz klopfte den guten Kindern; wenn eines etwa einen halben Kreuzer weniger verdient als ein anderes von seinem Alter oder eines das jünger war, so war ihm so angst, daß es fast nicht recht reden und vorbringen konnte, warum es bis jetzt nicht besser gegangen, und wie sie sich aber jetzt gewiß anstrengen, und nicht mehr die Hintersten bleiben wollten. Aber die andern, die etwas mehr verdient, ihr hättet sie sehen sollen, wie das Eine ein breites Maul und schmale Backen bekommen, ein anderes mit den Füßen nicht mehr konnte still stehen, bis er es rufte, wieder ein anderes feuerroth wurde, noch ein anderes mit den Augen sperberte und wie eins, das sich zwingen wollte nicht zu lachen, doch hat müssen lachen und vor Freuden kein verständliches Wort hat reden können. Er mußte auch lachen, und sagte ihm, du bist nicht witzig; ich weiß wohl, sagte das Kind; aber seine Arbeit war die bravste, und Therese sagte ihm, es solle sie ihr am Sonntag bringen.

Dann fragte er sie alle insgesamt, wie es auf der Weide mit dem Hüten und ihrem Versprechen gehe? Eines sah

das andere an und keines redete. Warum sagt ihr nichts? fragte der Junker. Sie schwiegen auch jetzt und ein jedes sah, ob nicht ein anders reden wollte. Da sagte eines zur kleinern Rickenbergerin, der Schwester derjenigen, die wir kennen: Du kannst am besten erzählen, wie es zugegangen, du hast uns gar manchmal geweckt, wenn wir zu lang im Schatten haben liegen und schlafen wollen. So? sagte der Junker und nahm das Rickenbergerli, das nahe bei ihm stand, bei der Hand und Therese zog es zu sich, fast auf den Schoß. Es hat im Anfang nicht recht gehen wollen; aber jetzt geht es besser, sagte es da. —

Junker. Warum hat's nicht gehen wollen?

Kind. Wir sind, so lange wir hüten, gewohnt gewesen, wenn es warm geworden, unter den Bäumen zu liegen und zu schlafen, und die Geisen laufen zu lassen; jetzt, wenn's Nachmittag geworden und heiß gewesen, sind wir allemal schläfrig geworden, und wenn wir haben stricken wollen, so sind uns die Augen fast zugefallen; man muß gar früh aufstehen, wenn man zur Weide geht.

Junker. Wie habt ihr es denn gemacht, daß es besser wurde?

Kind. Wir haben miteinander abgeredet, wir wollten es uns nach und nach abgewöhnen. Zuerst haben wir eine Stunde lang geschlafen, dann aber einander geweckt, wenn die Stunde vorbei gewesen; danach eine halbe, dann nur eine Viertelstunde. Wir haben Wasser genommen und die Augen und den Kopf kalt gemacht, daß wir munter blieben, und so ist es besser gekommen; und als du krank gewesen, ist uns kein Sinn mehr ans Schlafen gekommen, wir haben wahrlich da auch zu Nacht nicht können schlafen. Jetzt geht's besser und es gibt alle Wochen mehr Arbeit auf der Weide.

Junker. Das ist ein Punkt, aber weißt du die andern auch noch?

Kind. Ja, mit dem Wüstreden, und mit dem Schlagen und Steinnachwerfen den Geisen.

Junker. Ja, wie geht's damit?

Kind. Gut. Seitdem der Herr Lieutenant darauf hält, daß die Kinder ordentlich das Haar strehlen, Hände und Gesicht waschen, und in Allem, bis auf die Treppe hinunter zu gehen, eine Ordnung hat, daß keines an das andere nur anstoßen darf, so sind die rauhesten Buben nicht mehr so wild, und alle Kinder gewöhnen sich in der Schule daran, Niemand etwas zu Leid zu thun; und dann haben wir auch mit einander abgeredet, wir wollen zwei Mal einander ein wüstes Wort schenken, aber das dritte Mal solle er angegeben werden.

Junker. Hat das geholfen?

Kind. Ja.

Junker. Es freut mich.

Kind. Und dann hat das auch wieder geholfen, daß du krank geworden; es hätte in dieser Zeit gewiß keines dem andern etwas nachgerufen.

Junker. Weiß doch nicht, wenn ein Kaminfeger oder ein Schneider bei der Weide vorbei gegangen wär!

Kind. Nein gewiß nicht. Die andern wären alle zusammen gekommen und hätten einen geschlagen und weggejagt, wenn er das gethan hätte.

Junker. Nun, ich will es glauben; aber wie geht's mit dem Freveln? Es ist bald Herbst.

Kind. O, damit geht's gut; wenn du wüßtest. —

Junker. Was, wenn ich wüßte?

Kind. Daß wir Aepfel, Birnen und Erdäpfel zu braten bekommen, so viel wir wollen; gelt, du würdest dann nicht meinen, wir frevelten noch?

Junker. Aber wer gibt euch das?

Kind. Alle Leute, die Land und Bäume haben, die an die Weide stoßen.

Junker. Wie ist das gekommen?

Kind. Da sie das letzte Mal die Zäune ausgebessert, sind eine ganze Menge Männer da gewesen und haben uns gefragt, ob wir ihnen nun im Herbst auch die Hälfte stehlen wollten, wie das letzte Jahr. Wir haben gesagt, wir dürfen jetzt nicht mehr; da hat der alte Renold gesagt, wir sollten

nur brav hüten, wenn sie das Obst ablesen, und die Erdäpfel ausmachen würden, so wollen sie uns von allem auch geben; und wir haben schon viel bekommen und bekommen noch mehr.

So, so! sagte der Junker, so denke ich wohl, frevelt ihr nicht mehr; aber der Renold muß doch ein guter Kindermann sein, nicht wahr?

Kind. Das denk ich; er hat immer, wo er steht und geht, Pfennige und Groschen in der Tasche, und wenn ihn ein Kind bittet, so gibt er, und daheim große Stück Brod; und er kann noch eine halbe Stunde bei einem Kind, das ihn bittet, stehen und mit ihm reden.

Dann erzählten sie ihm, wie sie geglaubt hätten, er sterbe, und wie sie mit dem Herrn Lieutenant und dem Herrn Pfarrer alle Tage in der Kirche für ihn gebetet, und daß einmal ein fremder Herr in die Kirche gekommen, der auch mit ihnen für ihn gebetet; er sei so freundlich gewesen, habe ihnen allen die Hand gegeben und sei einen ganzen Tag bei ihnen in der Schule gewesen.

Beim Abendessen im alten Rittersaal konnten sie sich nicht satt sehen an den Figuren an der Wand. Der Karl erklärte ihnen lustig der Zwingherrn Ordnung, die da abgemalt ist, und sie buchstabirten das Teufelsblut, lachten über das Reiten des dicken Junkers und machten saure Augen über den Bauer auf dem Hirsch.

Der Junker setzte den Heirli auf die Lehne seines Sessels, so, daß er ihn wie auf dem Arm hatte; der gute Heirli streichelte ihm wieder die Backen und sagte: Gelt, du stirbst nun nicht mehr? Bald darauf: Du siehst aus, wie ein Großvater; kannst wohl auch nicht mehr gehen? Der Junker stand ihm zu gefallen auf, ging die Stube auf und ab und sagte: Sieh', wenn man krank gewesen, so mag man nicht gleich wieder springen wie im Garten. Aber es wird wohl wieder kommen — daß du wieder springen kannst wie im Garten? sagte das Kind.

So redete er mit vielen; und sie erzählten ihm auch von dem Freudenfest, welches man in Bonnal halten wollte,

wenn er das erste Mal wieder zu ihnen in die Kirche kommen werde. Des Hübelrudi Kind sagte, sein Vater wolle an diesem Tage, und an keinem andern Hochzeit halten. Er gab dem Kind zur Antwort: Sag' deinem Vater nur, er dürfe nicht mehr lange warten, über acht Tage komme ich in die Kirche.

Dann ging er noch unter die Thür, auch ihre Geisen zu sehen, die sie da vorbei führten zum Brunnen; aber ihrer viele liefen mit ihren Thieren so geschwind vorbei, als wenn sie Jemand jagte. Der Karl lachte allemal, wenn einer so geschwind mit seiner Geis vorbei strich; und sie, wenn sie vorbei waren, lachten auch gegen ihn und nickten ihm mit dem Kopf und mit den Augen, ihm zu danken, daß er dem Papa nichts gesagt; aber da sie fort waren, konnte er nicht mehr schweigen, und sagte zum Papa: Hast nichts gemerkt an den Geisen? Meinst, es sei Alles in Ordnung gewesen? Der Junker hatte nichts gemerkt und der Rollenberger wußte auch nicht, was er meinte; sie riethen allerhand, er aber sagte ihnen allemal: Es ist nicht das, es ist etwas ganz anderes. Zuletzt sagte er, es waren doch 25 Geisen, die es alle hatten; aber sie konnten's nicht errathen, bis er ihnen sagte, daß die Haare wegen der Kothzotteln abgeschoren worden seien.

37. Der Kopf und das Herz hat mit den Menschen gleich sein Spiel, wenn man nicht beide wohl in Schach hält.

Am andern Abend waren die zwei Brüder bei ihm, die vor wenigen Wochen in den Dorfgruben noch glaubten, er sei ihnen wegen ihrer Religionsmeinungen nicht günstig. Aber der Lindenberger hatte sie seither ganz von ihrer Absonderungsfrömmigkeit zum gottesfürchtigen Rechtthun des Lieutenants und zur Ueberzeugung gebracht, es sei besser, man mache ein ganzes Dorf brav, als ein paar Leute in einem Winkel. Sie waren beide herzgut, und auch da, wo

sie noch ihrer Sekte blind anhingen, lag treues, edles und reines Bestreben nach wahrer menschlicher Wahrheit und Weisheit in ihrer Neigung für die Nebelhülle ihrer Bruderschaftsmeinungen; also ruhet der stille Glanz des Mondes im Schatten der Erde, aber der die Himmel wälzet, läßt den Schatten der Erde nicht ewig über dem Glanz des guten Mondes, der Schatten der Erde geht vorüber, und der Mond leuchtet sein Licht.

Der Junker hatte erst nach seiner Krankheit vernommen, daß sie der Bruderschaft öffentlich abgesagt und sich deutlich erklärt, sie müßten Gewissens halber zu denen stehen, die dem ganzen Dorf helfen wollten, und könnten sich durch keine Meinungen einschränken und hindern lassen, dem Junker und dem Schulmeister zu helfen, die gleiche Sorgfalt gegen alle Gemeindegenossen zu brauchen, die die Bruderschaft nur gegen die Ihrigen brauche; und sie fänden es jetzt nicht mehr recht, sich wie in einen Garten einzuzäunen und da freilich für die eingezäunten Blümchen wohl zu sorgen, indessen aber ganze Aecker und Matten, die einem auch zugehören, darob zu versäumen und in Abgang kommen zu lassen; ein Bauer, der das thun würde, würde mit seinem Land übel fahren, und sie glaubten, es sei mit den Menschen das Gleiche.

Sie drückten jetzt dem Junker die Hand so traulich wie einst den Brüdern, und sagten ihm, es sei nicht anders, als ob der liebe Gott ihnen einen Vater wieder geschenkt habe. Ihm machte es fast bange; er wußte, wie sie an ihrer Brüderschaft hingen und antwortete ihnen: Ich möchte euch wohl gern sein wie ein Vater, aber ich fürchte eher, ich habe euch Schaden gebracht als Nutzen, und das wäre mir leid. Sie staunten über diese Rede, und beide fragten ihn, warum er doch das sage. Der Jakob war etwas schüchtern, aber der Christoph ließ sich darüber mit ihm in ein Gespräch ein.

Auf die Antwort des Junkers: Eure Brüderschaft war euch wie Vater und Mutter, und da ihr sie um meinetwillen verlassen, so muß ich natürlich fürchten, ich könne

euch das nicht sein, und ihr findet das bei mir nicht, was ihr hofftet bei ihr zu finden und was euch bei ihr wohl machte, so lang ihr an sie glaubtet, antwortete Christoph: Wenn wir unsere Brüderschaft verlassen hätten, um bei euch eine andere zu finden, so könnte es wirklich kommen, wie ihr sagt, aber das ist nicht der Fall. Wir haben sie verlassen, um keine mehr zu haben und gegen Jedermann gleich zu sein, gegen Niemand zu gut, und gegen Niemand zu bös, und heut und morgen und in jedem Fall so handeln zu dürfen, wie es uns selbst am besten dünken wird.

Der Junker bat sie darauf, ihm aufrichtig ihre wahre Meinung über die Brüderschaft, die sie verlassen, zu sagen. Sie antworteten ihm beide, sie glaubten noch jetzt, die Sache habe gar viel Gutes; diese Verbindung habe für sie Sorge getragen und sie in vielen Stücken eine vernünftige und sorgfältige Leitung genießen lassen, ohne welche sonst das ganze Dorf in der abscheulichsten Unordnung gelebt und allgemein verwahrlost worden wäre. Aber eben das, setzte Christoph hinzu, veranlaßt mich, sie jetzt zu verlassen, daß ich einsehe, man könne und müsse für alle Leute so Sorge tragen, wie die Brüder es für die Ihrigen thun, und man müsse sich nicht durch Meinungen einschränken lassen, es nur an den wenigen und nur an denen thun zu wollen, die in Allem Ja zu uns sagen.

Der Junker lächelte, und Christoph sagte: Der Lindenberger hat sich Mühe mit uns genommen, wie ein Pfarrer, und nicht nachgelassen, bis wir es, wie er, eingesehen, daß alle geistlichen Brüderschaften das Menschliche ihrer Sachen dem lieben Gott anbinden und so dahin kommen, daß sie auch das, was sie Fehlerhaftes an sich haben, für ein Heiligthum achten müssen. Wir erkennen jetzt, daß den andern Menschen dadurch ein Unrecht geschieht und ihr Gutes verunglimpft, erniedrigt und gehindert werden muß, so viele Früchte zu tragen, als es tragen könnte und müßte, wenn die Brüder die Eitelkeit ablegen würden, zu glauben, mit ihren Meinungen dem lieben Gott wie im Schooß zu sitzen. Es kann nicht anders sein, sagte er, so bald man eine

geistliche Brüderschaft hat und sich um Gottes und um göttlich geheißener Meinungen und Wörter willen von andern Menschen absondert, so wird einem die ganze Welt wie Nichts gegen die Brüder und Schwestern, die von dieser gnadenreichen Meinung sind; und in diesem Fall sind auch die besten Menschen bei aller ungeheuchelten Ehrlichkeit in Gefahr, sowohl ob dieser Meinungen, die sie als das Band zwischen Gott und sich ansehen, als ob der Menschen, die sie bekennen, blind zu werden und überhaupt Alles in der Welt nur nach dem Maß zu schätzen, in wie weit es auf diese Meinungen einen guten oder schlimmen Einfluß hat und sich dann sogar einzubilden, der liebe Gott mache es droben in seinem hohen Himmel just auch so, und wäge das ganze Menschengeschlecht auf dergleichen Meinungen-Waage, die sie in ihrem Dorf haben. Je schwächer dann die Menschen seien, je dümmer werde diese Brüderschafts-Einbildung; aber auch die Besten bringe es gegen alles Gute, was von Menschen, die sich außer ihrem Brüderschafts-Gnadenstand befinden, herkomme, dahin, daß sie dasselbe, wie sie sagen, der Leitung Gottes anheimstellten, aber selber mit keinem Finger berührten, indessen sie das, was von ihren Leuten herkommt, unter dem Beistand Gottes gar wohl und sorgfältig besorgten; dann gehe es freilich gar oft besser bei ihren Gnadenwerken, die in der Ordnung besorgt würden, als bei den Weltkinder-Arbeiten, wenn sie etwas unvernünftig angegriffen und unsinnig verwahrlost hätten. So natürlich das sei, so verblendeten sich die Brüder doch immer darin und behaupteten allemal in diesem Fall: Gott im Himmel selbst mache also allen Tand der Heiden vor den Augen seines auserwählten Volks zu Schanden.

Daraus entsteht, daß alle solche Brüderschafts-Menschen unmöglich reinen und unbeschränkten Antheil an allgemeinen obrigkeitlichen Volksanstalten nehmen können, wenn diese nicht, wie der Lindenberger gesagt habe, auch in allen äußern Theilen nach dem Kleid des Götzenbildes zugeschnitten wären, das sie mit sich im Kopf herumtrügen.

Der Junker fragte ihn auf dieses hin, warum so wenige

Menschen von solchen Brüderschaften dahingebracht werden könnten, dieses einzusehen.

Davon, erwiederte Christoph, ist die Hauptursache sicher diese, daß man ihnen auf der andern Seite auch Unrecht thut.

Junker. Worin thut man ihnen hauptsächlich Unrecht?

Christoph. Man erkennt das wahre Gute, das sie haben, nicht; man versteht sie nicht und wirft eine Verachtung auf sie, die sie nicht verdienen.

Junker. Erkläre dich doch hierüber ausführlicher.

Christoph sagte, sie seien unter dem gemeinen Volk die menschlichsten, die liebreichsten, die gutmüthigsten; es sei Rath und Trost bei ihnen zu finden, wie sonst fast bei Niemand; auch seien sie gegen Ruchlosigkeit und Gewaltthätigkeit, die das andere gemeine Volk in den Dörfern so oft fast unter die Thiere herabsetze, unter ihren Leuten völlig Meister, und das sei doch ein Segen fürs Land; dafür danke ihnen aber Niemand, es frage sie Niemand, wie sie es machten, wie sie mit ihren Leuten und mit ihren Kindern dahin kämen, wo die andern Bauern doch nicht sind, und wo man von einem Pfarrer, der sein Dorf dahinbringen würde, in der ganzen Welt Rühmens und Wesens machen würde; das sei eins. Das andere sei, man sage ihnen in den Tag hinein, sie verdürben mit ihren Meinungen die Leute und zeige ihnen nicht, wie, und gebe ihnen kein Exempel, wie man das Volk besser führen könne, als sie. — Dann sage man ihnen, sie seien dumm und einfältig; und sie sähen doch, daß sie bei den Leuten mehr ausrichteten und mehr Gutes stifteten, und in ihren Haushaltungen meistens glücklicher seien, als die so sagen, sie seien dumm; sie seien gewohnt, Vernunft und Verstand nach dem, was man damit ausrichte, zu messen und zu schätzen; sie hießen in ihrer Sprache das etwas ausrichten Segen, und das nichts ausrichten Unsegen; und so lange sie den Segen auf ihrer Seite hätten, so glaubten sie auch nicht, daß sie die Dummen in der Welt seien, es möge es ihnen sagen, wer da wolle.

Dann wirft man ihnen vor, sie seien hartnäckig, und ließen sich nicht berichten, und die, so es ihnen am lautesten vorwerfen, sind, auf das Gelindeste davon zu reden, im gleichen Spital krank und nehmen noch viel weniger von ihnen das Gute an, das sie so ausgezeichnet haben; aufs Höchste könne man sagen, es heiße ein Esel den andern Langohr.

Wahr sei, sie bänden ihren Verstand wie an eine Kette an und ließen ihn keinen Schritt weiter spazieren, als sie wollten, daß er gehe. Aber dann sei es auch wahr, so angebunden sie ihn auch hielten, so brauchten sie ihn, und das wirklich mehr in der Ordnung und sorgfältiger, und kämen darin gewöhnlich sichtbar weiter, als die andern Dorfleute, die ihn nicht so anbänden; auch sei gewiß, daß viele Leute, die ihnen vorwürfen, sie hätten ihren Verstand so an der Kette, ihn gar viel weniger könnten an die Kette legen, wenn sie die Lust dazu auch einmal anwandeln würde, den ihrigen auch so anzubinden. Ueberhaupt, sagte er, sind ihre Gegner selten die Leute, die ihnen Lust machen könnten, ihren Verstand nicht angebunden zu halten, und es ist gar nicht, daß sie mit ihnen umgehen, sie den Schaden dieses Anbindens empfinden zu machen, und etwa mit ihnen einzutreten und abzumessen, wie weit man ohne Gefahr ihn weniger anbinden und freier laufen lassen könnte. — Er sagte, es dünke ihn doch, man mache den Verstand wie zu einem Modekleid, und ein jeder Narr in der Welt wolle jetzt so ein Verstandesmäntelchen mit sich herumtragen, es möge dann für Tuch daran sein, was es wolle, und es reiße unter den gemeinen Leuten eine Pest ein, die er die Verstandespest heißen möchte. Der Herr Lieutenant habe zwar ihm das nicht wollen gelten lassen, und behauptet, es sei nur ein Anmaßungsfieber, aber er halte es für eine wahre Pest und müsse sagen, just die Leute, die mit dieser Pest angesteckt sind, seien die Allerunbilligsten gegen ihre Brüderschaft.

Der Junker bat ihn, er solle sich über die Verstandespest deutlicher erklären, was er meine.

Er sagte, er meine überhaupt, wenn der Mensch etwas Gutes, das an ihm ist, wie eine Eli-Mutter ein Kind, in das sie vernarrt ist, zu hoch hinauf, und alles andere Gute und Brauchbare wie ein Stiefkind himmelweit unter das Herzensschätzchen hinabsetzt, so richte ein solcher Mensch das Gute, das an ihm ist, wie eine solche Eli-Mutter ihr Kind und ihr Stiefkind miteinander zu Grunde, und werde schlecht und ein halber Mensch. So gehe es, wenn der Mensch auf diese Art Alles aus dem Verstand mache, und wieder, wenn er Alles auf das Herz baue; im ersten Fall habe er die Verstandespest, und im andern die Herzenspest, in beiden Fällen mache er die eine vernachlässigte Hälfte von sich selber aussterben, und stecke mit ihrem Tod auch diejenige an, mit der er es also gehalten, als wenn sie allein leben müßte.

Dann sagte er, es sei zwischen den Menschen, die von der Verstandespest, und denen, die von der Herzenspest angesteckt sind, wie zwischen dem Samen des Weibes und dem Samen der Schlange, eine ewige Feindschaft, und des in die Fersestechen- und des Kopfzertreten-Wollens unter diesen ohnmächtigen Kranken nie ein Ende, und je höher die Krankheit steige, je größer werde die Wuth einander so stechen und treten zu wollen.

Jetzt verstand ihn der Junker, und fand die Geschichte neuerer Streitigkeiten darin beschrieben. Er hatte schon viel von der Herzenspest gehört, aber das Wort Verstandespest war ihm neuer, und er bat den Bauer, er solle doch fortfahren und ihm die Leute beschreiben, die an der Verstandespest krank lägen.

Der Christoph fuhr fort und sagte: Es liegen alle Leute daran krank, die es mit der Liebe zur Wahrheit haben, wie der Killer selig mit dem Rechnen, welcher den Bauern im Wirthshaus gar leicht hat ausrechnen können, wie viel Minuten ein jeder alt sei, oder gar, wie viel Tropfen Wasser in einer Stunde aus einer Brunnenröhre laufen, aber es dann nicht geachtet hätte, wenn ihm der Wirth für 3 Schoppen Wein, die er trank, das Geld von vieren gefordert.

Auch die seien daran krank, sagte er, die mit Allem, was sie wüßten oder meinten zu wissen, ein Wesen machten, wie wenn es ganze Berge wären, die sie mit sich herumtrügen, und zu einem Viertel Korn Säcke machen ließen, wie wenn sie einen Kirchthum darein einpacken sollten, und Wagen, mit denen man halbe Berge könnte wegführen. Er sagte, es gebe hier und dort Pfarrer, die dergleichen Verstandessäcke und Verstandeswagen mit sich aufs Dorf brächten, und die, wenn sie alle Wahrheit und alles Gute in kleinen Körnern auf dem Boden zerstreut fänden und auflesen sollten, keinen Rücken und keine Hände dazu hätten, und es lieber die Spatzen auffressen ließen, und dann ihre großen Wagen, damit sie solche doch nicht vergebens aufs Dorf gebracht, zu Spazierwagen machten; die großen Säcke brauchten sie dann zu Kutschenkissen für sich und ihre Frauen. —

Auch die Herren Pfarrer, sagte er, hätten diese Pest, deren Wahrheit nur blitze und wetterleuchte. Das Volk fürchte das Donnern, das darauf folge, und die Menschen seien ein Unsegen im Lande, die Freude daran hätten, mit der Wahrheit einzuschlagen wie mit Stahlstreichen, die die Eichen zersplittern und den Athem der Lebenden auslöschen.

Auch die, sagte er, lägen an dieser Krankheit, deren Wahrheit den Eisgebirgen gleiche, die zwar Himmel hoch sich gegen die Sonne aufthürmten, aber von ihr nicht aufthauen; ein Regentropfen im Thal sei mehr werth, als ein ganzes Meer solcher Wahrheit unter dem Eis und in unzugänglichen Klüften.

So viel sagte er von der Verstandespest.

Als er damit fertig war, fragte ihn der Junker noch: Aber wer hat denn die Herzenspest?

Meine alten Brüder und Schwestern, erwiederte der Mann — setzte aber bald hinzu: Dennoch ist es Schade, daß man in der Welt nicht anders mit ihnen umgeht und das Gute nicht erkennt, das sie an sich haben.

So lang es so ist, werden sie sich immer ausschließlich für das Salz der Erde achten, und bis man ihnen, wie der

Herr Lieutenant, durch eine auffallend bessere Menschenführung zeigt, daß es noch bessere Salzquellen gebe, als die, so aus dem Berg ihrer unnatürlich umzäunten Frömmigkeit herausflössen, so ist es ihnen nicht zu verargen, daß sie so lang immerhin sich selbst und ihre gebenedeiten Meinungen für das beste Salz der Erde achten.

Er verglich zuletzt das Glück, das diese Leute in ihrer Beschränktheit besitzen, dem Genuß einer hellen, stillen, und warmen Sternennacht, bei welcher dem Menschen so innig wohl sein kann, daß er wie hingerissen wird zu denken, es könne nichts Schöneres und nichts Größeres auf der Welt sein, als eine solche Sternennacht; aber wenn die Sonne dann aufgeht in ihrer Pracht, und der Mensch der Erde den Segen ihres wärmenden Lichts und die Sicherheit ihrer hellen Tageserleuchtung genießt, da denkt er nicht mehr, daß die Sternennacht und das trügliche Mondlicht das Schönste und Beste sei, das er auf der Erde genießen könne.

38. Uebereinstimmung der Philosophie meines Lieutenants mit der Philosophie des Volks.

Arner sah, daß seine Bestrebungen Wurzel gefaßt hatten und daß sich das Gute immer weiter ausbreitete. Diese Erkenntniß und die Liebe, die man ihm allenthalben entgegen brachte, erheiterte sein Gemüth so, daß er sich bald auch körperlich wieder recht gekräftigt fühlte. Vor allen Dingen freute ihn das Auftreten des alten Renold und des Lindenberger. Er konnte es kaum erwarten, auch diese beiden Männer bei sich zu sehen und sie kamen deshalb auf seine Bitte ebenfalls eines Tages mit dem Pfarrer, dem Lieutenant und dem Baumwollenmeyer zu ihm. Der Lieutenant, der mit seinen Ansichten auch hier nicht zurückhielt, fand in ihnen eine große Unterstützung, indem sie dieselben durch ihre Erfahrungen bekräftigten.

Das führte denn Arner und den Pfarrer zu einer der ersten Quellen des menschlichen Muthes, nämlich zu dem

Glauben, daß Alles, was allgemein als höchst nothwendig auffalle, höchstwahrscheinlich auch möglich sei.

Die Bauern, die bestimmt, wie er, fanden, daß die Menschen, sobald sie sich selbst überlassen, träg, unwissend und unvorsichtig würden, hielten sich, ihre Meinung hierüber deutlich zu machen, an die Beschreibung der alten Ordnung in Bonnal und sagten, die Leute seien so sinnlos und vergeßlich geworden, daß sie nicht mehr zu gebrauchen gewesen.

Die Gründe zum Rechtthun seien den Leuten wie vor den Augen weggethan, und hingegen die Gründe zum Lumpen und Schelmen wie vorgemalt und vorgesungen worden. Man habe es mit Lumpenstreichen und Bosheiten viel weiter bringen, mehr dabei gewinnen und leichter zu Wein, Brod und Fleisch kommen können; auch hätten sie das Rechtthun für keine Ehre mehr gehalten und keine Freude dabei gehabt, so wenig als Scham und Furcht. Die kleinsten Kinder, wenn man ihnen etwas verwehrt, seien im Stand gewesen, den Rücken zu kehren und zu singen: „Was reden die Leute, was bellen die Hunde!“ Wer der Frechste und der Schlaueste und der Stärkste gewesen und das größte Maul gehabt, der sei in der Gemeinde, im Gericht, im Chorgerichte und allenthalben Meister gewesen, und dahin habe sich natürlich ein jedes gelenkt, wodurch er glaubte auch Meister zu werden. Man habe die Kinder laufen und aufwachsen lassen, wie das unvernünftige Vieh. In der frühen Jugend hätten die Aeltern über ihre Bosheiten gelacht, und dann, wenn sie ihnen damit über den Kopf gewachsen, hätten sie mit Streichen dieselben wieder aus ihnen herausschlagen wollen. — Die Obrigkeit habe es nicht anders gemacht; aber die Erfahrung habe gezeigt, daß sie sieben Teufel hineingeschlagen, wo sie geglaubt, einen auszutreiben. Am Ende seien die Leute dieses Lebens gewohnt worden, daß sie Alles hätten gehen lassen, wie wenn's so sein müßte, und sich über nichts mehr graue Haare hätten wachsen lassen, so wie die Schelme und Bettler im Wald es auch machten, die so lange sie zu essen und zu trinken hätten, die lustigsten Leute von der Welt

seien. Die Kinder seien bei diesem Leben, wenn sie nicht in den ersten Monaten gestorben, dennoch gesund und frisch aufgewachsen, und da man sie schaarenweis mit rothen Backen und mit Augen wie Feuer in den größten Fetzen und halb nackend im Schnee und Eis gesehen herumlaufen und Freude haben, so habe man fast nicht anders können als denken, es sei nicht so gar schlimm mit diesem Leben; aber wenn sie dann älter geworden und keins zu brauchen gewesen, und man keinem etwas habe anvertrauen und auf keines sich habe verlassen können, dann hätten einen die rothen Backen nicht mehr verblendet, sie seien aber auch von sich selber wieder weggekommen; und Kinder, die im zwölften Jahre ausgesehen wie Engel und gutmüthig gewesen wie Lämmer, seien im 16. bis 18ten geworden, daß man sie nicht mehr gekannt, und im zwanzigsten wie eingefleischte Teufel. So weit ging die Uebereinstimmung der Aussagen der Bauern mit den Grundsätzen des Lieutenants.

Der Lieutenant aber verstand aus den Bauern ihre wahre Meinung so gut herauszulocken, als ein Apotheker aus Knochen, Kräutern und Wurzeln den Geist, welchen er heraus haben will. Er fand aber auch meist etwas ganz anderes bei ihnen, als z. B. ein Pfarrer, der sich die schlauen Buben etwas von dem Wohlgefallen des lieben Gottes, von der Keuschheit und den übrigen christlichen Tugenden vorheucheln läßt, wovon sie kein Wort glauben; oder ein Junker, der mit Schloßeifer mit ihnen von der schuldigen Treue der Zehntknechte und Gefälleintreiber redet, und auch so dumm ist, zu glauben, was sie ihm darüber antworten; welcher letzte Glaubensfall aber freilich und ganz natürlich ohne Vergleichung seltener ist, als das erste, weil das Interesse dem Edelmann hierin die Augen zu viel öffnet, als daß er sich so weit, wie der andere, im Glauben verirren könnte.

Ich sollte es nicht noch sagen müssen, solche gemeine Pfarrer- und Edelmanns-Arten, Bauerngeist zu sammeln, sind nichts nütz. Was dabei herauskommt, ist der wirklichen Wahrheit so ganz entgegen und ungleich, als wenn man

des Apothekers Wurzel und Kräuter blos in die Hand nehmen und den Geist davon mit derselben herausdrücken wollte; was er herausbringt, ist Kothsaft und Wassertropfen. Zwar wird freilich viel solcher Kothsaft und solche Wassertropfen als ächter Bauerngeist in hundert Apotheken verkauft, und die Flaschen werden damit alle Michaelis und Ostern hoch aufgefüllt, wie zu lesen im Meßkatalogus unter dem Titel: „Bücher fürs Volk."

Der Lieutenant sah dem schlausten Buben unter den Bauern in die Seele und konnte ihm aufs Wort zeigen, daß er ihn durch und durch sehe und vollkommen wisse, was er dabei denke; damit brachte er, so bald er wollte, von ihnen heraus, wofür sie sonst kein Maul haben, und was sie unter sich selber meist einander auch nicht mit Worten, sondern nur mit Lächeln, mit Nicken, mit Kopfschütteln, Maulverziehen, Augenverziehen, Nasenrümpfen und dergleichen Zeichen, mit denen sie sämmtlich gar wohl versehen sind, zu verstehen geben.

Auch brachte er seine Bonnaler Bauern dahin, daß sie ihre wahre Meinung gar nicht mehr vor ihm verbargen, und z. B. über das Stehlen vor dem Junker und dem Pfarrer gerade heraussagten, das Volk stehle allenthalben, wo man es nicht mit vieler Mühe, Arbeit und Sorgfalt dahinbringe, daß es nicht mehr stehle.

---

39. Volksbegriffe über das Stehlen.

Sie sagten gerade heraus, das Stehlen stecke in dem Menschen und das Nichtstehlen müsse man ihn lehren; aber an den meisten Orten könne man nicht einmal das, und an vielen Orten wolle man es nicht.

Allenthalben, wo keine Ordnung sei; allenthalben, wo der Landes Fleiß nicht fest gegründet; allenthalben, wo Zügellosigkeit und Lüderlichkeit im Schwang geht, da stiehlt das Volk. Wieder, wo es unterdrückt wird und keinen Schutz findet, wieder, wo es nicht lernt zum Geld Sorge

tragen, wieder, wo die gemeine Landesehre zertreten, und am meisten, wo der Prozeßteufel eingerissen, und einer den andern leicht um das Seine bringt: an allen diesen Orten macht sich das Volk so wenig daraus zu stehlen, als es sich etwas daraus macht, Brod zu essen.

Es gesteht sich das freilich nicht selbst; es wäre wohl gut, man könnte sich dann danach richten und mit ihm danach umgehen; aber sie haben ihren Katechismus im Kopf, und wissen ganz gut, das Stehlen sei nicht recht, aber in jedem besondern Fall, wo sie den Anlaß haben, finden sie allemal, dießmal und dießmal sei nicht so viel daran gelegen, und sie haben für einen jeden solchen Fall immer einen ganzen Karren voll Entschuldigungen, z. B. „Er hat mir auch gestohlen, oder wenn er könnte, würde er mir noch mehr stehlen" — „Es ist mehr als gestohlen, wie er sein Gut zusammen gebracht" — „Was mag ihm der Bettel schaden?" — „Er verspielt mehr auf einer Karte" — „Wenn ich ein gutes Mädchen wär, er gäb' mir's umsonst." Ferner: „Er ist ein verfluchter Bub, daß seines gleichen nicht ist — es ist Sünde was man ihm thut" — „Er kommt doch um seine Sachen, nehme ich sie ihm nicht, so nimmt sie ihm ein anderer." — Wieder: „Ich hab es doch auch so nöthig — so wenig macht dem lieben Gott nicht viel — ich bin sonst doch auch so geplagt — ich habe jetzt just auch müssen dazukommen, wie wenn es Gottes Wille gewesen." —

Dergleichen Worte sind ihnen unter berührten Umständen geläufiger als das Vater Unser; und sie erlauben sich allenthalben wo sie so verflucht natürlich denken, das Stehlen, und gegen Niemand lieber als gegen die Obrigkeit. „Sie nimmt auch, wo sie kann" haben sie unter diesen Umständen im Augenblicke gegen die Obrigkeit im Munde. — Und auch gegen Fremde macht sich das Volk viel weniger aus dem Stehlen. „Wären sie geblieben, wo sie daheim sind" sagen die Ehrlichsten; „was haben sie uns noch enger zu machen, wir sind sonst genug eingesperrt; wenn ihnen

Zäune und Gärten niedergerissen worden, so ist ihnen nur recht geschehen." —*)

Sie erzählten die sonderbarsten Umstände von den Dieben, und wie leicht Unordnung und Druck, und Mangel, etwas Rechtes gelernt zu haben, zum Stehlen bringe, und wie oft die kleinsten Umstände darüber den Ausschlag geben; unter anderm das Wort eines Gehenkten, der unter der Leiter zu seinem Vater sagte: „Wenn du mich gemacht hättest mein Wamms zu Nacht ordentlich an den Nagel aufzuhängen, so würde man mich jetzt nicht aufhängen" — und eines andern, der durch ein unvorsichtiges Wort in einen Prozeß verflochten und hintennach auch zum Stehlen gekommen: „Es macht mir nichts zu sterben, wenn jetzt nur auch Jemand die hängte, die mir Haus und Habe gestohlen, aber es hängt sie Niemand, sie sitzen beim Blutgerichte" — und es war so! —

Die Bauern machten einen Unterschied zwischen dem gesetzmäßigen und dem galgenmäßigen Stehlen und behaupteten, wo das erste leicht sei, und man in gesetzlicher Form und Ordnung die Leute um das Ihrige bringen könne, sei dem andern nicht zu steuern, und es gehe gewöhnlich so, daß wenn der Vater in einer Haushaltung beim Gesetzmäßigen bleibe, der Sohn dann gewiß zum Galgenmäßigen dieses Handwerks hinabsinke. Auch das sagten die Bauern, wo man immer die Menschen nicht dahinbringe, daß sie um ihrer selbst willen nicht stehlen, so werde man in Ewigkeit mit ihnen nicht dahin kommen, daß sie weder um Gottes willen, noch um anderer Leute willen, damit aufhörten. —

---

*) Anmerkung. Staune nicht, Leser, an dieser Stelle. Ich werfe keine bösen Gedanken ins Volk; der Bauer denkt das Alles ohne mein Buch; er denkt noch mehr als dieses mit einer Einseitigkeit, Lebhaftigkeit und mit einer dunkeln Stille, gegen deren Gift ich kein besseres Mittel kenne, als offen gegen ihn zu handeln und ihm zu zeigen, daß man weiß, was er denkt; aber daß man mehr weiß und nichts sucht, als ihn durch die Wahrheit, so wie er sie denkt, weiter zu bringen, als er ohne unsere Hilfe nicht kommen konnte; das suche ich, Leser! und also fürchte dich nicht, wenn ich meine Bauern in alleweg, und auch von der Obrigkeit reden lasse, wie sie denken.

Sie sagten, das Bauernvolk achte fremde Leute und Jedermann, der sie nichts angehe, nichts, und setzten hinzu, sie wüßten es nicht, wie es die Herren damit hielten; aber unter den Bauern sei es gewiß, daß sie auf andere Leute nur in so weit Achtung trügen, als es ihr Nutzen sei, es zu thun.

Auch Mangel an gesunder Nahrung, sagten sie, mache das Volk gar oft stehlen; und wenn sie, besonders im Alter von 16 Jahren bis zum Auswachsen, schlecht zu essen hätten, so könne man sie mit einem Pfund Käse und einem Stück Fleisch hinbringen, wohin man wolle.

Auch die Langeweile bringe viele Menschen zum Stehlen, vorzüglich an solchen Orten, wo man, wenn man auch recht handle, nicht mehr lustig sein und wo man an nichts Gutem und Unschuldigem mehr Freude haben dürfe. Wo man so dem Volke seine Freuden nähme, da kämen oft die Besten dahin, die Orte aufzusuchen, wo es lustig zugehe und das fänden sie gewöhnlich im Wirthshause und bei Schelmen.

40. Volksphilosophie über den Geschlechtstrieb.

Sie behaupteten, es komme hierin gänzlich auf die Erziehung der Töchter an. Sobald sie erzogen würden, als ob sie nichts in der Welt werden müßten als schöne Jungfern, so sprängen sie in dieser Absicht mit offnen Flügeln und schaarenweis ihrem Elend entgegen, wie Hühner, denen man Hafer streue, ihrem Fraß, und da sei es denn gleichviel, wenn man auch die Hälfte der Gluckthiere den andern vor den Augen bei ihren Flügeln wegnimmt, würgt und an den Boden wirft; die andern fressen neben den todten Schwestern fort; und wenn man ihnen am Morgen wieder „Gluk, Gluk“ ruft, so kommen sie wieder, lassen sich wieder fangen, würgen, und an den Boden werfen; — so gehe es immer und es sei unmöglich, den Unordnungen des Geschlechtstriebes abzuhelfen, wenn man nicht mache, daß die Töchter mehr würden als dergleichen Gluckthiere. Man

müsse ihnen, wenn man das wolle, von Jugend auf den Kopf wohl mit der Wirthschaft anfüllen und trachten, es dahin zu bringen, daß sie mit anhaltender Arbeit Uebung im Ueberlegen, im Ausrechnen und in allen Arten von häuslichen Aufmerksamkeiten verbänden und zugleich einen Ehreifer in sie hineinbringe, daß keine in der Weiberarbeit und der Haushaltungskunst die Hinterste sein wolle. Es sei in dieser Hinsicht gar viel daran gelegen, daß sie bei ihrer Landtracht blieben und sich nicht eine jede vor der andern mit ihrer Decke mehr unterscheiden könne, als mit ihrer Arbeit und mit ihrem Verdienst; man sollte Alles thun, diejenigen zum Gespött zu machen, die eine besondere Hoffahrt trieben und damit zeigten, daß sie mehr als die andern nöthig hätten, sich feil zu bieten. Einer meinte, man sollte Lieder über sie machen und ihnen darin sagen, daß die Roßtäuscher es mit alten bauchstößigen, faulen und hirnmüthigen Rossen just auch so machten und sie mit Bändern am Hals und Kopf so sonderlich und wunderlich ausstaffirt auf den Markt brächten, wie kein brauchbares Roß dahin komme; aber ein gescheidter Händler gehe zu einem so gezeichneten Thier nicht einmal hinzu, es kaufe sie Niemand, als etwa ein dummer Herr aus einer Stadt. So meinte der Bauer in Bonnal, sollte man auf solche Töchter ein Lied machen; wenn es jetzt nur Jemand thun würde.

Hingegen sollte man ihnen Anlaß geben, zeigen zu können, wie weit es eine jede in aller Weiberarbeit gebracht, daß sie Ehre und Aufmunterung davon hätten, wenn sie in etwas dergleichen weiter wären als die andern.

Auf diese Art wäre es möglich, den Unordnungen des Geschlechttriebes Einhalt zu thun; es brauchten dann, meinten sie, die Eltern auch nicht mehr wie jetzt zu erschrecken, wenn ein Sohn aus Heirathen denke, und zu fürchten, er falle etwa auf eine, daß es besser wäre, das Hagelwetter oder die Viehseuche ginge über ihren Hof. Sie sagten, es sei den Eltern nicht zu verdenken; wenn eine Tochter übel ausfalle, so sei nichts mehr zu machen; es sei nicht einmal wie mit den Knaben, die doch noch manchmal, wenn sie heirathen,

umkehren und etwas Rechtes werden, wenn sie vorher noch so nichtsnutz gewesen seien, — bei den Töchtern sei das nie zu hoffen; sie sterben lieber, und heulen sich lieber die Augen aus, als daß sie im 24ten Jahre die Hände ein wenig stärker brauchen, als sie es im 14ten gewohnt gewesen. — Auch sollte man Alles thun, daß die Dorfjugend unter sich zusammen hielte, damit fremde Leute, die keine Heirathsabsichten hätten, nicht leicht mit einer Tochter aus einem Dorf unter vier Augen zusammen kommen könnten. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß Amtmannssöhne, Pfarrerssöhne, Schreiber und dergleichen Leute den Bauertöchtern drei Schritt vom Leibe gehalten würden, und man dürfe es der Dorfjugend nicht übel nehmen, wenn sie einen solchen Herrn zu Zeiten im Brunnen abkühlte.

Sie behaupteten, es gehe Keiner und stehle den Zehnten von einem Acker mit der Gefahr, dafür gehängt zu werden, wenn er den Acker mit sammt dem Zehnten rechtlich erwerben könne. Und so sei es auch mit den Töchtern, wenn die Buben auf rechtliche Weise um sie werben könnten; wenn sie das aber nicht dürften, so thäten sie es trotz des Verbotes und so stürzen sie sich oft schaarenweise in das Elend, so daß es ihnen besser wäre, sie würden auch gehängt, sie wären dann doch der Noth los.

In früheren Zeiten sei es fast eine unerhörte Sache gewesen, eine Tochter zu verderben; die Leute hätten noch nicht gewußt, daß es weniger zu bedeuten habe, das ärmste Kind im Land unglücklich zu machen, als von einem Pflug im Feld ein paar Pfund Eisen abzureißen und heim zu tragen; im Gegentheil, es habe noch Leute gehabt, welche die alten Lieder über die Vögte, die man mit Aexten todt geschlagen, weil sie Weiber und Töchter im Lande verführt, in einem solchen Ton gesungen, daß sich nicht ein jeder getraut hätte, allenthalben sich ins Bad zu setzen.

Es müsse sein, daß die alten Herrschaften die Seele mehr geachtet hätten als wir, denn sie habe mehr Recht gehabt; und man werde finden, daß alles, was die Herrschaften hoch achten, auch viel Recht im Land habe; jetzt

habe sie an vielen Orten gar keines mehr, und mit der Ehre sei es ebenso; wenn die Herrschaften die Ehre der gemeinen Leute nicht für so wichtig hielten, als die Schnepfen und Rebhühner, so habe sie auch kein Rebhühner- und Schnepfenrecht im Lande, an vielen Orten habe sie nicht einmal Wachtelnrecht, und wo sie das nicht habe, so gehe sie dann auch verloren, wie Alles, was man gar nichts achte, verloren gehe.

Sie behaupteten, der Unzucht Unordnungen, vom Eheschimpf*) an bis zum Kindermord, komme nur von diesem Punkte her, und sie verglichen die Art und Weise, wie viele Herrschaften mit der Ehre im Lande umgehen, dem Feuer einer Lampe, das alles Oel aus ihr herausziehe und verzehre, aber wenn es das Oel aufgezehrt habe, dann auch selber erlösche; und so brennten die Herrschaften, die die gemeine Landesehre nicht achteten, sich selbst in ihren Ehrenampeln auch zu Tod.

Sie konnten nicht genug erzählen, was für ein Unterschied in Ehrensachen zwischen der jetzigen und der alten Zeit gewesen. Wenn ein Knabe einer Tochter etwas Gefährliches und Beleidigendes zugemuthet habe und sie sich nur ein Wort bei ihren Gespielen habe verlauten lassen, er sei nicht Einer von den Besten, man müsse sich mit ihm in Acht nehmen, so habe er können Jahr und Tag wandern und suchen, ehe er wieder eine gefunden, die sich seiner angenommen.

Ueberhaupt sagten sie, es komme die Leichtfertigkeit nicht von den jungen Leuten, sie komme von den Alten und von der Ehrlosigkeit im Lande her; die jungen Leute hätten allenthalben eine Freude daran, auf ihren guten Namen Acht zu haben; wo sie auch nur ein wenig dazu aufgeweckt und aufgemuntert würden, so machten sie sich eine Ehre daraus, gute Farbe zu haben, stark zu sein, zu Ostern ohne Aermel in die Kirche zu gehen, beim Tanz, Schneiden und

*) Anmerkung. Eheschimpf ist die Beleidigung, auf mehr oder minder rechtliche Art die Ehe zu versprechen, und dann sein Wort nicht zu halten.

Mähen munter und aufgeweckt zu sein, und nichts an sich kommen zu lassen, das ihnen Schande machen könnte.

So kamen die Bauern in Bonnal auf die Meinung des Lieutenants hinaus und sagten auch über Mord und Aufruhr, Bauern, die erzogen würden, daß sie ihre Aecker und Matten und Gärten wohl besorgten, einander freundlich grüßten, im täglichen Leben nicht in die Rede fielen, den alten Leuten aus dem Weg gingen, und dabei doch die Augen im Kopf hätten, daß ihnen nichts Unrechtes geschehe; solche Bauern würden nicht leicht Mörder und Aufrührer, wohl aber würden sie es sehr leicht, wenn sie nicht zu Bauern gemacht und zu ihrem Beruf erzogen würden, sondern wie die Wilden aufwüchsen, und wie die Wilden ihre Natur ungebändigt mit sich herumtrügen.

41. Wer bloß gut ist, muß nicht regieren und niemals und Niemandes Vogt sein wollen.

Wer nicht zu ihm kam, war der Vogt Meyer; aber er ließ ihn kommen und fragte ihn, ob er nichts von den Unordnungen wisse, die während seiner Krankheit begegnet.

Er antwortete ihm, er habe wohl davon reden hören, aber Bestimmtes wisse er nicht, und auf die Frage, warum er nicht besser nachgefragt, sagte er, er habe nicht daran gedacht, und es habe es ihm Niemand befohlen. Auf die Erwiederung des Junkers, ob die Unordnungen selber nicht Befehls genug gewesen seien, entschuldigte er sich, er habe wohl hie und da gefragt, aber nichts vernommen. Arner schüttelte den Kopf und sagte ihm: Du bist froh, wenn du nichts weißt, und es ist so, wie ich dir schon gesagt, du bist zu diesem Dienst nicht brauchbar.

Vogt. So gebt mir meine Entlassung.

Junker. Da hast du sie — und nun geh. —

Er säumte nicht lange, nahm den Thürdrücker in die Hand und vor der Thür den Stecken, und ging mit leichtem Herzen die Treppe hinunter. Als er heim kam, sagte ihm seine Frau: Da siehst du, daß ich Recht habe, wenn ich zu

dir sage, du seiest gar zu nichts nütz. Und im Dorf sagte ein Jedes, der Hummel sei doch noch ein anderer Mann gewesen zum Vogt als er. Und Leute von seinem Alter erzählten, wenn ihn der Junker so, wie sie, von Jugend her gekannt hätte, so hätte er ihn gewiß nicht zum Vogt gemacht; wenn sie als Buben unter einander Händel gehabt, so sei das immer sein Wort gewesen: „Thut mir doch nichts, ich will euch auch nichts thun;“ und es sei unter ihnen zum Sprüchwort worden: Gelt, du hast's auch wie der Christopheli: „Thu mir nichts, ich will dir auch nichts thun.“

Als seine Schwester, die Meyerin, es vernommen, ging sie auf der Stelle zu ihm, traf ihn allein an und wünschte ihm Glück, daß er sich von der zweiten Marterfrau, mit der er sich ohne Noth verheirathet, so glücklich habe scheiden lassen können. Aber als die Nachricht in das Dorf kam, der Baumwollen-Meyer sei Vogt, waren zehn Stimmen gegen eine, er sei der einzige, der für den Junker, so wie er einen brauche, recht sei; und viele Leute sagten, die Armen haben jetzt einen Vater, die Unordentlichen einen Vogt, und die, so Gewalt brauchen wollen, einen Meister. —

Ihr Herren, die ihr Untervögte macht und absetzt wie nichts, mit einem einzigen Wort: Wenn euch etwas daran gelegen, daß sie recht ausfallen, so nehmt dieses zum Zeichen, wenn das Volk von euerm Mann also redet, so kann er recht ausfallen; aber auch dann ist's noch nöthig, daß ihr zu ihm Sorge traget.

Die Reichen waren freilich nicht zufrieden, daß von einem solchen Lumpenstamm ein Vogt geworden; aber sie sagten es doch nicht zu laut und er erklärte sich bestimmt, er habe den Dienst um der Armen willen angenommen, die Reichen hätten ihren Vogt in der Kiste, aber die Armen hätten einen nöthig. Und das Mareili sprang fast vor Freuden, daß sein Bruder jetzt des guten Junkers Diener worden, und machte sich Tag und Nacht den Kopf voll, wie es jetzt gewiß in allen Ecken im Dorf gehen müsse, wie es der Junker wolle.

Der Junker ließ eines Abends auch das Mareili und den ganzen Weiberbund zu sich kommen, und die Weiber beredeten ihren Weibel, den alten Renold, er solle mitkommen. Er wollte zwar nicht, aber sie versprachen ihm, sie wollten es verantworten. Wenn's so ist, so will ich kommen, sagte der Alte, und es freute den Junker sehr; er redete die halbe Zeit nur mit ihm und ließ ihn erzählen, wie vor Altem in allen Stücken eine Ordnung gewesen, die im Grund derjenigen ganz gleich sei, die er jetzt einführe. Der gute Alte sagte ihm, eine Woche freue ihn jetzt mehr zu leben, als vorher ein ganzes Jahr. — Der Junker erwiederte ihm, will's Gott werde er erst dann recht Freude haben, wenn die angefangenen Sachen erst in ihrem Gleis seien und mehr Festigkeit hätten.

Zu den Weibern sagte er, wenn er Alles geglaubt hätte, so hätte er doch das nicht geglaubt, daß sie die Bauern hätten dahinbringen können, Geld zu versprechen, um den Schulmeister behalten zu können. Das Mareili sagte: Man thut den Bauern Unrecht, wenn man glaubt, sie gäben nicht gern Geld aus für ihre Kinder; sie thun es freilich nie, bis sie sehen und erfahren, daß es etwas nützt.

Arner. Aber meinst du denn, sie würden an vielen Orten auch selber gern etwas dazu beitragen, die Leute, die man hierzu nöthig hätte, zu bezahlen?

Mareili. An allen Orten, und ganz gewiß würden sie es dann gerne thun.

Alle Weiber, auch der alte Renold bestätigten das. Er setzte hinzu, man müßte ihnen nur so einen Mann zwei oder drei Monat ohne ihre Kosten auf die Probe geben, dann würden sie ihn gewiß nehmen, und wenn man es fordere, die Probekosten noch dazu bezahlen. Diese Bemerkung war dem Junker und dem Lieutenant sehr wichtig; sie widerlegt das unrichtige Geschrei, daß die Besserung der Landschulen unerschwingliche Geldsummen erfordere, es fehlt weit mehr an Anstelligkeit und Sachkenntniß.

Und an Leuten, sagte der Pfarrer von Bonnal.

Nein, erwiederte der Lieutenant, wenn man Anstelligkeit und richtige Grundsätze darüber hat, so kann man fast ohne Mühe Leute hierzu bilden, wie man sie gebraucht, dafür will ich stehen!

Sie wurden bald einig, wenn man annehme, das Volk würde gern helfen, dergleichen Leute zu bezahlen, so falle die Sorge von großen Geldausgaben, welche die Verbesserung der Schulen nach sich ziehen würde, von selbst weg. Der Lieutenant sagte wieder, wenn man sie schlecht macht und halb, so werden sie kosten; und wenn man sie recht macht und ganz, so werden sie eintragen.

Dann redete der Junker noch mit der Meyerin über die Entlassung des Vogt. Sie sagte ihm, er könne jetzt auch wieder zu einem Menschen werden. Und die Renoldin fragte ihn, wer ihm den neuen auch gerathen? Der Herr Pfarrer, antwortete er, dankte ihnen dann für ihren Bund, und sagte ihnen, sie sollten zu ihrem guten alten Weibel recht Sorge tragen und ihm nicht zu viel Mühe aufladen.

Er soll jetzt bleiben, der Weiberbund, sagte Therese, ich will es mit euch halten, wir wollen dem Junker helfen, zu seinem Ziel zu kommen.

---

42. Arners Fest.

Bei Sonnenaufgang läuteten alle Glocken. Alle Kinder waren mit Blumen geschmückt; das ganze Dorf, Alte und Junge, ging ihm den Berg hinauf entgegen. Des Rudi Hochzeitsleute voraus, und in der Mitte der Gemeinde der gute Pfarrer; sie sangen den Berg hinauf der Sonne entgegen frohe Lieder; aber als sie von Ferne das Gerassel seiner Kutsche hörten, da tönte ihr Lied nicht mehr.

Er kommt! — Er kommt! — rief das Volk, und hundert Stimmen jauchzten ihm zu. Sie verdoppelten die Schritte und liefen ihm, wie Kinder dem Vater, den sie lange nicht gesehen, entgegen. Er hörte ihr Jauchzen von Ferne, da er weit hinter den Tannen sie noch lange nicht sah; aber sobald er sie hörte, stieg er aus seinem Wagen und ging

seinem geliebten Volk von Bonnal mit all den Seinen zu Fuß entgegen. Er sah jetzt den Aufgang der Sonne nicht, nicht den hellen Himmel und das glänzende Thal und die schlängelnde Itte, die zu seinen Füßen lag; er eilte zu seinem fröhlichen Volk, mischte sich in ihr Gedränge, und hörte mit Vaterlust ihr Jauchzen und ihr Rufen — Er lebt! — Er lebt! — das durch Buchen und Tannen hinab ins Thal tönte. Innige Freude erhob sein Herz. Es war kein Kind und kein Mensch, dem er nicht und dem Thereſe nicht ihre Hand bot. Er hatte den Hut ab, so lang er sie grüßte, und sagte mit einem stillen hohen Ernst, er wünsche für sie zu leben! — Das Volk erwiederte ihm, sie wüßten's, und der Tag seiner Wiedergenesung sei ihnen der freudigste ihres Lebens. — Dann stellte sich das Volk wieder in Ordnung, die Hochzeitsleute voraus. Er nahm den Hübel-Rudi bei der Hand, Thereſe die Meyerin, und seine Kinder die Kinder des armen Mannes und führten sie so den Berg hinab bis in die Kirche; das Volk sang, jauchzte, der Geiger spielte auf bis unter die Thür und die jungen Leute gingen, wie wenn sie tanzten, bis in die Stühle. —

Da stand der Pfarrer neben dem Taufstein an dem Ort, an dem er neun Abende nach einander mit seinen Kindern auf den Knien und mit Thränen zu Gott für das Leben des Junkers gebetet. Der große Blumenstrauß, den er auf seinem Kleid hatte, war mit dem Perlenband, das ihm Thereſe geschenkt, umwunden; stille Freude in seinem Auge, und eine Thräne, leicht und dünn wie ein Morgennebel in heißen Tagen, zeugte von der Erhebung seines Herzens. Er stand eine Weile still, dann hob er die Hand auf zum Zeichen des Schweigens; — eine Stille erfolgte, und das Volk und die Kinder, die nahe bei ihm standen, richteten die Augen auf ihn, dann sagte er die einzigen Worte:

Lasset uns Gott danken, daß er uns unsern Vater Arner wieder geschenkt! — sah dann hinab zu seinen Kindern und sagte: Ihr habt mit mir an dieser Stelle viele Thränen vergossen; freuet euch jetzt, daß Gott das Gebet euerer

guten Herzen erhört hat; kommt, lasset uns ihm danken! Da beugte er sich nieder und kniete, die Kinder knieten mit ihm, und in einem Augenblick lag die ganze Gemeinde, und auch Thereſe, und ſeine Kinder, und der General, vor ſeinen Augen auf den Knien. Er ſtand allein noch und ſah die ganze Gemeinde niedergebeugt, Gott für ſein Leben danken.

Wer kann den Anblick beſchreiben, und die Erhebung des Mannes, der in dieſem Augenblick an ſeine Pflicht dachte, dieſem Volk, das vor ihm kniete, auf Kind und Kindeskinder hinunter ſein Glück zu befeſtigen? Es ſchwellte ſeine Bruſt; er wandte ſein Angeſicht weg, fiel auch auf ſeine Knie, weinte eine Weile auf den Knien, dankete dann Gott für ſeine Rettung, und für ſeinen Stand, und für den Lieutenant, für den Pfarrer, und für ſein Volk, und bat ihn um ſeinen Segen zu ſeinem aufrichtigen Vorhaben, dieſe ihm von ſeiner Vaterhand anvertrauten Menſchen dem Zufall des blinden Schickſals zu entreißen, und durch feſte, ihrer Natur und ihren Umſtänden angemeſſene Geſetze ſo viel als möglich auf dieſer Welt glücklich zu machen.

Faſt eine Viertelſtunde lag das Volk auf ſeinen Knien; dann ſtand der Pfarrer und mit ihm die Gemeinde auf, aber der Junker war todtblaß, that einen Schritt hervor, beugte ſich gegen die Gemeinde, aber er konnte nicht reden. Eine Weile war wieder alles ſtill — der Pfarrer gab wieder ein Zeichen und die Gemeinde ſang das Lied „Herr Gott! dich loben wir.“ Der Lieutenant hatte zehn Mann mit Waldhorn, Trompeten und Baßgeigen beſtellt; und der Freudengeſang an Arners Feſt tönte in der Kirche ſo, wie in dem Thal von Bonnal noch kein Freudengeſang ertönte.

Da es vollendet war, führten Arner und Thereſe die Meyerin und den Hübel-Rudi zum Altar.

So eine Hochzeit hat von uns keiner, dachten alle Jünglinge des Dorfs; und die Mädchen, die ſonſt bei allen Hochzeiten flüſtern, waren ſtill, da der Pfarrer ſie ſegnete. — Dann läuteten wieder alle Glocken; der Junker führte die Braut, und Thereſe ging mit dem Hübel-Rudi aus der

Kirche ins Pfarrhaus, und die Waldhörner und Trompeten machten mit den Stimmen des Volks und den läutenden Glocken ein frohes Getümmel.

Er gab der Gemeinde einen Freudentrunk für das Fest, das sie ihm feierten; rund um, fast um die halbe Matte des Pfarrhauses standen Stühle und Tische, Wein, und Brod, und Käs, warme und kalte Milch, Würste und Kuchen für Junge und Alte genug auf den Tischen. Mitten im runden Kreis der Gemeinde saßen die Hochzeitgäste und das ganze Schloß und das Pfarrhaus an einem Tisch; sie hatten ein mäßiges Mahl, nur wenig mehr als die ganze Gemeinde, — aber in der Mitte des Essens brachte die Magd aus dem Pfarrhaus den Hochzeitleuten ihre Geschenke aus dem Schloß und aus dem Pfarrhaus — es war viel Schönes und Nützliches, doch war unter allem das Schönste, was ihnen der Lieutenant schenkte.

Hinter hellem wasserreinem Glas, in einem goldenen Rahmen, wie ein großer Spiegel, schenkte er ihnen die letzten Worte der Großmutter, mit silbernen Buchstaben auf schwarzem Boden geschrieben.

Oben in den Segensworten umschlang ein dunkelgrüner Kranz einen Bienenkorb, der dastand wie lebendig; neben den Worten hinab hingen Palmen von bläßerm Grün, die unten wieder dunkler mit Oelzweig verbunden einen Todtenkopf umwanden, und diesen umgaben dann ringsherum goldene Strahlen wie die schönste Glorie der Heiligen. Oben an den silbernen Worten waren die ersten „Denk an mich, Rudi, es wird dir noch wohl gehen!“ größer als die andern geschrieben, und mit goldenen Buchstaben; und unten am Kranz des Rudi und der Meyerin Namen, und der Tag ihrer Hochzeit an Arners Fest, auch so groß und auch so mit goldenen Buchstaben, und unter ihrem Namen noch zwei Herzen, die sich in den Strahlen des Todtenkopfs verloren. — Das ganze Dorf, Junge und Alte, lasen die silbernen und goldenen Worte und Bauern und Bäuerinnen sagten, es habe mancher Haus und Hof, die nicht werth seien, was dieses Stück. Der Rudi ließ Thränen darauf

fallen und seine Kinder wollten nicht essen, und nur der Großmutter Worte lesen. Die Braut nahm eines nach dem andern auf ihren Schooß und ließ sie lesen und buchstabiren.

Nach dem Essen tanzte das Volk, und Arner und Therese, selbst der General und die Frau Pfarrerin tanzten mit den geliebten fröhlichen Leuten. Die ältern Männer und Weiber blieben bei ihren Tischen, und der Lieutenant, der mit dem lahmen Beine nicht tanzen konnte, so gern er wollte, stand auch bei ihnen. —

43. Hochzeitswahrheiten für Bettlerleute und für Gesetzgeber.

Und weil der Lieutenant so in ihrer Mitte stand, kam dem alten grauen Renold in den Sinn, er verdiene auch ihren Dank, und er freue ihn an diesem Tage am meisten. Er stand auf, und sagte zu ihm, er wisse, daß er allen Eltern, die da seien, aus dem Herzen rede, wenn er ihm jetzt für ihre Kinder danke und ihm sage, sie erkennten es, daß er sich ihrer annehme, wie sich vielleicht kein Mensch in der Welt armer Dorfkinder annehme. Männer und Weiber standen eins nach dem andern auf, dankten ihm auch wie der Alte. Es freute ihn herzlich; aber er nahm dabei Anlaß ihnen etwas zu sagen, was er ihnen schon lange gern gesagt hätte; er that aber eine Weile nicht so, redete mit ihnen von ihren Kindern, erzählte ihnen allerhand Gutes von ihnen, aber ließ doch nach und nach eins nach dem andern merken, wie er einem jeden in der Schule anspüre, wie sie zu Haus mit ihnen umgingen, und als er sie so traulich hatte und ernsthaft, wie er wollte, trank er noch auf ihre Gesundheit und die Gesundheit ihrer Kinder, und sagte dann, — wenn er nicht fürchtete, es möchte ihnen Mühe machen, so würde er ihnen gern noch etwas sagen; sie erwiederten ihm, er solle doch sagen, was er wolle, sie wüßten ja wie er es meine, und sagten ja auch, was sie

wollten; er fragte noch einmal, ob sie gewiß nicht zürnen wollten, und sagte dann:

Es ist mir immer, wie wenn vielen von Euch nicht recht Ernst wäre sowohl mit der Freude über den Junker, als auch mit dem Dank gegen mich. Die Leute begriffen nicht, was er meinte, staunten und sahen einander an; endlich fragten ihn etliche, warum er doch das sage? Er antwortete ihnen: Ihr müßt mir verzeihen, aber ich will es euch gerade heraus sagen: Es sind gar zu viel Leute unter euch, die in diesem oder jenem Stück noch immer gern in der Unordnung lebten, und diese alle können im Grund ihres Herzens keine wahre Freude und keinen wahren Dank gegen Jemand haben, der sie und ihre Kinder aus aller Unordnung herauszutreiben und alle Ungeschicklichkeit, Unanstelligkeit und Verwirrung, die im Dorf ist, aufzudecken und an den Tag zu bringen sucht.

Diese Erklärung machte sie betroffen, sie fingen ihn an zu verstehen, und er fuhr fort: Weil ich nun einmal angefangen, will ich mich auch völlig erklären; es ist gewiß, daß z. B. eine Frau, die von Jugend auf der Unordnung und der Unachtsamkeit gewohnt ist, ihre Kinder nicht besorgt, vieles in der Haushaltung zu Grund gehen und wie Mist durch einander und in einander liegen läßt; und wiederum, daß ein Mann, der in seinen Sachen es eben so hat, keine Freud und Dank gegen Jemand in seinem Herzen haben könne, welcher ihn in die Ordnung bringen will. Ich glaube fast, ein solcher Mann und eine solche Frau würden leichter dahin zu bringen sein, mit dem Gaunervolk in die Häuser einzubrechen und mit den Zigeunern und Bettlern im Wald bei gestohlenen und gebettelten Braten und Kuchen um ein Heidenfeuer herum zu tanzen, als aufrichtige Freude daran zu haben, wenn man sie wollte in eine solche Ordnung bringen, daß sie nichts Unordentliches mehr verbergen und bemänteln könnten.

Aber die Männer und Weiber meinten doch nicht, daß sie Leute seien, welche man mit Heiden- und Zigeunervolk vergleichen sollte, und sagten noch einmal, es seien gewiß

blutwenig Leute unter ihnen, denen es nicht Ernst sei. Er antwortete ihnen, er habe sie nicht mit Zigeuner- und Heidenvolk verglichen, sondern nur ihre Ordnung; so könnte er die größten Herren mit dergleichen Volk vergleichen wie sie; es sei nur davon die Rede, ob die eingewurzelte Unordnung das Gemüth des Menschen nicht von der Liebe und dem Dank gegen Leute ablenke, die gern rechte Ordnung hätten.

Sie gaben das wohl zu, aber meinten dabei, auch das treffe sie nicht einmal stark; er sagte ihnen aber darauf: Ihr zwingt mich, daß ich's euch doch sagen muß. Erinnert euch, was für Sachen in euerm Dorf geschehen und was für Reden geflossen sind, da man bei euch meinte, der Junker komme nicht mehr auf. Die Worte „Strenge Herren werden nie alt"; und „Es scheint doch nicht Gottes Wille, daß Alles nach seinem Kopf gehe"; ferner, „Es wird einmal viel anders werden, wenn er die Augen zuthut," — erinnert euch nur daran und sagt mir, ob ihr selber glaubt, das Alles hätte so vorfallen und geredet werden können, wie es geschehen und geredet worden ist, wenn nicht hundert und hundert dergleichen versteckte Gauner- und Zigeuner-Gelüste der Grund dazu gewesen.

Jetzt kamen sie nicht mehr fort in ihrem menschenfreundlichen sich selber Weißwaschen. Etliche sagten, sie müßten schweigen, sie sähen selber, daß etwas daran wahr sei, wie er es sage; er erwiederte ihnen, er habe es nie anders gesagt.

Als Arner bei der tanzenden Jugend sah, wie ernstlich ihre Eltern mit dem Lieutenant redeten, kam er zu ihnen und fragte sie, was sie so Ernsthaftes hätten. Der Lieutenant gab ihm mit einem Wort, aber freundlich schauend gegen das Volk, einen Wink, was es betreffe.

Der Junker sagte, es werde sich bald zeigen, ob er ihnen wirklich lieb sei. Er müsse ihnen selber einen Anlaß dazu geben. Männer und Weiber fragten ihn dringend, worin doch? Und er erwiederte, ich kann eure Haushaltungen und euer ganzes Wesen nicht in eine Ordnung bringen auf Kind

und Kindeskinder wenn nicht ein Jeder, der in irgend einer Sache, sei es im Ackerbau oder im Hauswesen, etwas besser versteht als die andern, mir darin Hand bietet, die andern darin auch in eine bessere Ordnung zu bringen.

Es war Keiner, der nicht hierzu Ja sagte. Aber es war ihm nicht genug, was sie ihm ins Allgemeine hinein versprachen; er fragte sogleich den dicken Binzbauer, der den Namen hatte, er verstehe den Kornbau am besten, wie ist's, willst du mir helfen, daß deine Nachbarn, die im Kornbau so weit hinter dir sind, darin nach und nach auch in die Ordnung kommen? Dann fragte er das Gleiche den Lindenberger mit der Hacknase, der den Namen hatte, er verstehe den Wiesenbau am besten, und so mehrere, von denen man sagte, sie verständen irgend ein Stück der Wirthschaft besser als die andern. Zum Baumwollen-Meyer sagte er: Dich frage ich nicht, ob du mir an die Hand gehen willst, denn du weißt und hast mir es selber gesagt, daß ein jeder im Grund nur sich selber an die Hand geht, wenn er mir an die Hand geht. Er fragte sogar die alte Frau, die den Gartenbau so wohl verstand, ob sie in ihren alten Tagen sich noch so viel Mühe nehmen wolle, der lieben Jugend zu etwas mehr Gartenzeug, als zu dem Säukraut, welches sie in ihren Gärten fast allein pflanzen, zu verhelfen? — Und es freute einen Jeden, den er so auszeichnete; sie versprachen ihm fast alle noch mehr, als er forderte.

Das wäre Eins, sagte er. Das Andere ist, ein Jeder, der irgend eine Sache von seinem Hauswesen und von seinem Landbau nicht so gut versteht als ein anderer, sollte mir eben versprechen, sich darin gutmüthig weisen und rathen zu lassen. Aber er ließ es auch hierin nicht beim bloßen „man sollte" und „ihr solltet", bewenden, sondern wandte sich ebenfalls vor allen an etliche, die in einigen Hauptstücken ihrer Wirthschaft nicht in einer guten Ordnung waren, und sagte: Wie ists? Willst du dir in diesem oder jenem Stück rathen und helfen lassen? Auch hierin schien es, daß sie alle mit Freuden Ja sagten. Aber er war auch so innig gut, zeigte ihnen dann noch zuletzt ihre tanzenden Kinder

und sagte ihnen: Wenn ihr es nicht um meinetwillen und nicht um eurer selbst willen thun wolltet, so solltet ihr es um dieser willen thun. Denn es wird mit ihren Freuden bald aus sein, wenn ihr nicht für sie sorget, und alle Lustbarkeit ihres Lebens, die ihnen so wohl thut, ist an die Art und Weise, wie ihr eure Geschäfte besorgt, und wie ihr sie auch dazu heranzieht, gebunden; fehlt ihr darin, so wird das alte Sprüchwort an ihnen wahr: „Je freudiger, je trauriger" und sie werden darüber Niemanden als euch anklagen.

Das Volk war gerührt; aller Augen waren auf ihn geheftet, und viele hielten ihre Hände zusammen, wie wenn sie beteten; ihr Stillschweigen erhob sein Herz. Er sagte noch einmal: Ich kann mir nicht vorstellen, daß ihr mich und mit mir euch selbst also betrügen wollt, mir hierin euer Wort nicht zu halten; und fehlt ihr mir nicht, so kann ich euch versprechen, mit der Hilfe Gottes soll in kurzen Jahren nicht leicht mehr eines unter euch sein, das nicht mit Ruhe und Freude auf Kind und Kindeskinder herab sehen könne.

Damit verließ er die Eltern, ging noch eine Weile zu den tanzenden Kindern, sah mit Lust ihre Freudenreihen, und dachte mit noch größerer Lust an seine Gesetzgebung, mit der er zu der Quelle dieser Freuden Sorge tragen wolle, und lächelte der Last entgegen, die ihm diese Vaterfreude auflegen würde.

Und am Abend um 4 Uhr umringte ihn der Kreis der tanzenden Jugend; die Braut dankte ihm im Namen der Hochzeitsleute und der Gemeinde für seinen Freudentag, den er ihnen allen zum Freudentag gemacht, und ein lautes Rufen des dankenden Volks unterbrach die redende Braut. Er führte sie dann noch aus dem Pfarrhaus heim in ihre Hütte; das ganze Dorf begleitete ihn dahin und dankte ihm noch einmal, als er sich in den Wagen setzte und fort fuhr.

44. Hummels Tod.

Der Rudi war kaum heim, so schlich er mit einer Flasche Wein und einer Schüssel von allem Guten, das sie hatten, von seiner Braut und den Hochzeitsgästen fort und trug Alles unter seinem Rock zu dem alten Feinde seines Lebens. Der gute Mann dachte, der arme Tropf sehe alle Freuden dieses Tages, höre alle ihre Lustbarkeit, und ihm sei kein froher Augenblick mehr beschеert auf dieser Erde. Bewahre doch, sagte er, da er dieses dachte, der liebe Gott einen jeden Christenmenschen vor einem bösen Leben, und ging dann fort.

Der Vogt war in einem erbärmlichen Zustande. Das Abfaulen und Abdorren des Menschen, an dem nichts mehr Mensch ist, ist entsetzlich; schon lange lebte in ihm nichts mehr, als was im Hund und im Fuchs und im Wolf auch lebt; wenn er schon wollte, er hatte für das Gute kein Leben mehr in seinen Sinnen und konnte, was menschlich ist, so wenig mehr in sich behalten, als ein durchlöchertes Geschirr Wasser, das man darein schüttet. Der arme Tropf schrieb es dem Teufel zu; als ob es mehr brauche, als ein Leben wie das seine, einen Menschen in seinem Alter lebendig todt zu machen. Aber es ist so der Menschen Art: sie wollen noch lieber vom Teufel schlecht sein, als von sich selber, und lassen sich gar oft leichter dahin bringen, aus dummer Furcht vor dem Beelzebub in die Gicht zu fallen, als auf sich selber Acht zu geben.

Das war sein Fall. Er brüllte in seiner Teufelsangst gar oft wie ein Vieh, besonders des Nachts, so daß ihm auch Niemand aufwarten wollte und der Rudi ein armes Bettelweib, das ihm verwandt war, mit dem größten Versprechen kaum dazu bewegen konnte; er meinte nichts anderes, als der Teufel werde ihn holen wie den Doktor Faust, der das Pulver erfand; er warte vor seiner Thür auf den Glockenschlag, wann es mit ihm aus sei, wie etwa Wächter und Harschier einer Schelmenbande aufpassen, wenn die Stunde verrathen ist, in der sie an einen Ort hinkommen.

Diese Narrenschrecken seiner unsinnigen Teufelsfurcht hinderten die zerrütteten Kräfte seines Kopfs und Herzens noch mehr, daß nichts Gutes und nichts Menschliches darin Platz fand, und alles Bemühen des guten Pfarrers, seine Sinne wieder zu stärken, umsonst war.

Das war sein Lebensende. — So dorret ein Baum ab, der auf einer Brandstätte bis auf das Mark versengt ist. Umsonst treibt seine Wurzel noch einigen Saft in die todten Gefäße, er stockt in allen Adern, bis auch seine Wurzel erstarrt und es dann ganz mit ihm aus ist. Sein zerrüttetes Leben stockte in allen Sinnen und er konnte seit Monaten nicht mehr einen beruhigenden menschlichen Gedanken fest halten.

Bis zum Morgen dieses Tags, als alle Glocken läuteten und er den Rudi an der Hand des Junkers und die Meyerin an der Hand der Therese und die Kinder des armen Mannes an der Hand der Kinder aus dem Schloß unten an seiner Gasse vorüber zur Kirche gehen sah und das Getümmel des frohen Volks hörte: da ward ihm in diesem Augenblick wie anders ums Herz, als ob ihm Gott auch noch einen guten Gedanken zu seiner letzten Erquickung in seine Seele gegossen; er konnte jetzt denken, wenn es zu seiner Zeit also gewesen wäre, so wäre er auch nicht geworden, was er geworden. — So wirft eine Lampe noch vor ihrem Erlöschen einen hellern Schimmer, und stirbt dann.

Das Bettelweib, das ihm aufwartete, sagte, er habe diese Worte mehr als zehnmal nach einander wiederholt und dabei Thränen in den Augen gehabt und ausgesehen wie ein anderer Mensch. Auch habe er ein paar Mal gesagt, wenn er jetzt nur sterben könnte, weil ihm so sei, und noch einmal über das andere „Mein Gott! Mein Gott!“ gerufen, das er sonst auch nicht gethan.

Aber eine Saite, die Jahre lang in einem Winkel geroſtet, springt entzwei, sobald du sie spannst, und dieser Gedanke tödtete den Mann; er konnte nichts anderes mehr als diesen Gedanken denken, staunte eine Weile demselben anhaltend nach, und da traf ihn der Schlag. Das Bettel-

weib, das bei ihm war, freute sich, daß er an seinem Ende noch so zu guten Gedanken gekommen, und nahm das beste Buch in die Hand, betete ihm in seinen letzten Nöthen das Gebet eines armen Sünders vor, den man auf die Richtstatt führt, und glaubte, es könnte im ganzen Buch nichts finden, das sich besser für ihn schicke. Es wußte sonst nichts zu machen, weil sich seiner sonst Niemand annahm als der Rudi, und dieser jetzt bei seiner Hochzeit war.

Als aber der gute Rudi das Vorgefallene hörte, zürnte er dem Weibe, daß es ihn so habe daliegen lassen. Was willst du doch sagen? erwiederte das Weib; so lange ich ihm aufwarte, hat er noch nie so schön dagelegen. Man kann dem armen Tropf nichts Gutes weiter thun, als Gott für ihn bitten, daß er ihm seine Sünden verzeihe und ihm eine selige Auflösung bescheere, und es hätte ihm nichts geholfen, wenn ich dich auch heut mit ihm geplagt hätte, du bist ja dein Lebtag lang genug mit ihm geplagt gewesen.

In diesem Augenblick sah der Rudi, daß es das arme Sündergebet auf dem Tisch vor sich hatte, und sagte ihm: Das ist erschrecklich, was denkst auch? Hast du es ihm laut vorgelesen? Ja freilich, sagte das Weib. Aber um Gotteswillen! was denkst auch? Wenn er's noch verstanden, es hat ihm ja müssen fast das Herz abdrücken! Nichts weniger, erwiederte das Weib, er hat's gar wohl noch verstanden und mir im Anfang noch mit dem Kopf dazu genickt, es sei recht. —

Der gute Rudi legte den armen Sterbenden noch, so gut er konnte, zurecht, und seinen Kopf höher, sprang dann heim, sagte es seiner Braut, und bat die Hochzeitleute, sie sollten doch aufhören zu tanzen, und überhaupt nicht mehr laut sein, er fürchte, wenn er's noch höre, so könnte es ihm noch weh thun, und das wär ihm leid.

Es war Niemand bis auf die kleinsten Kinder, der nicht fand, er habe Recht, und sie dürften ihn in seiner letzten Stunde nicht kränken. Die Kinder baten den Rudi, weil sie sich nicht mehr lustig machen durften, um den goldenen und silbernen Bienenkorb der Großmutter, daß sie auch

etwas zur Freude hätten, da sie doch müßten still sein. — Er gab ihn ihnen, eilte dann mit seiner Braut mit Tüchern, Bettzeug, Essig und Allem, was sie im Hause hatten und meinten, daß es ihm dienen könnte, zu dem Sterbenden, und blieben an ihrer Hochzeit bei ihm bis zwischen zwölf und ein Uhr, da er denn verschieden. — Der Pfarrer blieb auch so lange und drückte noch beim Weggehen dem armen Todten die Augen zu — und dann ihnen beiden die Hände so warm und fromm und priesterlich, als heut am Morgen, da er sie einsegnete.

45. Arners Gesetzgebung.

Und nun eile ich zur Vollendung meines Werks, und bitte den Geist der Einfalt, der mich leitete, als ich meinen Volks-Gesang bei der Hütte der armen Frau und im Tumult der großen Verwirrung des verwahrlosten Dorfs anhub, und der mich auf meinem unbetretenen Pfad an der Hand der Erfahrung fortführte: Geist der Einfalt, du mein Geist! verlaß mich jetzt nicht, da ich ermüdet mich meinem Ziele nähere und meinen Gesang mit der Hoffnung vollende, Arners Gesetzgebung setze die Möglichkeit einer die menschliche Natur auch in der Tiefe des Volks befriedigenden Staatsweisheit und Staatsgerechtigkeit außer Zweifel.

Ich säume nicht. —

Das sind die Einrichtungen, Gesetze, Anstalten und Vorsorgen, durch welche Arner sein Volk in Bonnal von den Fehlern eines sich selbst überlassenen Naturlebens zu heilen, und sie aus einem leichtsinnigen, gedankenlosen, trägen, unvorsichtigen, untreuen, verwegenen, mit einem Wort, verwahrlosten Naturgesindel, welches sie waren, zu bedächtigen, festen, vorsichtigen, treuen, frommen, in ihrem Zutrauen sowohl, als in ihrem Mißtrauen sicher gehenden und im Innern ihrer Haushaltungen Glück und Zufriedenheit findenden und zu finden fähigen Menschen zu machen.

Er ließ zuerst in einem jeden Fach des Landbaues und

der Hauswirthschaft den Mann, von dem er mit Zuverlässigkeit erfahren, daß er in diesem Fach vorzügliche Kenntnisse und Erfahrung habe, zu sich kommen, erinnerte ihn des Versprechens, welches sie ihm alle am Abend seines Wiedergenesungfests in Bonnal gegeben, und sagte ihm dann, er finde, daß er dieses oder jenes Stück der Wirthschaft vorzüglich wohl kenne, er bitte ihn also hierüber sein Dorfrath zu sein.

So machte er den, der den Kornbau am besten verstand, zu seinem Dorfrath über den Kornbau; den, der den Wiesenbau am besten behandelte, zu seinem Dorfrath über den Wiesenbau; der den Wald am besten besorgte, über den Waldbau, der, so die Fruchtbäume am besten besorgte, über die Fruchtbäume; und wählte so für alle kleinen und größeren Theile der Wirthschaft den Mann, der sich darin als den besterfahrnen auszeichnete, zu seinem Dorfrath.

Dann gab er diesen Männern, einem jeden für sein Fach ein Dorfrathsbuch, worin erstlich Auszüge aus den Schloß-Protokollen enthalten waren, so weit er aus denselben für sein Fach Licht erhalten konnte; z. B. im Kornbau, wie viel die ganze Gemeinde dieser Art Land besitze, und dann, wie viel ein jeder Bauer einzeln besitze. Worüber in den Protokollen sich nichts fand, z. B. über die Baumzucht, das mußten die Dorfräthe selbst aufzeichnen, und dann mußten sie in ihren Fächern allemal in Rubriken, die ihnen vorgezeichnet waren, den Zustand aller Theile dieses Fachs, im Großen und in seinen besondern Stücken, deutlich und klar bemerken, z. B. in der Rubrik des Ackerbaus: 1) wie viel von diesem Land gut, wie viel schlecht, wie viel trocken, wie viel nasses, wie viel lehmartig, wie viel sandartig, wie viel gemischt u. s. w. 2) was für Hauptverbesserungen man im trockenen, im nassen, im sandigen, im lehmartigen vornehmen könnte und sollte — ferner, wie weit diese Verbesserungen wirklich statt hätten, und wie weit nicht, und welches die größern und kleinern Hindernisse seien, um derentwillen sie nicht allgemein statt hätten; diese Rubriken füllten den ersten Theil dieses Dorfraths-Buches aus.

Der zweite Theil desselben enthielt in jedem Fach die Sonderung des Ganzen in die besondern Theile, die ein jeder in diesem Stück besaß oder verwaltete. Ein jeder Bürger hatte in diesem Theil seinen Platz, oder seinen Hof, in welchem der Dorfrath die Rubriken des erstern Theils auf ihn besonders anwenden, und z. B. im Feldbau zeigen mußte, wie viel er sandiges, oder lehmiges Land besitze, wie viel er davon wohl, und wie viel er davon nicht wohl besorge, und so war's in allen Theilen der ländlichen Wirthschaft; ein jeder Dorfrath: der für den Kleebau, der für die Wässerung, der für den Forstbau, der für den Obstwuchs hatte also sein doppeltes Buch mit allen Rubriken, die er meistens nur mit kleinen Zeichen ausfüllen mußte.

Der Lieutenant machte dann dem Junker aus diesen Dorfraths-Büchern ein allgemeines Dorfwirthschafts-Buch, worin zuerst wieder im Allgemeinen von allen Theilen der Wirthschaft in Bonnal zusammen gezogen war, was in jedem besondern Buch von dem Dorfrath bemerkt und rubrizirt ward; und dann zweitens, was in demselben von jedem besondern Hauswirth über jeden Theil seiner Wirthschaft in Verbindung mit dem ersten Theil des Buchs bemerkt und rubrizirt war. So erhielt Arner ein reales und vollständiges Grundbuch über die allgemeine Dorfwirthschaft in Bonnal, und ein auf dieses sich beziehendes eben so vollständiges Rechenschafts-Buch von dem Zustande der Wirthschaft eines jeden Bonnalers in allen ihren Theilen, von den größten Hauptstücken, die sie besaßen, bis auf das jüngste Schwein im Stall und den kleinsten neugesetzten Baum.

Sobald er das eingerichtet hatte, so versammelte er die Gemeinde wieder, erinnerte von Neuem an ihr Versprechen, sich in allem, wodurch er sie für ihre Kinder und Kindeskinder in Ordnung bringen könne, rathen und helfen zu lassen.

So vorbereitet, ließ er dann einen Hausvater nach dem andern zum großen Rechenschaftsbuch ins Pfarrhaus kommen, und zeigte ihnen ganz unerwartet und auf einmal den wahren Zustand ihres ganzen Hauswesens auf ihrem Blatt, wie in

einem Spiegel. — Er ließ einen jeden sich niedersetzen und seine ganze Rechnung da lesen, und dem, der nicht lesen konnte, las er sie vor, vom Anfang bis zum Ende.

Weit die meisten hatten in ihrem Leben nie einen Augenblick mit dem Ein mal Eins im Kopf ihr Hauswesen in allen seinen Theilen überschlagen, und niemals, weder im Ganzen noch in seinen Theilen, eine klare Einsicht darein gehabt, sie standen auch deshalb vor ihrem Spiegel wie vor einem Wunder, und vor dem Junker wie Narren. Sie konnten gar nicht begreifen, wie ihre Sachen alle so deutlich und klar auf dieses Papier gekommen und wie das, woran sie selber nie gedacht, hier bemerkt, und das, was sie selber nicht gezählt, hier gerechnet sein könnte; was sie längst vergessen, das war hier wie neu wieder da; was sie vernachlässigt, das fanden sie da bemerkt; was sie für nichts geachtet, das stand doch da, wie wenn's gar nicht wenig wäre; und er fragte sie dann über einen jeden Punkt ihrer Rechnung: Ist das nicht so? Ist's nicht so? und drückte die meisten gewaltig mit diesem Wort, so daß es alle dünkte, es wolle kein Ende haben, dieses: Ist das nicht so? —

Doch sagten sie ihm alle fast in allen Stücken Ja, aber freilich oft mit einer unbeschreiblichen Verlegenheit. Hingegen sagten gar viele, und die Verständigsten alle von selbst, wenn sie eine Abschrift von diesem Blatt hätten, es könnte ihnen gar viel nützen; er gab sie allen, und viele konnten das Blatt auf dem Heimweg und auch daheim nicht aus den Händen lassen, bis sie sich darin satt gesehen. Der Niggel Spitz sagte einem ganzen Haufen von ihnen, da er sie so mit ihrem Papier in der Hand vor dem Pfarrhaus spazieren sah: So hat noch kein Pfarrer seine Gemeinde aus einer Predigt oder aus einer Kinderlehre heimgeschickt! Einer gab ihm zur Antwort: Ja diese fangen nicht beim Leib an für den Menschen zu sorgen. Es geht darum, sagte der Niggel, denke ich, ihnen mit der Seelsorge so gut, weil sie sie allein treiben. Ihrer viele kamen nicht so bald unter ihr Dach, so gingen sie mit Schaufeln und Karst, oder einem andern Instrument auf der Achsel oder

unter den Armen, wieder zur Thür heraus, um dieses oder jenes geschwind in Ordnung zu bringen, worüber sie am stärksten durch ihren Spiegel beschämt worden waren.

So ging's am ersten Tag, und der Junker trug Sorge, daß ihnen der Spiegel alle Jahr wieder neu werde.

Arner gab den Dorfräthen noch zwei jüngere, lernbegierige, aber in der Wirthschaft schon Erfahrung besitzende Männer zu, die er in Gemeinschaft mit jenen ältern Dorfräthen wählte, damit sie ihnen theils an die Hand gingen, theils unter ihrer Leitung sich zu Dorfräthen heranbildeten.

Allemal in der Weihnachtswoche wurden die Wirthschaftsspiegel öffentlich in der Gemeinde durchgenommen und mancher lüderliche Wirth kam dadurch in eine bessere Ordnung, während der, der einen größern Ertrag gewonnen hatte, davon nicht nur Lob hatte, sondern auch den Andern durch Darlegung seiner Bewirthschaftung Nutzen brachte.

So trieb er alles Gute in seinem Dorf, wie ein Gärtner, der alle Tage und alle Stunden mit seiner Arbeit und mit seinem Dung hinter seinen Blumen und hinter seinem Kohl her ist, sie vor den Winden schützt, vor der Kälte deckt, vor Trockenheit und Nässe sicher stellt, ihren Boden fett und rein hält und jedes Unkraut früh ausreißt. Auch ließ er sie nicht ins Wilde aufschießen, und keinen Menschen über Nichts ins Blinde hinein wirthschaften, nicht einmal über seine Gesundheit. Die Aufseher mußten ihm auch genaue Rechenschaft geben, ob die Haushaltungen in ihren Gassen und die einzelnen Personen derselben gesund seien, oder nicht. Der Dorfrath, nebst den Aufsehern, hatten zu untersuchen, woher der Mangel der Gesundheit, der sich sowohl bei ganzen Haushaltungen als einzelnen Personen zeigte, entspringe, und wie ihm abzuhelfen sein möchte.

Das Wesentliche dieses ersten Punktes der Einrichtungen, Gesetze und Anstalten Arners, durch welche er sein Volk in Bonnal aus verwilderten Naturmenschen zu andern Leuten machte, als sie vorher waren, bestand also darin, daß er in den dunkeln Lumpenwinkeln des Dorfs allenthalben das helle Licht des Ein mal Eins anzündete, und seine Leute zwang,

in den Sachen ihres Brodkorbs ihre Augen zu gebrauchen und auch vor ihren Mitdorfleuten diesfalls offen zu erscheinen, daß weder die ersten noch die letzten hierin Gefahr liefen, weiß für schwarz anzusehen; kurz, daß er in seinem Dorfe erzwang, was der König in Frankreich in seinem Reiche nicht erzwingen können, wenn's ihm schon Necker angegeben, das Wohl des Volks nämlich auf die Offenheit seiner Rechnungen zu gründen und an nichts zu glauben, als was sich zählen, wägen, messen, und dadurch erproben lasse.

Es fällt vielleicht auf, daß die Bauern der Regierung einen solchen Einfluß auf ihr Hauswesen und ihre Wirthschaft einräumten, aber man muß nicht vergessen, daß sich der Geist des Menschen ändert, wo man wahrhaft gut mit ihm umgeht und dem Volke klar zeigt, daß man durch seine Regierungseinmischung mit Ernst und Wahrhaftigkeit sein wahres Wohl sucht. Die Menschenkinder, die unter harten, dummen, sie nicht verstehenden und nichts achtenden Herrn wie unbändige Ochsen sind, die sich auch durch kein Zureden zu Paaren treiben lassen, folgen dann wie Schafe der Stimme des Führers, dessen Volksweisheit, Menschenfreundlichkeit und Vatersorgfalt sie erprobt haben.

Freilich ist diese Oeffentlichkeit auch gefährlich; es können daraus leicht hundert Schwätzereien und Unordnungen entstehen, die alles Gute wieder zu Grunde richten. Aber der Geist der Sorgfalt, der von der Regierung selbst ausging, verhinderte solche Ausschreitungen und wußte, wo sie je sich zeigen wollten, sie schnell auszugleichen; aber es war auch wenig Veranlassung zu dergleichen Schwätzereien und rathsherrlichen Uebergriffen, weil in Folge der großen kaufmännischen Ordnung vom Größten bis auf das Kleinste hinunter überall die Sache selbst und das Einmaleins Rede und Antwort und Licht gab, so daß also die Rathsgalle und das Weibermaul hier nicht denjenigen Spielraum hatte, welchen man sonst freilich beiden in den ehrbaren Städten und Dörfern unsres immer lieber schwatzenden, als rechnenden Zeitalters allenthalben zu gestatten, unordentlich und schafsköpfig genug ist.

46. Arner fährt fort, mit seinen Grundsätzen an den Lieblingsfehler unserer Zeit, an die Trägheit, anzustoßen, und richtet eine neue Prozeßordnung für sein niederes Gericht in Bonnal ein.

Auch seine Art, den Streitigkeiten und Prozessen im Dorf vorzubeugen, ruhte auf gleichen Grundsätzen. Er fand, daß die Bauern immer in dem Grad mit einander leicht in Streit kommen, als sie unordentlich und nachlässig sind, es auch an genugsamer Aufmerksamkeit auf die Sicherheit und Nutznießung ihrer Rechtsame und ihres Eigenthums ermangeln lassen, und urtheilte also: Die wahren Mittel, Streitigkeiten und Prozessen vorzubeugen, bestehen in sorgfältigen Bemühungen, sie in Absicht auf ihre Rechtsame und ihr Eigenthum behutsamer und sorgfältiger zu machen und dahin zu bringen, daß sie sich hierüber gegen Niemand bloß geben und die Titel, Kennzeichen, Merkmale, und Beweisthümer derselben immer und gegen Jedermann in der besten Ordnung zu halten, für eine ihrer ersten Lebensangelegenheiten achten. Das Besitzthum eines Jeden war in dem Dorfgrundbuch, wovon Jeder eine Abschrift in der Hand hatte, soweit es sein Eigenthum betraf, aufgezeichnet.

Arner war aber der Meinung, es sei ein abscheulicher, und den ersten Endzwecken der bürgerlichen Verbindung geradezu widerstreitender und alle wahren Segenskräfte der gesellschaftlichen Bande zerstörender Grundsatz, die Regierung und Richterstühle seien nicht schuldig, einen jeden Narren zu hindern, zu dem Seinigen nicht Sorge zu tragen, weil es dem Staat gleichgiltig sei, ob der Hans oder der Heiri im Lande reich sei. Dieses Geschwätz wäre wahr, wenn es dem Staate gleich sein könnte, ob viel oder wenig zerrüttete Haushaltungen im Lande seien und ob das gemeine Eigenthum in stiller, regelmäßiger Ordnung von Vater auf den Sohn und auf Kindeskinder herabgebracht werde, oder ob es zwischen den Trümmern ruinirter Haushaltungen in wunderlichen Sprüngen im Land herumtanze und in einem

ewigen Wechsel von Narren zu Schurken übergehe. Er behauptete, die Kinder der gemeinen Leute hätten auch bei Lebzeiten ihrer Eltern ein reales Recht auf die Erhaltung ihrer wenn auch noch so kleinen Stamm- und Erbgüter. Wie größere Herrschaften durch ein Fideicommiß unveräußerlich gemacht würden, so habe der Staat in Bezug auf das gemeine Volk die wichtigste Pflicht, die Erhaltung des Erbeigenthums in der Hand der zeitigen Nutznießer zur Sicherheit ihrer Erbfolger bestens zu verwahren. Er wollte damit die unbegrenzte Freiheit der Menschen über ihr selbsterworbenes Gut durchaus nicht beschränken, wohl aber verhüten, daß solche, welche in der Verwaltung ihres Gutes in keine Ordnung zu bringen waren, dasselbe dadurch verschleuderten und ihren Nachkommen entzögen. Solche wurden ohne Weiteres, über ihr ererbtes Gut frei zu schalten und zu walten, durch die Dorfräthe verhindert.

Er behauptete, die Aufrechterhaltung der kleinen Familie sei für den Staat eben so wichtig, als die der großen und diese könne ohne die Sorgfalt des Staates für Hausordnung, für Treu und Glauben, nicht erzielt werden. Er nannte es eine Nachtkappengerechtigkeit, wenn die Gesetzgebung für weiter nichts sorge, als daß nichts gestohlen werde, dagegen aber jedem Halbwilden Thür und Thor öffne, sein Hab und Gut zu verschleudern. Eine solche Nachtkappengerechtigkeit verwandle den bürgerlichen Wohlstand in einen bodenlosen Sumpf und mache nachher den armen Leuten, die mit Lebensgefahr über diesen Sumpf wandeln müßten, noch das Anerbieten, ihnen die Schuhe zu putzen, die ihnen in diesem Morast kothig geworden, wenn sie sich nämlich an der Zollstätte dafür anmeldeten und die Schuhputzergebühr bezahlten oder verbürgten.

Er kannte des Landes Unglück, daß das Eigenthum so leicht von Narren zu Schurken übergehen könne, und die Gewalt, welche Fahrlässigkeit, Leichtsinn und Unordnung der kleinen Besitzer den Schurken in die Hand geben, daß sie dieselben ohne Schwertstreich um das Ihrige bringen oder in Prozesse verwickeln können, durch welche sie in Form und

Ordnung des heiligen Rechts, das im römischen Reich und rundum an seinen Grenzen statt hat, das Ihrige verlieren. Er wollte sein gutes Dorf vor dieser Gefahr sicher stellen und traf deshalb Vorsorge gegen das leichtsinnige Schuldenmachen.

Er erlaubte deshalb keinem Wirth, Krämer, Müller, Schmied, kurz Niemanden, irgend eine Forderung an Jemand länger als vierzehn Tage in seinem Buche zu haben, ohne mit dem Schuldner abzurechnen und sich die Richtigkeit der Forderung von ihm unterschreiben zu lassen, denn er kannte den Blutsaugerkunstgriff, mit kleinen Anforderungen zu warten und die Rechnungen hängen zu lassen, der in den Dörfern gemein ist. Dieses Landübel, das in allen Gegenden, wo das Volk unordentlich und unwirthschaftlich ist, fast keine Grenzen hat, führt freilich in zehn Malen, wo dem Armen Unrecht geschieht, kaum einmal zu Streit und Prozeß, aber es setzt dafür den Armen neun Mal in die Lage, daß er sich den Hals zuschnüren lassen muß, ohne auch nur einen Laut geben zu dürfen, womit denn freilich aller Streit und Prozeß ein Ende hat.

Aber Arner wollte auch die letzte Spur einer solchen Donnersbubengewalt*), die unter seinem Großvater eine solche Verheerung angerichtet, auslöschen. Er richtete darum seine größte Aufmerksamkeit auf die kleinen laufenden Rechnungen seiner Dorfleute, um es ihnen unmöglich zu machen, Bären anzubinden und Jahr und Tag nicht daran zu denken, ein wie großes Maul sie haben. — Er befahl also bei Verlust der Schuld diese vierzehntägigen Abrechnungen auch der geringsten Kleinigkeiten nebst bestimmter Eintragung der Zahlungszeit, deren Nichtinnehaltung an die Aufseher und von diesen an den Vogt berichtet werden mußte.

*) Verzeihe, Leser! Solche Ausdrücke in einem Volksbuche, wenn es einmal ins Dorf kommt und von Armen gelesen wird, schrecken Frevler mehr ab, als oft die bestgemeinten hochobrigkeitlichen Verordnungen. Also verzeihe mir den Donnersbuben, den ich im täglichen Leben immer brauche, wenn ich mit dem Volke von solchen Burschen rede.

Bei Todesfällen mußte die Theilung in Gegenwart zweier Dorfräthe vollzogen werden, Streitigkeiten aber schlichtete der Junker selbst.

So beugte er den Dorfstreitigkeiten über das Eigenthum vor. Er glaubte, auch ihre Händel über Ehrensachen stammten aus der gleichen Quelle, wie ihre Streitigkeiten über das Eigenthum, nämlich aus der Unordnung. Er behauptete, die Bauern hätten sicherlich in dem Grade weniger Ehrenstreitigkeiten, je mehr sie zu sorgfältigen und ordentlichen Haushaltern gemacht würden. Deshalb fand er, er habe durch die oben berührte Bildung des Volkes zu sorgfältiger Aufmerksamkeit auf sein Eigenthum und seine wahren Rechte auch den Narreneinbildungen falscher Ehranmaßungen, die sonst freilich auch in jeder Köhlerhütte die größten Verirrungen anrichten können, ihren giftigsten Stachel genommen.

Wenn aber alles das nichts half und alle diese in stiller, einfacher Bewegung laufenden Triebräder der guten Ordnung das Anspinnen eines Streites nicht verhüteten, so ging Arner in diesem Falle so zu Werke, daß er erst den Kläger zu sich selbst kommen ließ, ehe er ihm erlaubte, gegen ihn das Recht zu suchen. Es durfte deshalb Niemand eine Rechtssache anfangen, der nicht zuvor zwei Mal, das erste Mal im Beisein zweier Dorfräthe und das zweite Mal auch des Pfarrers, mit seinem Gegner über seine Forderung geredet. Auch die Eltern und Anverwandten der streitenden Parteien mußten hierbei zugegen sein.

So stellte Arner dem Anfange der Prozesse die äußere Form einer abgemessenen Bedächtigkeit und diejenige religiöse Feierlichkeit entgegen, die geeignet war, einen beruhigenden Eindruck auf das Gemüth der Streitenden zu machen. Freilich war dieser langsame und ernste Gang dem gierigen, frechen und gewaltsamen Tröler (Prozeßsüchtigen) gar nicht Heu für seinen Esel. Denn wenn man dem Tröler das Schwert der harten Gerechtigkeit aus den Händen windet, so verliert er seine Gewalt darob, wie Simson ob der Freundlichkeit der Jungfrau, die ihn geschoren. Auch zeigte

die Erfahrung, daß in dem Grad, als Arners Ordnung sich in Bonnal fest gründete, sich auch die Menschen minderten, die sich in irgend einer Sache rechtlich zu belangen suchten. Endlich aber machte auch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen die gewöhnlichen Krümmungen des gemeinen Rechtsganges in diesem Dorf unmöglich.

Aber Arner meinte nichts weniger, als daß alle diese Einrichtungen blos durch seinen Befehl und die Innehaltung ihrer äußern Form richtig würden, er hielt vielmehr diesen Befehl und diese Form für eine wahre Nebensache, die Arbeit und Mühe aber, und den Geist, in dem dies Alles ausgeführt würde, für die Hauptsache.

Und er gab seinen Bonnalern Jahr und Tag Zeit, sich mit dieser Ordnung bekannt zu machen und in sie einzuleben.

---

47. Arners Gesetzgebung wider den Diebstahl.

Nicht wenn du in seinem Morast wühlest, sondern wenn du seine Wasser tiefer legst und ihnen einen sichern Ablauf gibst, trocknest du einen Sumpf auf.

Arner machte den Arbeits-Fleiß in Bonnal eben so leicht, als angenehm und befriedigend. Das Dorf rechnete nicht mehr blos von der Hand ins Maul; auch der Arme hatte jetzt Vorrath und Eigenthum, und darum war ihnen allen Ordnung und Sicherheit wichtig; ein Jeder, und auch der Aermste sah, daß er seine Kinder mit Sitzen und Spinnen weiter bringe, als mit Strolchenmuth und Räuberordnung.

Die erste Quelle des Diebstahls, die Unordnung des unwirthschaftlichen Volks, die den Frevel zu ihrem Morgenbrod und den Diebstahl zu ihrem Abendessen machte, war gehoben; die Leute hatten weniger Grund und weniger Anlaß zu stehlen; und viele, die es ehedem gethan, sagten nunmehr, es müßte jetzt einer ein Narr sein, wenn er es thun würde. Arner ließ Niemanden am Nothwendigen Mangel leiden und Niemanden durch unvorgesehene Bedürf-

nisse in Verwirrung kommen. Die Einsicht, die er in alle Theile der Dorfhaushaltung hatte, und die Ordnung und das Licht, das er in ihre Verwaltung hineinbrachte, setzte ihn in den Stand, so Vieles leisten zu können.

Er gab bei überhandnehmendem Holzmangel ihnen die Freiheit, in seinen Waldungen die alten Stöcke auszugraben und schaffte ihnen große starke Ausstockungs-Instrumente an; und damit sie der Aermste wie der Reiche genieße, mußten sie die Vorgesetzten der Reihe nach den Haushaltungen zu diesem Gebrauch zustellen. Eben so mußten die Gassenaufseher von Haus zu Haus untersuchen, ob die Feuerstätten zu Ersparung des Holzes gut eingerichtet und ob die Mauern, Wände und Dielen ihrer Stuben die Wärme hielten. Den Vermögenden, die etwas hieran mangeln ließen, schlug er das Gnadenholz ab, den Unvermögenden half er zur Nothdurft selbst dazu; aber dann ahndete er den Holzfrevel streng und strafte ihn wie Diebstahl und nächtliches Rauben; das Umhauen junger Stämme mit kleinen Sägen, das Umbinden der dickern mit Seilen, den Ton des Schlagens zu hemmen, und das Wachtstehen an den Grenzen des Waldes während des Frevels strafte er wie Einbruch und Feldraub.

Je weiter die Vernachlässigung einer Sache eine Haushaltung führen konnte, desto mehr Sorgfalt wandte er darauf, alle Jahr alle Häuser untersuchen zu lassen, ob und wie weit sie baufällig seien, und ließ sich von einem jeden Eigenthümer durch seinen Baumeister Bericht abstatten, wie weit er ohne Gefahr größern Schadens mit einer jeden Ausbesserung noch warten könne oder nicht, was für und wie viel Baumaterialien er dazu brauche, und wie er sie mit den wenigsten Kosten und am kommlichsten zur Hand bringen könne. Er that das, um in allen Theilen ihrer Wirthschaft mit Sorgfalt zu verhüten, daß sie nicht von unerwarteten größern Ausgaben schnell überfallen würden. Das machte einen Unterschied; die Leute bauten zur rechten Zeit, und um die Hälfte wohlfeiler und besser; und er wußte bei seiner guten Ordnung von einem Jeden, der etwas ver-

wahrloste oder zu Grund gehen ließ, wie wenn er an seiner Thür wohnte, und ließ es nie zu weit kommen.

So beugte er durch die Kraft einer ordnungsvollen und dadurch wahrhaft weisen Verwaltung aller Verwirrung ihrer äußern Umstände, die sie zu Dieben machen könnte, vor; aber er wußte dabei, daß auch dieses nichts helfen würde, wenn sie nicht von früher Jugend auf zu einem ordentlichen bürgerlichen Beruf und zu einem sichern Erwerb ihres Brodes wohl herangezogen würden.

Er stellte deshalb nicht einem jeden Narrenvater und einer jeden Narrenmutter frei, ob sie aus ihren Kindern Etwas oder Nichts machen wollten, und sagte geradezu, er wisse nicht, was eine Obrigkeit im Land nütze, wenn alles Lumpenvolk das Recht habe, seine Kinder so aufwachsen zu lassen und so zu verwahrlosen, daß sie, zu keiner Art bürgerlichen Berufs und Brods-Erwerbs recht tüchtig, nicht anders könnten, als ihre Naturbedürfnisse außer dem Gleis der bürgerlichen Ordnung befriedigen zu suchen, und also nothwendig ein Lumpen- und Schelmenvolk zu werden. Das Licht und die Klarheit, die er in die Hausumstände seiner Bonnaler hineingebracht, hinderte dann den Diebstahl mit Kraft. Es sah jetzt ein Jeder in allen Theilen richtiger ein, was seine Umstände erleiden mögen und was nicht. Und die unvernünftige Hoffahrt der Armen, sich in Kleidung, Essen und Trinken den Reichen gleich zu stellen, nahm sichtbar ab; man schämte sich das zu scheinen, was Jedermann wußte, daß man es nicht war; man ward darob ausgelacht; denn die Kinder machten in der Schule sich nichts daraus, dem ersten besten, das also Hoffahrt spiegelte, zu sagen: Du hättest dein Geld leicht an etwas Bessers anwenden können, als an dergleichen Narrenzeug.

So griff er der Quelle des Diebstahls, der Unordnung, der Rechnungslosigkeit und Lüderlichkeit von allen Seiten ans Herz.

Wer seine Wirthschaft nicht wohl verwaltete, wer keinen täglichen Verdienst hatte, und sich einrichtete, daß man ihm vorrechnen konnte, daß er mehr ausgebe, als er einnahm;

wer sich in Händel mischte, die ihn nichts angingen, wer fremden Leuten Unterschleif gab, wer bei verschlossenen Thüren spielte, kurz, wer sich durch erwiesene Handlungen verdächtig und gefährlich zeigte, der ward auch von Obrigkeits wegen für gefährlich und verdächtig geachtet; und wenn er auf gedoppelte Warnung in seinem Fehler fortfuhr, dem Dorfrath zu besonderm Aufsehen empfohlen, und dann durfte der Harschier bei Tag und bei Nacht zu jeder Stund in seinem Haus erscheinen, und bei ihm aussuchen, was er wollte.

Auch nahm der Junker allem fremden Gesindel, das unter der alten Dorfregierung als abgedankte Schloß-Schuhputzer, Kammerdiener, Kammermägde, Perückenmacher und dergleichen mit dem ganzen Gefolg von Töchtern, Mägden in seinen Dörfern eingenistet, die Bewilligung, sich in der Herrschaft aufzuhalten; gab ihnen sämmtlich einen Laufpaß bis auf die nächste Stadt, und den Dörfern auf der Stelle einen Freiheitsbrief und das Recht, zu ewigen Zeiten nicht schuldig zu sein, einem Herrschaftsherrn eine fremde Manns- oder Weibsperson wider ihren Willen abzunehmen und auf ihren Dörfern sitzen zu lassen.

Auch die Lumpenwächter mit den rothen Nasen und rostigen Spießen hob er auf, setzte aber an den Grenzen der Herrschaft allenthalben Hütten, bei denen er Tag und Nacht fünf bis sechs Männern abwechselnd Arbeit gab, mit Kohlenbrennen, Holzsägen und spalten, die dann zugleich Wachtdienst thun mußten. Eben so mußten die Schloßwachten mit ihren alten rothen Röcken ihm aus den Augen. Er konnte Menschen, die an Leib und Seel so unnatürlich verlähmt waren, wie diese Ueberreste von verfaulten Müßiggängern, nicht vor Augen leiden; er sorgte aber für ihr Maul, so lang sie noch herumkriechen würden; sie dankten ihm unterthänig, und waren nicht mehr Wächter.

Unter diesen Vorsorgen konnte es nicht anders sein, das Stehlen mußte abnehmen, und der Junker machte den Abscheu dagegen, sowie gegen alle Arten von Lüderlichkeit und Unbrauchbarkeit auf alle Weise rege; und ein Kind,

das in der Schule nur einen Apfel oder einen Mund voll Brod einem andern genommen, oder auf der Weide nur eine Erdäpfelstaude ausgerissen, entging einer öffentlichen Auslacherstrafe nicht. Bei dem kleinsten Diebstahl kam das ganze Dorf in Bewegung; die Gassenaufseher kamen zusammen, die geringsten verdächtigen Umstände mußten verantwortet, die Möglichkeit, der Sache auf die Spur zu kommen, von allen Seiten erforscht, und alle Sorgfaltsanstalten für die öffentliche Sicherheit von Neuem geprüft und in Thätigkeit gesetzt werden; und wenn ein Diebstahl entdeckt war, so war gesetzlich befohlen, daß das Dorfgericht keinen Umstand unerforscht lasse, wie die Person zu dieser landesgefährlichen Gewohnheit gekommen, wie weit ihre Erziehung daran Schuld, und wie lange sie den Fehler getrieben, wie sie jede einzelne That vor den Aufsehern, vor den Hausleuten und Nachbarn habe verbergen können, und wer den einen oder andern Fehler mehr oder minder nothwendig hätte merken sollen, und nicht gemerkt. Ferner, in wie weit die Lüderlichkeit und Unordnung des Bestohlnen oder seiner Hausleute Gelegenheit zum Diebstahl gegeben. Eben so, wie weit er verführt, und durch diese oder jene Umstände zu den Fehlern, die ihn überhaupt zum Diebe gemacht, gekommen. Diesem allem ward mit drückender Umständlichkeit gesetzlich von Gerichts wegen nachgeforscht.

Und wenn es sich fand, daß Einer den Diebstahl nothwendig hätte merken sollen und ihn nur durch seine Lüderlichkeit, Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit nicht gemerkt, so ward er vor offenem Gericht ermahnt, in Zukunft seine fünf Sinne zur öffentlichen Sicherheit also zu brauchen, wie er wünschen werde, daß seine Mitbürger selbige zu der seinigen brauchten.

Fand sich, daß einer den Diebstahl durch wirkliche Fehler eines unordentlichen, lüderlichen Lebens möglich gemacht, so ward er vor offenem Gericht als Miturheber des Diebstahls verurtheilt, einen Theil der Schande mit dem Gefangenen zu theilen, ihm in seiner Gefangenschaft abzuwarten, und so ihm auch einen Theil seiner Leiden zu

wer sich in Händel mischte, die ihn nichts angingen, wer fremden Leuten Unterschleif gab, wer bei verschlossenen Thüren spielte, kurz, wer sich durch erwiesene Handlungen verdächtig und gefährlich zeigte, der ward auch von Obrigkeits wegen für gefährlich und verdächtig geachtet; und wenn er auf gedoppelte Warnung in seinem Fehler fortfuhr, dem Dorfrath zu besonderm Aufsehen empfohlen, und dann durfte der Harschier bei Tag und bei Nacht zu jeder Stund in seinem Haus erscheinen, und bei ihm aussuchen, was er wollte.

Auch nahm der Junker allem fremden Gesindel, das unter der alten Dorfregierung als abgedankte Schloß-Schuhputzer, Kammerdiener, Kammermägde, Perückenmacher und dergleichen mit dem ganzen Gefolg von Töchtern, Mägden in seinen Dörfern eingenistet, die Bewilligung, sich in der Herrschaft aufzuhalten; gab ihnen sämmtlich einen Laufpaß bis auf die nächste Stadt, und den Dörfern auf der Stelle einen Freiheitsbrief und das Recht, zu ewigen Zeiten nicht schuldig zu sein, einem Herrschaftsherrn eine fremde Manns- oder Weibsperson wider ihren Willen abzunehmen und auf ihren Dörfern sitzen zu lassen.

Auch die Lumpenwächter mit den rothen Nasen und rostigen Spießen hob er auf, setzte aber an den Grenzen der Herrschaft allenthalben Hütten, bei denen er Tag und Nacht fünf bis sechs Männern abwechselnd Arbeit gab, mit Kohlenbrennen, Holzsägen und spalten, die dann zugleich Wachtdienst thun mußten. Eben so mußten die Schloßwachten mit ihren alten rothen Röcken ihm aus den Augen. Er konnte Menschen, die an Leib und Seel so unnatürlich verlähmt waren, wie diese Ueberreste von verfaulten Müßiggängern, nicht vor Augen leiden; er sorgte aber für ihr Maul, so lang sie noch herumkriechen würden; sie dankten ihm unterthänig, und waren nicht mehr Wächter.

Unter diesen Vorsorgen konnte es nicht anders sein, das Stehlen mußte abnehmen, und der Junker machte den Abscheu dagegen, sowie gegen alle Arten von Lüderlichkeit *und Unbrauchbarkeit* auf alle Weise rege; und ein Kind,

das in der Schule nur einen Apfel oder einen Mund voll Brod einem andern genommen, oder auf der Weide nur eine Erdäpfelstaude ausgerissen, entging einer öffentlichen Auslacherstrafe nicht. Bei dem kleinsten Diebstahl kam das ganze Dorf in Bewegung; die Gassenaufseher kamen zusammen, die geringsten verdächtigen Umstände mußten verantwortet, die Möglichkeit, der Sache auf die Spur zu kommen, von allen Seiten erforscht, und alle Sorgfaltsanstalten für die öffentliche Sicherheit von Neuem geprüft und in Thätigkeit gesetzt werden; und wenn ein Diebstahl entdeckt war, so war gesetzlich befohlen, daß das Dorfgericht keinen Umstand unerforscht lasse, wie die Person zu dieser landesgefährlichen Gewohnheit gekommen, wie weit ihre Erziehung daran Schuld, und wie lange sie den Fehler getrieben, wie sie jede einzelne That vor den Aufsehern, vor den Hausleuten und Nachbarn habe verbergen können, und wer den einen oder andern Fehler mehr oder minder nothwendig hätte merken sollen, und nicht gemerkt. Ferner, in wie weit die Lüderlichkeit und Unordnung des Bestohlnen oder seiner Hausleute Gelegenheit zum Diebstahl gegeben. Eben so, wie weit er verführt, und durch diese oder jene Umstände zu den Fehlern, die ihn überhaupt zum Diebe gemacht, gekommen. Diesem allem ward mit drückender Umständlichkeit gesetzlich von Gerichts wegen nachgeforscht.

Und wenn es sich fand, daß Einer den Diebstahl nothwendig hätte merken sollen und ihn nur durch seine Lüderlichkeit, Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit nicht gemerkt, so ward er vor offenem Gericht ermahnt, in Zukunft seine fünf Sinne zur öffentlichen Sicherheit also zu brauchen, wie er wünschen werde, daß seine Mitbürger selbige zu der seinigen brauchten.

Fand sich, daß einer den Diebstahl durch wirkliche Fehler eines unordentlichen, lüderlichen Lebens möglich gemacht, so ward er vor offenem Gericht als Miturheber des Diebstahls verurtheilt, einen Theil der Schande mit dem Gefangenen zu theilen, ihm in seiner Gefangenschaft abzuwarten, und so ihm auch einen Theil seiner Leiden zu

erleichtern, wie er ihm einen Theil seines Diebs- und Schelmen-Lebens erleichtert. Die Verführung zum Diebstahl aber ward ebenso hart bestraft, als der Diebstahl selbst.

Ueberhaupt aber bestimmte er die Strafe des Diebstahls weniger nach dem Geldwerth des Gestohlenen, der meistens zufällig ist, sondern hauptsächlich nach dem Grad des Lumpen- und Tagdieb-Lebens, dessen der Dieb schuldig erfunden worden.

Es ist nicht sowohl der Raub eines elenden Stück Geldes, als das Austreten aus dem Gleis der bürgerlichen Ordnung, was den Menschen eigentlich entehrt; darum brauchte er weder Strick noch Schwert gegen sein Volk nach der Schatzung der Pfennige, sondern suchte es vielmehr auch bei der Bestrafung des Diebstahls klar zu machen, daß nicht die einzelne Handlung des Diebes, sondern ein ungewerbsames, regel- und ehrloses Leben der eigentliche Grund des Rechtes sei, vermöge dessen ein Mensch aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen oder darin angebunden werden muß, weshalb auch die kleinen Anfänge des Diebstahls eben so wichtig sind, als die spätern größern Ausbrüche desselben; und Arner hielt die Gesetze, die gegen die Anfänge dieses Lasters schwach, und gegen die spätern Ausbrüche desselben hart, so wie diejenigen, die die Strafe des Fehlers blos von dem zufälligen Geldwerth des Gestohlenen abhängig machen, für widersprechend mit allen Regeln einer wahren Menschenführung und sagte, eines Bauern Frau schämt sich, ein Kind, das über sieben Jahr alt ist, vor den Leuten wegen seiner Ungezogenheit abzustrafen, sie fühlt, daß seine Ungezogenheit auf sie zurück fällt; aber die erste Tochter des Himmels, die Gesetzgebung, schämt sich nicht, tausend bürgerliche Abscheulichkeiten öffentlich zu bestrafen, wovon keine einzige möglich wäre, wenn die Herren Vögte dieser Himmelstochter den Detail der Volksordnung so gut besorgten, als eine brave Bauersfrau den Detail ihres Hauses besorgen muß, wenn sie nicht Schande davon haben will.

Es ist eine Schande, man läßt alles Unkraut wachsen, bis es erstarkt; dann wühlt man mit der öffentlichen Ge-

rechtigkeit unter dem verheerten Volk wie die wilde Sau im Korn, und meint noch, mit dieser Schnorren-Arbeit die höchste Weisheit der bürgerlichen Gesetzgebung erreicht zu haben. Man läßt es an Allem, was zur Erzielung einer wahren bürgerlichen Ordnung in der Tiefe des Volks nothwendig wäre, ermangeln, und wundert sich dann, warum man mit allen Galeeren und Zuchthäusern, sowie mit dem alten Galgen nicht dahin komme, wohin, so lang die Welt steht, keine Obrigkeit ohne gute und allgemeine Einrichtungen für die Bildung des Volks niemals gekommen ist und niemals kommen wird.*)

Aber ich fahre fort. — Die Menschen mögen sich selber schänden, mein Buch soll keine Schmähschrift auf sie sein, so schwer es ist, keine über sie zu schreiben.

48. Arners Gesetzgebung wider die Unkeuschheit.

Beides, Scham und Vernunft, sind Folgen des Eigenthums und des auf demselben ruhenden Vorschritts der Ausbildung unserer Natur. Der Mensch, in seinem wilden Zustand eben sowohl als in seiner bürgerlichen Verwilderung zeigt kaum leichte Spuren dieser in ihm liegenden Vorzüge seiner Natur.

Nicht das, was der Mensch weiß, macht ihn vernünftig; es ist sein fester, kalter Fels im Kopf, seine Uebung im Zählen, Wägen, Messen, Forschen, und die Richtung seines Geistes nicht zu reden, nicht zu urtheilen, vielweniger zu

*) Anmerkung. „Wer verzeiht es dem Menschen nicht, wenn er im Gefühl der Verwahrlosung seines Geschlechts die Sprache der Verzweiflung redet?“ sagte ich, da die Stickelbergerin und der Pfarrer diese Sprache redeten, als sie für das Leben Arners keine Hoffnung mehr hatten; und jetzt muß ich dich fragen, Leser: Willst du mir es nicht verzeihen, wenn ich die öffentliche Gerechtigkeit, die es an allem, was zur Erzielung einer wahren bürgerlichen Bildung in der Tiefe des Volks nothwendig ist, ermangeln läßt, im Unmuth meiner Erfahrung mit dem Wühlen der Wildsau vergleiche, und ihre Arbeit und ihr Maulwaschen — Schnorren-Arbeit heiße? — Ich hoffe, du verzeihest Leser! —

handeln, bis er erwogen, ermessen, erforscht, und berechnet, das ist's, was ihn unter seinen Mitmenschen vernünftig darstellt.

Eben so besteht eine wahre Scham in seiner Sorgfalt in dem, was er redet, urtheilt, handelt, und leidet, darauf zu achten, daß es nicht unüberlegt, unbedacht und unerwogen scheine.

Beides, Vernunft und Scham, finden als Kinder des Eigenthums ihre erste, beste und reinste Nahrung an der Brust ihrer Mutter; und sowohl der Uebergang von den Fehlern des Naturlebens, als die Verhütung der Verwilderung des Menschen in der Gesellschaft, ist im Allgemeinen durch nichts sicherer zu erzielen, als durch eine weise Bildung desselben zur guten Besorgung seines Eigenthums, indem er durch nichts besser, als durch Einlenkung seiner Kräfte auf diesen Punkt zu derjenigen Bedächtlichkeit, Vorsicht, Ueberlegung und Ordnung gebracht werden kann, ohne welche weder wahre Vernunft, noch wahre Scham im bürgerlichen Leben Platz haben kann.

Deshalb ruhen die Regeln einer weisen Gesetzgebung für die Erhaltung und Bildung der wahren Schamhaftigkeit auf den gleichen Grundsätzen, auf denen auch diejenigen gegen den Diebstahl ruhen. Auch schlug Arner denselben Weg ein, gegen die Fehler des Geschlechtstriebes zu wirken, welchen er mit so vielem Erfolg gegen die Fehler des Diebstahls gebraucht. Die allgemeine Bildung der Aufmerksamkeit auf alle Arten der Tagesarbeit, feste Uebung in allen Theilen des Fleißes und der Ordnung, sorgfältige Achtsamkeit auf das Urtheil seiner Mitmenschen, das waren die ersten Fundamente seiner Keuschheits-Gesetzgebung.

So geliebt und besorgt das Kind in der Wiege war, so mußte es sich dennoch an feste Regelmäßigkeit in seiner Besorgung gewöhnen, und in den ersten Tagen seines Daseins lernen, zu warten, bis nach der harten bürgerlichen unbiegsamen Zeitrechnung ihm die Stunde für eine jede Sache in ihrer Ordnung anrückte.

Und da es aus der Wiege in die Schule kam, so war-

teten seiner auch da die gleichen Bande des bürgerlichen Zwanges, ohne welche die gute Besorgung des Eigenthums, worauf die innern Kräfte der bürgerlichen Einrichtungen ruhen, unmöglich ist; es war in derselben in einer täglichen Uebung, auf seine Ehre aufmerksam zu sein; es ward für jede Unordnung, für jede Nachlässigkeit beschämt: unter der Hand des Lieutenants errötheten die Kinder über jeden kleinen Flecken Dinte, der ihnen auf die Schrift fiel; manche, welche unordentliche Mütter hatten, waren am Samstag die halbe Nacht durch auf, zu waschen und zu flicken, daß sie am Montag mit Ehren wieder in die Schule gehen konnten und es hätte sich keines unterstanden ihm zu sagen, es könne etwas, wenn noch ein Wörtchen daran gefehlt, oder ihm einen Buchstaben in der Schrift als recht vorzuweisen, zu dem es nicht alle Sorgfalt getragen, ihn recht zu machen; sie waren daran gewöhnt, das Langweilige wie das Kurzweilige, mit der Feder wie mit der Nadel, zehn und zwanzig Mal zu probiren, bis es recht war. —

Die Schande, seinen Feierabend nicht zu haben, die Nothwendigkeit, das Versäumte vor dem Schlafengehen nachzumachen, die Ehre, in jedem anbefohlnen und vertrauten Geschäft sich keinen Fehler, keine Ungeschicklichkeit vorwerfen zu lassen, die Aufmerksamkeit, in Allem, bis auf Kleidung und Geräth, tadelfrei zu erscheinen, mit einem Wort, das Wesentliche der wahren Berufsbildung und Hausweisheit legte den Grund zur Schamhaftigkeit, auf welche Arner seine Gesetzgebung gegen die Verwirrungen des Geschlechtstriebes, vom Liebäugeln hinauf bis zum Kindermord gründete, indem er der Gewaltsamkeit dieses Triebes durch Uebung in Bedächtigkeit und Ordnung entgegen arbeitete, ehe er da war; kam er dann, so fand er sein Haus bürgerlich gewischt und geziert und der Herr des Hauses hatte Kräfte, den bösen Geist an die reinliche Ordnung, die einmal in seinem Haus Uebung war, zu gewöhnen und ihn allfällig, wenn er poltern wollte, an die Kette zu legen.

So wenig, als gegen den Diebstahl, wühlte er blos im Sumpf; er legte seine Wasser tiefer und gab ihnen

sichern Ablauf. Er erneuerte wieder die alten Dorfsitten, die der Unschuld und der spätern Reise der Kinder so nützlich waren.

Therese redete mit den bescheidensten Frauen, wie schädlich die neumodischen Geheimnißmachereien und das Verbergen des Saugens in der Wohnstube der Kinder sei, und wie viel unschuldiger sie aufwüchsen, wenn die Mütter hierin ohne Scheu ihre Pflicht thäten; auch brachte sie es dahin, daß eben diese Mütter mit einem ganzen Kreis erwachsener Töchter des Dorfs die Ehrenfestigkeits-Regeln verabredeten, nach welchen eine brave Tochter den Jüngling, der sie in Ehren suchte, Schritt für Schritt näher kommen lassen dürfte, damit den neueingerissenen Frechheiten mit Wein und Geschenken durch eine allgemeine Abrede abgeholfen werde. Und durch diese Abrede veranlaßt, verbanden sich die jungen Leute auf beiden Seiten zu einem Ehrenstand, und wurden, indem sich die Gefühle von Muth und Ehre unter diesen Umständen in sich immer mehr entwickeln mußten, in Absicht auf den Geschlechtstrieb die besten Wächter unter einander.

So leicht Arner ihnen im Gleis der bürgerlichen Ordnung die Ehe machte, so fest band er sie an dieselbe. Von Jugend auf erlernten sie die Begriffe, sie müßten die Ehe verdienen, wie ihr Brod. Im Schulbuch ihrer Kindheit lernten sie schon, was eine Haushaltung koste, und was sie in gesunden und kranken Tagen für ein großes Maul habe, aber nicht minder, wie ein jeder Mensch zu diesen nothwendigen Ausgaben sich vorbereiten, und wie viel er bis in sein zwanzigstes Jahr dazu ersparen und beiseite legen könne, wenn er es recht anstelle.

Ein jedes legte von Jugend auf mit seiner eigenen Handarbeit den Grundstein zu einem ehrenhaften, unabhängigen Leben; sie sahen mit jedem Jahr den kleinen Pfennig, mit dem sie ihren Sparhafen anfingen, größer werden, und das Geld, das ihnen vom siebenten Jahr an manche saure Stunde und manche rastlose Nacht gekostet, war ihnen im zwanzigsten Jahr so wenig, als ihre Ehre

so leicht für eine Gaukelnacht feil; ihre gebildete Bedächtigkeit machte sie auch hierin zu Rechnern und sie lächelten, wenn Jemand viel für wenig von ihnen wollte.

---

49. Der Einfluß seiner Gesetzgebung auf die Liebe zur Freude und den Hang zur Ruhe und zur Ehre.

So band er jeden Grundtrieb unserer Natur an den Zwang des bürgerlichen Verdienstes und an die Regelmäßigkeit der bürgerlichen Ordnung. —

So auch ihre Freuden. Die Abendspiele der Kinder hingen fest mit dem recht zugebrachten Tag und mit dem vollendeten Feierabend zusammen.

Als die erste Lehre ihrer Kindheit prägte ihnen der Lieutenant die Wahrheit ein, daß nur verdiente Freuden wahre Freuden, und hingegen alle Freuden in den Tag hineingenossen, zur Zigeuner-Ordnung gehörten, die sich für das Wald- und Bruder-Leben, aber nicht für ein braves Haus in einem ehrlichen Dorf schickten.

Es hatten alle Stände und alle Alter im Dorf ihren Freudentag. Die Jünglinge und Töchter hatten vier im Jahr. — Er hatte für dieses Alter eine besondere Sorge und glaubte, man könne ihm fast nicht genug Freude machen. Er ließ sie in dieser Zeit auch in der Religion unterrichten und that sonst was er konnte, die Kräfte ihres Geistes und ihres Leibes in diesem Zeitpunkt in reger Thätigkeit zu erhalten.

Alle andern Stände hatten im Jahr einen solchen Freudentag. Die Kinder mußten von den Aeltern und Schulmeistern Zeugnisse aufweisen, daß sie den Freudentag das Jahr über verdient, sonst wurden sie ausgeschlossen von der Lust des Tages und durften nicht mit den andern ins Schloß kommen, um mit ihrem ihnen so lieben Junker Vater vom frühen Morgen bis am späten Abend Freude zu haben.

Eben so brachte er ihren Hang zur Ruhe ins Joch der gleichen Ordnung; er reizte von allen Seiten den Fleiß und

trat der Trägheit mit aller Kraft seines Fußtritts auf den Nacken. Die Freuden der Ruhe wurden durch seine Gesetzgebung Lohn der Arbeit, Folgen der Ordnung, und Genuß von Erholung nach mühsamer Anstrengung der Kräfte. Das Kind fand sie nicht, bis es sein Tagwerk vollendet, und Männer und Weiber, die das Werk ihres Lebens in irgend einem Stück nachlässig thaten, verfolgte das Treiben der alles jagenden Rechnung; und die Schande, die auf jede Nachlässigkeit unerbittlich wartete, brachte den Hang zur Ruhe in diejenigen Schranken, in die er in der bürgerlichen Gesellschaft hinein muß; aber dennoch befriedigte er auch diesen Trieb unserer Natur.

Wer Ruhe verdiente, fand sie sicher und konnte sie ungestört und ohne Kränkung genießen.

Die Regelmäßigkeit seiner Verwaltung entfernte die Unruhe der häuslichen Verwirrung und die schweren Leiden des Unrechts, der Lohn des Verdienstes war jedem Arbeiter gewiß, und bei der immer steigenden Anstelligkeit des Dorfes war die Mühe der guten Besorgung der Last nicht mehr zu vergleichen, unter welcher die Menschen in der alten Zeit und in der Verwirrung ihrer gedankenlosen Notharbeit erlagen und an Leib und Seel verwilderten und verlahmten. Er machte seine Bonnaler selber dahin streben, in ihren alten Tagen des friedlichen Genusses ihrer ungestörten Erquickung nach dem wohl vollbrachten Werk ihres Lebens gewiß zu sein.

So schuf er auch diesen Hang der Natur, der im verwilderten Leben die Quelle der Trägheit ist und die Erschlaffung der menschlichen Kräfte nach sich zieht, zu einem edeln Trieb seiner Thätigkeit und der Anstrengung derselben um.

Nicht weniger befriedigte er den Hang zur Ehre auch beim armen Mann, der unter dem zerrissenen Strohdach in Lumpen gehüllt lebt. Er ist ein Mensch; und jeder Trieb der Natur, welchen du ihm befriedigst, macht ihn vollkommner, und jeder Trieb seiner Natur, den du ihm nicht befriedigst, läßt ihn unvollkommner und — Gesetzgeber! was du ihm

nicht gibst, das hast du nicht von ihm. Merk' dir das und rechne nicht für ihn — rechne nur für dich, und du wirst ihm geben, so viel du kannst, damit du ihn so vollkommen brauchen könnest, als du ihn machen kannst.

Arner verwahrloste sein Volk auch in diesem Stück nicht. Er reizte die Ehrliebe des Niedrigsten wie des Obersten, und band sie eben so fest, als die übrigen Grundtriebe, an das bürgerliche Verdienst.

Auf die einfachste Art genoß ein jeder durch die offenen Rechnungen seiner Wirthschaftsbücher Lob, Ehre und Unterscheidung in allen Stücken, bestimmt nach dem Maße seines Verdiensts. — Nicht blos seine Wirthschaft allein, die gute Erziehung seiner Kinder, der untadelhafte Friede mit seinen Nachbarn, die großmüthige Sorgfalt für Arme, Kranke, Leidende, kurz, jede gute That brachte dem Mann, der sie that, Lob und Ehre; denn Arner hatte eine Ordnung, daß ihm keine derselben entging. Und er ließ keine unbelohnt.

Der schönste Lohn, den er einem gab, war vielleicht der, den der Lienhard erhielt. Der gute Mensch wagte sein Leben für den Friedrich, seinen Mauergesellen. Als dieser von einem wankenden Gerüst glitschte und mit dem halben Leib schon unter das Gerüst herab hing und schwebte, sprang der Lienhard auf die wankenden Balken, beugte sich zwischen weichenden Hölzern hinab gegen den schwebenden Mann, klemmte sich an ihn an und hielt ihn mit wundgequetschtem Arm fest, bis eine angestellte Leiter sie beide rettete.

Er war verwundet und konnte 4 Wochen nicht arbeiten. Als er in der fünften zur Kirche kam, erhielt er hier eine öffentliche Auszeichnung.

Selbst die Ehre der Todten war an ihre Verdienste gebunden; mit der einfachsten Wahrheit ließ er noch über ihrem Sarge im Kreis der Ihrigen aus seinen Büchern vorlesen, wie viel Kinder sie erzogen, was sie aus ihnen gemacht, wie sie in ihren Umständen vorwärts gerückt, wie sie ihr väterliches Erbgut verbessert, wie sie ihren Kindern Vortheile hinterlassen, die sie in dieser Welt nicht

genossen, und überhaupt, was sie für vorzüglich gute Handlungen gethan.

Durch diese Festknüpfung der Ehre an das Verdienst befriedigte er nicht nur den Trieb nach Ehre in seinem Volke, sondern hemmte auch die Anmaßungssucht des verdienstlosen Stolzes. Die trotzköpfige Bauerneinbildung auf das Abstammen von Vätern und Großvätern, die viel Ochsen im Stall und viel Schulden im Buch, außerdem noch Mäntel und Eide am Halse haben, erlitt dadurch einen argen Stoß und gerieth gegenüber den Vorzügen des wirklichen Verdienstes nicht selten in tödtliche Beängstigung.

Das ist der Inbegriff der Gesetzgebung Arners, durch welche er sein Volk in Bonnal von den Verirrungen der Grundtriebe der menschlichen Natur und der Verwilderung eines ungezähmten Lebens zu heilen suchte, um sie auf der Bahn einer guten bürgerlichen Bildung durch weise Besorgung des Ihrigen zu glückseligen Menschen zu machen, was sie ohne die Vorsorge seiner Gesetzgebung nicht hätten werden können.

Durch diese auf die Bildung des Volkes gegründete Gesetzgebung entdeckte er den wahren und einzigen Weg zur Erreichung der höhern Endzwecke einer weisen Staatsgesetzgebung. Er vereinfachte dadurch die Abgaben des Staates und bestritt außerordentliche Staatsabgaben ohne verheerenden Druck auf das niedere Volk; er stellte dasselbe damit zugleich gegen die ruinirenden Folgen der Feuersbrünste, Hagelwetter, Wasserschäden und Viehseuchen sicher. Er befreite dadurch das Landeigenthum von dem Drucke, der auf demselben bisher lastete und brachte einen merklichen Fortschritt in den Wohlstand der Bevölkerung des Landes, der auch den Kindern und Kindeskindern gesichert blieb. Er machte dadurch den Militärdienst für die Sitten der Bevölkerung und den Wohlstand des Volkes weniger schädlich und stellte den Genuß der bürgerlichen Rechte für die niedere Menschheit sicher und hielt endlich das Schwert der Gerechtigkeit in der Scheide wahrhaft menschlicher Grundsätze, um die

Menschen mit so gefährlicher Schärfe nicht unschuldig zu verletzen.

Leser! Es ist kein Traum: die gute Bildung des Volkes ist die einzig mögliche Bahn zu allen diesen Endzwecken. Und — Gesetzgeber! Gesetzmacher! und Fürsten! — wollt ihr diese Bildung nicht, so findet ihr auch diese Bahn nicht und kommt auch nicht zu einem Anscheine eines vernünftigen Zieles — doch ich rede ja nicht mit Fürsten und hätte wirklich ohne diese Anmerkung fortfahren können.

50. Religion.

Und nun steige ich zu dir empor, Dienerin Gottes und der Menschen! das Werk seiner Gesetzgebung in deinem Heiligthum zu vollenden.

Wie ein Morgennebel dem Sonnenstrahl weicht, wenn er vom unbewölkten windstillen Himmel auf ihn herabfällt, so weicht der wilde Schwarm der trüben Triebe unserer unerleuchteten Natur dem Strahl deines Heiligthums, wenn du vom unbewölkten windstillen Himmel auf ihn herabfällst. —

Geliebte Gottes! Seitdem die Erde gegründet, und der Mensch auf derselben sein nichtiges Werk treibt, warst du die erste Siegerin der wilden Triebe des ungebändigten Geschlechts. —

Herrscherin der Erden! Auf hundert tausend Altären opfert die Menschheit, seitdem sie lebt, Dir ihr Opfer; denn seitdem sie lebt, befriedigt der Glaube an Gott das Innerste ihrer Natur, und alle Geschlechter der Erde stammeln kniefällig vor Dir ihre Bitten und ihren Dank; sie verehren jeden Schatten des Bildes deines Gottes, und beten jeden Fußtapfen seiner Wege selbst im trüglichsten Koth an.

Der Fels im Meer bricht die Wellen des Sturms, sie strömen in hohen Wogen brausend gegen ihn an, reißen an ihm in seiner Mitte — und wirbeln schäumend in ihrem Tode um seine unerschütterte Kraft: so zerreißest Du das Rasen der Macht; und *wie ein* Feuerstrom, der in dem

Berge glühet, erschütterst Du den unermeßlichsten Boden des Reichthums, wie einen Haufen nichtigen Staubs.

Herrscherin über den Sinn des Volks! Du bezwingst den Herrscher, der deiner nicht will.

Unter den Trümmern der Erde und unter den Wellen des Meers lobet der Mensch seinen Schöpfer; er erhebt sich über den Trotz seiner Natur; und unter dem Fußtritt der Geschöpfe, und in der Auflösung seines Staubes nennet er Gott seinen Retter, und lebt im Augenblick seiner Zernichtung jenseits des Grabes.

O Geheiligte Gottes! Du zeigest dem Gewaltigen in seinem Sklaven das Kind des Ewigen. Du zwingst den Tyrannen sein Auge wegzuwenden vom Blut seines Knechtes. Du machst sein Inneres erzittern vor dem Recht des Armen und vor den Thränen des Waisleins.

Du setzest der Wuth der Menschen und ihrem Unsinn ein Ziel.

Du segnest ihre Myriaden in der Furcht Gottes durch die Bande des Friedens und durch deinen sanften heiligen Geist.

Du erhebest den Menschen über das Unrecht und machst deine Anbeter die Hartherzigkeit der Thoren mit Seelengröße ertragen.

Du gibst dem Menschen Weisheit in seinem Thun, und erhebst ihn über das Werk seiner Hände. Du stillest das Wallen des Blutes und das Schlagen des brustzersprengenden Herzens.

Du zeigest deinem Anbeter in der Nothwendigkeit — Gott; im drückenden Leiden die Liebe des Vaters! Du beruhigest den Sinn des Erschlagenen in seinem Blut. —

Durch dich vollendet der Gesetzgeber sein unermeßliches Werk.

Wie ein gebändigter Löwe an der Hand des Führers sicher einher geht: — so geht der Mensch an der Hand deiner Anbetung mit reinem Herzen einher, als wär' er nicht der Sohn der Freiheit und der König des Raubes.

Warum sollte ich ihn nicht so nennen bei der Uner-

meßlichkeit der Ansprüche seiner Natur, bei der unauslöschlichen Gewalt seiner Triebe für Freiheit und Raub? —

Geheiligte Gottes! Ohne Dich bändiget kein Gesetzgeber den Sohn der Freiheit und den König des Raubes. —

In den Banden der Macht wird der Löwe zur Schlange, die jeder Fessel entschlüpft; er windet sich unter dem Boden der Thürme und durch der Mauern vermooste Ritzen hindurch, und bleibt in ihren Banden, heiligest Du sie nicht, was er vorher war — der Sohn der Freiheit und der König des Raubes, aber mit giftigerer Zunge. —

Im Innersten des Menschen tobet ein ewiger Aufruhr gegen Nothwendigkeit und Pflicht, — aber die Kraft deiner Anbetung beruhiget das Toben des ewigen Aufruhrs; und, verbunden mit weiser Bildung des Staats, kommt der Mensch an deiner Hand dahin, daß er sein will, was er sein muß. Er erhebt sich in deiner Liebe, daß er sich opfert, und im Ueberwinden seiner tobenden Triebe seine Vollkommenheit findet.

Allmächtige! darum vollendet kein Gesetzgeber sein Werk ohne Dich; und darum steigt Arner empor und nähert sich deinem Altar.

Er kommt zu Dir, Geheiligte Gottes! Aber nicht wie deine Gewaltigen und deine Streiter, angethan mit dem Harnisch seiner Meinungen — er kommt zu Dir wie ein Armer, und bringt in der stillen Stunde seines demüthigen Dienstes ein heiliges Opfer, das Bild der Ordnung und der Ewigkeit.

Nimm es gnädig auf, Dienerin Gottes! und lehre die Menschen immer mehr Zeit und Ewigkeit in Eins verbinden, und Gott und dem Staat auf gleichen Altären dienen.

Arner sah die Uebereinstimmung der Endzwecke einer wahrhaft weisen Gesetzgebung mit den Endzwecken einer wahrhaft weisen Religion — und die innere Gleichheit der Mittel, unser Geschlecht durch eine gute bürgerliche Bildung zu veredeln, mit den Mitteln, dasselbe durch den Dienst des Allerhöchsten zu vervollkommen. —

51. Aberglauben und Abgötterei.

Aber er kannte auch den Geist der Pfaffheit*) — der namenlosen Dienerin des Aberglaubens; er achtete dich nicht, als wärest du Gott!

Er leckte den Staub nicht von deinen Füßen, Knecht aller Knechte! Er sah, wem du dienst. —

Trügerin! So lange die Welt steht, mißbrauchst du den Glauben an Gott, die Menschen zu der Thorheit und zu dem Sinn eines abgöttischen Wesens zu lenken.

Du füllest ihre Gedanken mit Bildern von Gott; und du machst das Spintisiren deiner heißen Stunden zu Offenbarungen des Allmächtigen.

Du lösest den Gürtel auf, der die Erde verbindet — er ist Liebe Gottes — und du bindest deine Haufen mit den Stricken deiner Meinungen.

Du setzest den Menschen mit dem Schlangengerippe verfänglicher Worte im Namen Gottes das Schwert an die Kehle, und trittst mit deinem Buchstabendienst die Menschen in Staub, die anders denken, als du.

Du schleichst den Fürsten nach, um desto besser Gott

---

*) Anmerkung. Muß ich hier widerrufen? Verzeihet! ich werde bald müde. Ao 1520—30 machte man wenige Komplimente mit dem Aberglauben und der ihn begünstigenden Seelenstimmung und ihn nährenden Form des Gottesdienstes. Der Mißbrauch der bürgerlichen Gewalt heißt in der Volkssprache Tyrannei und die Seelenstimmung zu diesem Mißbrauch tyrannischer Sinn. — Aber in der Volkssprache ist kein Ausdruck, den Mißbrauch der kirchlichen Gewalt und die Seelenstimmung zu diesem Mißbrauch zu bezeichnen. — Merk' dir's Volk! du hast kein Wort in deiner Sprache, den Unwillen gegen die Bande der Seelen und die Knechtschaft des Geistes auszudrücken, wie du deinen Unwillen gegen den Mißbrauch der bürgerlichen Gewalt ausdrückst — und nimm, wenn du kein besseres weißt, die Wörter Pfaffheit und Pfaffensinn in deine Sprache auf, wie du die Worte Tyrannen und Tyrannen-Sinn darin aufgenommen. Dieß ist meine Entschuldigung. Fordert ihr mehr Schonung, als Fürsten, so redet! Gott braucht keine Schonung, und ihr — dürfet nicht mehr fordern, als mit der bürgerlichen Sicherheit der Menschen bestehen kann — Priester des Gottesdienstes!? —

also zu ehren; du brauchst die Schwäche der Könige und die Heuchelei der Höfe, deinem Glauben aufzuhelfen.

Du bringst der ewigen Weisheit die Dummheit der Gewaltigen, und des Ewigen Liebe die bösen Gewissen der Mächtigen zum Opfer.

Du nimmst die Menschen in der Stunde ihrer Anbetung gefangen.

Du entmannest die Söhne des Staats und machst den Priester zum König.

Seitdem die Welt steht, hast du die Erde erschüttert.

Seitdem die Welt steht, hast du den Königen Ketten gegeben wider die Menschen, und den Menschen Schwerter wider die Könige. —

Wie in stillen Meeren ein sicheres Schiff an unsichtbaren Felsen scheitert, so scheitert die Menschheit an unsichtbaren Klippen.

Wie in den Eingeweiden der Berge und Hügel erkalteter Aschen ein Feuerstrom lebet und glühet, so lebet und glühet, Unreine! in der Nacht deines unergründlichen Dienstes das Feuer der wilden Natur.

An den Ketten des Aberglaubens stirbt nicht der Leidenschaften Gewalt, und der Sohn der Freiheit und der König des Raubes wird an den Altären der Dummheit nicht reines Herzens, und der Laster inneres Rasen hebt keine geheimnißreiche Weihe. —

Der Pfaffheit gebundener Sinn nähret das Laster und des Götzendienstes sinnenbehagliche Feier ist wie Minnegesang jedem Naturtrieb.

Trügerin! Du fragst das Waislein: Kennst du meinen Gott? und den Unterdrückten: Kannst du meinen Glauben auswendig?

Auch deine Liebe ist an deinen Götzen gebunden. Du zerreißest die Bande des Friedens ob einem einzigen Wort.

Du bindest die Sicherheit und den Wohlstand des Staates, wie das Almosen des Bettlers an deiner Meinungen Dienst.

Du verunglimpfest außer ihm alle Quellen der Weisheit

und des häuslichen und bürgerlichen Wohles, und nennest deinen Glauben den allein seligmachenden.

Heuchlerin! Du sagst, du verdammest nicht! Was sollen denn die andern, wenn nicht selig machen?

Wenn du redest, so hast du Vorbehalt in deiner Seele. (Reservatio mentalis).

Du wehest die Fahnen des Mordes, als wären sie Fahnen der Liebe.

Kennerin des Elends! Du rufest die Verwahrlosten zu deinem trüglichen Trost, du lobest sie in ihrer Noth, und rufst sie mit der Stimme der armen verwaisten Küchlein unter deine eisernen Flügel; und wenn der Mörder Weih über ihrem Haupt fliegt, folgen sie in der Angst gern und kopflos deiner Stimme und werden erdrückt.

Der Sohn der Freiheit und der König des Raubes ist dein Getreuer, und du nutzest die Verwirrung des Staates und die Schulden der Großen und den Bettel der Armen zu deinem Dienst.

Selbst der fromme Sinn der Tugend wird dein Knecht. Wem du den Kopf nimmst, der dienet dir; wenn du dem verwahrlosten Volk, das wie ein Rohr vom Wind getrieben wird, und wie ein Schiffbrüchiger, der nach jeder Staude langt, deine Hand darstreckst, so hast du es gefangen.

Du bist den Menschen kaum ein wenig minder worden als Gott; und dein Dienst geht den Völkern der Erde über den Dienst des Allerhöchsten.

Du schwingst dich, Giftige! dem Gesetzgeber an den Busen und gibst ihm den Tod, wenn du fühlst, daß sein Innerstes nicht für dich, und der Sitz in seinem Schoß dir nicht sicher sein sollte. —

Das hast du immer gethan! —

52. Wodurch Arner das Volk vor dem Aberglauben bewahrt.

Arner kannte diesen Sinn der Pfaffheit — und sonderte den Endzweck der Kopfbildung von dem Endzweck des

Religions-Unterrichts. Er fand, der letzte sei nun einmal lang genug zu dem gemißbraucht worden, wozu er nicht taugt.

Er trennte die Gottesgelehrtheit vom Volks-Unterricht, insofern er Kopfübung und bürgerliche Geistesbildung sein soll, und wollte sein gutes Volk durch den Katechismuskram über die Lehrsätze der schwierigsten aller Wissenschaften, nicht zum Dienst der Pfaffheit so dumm und anmaßlich machen, als alle Völker der Erde, vom Strande des Indus bis zu den beiden Polen, zum Dienst der Pfaffheit anmaßlich und dumm werden müssen, wenn man die Grundlage ihrer Kopfbildung und Geistesrichtung durch die Erklärung ihrer Religionslehre erzielen will.

Alles Wissenschaftliche in der Religion ist menschlich und eine eigentliche Kunstsache. Kenner sind Richter und es ist Gefahr und Versuch zum Aufruhr wider die Rechte der Wahrheit, das Wissenschaftliche in der Religion vor das Volk zu bringen und vor ihm, als wär' es der Richter, darüber zu plaidiren; so gut als es Tyrannei ist, das Urtheil über dieses Wissenschaftliche in der Religion der bürgerlichen Macht zu unterwerfen.

Der Dienst des Allerhöchsten ist von wissenschaftlichen Meinungen über Religionssachen unabhängig, und das Volk soll vom Altar aus nicht behelligt werden mit irgend einer Streitigkeit der Priester.

Läßt man es zu, so gibt man den Kopf des Volks in die Hand des Priesters — und verzeihet mir, ihr Fürsten! aber ich glaube, wer den Kopf des Volkes in seiner Hand hat, der ist auch seines Kopfgeldes sicher, wenn er will; die Sache hat nicht kleinen Reiz aus ihren Wirkungen zu schließen.

Menschheit! Auf allen Blättern ruft die Geschichte: Du tödtest eher die Thiere der Erde, und vertilgest eher die Fische im Meer, als die Macht der Priester und den Sinn ihrer Pfaffheit, wenn du das Wissenschaftliche ihres Religions-Unterrichts zur Grundlage der Kopfbildung des Volkes machst.

Die Kopfbildung des Volkes ist die Sache seiner häuslichen und bürgerlichen Sicherheit, und also Staatssache, und als solche muß sie nothwendig unabhängig vom Religions-Unterricht erzielt und in diesem Gesichtspunkt mit Festigkeit von demselben getrennt werden.

Noch einmal: Der Glaube an Gott und die Lehre seines Dienstes ist nicht zur Vernunftlehre bestimmt und nicht dazu gut.

Der Glaube an Gott und die Lehre von seinem Dienst ist für das Volk nicht die Sache seines Kopfes, sondern seines Herzens. — Gemüthsruhe im Dunkel seiner Nacht, Ergebenheit in den Willen Gottes im Thal von Thränen, und ein kindliches Aufsehen auf den Herzog und Vollender des Lebens — das ist die Bestimmung des Glaubens, aber nicht Kopfübung für's Volk.

Die ganze Bibel, vom Anfang des ersten Buch Mosis bis zur Offenbarung Johannis und bis zum „Heilig, heilig, heilig ist das Lamm, das geschlachtet ist" ist nicht zur Kopfübung des Volks bestimmt, und taugt nicht dazu.*)

Mag es Maulchristen empören — ich achte es nicht — dieses Geschlecht empört Alles, was kalt und was warm ist. Darum hat aber auch der, so die sieben Leuchter hat, den Engel seiner großen Gemeinde aus seinem Munde ausgespeit und ihn hingeworfen zu zertreten für Jedermann, der vorbei geht — was soll mir also sein Aerger? —

Der Aberglaube findet in den Verhältnissen der Zeit unermeßliche Nahrung. — Die Seelenstimmung der Menschen wird täglich mehr schwankend und träumend. — Das Fundament eines vernünftigen Gottesdienstes, die Vernunft des Volkes und eine feste, ruhige, biedere, gleichmüthige und bedächtige Geistesrichtung schwindet vor unsern Augen. —

Sei's Zufall oder Hinterlist — ich weiß es nicht und untersuche es nicht, aber wahr ist's — die Seelenstimmung der Menschheit neigt sich zu der Schwäche des Aberglaubens.

*) Anmerkung. Ich rede nur vom Volk. Der Gelehrte mag in der Bibel freilich Stoff zur Kopfübung finden, ich wende nichts dawider ein.

Der Mißbrauch der Bibel und der Glaubenslehre zu dem, wozu beides nicht taugt, wird lebhafter, als er je war.

Die Hinlenkung der Volksstimmung zu Begünstigung eines überwiegenden Einflusses der Kräfte der Einbildung gegen die Kräfte des Verstandes;

Die allgemeine Reizung des poetischen Sinns, und auf diesen poetischen Sinn gebaute Kopffüllung der Menschen mit bildreichen Religionslehren, und die Hinlenkung ihres Geistes, solche Meinungen als Fortschritt in wissenschaftlicher Erleuchtung und als Gegenstand ihres Nachdenkens, ihrer Untersuchung und ihres Forschens im Kopf herum zu tragen:

Das Alles, wenn es schon freilich nicht den geraden Weg zu abergläubischen kirchlichen Lehrsätzen führt, führt dennoch sicher zu einer Seelenstimmung, die das Innere der Abgötterei und des Aberglaubens begünstigt und das Volk einem jeden Religionsverführer in die Hände spielt, der im Stand ist, dasselbe zu einem schwärmerischen Glauben an seine Lehre und zu einer phantastischen Anhänglichkeit an seine Person zu verleiten. —

Noch einmal: Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man sagt, daß dem Volk wirklich planmäßige und gefahrvolle Glaubensschlingen gelegt werden; aber das weiß ich, daß eine Seelenstimmung begünstigt wird, die es, wenn ihm solche Schlingen gelegt würden, schaarenweis darein zu springen, sicher verleiten würde. —

Das weiß ich. — Aber ich verarge es denen nicht einmal, die es thun, und die wenigsten wissen, was sie thun und taglöhnern meistens am Werk der Frömmigkeit mit ehrlichem Sinn, ohne weder zu ahnen, noch zu verstehen, wohin die Seelenstimmung, welche die Art und Weise ihrer Glaubensform beim Volk hervorbringt, dasselbe führen könnte. —

Das Geheimniß der Abgötterei sitzt auf einem heiligen Dreifuß, und mitten, indem es den Menschen für Alles, was es ihm entreißt, stockblind macht, gibt es ihm Luchsaugen für das, was er sehen muß, um anhänglich zu bleiben,

und schließt sich immer von allen Seiten an viel Auffallendes, dem Menschensinn und dem Volksgefühl Auffallendes, Wahres und Gutes an — und es liegt in unserer Natur, die verwahrloste und leidende, sowie die träumende Menschheit wirft sich so lange in die Arme der gegen die Leidenden immer Theil nehmend, gegen die Verwahrlosten immer sorgfältig erscheinenden Abgötterei, so lange ihr nicht entgegengesetzt wird, was mehr Realität hat, als eine zwar so geheißene vernünftige Religionslehre, die aber nichts weiter leistet, als daß sie mit großem Gepränge eine größere Richtigkeit in den Ausdrücken über Glaubens-Meinungen, die das Volk richtig oder unrichtig gleich nicht versteht, zum Wesen der gottesdienstlichen Verehrung macht, und unterdessen durch das schwerfällige Schleppen des Heerwagens dieser Worterklärungen den Priestern dieses neuen Dienstes Zeit, Aufmerksamkeit und Seelenstimmung raubt, den wesentlichen Pflichten des wahren Gottesdienstes mit Erfolg obzuliegen, der Verwahrlosung der Menschen zuvorzukommen, die Qualen der Leiden abzulenken und den Träumersinn ihres Lebens durch weisen Einfluß auf ihr bürgerliches Leben zu entkräften. —

So lang es so ist, und das Volk beim schwärmerischen, unerleuchteten Priester für sich mehr findet, als bei dem, der ihm beweisen kann, daß der andere schwärmt, so bleibt das Volk natürlich auf der Seite des letztern. — Auch lassen die Priester des Aberglaubens die guten Männer, die nach Weisheit fragen, mit sichtbarer Verachtung reden, was sie nur wollen, und bleiben indessen Meister des Volkes und derer, die sie zu ihrem Volk machen. —

So ist es — die Männer, die nach Weisheit fragen, verstehen nicht, das Volk zu führen und ihren Reformationsgeist ansteckend zu machen, wie der Aberglaube, und das ist ein großer Fehler. —

1520 war es nicht so; der Reformationsgeist war damals ansteckender als der Aberglaube, weil er wohlthätiger war, als dieser, und die einzelnen Menschen im Lande auffallend

an Leib und Seele weiter brachte, als sie unter der Mönchshut nicht kommen konnten.

Der damalige Reformationsgeist belebte die Kräfte des Verstandes, er erhöhte das Streben nach leiblicher und geistlicher Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit; er pflanzte eine allgemeine Aufmerksamkeit der Menschen auf sich selber, eine allgemeine Sorgfalt derselben für die Ihrigen und das Ihrige; er verband den Sinn der Liebe mit thätigem Bestreben nach den Mitteln, wirklich helfen zu können, und ward so die Quelle einer Industrie, die, verbunden mit dem Sinn der Frömmigkeit dieser Zeit, eine Sparsamkeit und Hausordnung hervorbrachte, deren Folgen die bürgerliche Verfassung Europa's wesentlicher änderte, als die Meinungen der Reformatoren den Kirchenzustand dieses Welttheils veränderten.

Ich bin weitläufiger, als gewohnt, weil in diesem Gesichtspunkt die ächten Mittel gegen die Hindernisse des Fortschritts, die der wahren Erleuchtung und Veredlung des Menschengeschlechts in den Weg gelegt werden, auffallen.

Es ist Bedürfniß der Zeit, daß der ächte Geist einer wahrhaft weisen und gefahrlosen Führung des Volkes tief und mit Sorgfalt erforscht, —

Daß der Kopf des Menschen nicht hintangesetzt, —

Daß der Trieb der Selbsterhaltung mit Kenntniß von Mitteln und mit Uebung von Fertigkeiten gepaart werden, die den Menschen in der Ordnung des bürgerlichen Lebens sicher stellen und beruhigen, —

Daß den Quellen seiner ersten Naturfehler, namentlich seines Leichtsinns, seiner Gedankenlosigkeit und allen Folgen seines unordentlichen und ungebildeten Zustandes vielseitig und mit Weisheit und Kraft entgegen gearbeitet werde, —

Daß der Wohlstand der bürgerlichen Häuser nicht an ihren Glauben, noch weniger an die nichtigen Menschenwerke seiner äußern Hülle gebunden und dadurch vom Priester abhängig werde, —

Daß die Geistesrichtung des Volks und seine innerste

Stimmung bedächtig, kaltblütig, vorsichtig und auf einen merklichen Grad mißtrauisch gemacht werde, —

Daß alle Arten von Träumerstimmung, insonderheit die Lebhaftigkeit des Mischmasch-Gefühls von Elend und Glückseligkeit, in welchen die Menschen in einer Stunde bis zur Erhabenheit dichterisch und bis zum Schrecken gichterisch erscheinen, durch den Ton und die Sitten der Zeit Hindernisse in ihrer Ansteckung finden, —

Mit einem Wort, daß die Bildung und Erhebung aller wahren Kräfte unserer Natur begünstigt, und ihre Abschwächung, sowie ihre Verwilderung verhütet werde. —

Arner suchte diesem Bedürfniß der Zeit Genüge zu thun, indem er die bürgerliche Führung und die Kopfbildung seiner Bonnaler ganz von ihrem Glaubens-Unterricht sonderte und dem ersten ganz unabhängig vom letzten durch die Kraft seiner Gesetzgebung ein Genüge leistete. —

53. Ein Wort über das Bedürfniß des Gottesdienstes zur wahren Volksaufklärung.

Aber so wie er der Schwärmerei und dem sich unter das Joch der Abgötterei schmiegenden Aberglauben entgegen arbeitete, so kannte er auch die Unvollkommenheit und Ungenügsamkeit einer blos bürgerlichen Bildung.

Er wußte und sagte, keine gesetzgeberische Weisheit hebt die Quelle des ewigen Elends der Erde ganz auf, und die beste bürgerliche Stimmung ist nicht genug, den Sinn des Menschen zu derjenigen Veredlung zu erheben, deren er bedarf, um real beruhigt zu sein. Das bloße Anbinden desselben an die Nothbedürfnisse der Erde erdrückt sein Herz. Im Schweiß seines Angesichts, und im Gewühl seines Staubes erhebt er sich nicht über sich selbst, noch weit weniger über das Unrecht, und im Werk seiner Hände vergraben, stirbt er als ein Tagelöhner des Koths. —

Arner fühlte das Bedürfniß, die Veredlung des schwachen, trägen, und so leicht sinkenden und so gern an der Erde klebenden Menschen durch den Dienst des Allerhöchsten zu

erzielen, zu vollenden, und versäumte deshalb nicht, mitten, indem er Alles that, den Geist der Abgötterei und eines gefahrvollen Einflusses der Geistlichkeit auf die Kopfbildung des Volkes und seine bürgerliche Sicherheit und Rechte zu hindern, eben so sorgfältig sein geliebtes Volk durch den Segensgenuß der reinen Anbetung Gottes, durch rege Dankbarkeit gegen seinen erhabenen Sohn, durch Treu und kindliches Bestreben nach den Gaben seines sanften reinen heiligen Geistes zu derjenigen Vollkommenheit zu erheben, deren die Menschheit fähig, wenn sie in Verbindung einer festen, weisen, bürgerlichen Bildung noch die Segensstimmung edler, reiner und ungefälschter Anbetung Gottes genießt. —

So machte er die Religionslehre zum Schlußstein des Werks seiner Gesetzgebung, die er auf das Fundament der festen und vollendeten Mauern einer weisen bürgerlichen Bildung gebauet. Er hatte aber auch den Pfarrer dazu, sein Werk also zu beschließen. —

Bonnal sah diesen Edeln in der Mitternachtstunde am Todbette der Menschen, vor Aufgang der Sonne auf den Wegen zu den zerstreuten fernen Berghütten seines Dorfs, in der Mittagsstunde bei der hungernden Wittwe, am Abend im Kreis der Kinder des Dorfes — in jeder Stunde des Tags an dem Orte, wo ihn seine Pflicht hinrief, und der leiseste Wunsch eines Menschen in seinem Dorf war ihm Ruf seiner Pflicht, sobald er ihn ahnte. — Und auf diesem Gottesdienst seines Lebens ruhte und gründete sich der Dienst seiner öffentlichen Lehre, die meistens in einfachen, aber Seel erhebenden Lobpreisungen und Danksagungen für die Wohlthaten Gottes bestand, und durch ihre, das Innere unserer Natur erhebende und veredelnde Wirkung das Bedürfniß nach Worterklärungen und großen Reden über Pflicht und Meinungen bei seinen Bonnalern immer mehr verminderte. Er dachte und sagte hierüber die Worte Christi: „Wenn dein Auge heiter ist, so ist auch dein ganzer Leib heiter", und redete wenig mit dem Volk, und redete viel lieber und viel mehr mit einem jeden allein; und that er es, so that er es nichts weniger *als ununterbrochen*, sondern wandte sich

mitten in seinen einfachen Volksreden bald an diesen, bald an jenen, trat mit ihm auf die natürlichste Art ins Gespräch ein, wie ein Hausvater, wenn er mit seinen Hausgenossen redet. — Er stellte Männer auf, die in Feld oder Vieh Unglück gehabt, Mütter, deren Kinder, und Kinder, deren Mütter gestorben — mit einem Wort, er nützte die Vorfälle der Zeit und die Umstände, die Eindruck auf einzelne Menschen in der Gemeinde gemacht, diese Eindrücke zu berichtigen, zu veredeln und gemein zu machen, Weisheit, Gottesfurcht und Gottes Ergebenheit durch die Kraft dieser Eindrücke in seinem Volk immer mehr auszubreiten.

Er meinte nichts weniger, als daß es etwas Feierliches und Großes sei, auf der Kanzel allein zu reden; es dünkte ihn vielmehr, es sei unnatürlich und zeige viel weniger Verstand, als wenn man im Stand sei, das, was man sagt, dem Volk so anzubringen, daß es im Augenblick selber ins Gespräch eintrete und dem Lehrer Schritt für Schritt in dem, was er mit ihm redet, Fuß halten kann. Er glaubte, daß sei das Siegel und Zeichen der wahren Kräfte eines Volkslehrers und das ächte Fundament aller wahren Volkserbauung. —

Nachmittag war sein Gottesdienst gänzlich eine Unterredung mit dem Volk. Er stand im Kreis seiner Dorfkinder, denen diese Volks-Unterredungen zu ihrem Religions-Unterricht dienen mußten. Die ganze Gemeinde war in sechs und zwanzig Abtheilungen abgetheilt; alle Gemeindegenossen mußten jährlich zweimal nach der Ordnung dieser Abtheilungen, vom ältesten Greise bis zum siebenjährigen Kinde, zum Altar hervor; er redete dann mit ihnen im Kreis dieser Dorfkinder nach der Form eines von ihm und dem Lieutenant aufgesetzten natürlichen Volks- und Dorfs-Unterrichtes von Gott, den Pflichten und den Umständen des Lebens. Er trat in die Umstände der Leute, die er genau kannte, ein, ließ Alte und Junge jede nützliche Erfahrung, die sie in ihrem Kreis gemacht, erzählen, ließ dann die andern mit ihnen ins Gespräch eintreten, wie auch sie an ihrem Platz die Erfahrungen benutzten, oder wie

auch sie in ihren Kreisen ähnliche Erfahrungen gemacht hätten. —

Es war ihm nichts zu klein. Ein Kind, das gegen eine Geiß, die es gestoßen, vernünftig oder unvernünftig gehandelt, war eben so, wie eins, das das schönste Loblied auf Gott auswendig gelernt, ein Gegenstand seines Religions-Unterrichts und mußte so gut von seiner Geiß und seiner Aufführung gegen sie mit ihm reden, als eines, das seinen kranken Großvater abwartete und von seiner Krankheit mit ihm reden mußte.

So band er durch die Art seines Religions-Unterrichts jede Weisheit des Lebens an die Kraft seiner gottesdienstlichen Lehre, und zeigte von allen Seiten den Zusammenhang des Einflusses einer durch gute Staats-Einrichtungen den Menschen versicherten Hausweisheit auf die Realität seiner Gottesfurcht und seiner Menschenliebe. Auch dankte er in seiner Kirche öffentlich Gott für die Einrichtungen, Gesetze und Anstalten Arners, durch welche sie auf eine ihrer Natur so angemessene Art, zur wahren Erkenntniß ihrer selbst, zu realer, wirksamer und thätiger Liebe ihres Nächsten, und zu einer ungeheuchelten Anbetung Gottes erhoben und tüchtig gemacht würden.

---

54. Dahin zielte ich von Anfang, — und wenn du Nein sagst, Leser! so mußt du zurückgreifen, und zu vielem Vorhergehenden Nein sagen.

Es war nun Jahr und Tag verstrichen seit seiner Krankheit, die Räder seines Werkes gingen alle ihren stillen Gang fort und alle Anstöße wurden mit jedem Tag schwächer.

Wo der Grund und Boden gerüstet, da wachsen die Früchte des Feldes, und die Pflanzen des Gartens heben sich von der Erde empor, wenn die Hand des Gärtners ihnen nie mangelt. Sie mangelte in Bonnal der kleinsten Pflanze so wenig, als dem ersten Baum des Gartens; die feste und gute Ordnung, die in Allem war, hob den Geist

des Menschen höher empor, als er da empor steigen kann, wo keine Ordnung ist und wo der Leiter, die man ihm zum Steigen hinstellt, nichts fehlt als alle Sprossen.

Der neue Vogt, der den Einfluß der immer größer werdenden Geldmenge, die in der Welt in Umlauf gebracht wird, auf die gänzliche Veränderung der Umstände des Volks tief kannte und einsah, wie alle Fundamente seiner bürgerlichen Sicherheit und seines häuslichen Glücks von dieser Geldmasse, und von der größern oder geringern Sorgfalt, die der Mensch für denjenigen Antheil, der ihm davon zukommt, hat, gänzlich abhange, that jetzt einen Schritt, der Arnern und den Lieutenant selbst in Erstaunen setzte.

Er trug nämlich der versammelten Gemeinde vor, es sei möglich, durch Einrichtungen und Ersparnisse, die ihnen gar nicht schwer fallen würden, in 25 Jahren zu einem Kapital zu gelangen, welches vollkommen ausreiche, die herrschaftlichen Gefälle und die Abgaben, die auf ihrem Land, wie ein ewiger Zins haften, von diesem Kapital so zu bestreiten, daß sie dann alle diese Gefälle als getilgt und ihre Güter und Personen von herrschaftlichen Abgaben als befreit ansehen könnten.

Er bewies ihnen zuerst aus den amtlichen Rechnungen, daß die ganze wirkliche Einnahme, welche die Herrschaft von allen Gefällen aus ihrem Dorf ziehe, noch in keinem Jahr auf die Summe von 1200 Gulden gekommen; daß folglich, um der Herrschaft zu allen Zeiten den Werth ihrer Einnahme sicher zu stellen, und auch noch dem Werth, den die Verbesserung der Güter möglich machen könnte, gewachsen zu sein, nicht mehr als 40000 Gulden Kapital erfordert werde; dieses festgesetzt, bewies er dann mit der Kreide auf dem Gemeindetisch, um den sich Alles, was rechnen konnte, und Alles, was zur Sache auch ohne Rechnen immer ein Wort redete, herumdrängte, daß wenn sie sich entschließen wollten

1) anderthalb Kreuzer von jeder Garbe, die einer schneide, jährlich für den Steuerfond beiseit zu legen und zu bezahlen,

2) alle noch übrigen Weiden dem Höchstbietenden so lange zu gänzlich freier Benutzung zu überlassen,

3) die vom Junker ausgetheilten Weiden für so viele Jahr mit dem halben Zins ihres gegenwärtigen Zinses zu belegen, also daß Einer, dessen Stück Land 100 Gl. werth wär, so lang jährlich davon 2 Gl. an den Steuerfond bezahlen müßte; und endlich wenn

4) die Einnahme und Besorgung dieser Gelder ohne alle Kosten besorgt würden,

so wolle er mit Hab und Gut dafür stehen, dieses Kapital müsse in 25 Jahren beieinander sein. Dann bemerkte er noch, was er anbringe, sage er nicht als Vogt, sondern als Bürger, auch nicht um des Junkers willen und zu seinem Dienst, sondern um der Gemeinde, und ihrer und seiner eigenen Nachkommenschaft willen. Das freute die Bauern besonders; und der Vogt ließ noch ein paar Worte fallen, wie viel leichter es dann ihren Kindern sein werde, auf einen grünen Zweig zu kommen, und kam dann auch dem Einwurf zuvor, daß anderthalb Kreuzer viel gerechnet sei auf eine Garbe, indem er ihnen zeigte, daß sie die Summe, die diese Schatzung einem jeden betrage, nicht eigentlich nach dem Werth der Garben berechnen, sondern vom Ganzen ihres Jahreinkommens abziehen müßten, ging dann mit ihnen in die Umstände ihrer Ausgaben und ihrer Einnahmen hinein und zeigte ihnen, immer mit der Kreide in der Hand, wie viel jährlich unnöthiger Weise von ihnen verbraucht werde und wie viel sie ohne Mühe ersparen könnten, wenn sie sich danach einrichteten. Es kam sonnenklar heraus, daß sie den Steuerfond, wie er gesagt, zusammen bringen könnten, wenn sie nur wollten. Er brachte einen jeden Einwurf in Anschlag; er blieb keinem einzigen ein Wort schuldig, war auch gegen den Dümmsten, der ihm widersprach, geduldig und hatte so wenig, als vor 40 Jahren, da er noch bettelte, den gewöhnlichen Vorgesetztenton, der immer Alles, was die Bauern selber machen und selber wollen sollten, verdirbt. Zuletzt sagte er: Ich weiß, es ist Keiner da, der nicht lieber seinen Kindern sein Land bodenzins-,

zehnt- und steuerfrei hinterlassen wollte um doppelt so viel Gut, als er besitzt, und Keiner, der nicht erkennt, es wäre auf die erste Manier besser für sie gesorgt, als auf die letzte; und dann auch, daß Keiner da sitzt, der nicht überzeugt ist, daß wir diese Summe zusammen bringen können, wenn wir nur wollen. —

Wer die Bauern kennt, der weiß, daß sie sich dafür fast hängen lassen würden, ihr Land zehnt-, bodenzins- und steuerfrei zu bekommen. Stelle dir also vor, Leser, was dieser Vortrag auf sie für einen Eindruck gemacht! Ein Heide ist nicht so lüstern nach dem Raub, als sie nach der Zehnt-Freiheit waren; sie stützten ihre Backen, kratzten im Haar, und thaten viel anderes, das zeigte, wie gern sie möchten, aber auch, wie sehr sie nicht trauten. Etliche sagten: Du machst uns den Mund verflucht wässerig — aber —

Was aber? sagte der Vogt. — Und sie: Du weißt wohl, der Teufel ist ein Schelm; wir können 25 Jahr zusammen legen und dann könnte Einer das Geld an einem Regentag in seinen Sack schieben und wegtragen, wie wenn es sein wär.

Vogt. Diesem müßt ihr vorbeugen.

Bauern. Können wir das?

Vogt. Ja freilich.

Bauern. Das ist bald gesagt, aber nicht bald bewiesen.

Vogt. Ihr wißt doch, daß ein jeder Herr sein Geld sicher anlegen kann, wenn er will.

Bauern. Das wissen wir freilich. —

Vogt. Aber warum sollten wir das nicht auch können?

Bauern. Weil wir Bauern sind und die Herren mit unserm Geld nicht so viele Komplimente machen als mit Herrengeld; und dann verstehen wir das auch nicht so wie sie. —

Vogt. Ihr sagt zwei Gründe; gebt jetzt Achtung, ich will euch auf beide antworten. Erstlich sagt ihr, ihr verstehet es nicht mit dem Geld anlegen, das mag für euch wahr

sein, für mich ist es nicht wahr, ich verstehe das Geldanlegen und kann euch dienen; aber ich begehre gar nicht, daß ihr mir trauet; im Gegentheil, ich gebe euch für jeden Heller, den ich euch anzulegen rathen werde, kanzleiische Sicherheit auf mich selbst und Alles, was ich besitze; aber damit hoffe ich auch werde dieser Einwurf gehoben sein.

Dann sagt ihr ferner, die Herrschaften machten gar wenig Komplimente mit dem Bauerngeld; das ist wahr, aber ich muß euch doch sagen, es ist auch hierin nicht mehr wie vor Alters und es wird alle Tage auch für die größten Herren immer mehr eine kitzliche Sache, Gewalt gegen anderer Leute Geld zu gebrauchen; aber wir müssen gleichwohl gegen die Herrschaft hierin so zu Werke gehen, als wenn man das Schlimmste von ihr zu befürchten hätte, und wenn wir so etwas zu Stand bringen würden, so müßten wir höhern Orts als nur bei Arner unsere Sicherheit suchen.

Bauern. Aber dürften wir ihm zeigen, daß wir ihm nicht trauen? —

Vogt. Ja freilich! Es dürfen Käsehändler und Uhrenkrämer vom König in Frankreich Sicherheit fordern, wenn sie ihm Geld leihen. Man macht in der ganzen Welt hierüber keine Komplimente mehr mit einander, es ist auch kein König, der jetzt noch fordert, daß man ihm blind traue.

Bauern. Also meinst du, wir könnten das Geld sicher anlegen?

Der Vogt versicherte sie noch einmal, daß sie es gewiß könnten und daß er ihnen gut dafür stehen wolle.

Wenn's so ist, sagten die Bauern, so ist es was anderes und es läßt sich der Sache nachsinnen.

Er redete noch eine Weile mit ihnen, zeigte ihnen in Allem wie, wo, und wann; sagte ihnen auch noch das, wer gar nichts setzt, kann auch nichts gewinnen; ließ sie dann heimgehen, und den folgenden Tag nahmen sie seinen Vorschlag in allen Theilen an, beschlossen mit dem neuen Jahr den ersten Beitrag an diesen Steuerfond zu leisten, und dann in zwei oder drei Jahren zu sehen, wie es mit der Sicherheit für dieses Geld einzurichten.

Wie gesagt, der Junker und der Lieutenant erstaunten über diesen Entschluß. Man ist in den Geschäften nur ein Narr gegen die Donnersbauern, wenn sie einmal einer Sache recht auf der Spur sind, sagte der Lieutenant, und der Junker: Ich habe noch nichts gesehen, daß diesem Entschluß ähnlich ist, und ließ eilends den Vogt ins Schloß kommen.

Dieser glaubte, sein Schritt habe mißfallen, aber sein Entschluß war genommen: Will man das nicht, so will ich nicht Vogt sein. Er sagte den geraden Weg, entweder muß der Zustand des Volks auf einen festen Fuß gesetzt werden, und es muß dem Dorf im Großen so gut frei gestellt werden, aus seinen guten Umständen ohne Nachtheil der Herrschaft für seine Nachkommen wahre und wesentliche Vortheile zu suchen, als es einem jeden einzelnen Menschen erlaubt ist, dieses zu thun, oder es kommt nichts heraus. Er murrte bei sich selber, es wäre ja, wenn man dieses nicht erlauben wollte, vollends, wie wenn man einem sagte, du darfst in einem Haus so viel schöne Zimmer machen als du willst, aber die vier Hauptwände des Hauses darfst du nicht in Stand stellen, daß sie nicht zusammen fallen. Und er kam wie ein Jud, der auf dem Weg zu einem Markt immer mit sich selber rechnet, den Kopf immer schüttelt und den Mund nie still hält, diesmal ins Schloß.

Arner bat ihn, ihm zu zeigen, wie es möglich, daß das Dorf eine Summe von dieser Größe zusammen bringen könnte. Der Lieutenant setzte sich neben den Vogt hin und rechnete Satz für Satz nach, was er angab; eine Viertelstunde ging vorüber und der Ausspruch war: Die Sache sei möglich! — Der Junker und der Lieutenant standen eine Weile erstaunt bei der so lang mißkannten und ungenutzten ersten Quelle des menschlichen Wohlstandes.

Es war klar, ein Dorf, das mit seiner Landwirthschaft eine gut geleitete Gewerbsamkeit verbindet, und das, was es ersparen kann, so gut zu Rath zieht, als wohl regierte Städte und gut geführte bürgerliche Häuser dieses mit ihren Ersparnissen thun, kann ein Kapital anlegen, dessen Zins

ihm alle Lasten, die auf seinem Land liegen, bezahlt. Und ein Dorf, das dies kann, kann auch ohne Maß mehr. — Der Vogt machte kein Geheimniß daraus und der Lieutenant und der Junker sahen es ein; ein Dorf, das im Stand ist, auf den ersten Streich in 25 Jahren 40000 Gl. zusammen zu bringen, ist sicher auch im Stand, in den nächstfolgenden Jahren auf 100000 Gl. zu kommen. — Es war klar, daß durch diesen Plan die Kräfte des Staates ohne Maß erhöht und die Simplifikation aller Staatsauflagen erzielt wurde, und der Lieutenant sagte am Ende des Gesprächs: Es ist wahr, Weisheit in Erwerbung und Anwendung des Geldes ist das Fundament des Menschen und aller Einfluß des Staates, der nicht auf dieses Fundament gebaut ist, richtet zum wirklichen Wohl der menschlichen Gesellschaft nichts Solides und Allgemeines aus. —

Der Schluß war kurz: Arner versprach dem Vogt eine Ehrensäule, wenn er zu Stand bringe, worauf er angetragen und versicherte ihn zu Handen des Dorfs, ihnen für jeden Heller ihrer Ersparnisse, die sie zu diesem Endzwecke zusammen legen würden, die höchstmöglichste Sicherheit, die irgend ein Kapital im Lande haben könne, von Seiten der Landstände zu ertheilen. —

Der Vogt erwiederte dem Junker, die Ehrensäule die er suche, sei die Sicherheit, daß er für seine Kinder und Kindeskinder nicht vergebens gearbeitet, und sie nicht in Lagen und Umstände kämen, in denen bis jetzt alle Dorfleute seien, daß ihr Zustand ganz unzuverlässig, und alle Augenblicke von einem jeden Wind abhänge, der über sie wehe; dieses aber könne in der Welt nicht anders kommen, bis alle Grundherrenrechte nach ihrem realen Geldwerth angeschlagen und den Unterthanen der Weg gebahnt werde, zu ihrem und der Grundherren beiderseitigen Vortheil, und zur Sicherstellung und Festsetzung des Wohlstandes des Volks auf Kinder und Kindeskinder hinab, ihre Schuldigkeiten durch vernünftigen Gebrauch ihrer Ersparnisse und durch Kapitalien, die sie aus denselben zusammen legen könnten, zu entrichten. — Wenn Arner ihm und dem Dorf dazu

helfe, so brauche er dann keines Steines zu seinem Andenken; er hoffe, es werde dann sonst bleiben. — Hingegen das Anerbieten, dem Dorf von Seiten der Landstände Sicherheit für diejenigen Summen, die sie zu diesem Endzwecke zusammen legen würden, zu verschaffen, nehme er mit höchstem Dank an, und bitte ihn sogar von Seiten des Dorfs um diese Wohlthat, welche zur Ausführung dieses Vorschlags äußerst wichtig sei. —

55. Er schafft den Galgen ab, baut ein Spital und stellt den Henker zufrieden.

Arner erkannte die Wahrheit dieses Systems und trat in alle Gesichtspunkte des Mannes, der die Mittel und Wege, die Umstände der niedern Menschen solid zu verbessern, durch Erfahrung erkennen gelernt hatte, ein. Er fand seine Begriffe völlig übereinstimmend mit der Richtung, welche der Zustand der Welt durch den immer mehr steigenden Geldverkehr der Menschen in allen Klassen und Ständen genommen. Die kleine Erfahrung, die sie in ihrem Dorf hatten, bestätigte es ihnen auffallend, wie weit die Aufmerksamkeit auf Ersparnisse, mit denen sich Aussichten auf Freiheit und versicherten Wohlstand verbänden, auch den niedrigsten Menschen bringen und emporheben könne.

Und der Einwurf, daß das Volk, das mit Geld sich von jeder Kette loskaufen könnte, allen Lastern sich ergeben würde und daß man seiner nicht mehr würde Meister werden, dieser Einwurf, der so viel gesagt wird und so wenig Menschenkenntniß und Erfahrung zeigt, wie eine vernünftige Stimmung zum Geldsparen den Menschen bilde, schien ihnen, wie er's ist, in den Tag hineingeredet. —

Ein Volk, das sich durch Thätigkeit in gute Umstände setzt und den Grundsatz hat, seine Kinder und Kindeskinder darin zu erhalten, ist an der besten Kette gegen alle Verbrechen und vielleicht an der einzig realen; aber so es die Früchte seiner Thätigkeit ohne Aussicht auf wahre Verbesserung seiner Umstände und ohne Rücksicht auf die Nachkommenschaft

nur auffrißt, durchbringt oder sich stehlen läßt, so ist es just da, wo man es nicht im Zaum halten und mit keiner Gewalt dem Ausbruch seiner Verbrechen steuern kann. Die Erfahrung zeigte ihnen in ihrem kleinen Dorf, daß die Verbrechen in demselben in dem Maß abnähmen, als darin die Leute sparen gelernt, sie wurden dadurch sichtbar weniger ansteckend. Und da Arner wußte, daß das untrügliche Kennzeichen der Zeit und des Orts, wo und wann die öffentliche Gerechtigkeit menschlicher werden könne, dieses sei, wenn die Verbrechen nicht mehr ansteckend sind, so schaffte er, sobald er der sichtbaren Verminderung derselben und ihrer Ansteckung sicher war, den Galgen ab und erklärte feierlich in der Gemeinde, so lange kein Blutgericht in Bonnal mehr halten zu lassen, als sich in der Gemeinde nicht drei Menschen fänden, die nach der alten Art die Verbrechen zu behandeln, das Leben verwirkt hätten.

(Es war in eben der Gemeinde, in welcher er den Entschluß, ihre Ersparnisse zur Befreiung ihres Landes anzuwenden, lobte und ihnen noch einmal Sicherheit von Seiten der Landstände versprach.) — Wo die Menschen in eine Ordnung gebracht und in einer Ordnung gehalten werden, daß man nicht alle Augenblicke von ihnen fürchten muß, sie jagen einander das Messer in den Leib oder sie zünden einander die Häuser an, da gehören die Verbrecher nicht mehr an den Galgen, sondern in das Spital, sagte er in eben dieser Gemeinde und schenkte ihnen und seiner Herrschaft ein altes Jagdschloß mit Wall und Mauer und 15—20 Juchart Land zu einem solchen Spital für die Verbrecher. — Das Thor am Schloß war von den Steinen des abgebrochenen Galgens aufgeführt und das Aeußere des Spitals so schauerlich und abschreckend gemacht, als das Innere desselben ordentlich, regelmäßig und schonend, die armen Leute in eine bessere, vernünftigere und für das bürgerliche Leben brauchbarere Seelenstimmung zu bringen, geschickt und mit äußerster Sorgfalt, vieler Psychologie und noch mehr Volkskenntniß angelegt war.

Aber er mußte noch mit dem Henker unterhandeln, daß

er dieses gethan hatte. Am Tag darauf stand er ihm vor der Thür und brachte die unterthänige Vorstellung ein, „daß er einmal Henker sei und kein Brod habe, so der edle Junker den Galgen abschaffe und auch den Pranger nicht mehr gebrauche, wie es die Zeit her geschehen.“ —

Arner dachte wohl, er könnte ihm sagen, er sei noch jung und stark und könnte noch wohl etwas anderes lernen, als Menschen hängen und auspeitschen; aber er wußte, was das in der Welt für Schwierigkeiten habe und fand es billig, wenn die Gesellschaft Jemand in ihrem Dienst zu etwas mache, daß er fast nichts mehr anderes werden könne, so müsse sie ihn dann auch erhalten, wie er sei. Er fragte ihn, wie viel ihm sein Dienst eingetragen, da er noch nichts zu klagen gehabt. Auf seine Antwort bot er ihm das Doppelte an und im Heimgehen wünschte dieser herzlich, daß auf diese Weise alle Galgen in der Welt abgingen.

Aber der Junker mußte noch mit mehrern Leuten, als nur mit dem Henker, verhandeln, die durch die gute Ordnung dienst- und brodlos wurden. Ich mag sie nicht nennen.

Am Ort, wo der Galgen gestanden, richtete er eine Säule auf mit der Ueberschrift: „Das Hochgericht abgeschafft durch gute Ordnung 1786.“ Nun ließ er auch die Urkunden seines Volksfestes öffnen und der Gemeinde vorlesen und bestimmte den Mai künftigen Jahres zur ersten Feier desselben. Mit diesem Schritt hielt er sein ganzes Unternehmen in Absicht auf dieses Dorf in allen seinen Theilen nun vollendet, oder damit ich mich richtiger ausdrücke, vollkommen angefangen.

56. Ein Bild der Welt im Wirrwarr von Irrthum und Trugschlüssen.

Indessen vernahmen sie in Bonnal die ganze Zeit nichts vom Herzog. Bylifsky schrieb zwar immer an Arner, forderte forthin Nachrichten vom Fortgang der Sachen, billigte Schritt für Schritt, was sie vornahmen, lobte und ermunterte in jedem Brief den Lieutenant, aber vom Herzog nie eine

Silbe. Arner fand es selbst sonderbar und sagte geradezu, es mache ihn besorgt. Der Lieutenant hingegen widersprach allemal, wenn davon die Rede war, und behauptete, das ändere im Ganzen nichts und man könne auf ihn zählen wie Gold, er habe ihm schon in Bonnal den Wink gegeben, daß es so kommen könnte, da er beim Pfarrhaus die Worte zu ihm gesagt, deren er sich noch gar wohl erinnere: „Er solle ganz handeln, wie wenn er ihn nicht kennte und wie wenn er nicht in der Welt wäre." —

Er hatte Recht; seitdem Bylifsky den Entschluß genommen, den Dickhals in seiner Arbeit, den Herzog über das Bonnalerwesen erkalten zu machen, nicht zu stören, bis es Zeit sei, konnte er ihnen auch nichts weiter sagen Es war ein Meisterstück der treuen Ehrlichkeit und der sichergehenden Unschuld gegen den höchsten Flug des feinsten und schlausten Gegnermuths. Er ließ Helidor vollkommen siegen. Der ganze Hof sang sein Lied. Der Herzog selber sagte, es sei mit dem Bonnalerwesen ein Traum und nichts Anderes, und Jedermann glaubte, Bylifsky lasse es gelten und schäme sich jetzt selber, daß er so viel daraus gemacht.

Niemand als der Dickhals sah, daß der Feind sich nur zurückgezogen und daß er ihn nichts weniger als geschlagen habe, sondern vielmehr ganz sicher noch einen Kampf mit ihm zu bestehen haben werde; er fühlte auch, daß die Siegerstellung, in der er zu stehen schien, nichts weniger als vortheilhaft für den Angriff, der ihm bevor stehen könnte, sei; aber es war zu spät; der Ton war gegeben, und er konnte jetzt nichts mehr machen, als die Umstände abwarten und Bylifsky beobachten, was langweilig und schwer war, weil dieser nichts that (versteht sich in diesem Stück), und es ist Steintrager-Arbeit, passen und lauern, wo sich nichts regt; und dazu machte er Bylifsky mit seinem Lauern noch Vergnügen: das Vollaug konnte nicht anders, als sich aufthun, wenn dieser um den Weg war; so sehr sein Meister sonst sein Gesicht und seine Falten in seiner Gewalt hatte, und so gern er gegen Jedermann that, als ob er Niemanden achte, so konnte er es jetzt nicht mehr gegen Bylifsky. —

Aber es war lange nicht so; sehr lange glaubte er, er habe das Feld wirklich behauptet und der Eindruck, den er mit dem Wort: „Die Welt ist ein Narrenhaus", mit seiner Terne und Quaterne, und mit vielem andern auf den Herzog gemacht, habe Bylifsky mit seiner Träumerprotektion gänzlich zum Schweigen gebracht.

Der Herzog war fast ganz abgelenkt; es that ihm freilich manchmal noch weh, das schöne Ding für Nichts zu achten und ganz aus dem Kopf zu schlagen; aber Helidor wußte immer alle seine Launen zufrieden zu stellen und ihn vergessen zu machen, was er wollte, daß er vergesse. Aber so recht wohl war ihm doch nicht. Bei aller äußern Freundlichkeit, mit der ihn der Herzog behandelte, fühlte er sich doch in seinem Innern von ihm abgestoßen, wozu wohl auch das Bewußtsein jenes Juwelendiebstahls, der allerdings wieder in Ordnung gebracht und vertuscht worden war, das Seine beitragen mochte. Bylifsky aber that seine Geschäfte und ließ kein Wort mehr von Bonnal fallen. Ein einziges Mal sagte der Herzog zu ihm: Es ist Schade, daß auch dieses nichts ist, und es thut mir weh; aber es ist wahr, die Menschen sind nicht in der Welt, die darin sein müßten, wenn man so etwas als eine Staatssache ausführen wollte. Ihro Durchlaucht! erwiederte Bylifsky, der Mensch ist ein sehr gelehriges Thier*), aber man muß ihm Alles zeigen, was er nicht kann, und ihn zu Allem anführen, was er sein muß, und so ist es auch mit diesem, man muß ihn dazu anführen.

Ach Gott! sagte der Fürst, das ist nicht möglich, und brach das Gespräch ab. Der ganze Hof meinte, er habe Alles aus dem Sinn geschlagen; und Sylvia, die auch wieder da war und ihren Fleischerhund völlig wieder vergessen hatte, streckte den Hals wieder wie vordem, und wie sie ihn wieder streckte, wuchs in ihrem alten lahmen Seelchen der einzige Muth, der darin Platz hatte, der Muth, sich zu

*) Anmerkung. Muß ich auch hier wiederrufen? Ich sage nicht, der Mensch ist ein Thier, ich sage nur, der Minister Bylifsky hat gesagt, der Mensch ist ein gelehriges Thier. —

rächen; sie glaubte, es sei jetzt die rechte Zeit und erzählte die Bettlergeschichte des hergelaufenen Lieutenants und den Brodmangel des armen Mannes, der ihn zum Schulmeisterhandwerk gezwungen, wo sie konnte; und so, wie die Karten lagen, gab es viele Herren und Damen, die das gern hörten, und was sie nur wußte und noch mehr dazu, erzählte sie von diesem Landstreicher, der ihren guten Vetter mit seinen Dorfkindern bis in des Herzogs Stube habe hineinbringen können, wo er jetzt noch hänge, aber vielleicht nicht lange mehr hängen werde. Das ist wohl wahr, sagte Einer, der den Herzog recht gut kannte, und es nimmt mich Wunder, wenn er ihn nicht einmal verbrennt oder zum Fenster hinaus wirft — und erzählte, wie er den Bauernbuben die Haare abschneide, wie er sie schön schreiben und Feldmessen lehre, indessen der blinde arme Vetter seinen eigenen Buben in der größten Unwissenheit aufwachsen und zu einem Bauerntölpel werden lasse, daß weit und breit wohl kein größerer herum laufe; vergaß auch die schöne Frau nicht, die dem Herr Lieutenant sein Glück gemacht und ihm die ganze saubere Schulordnung eingerichtet, und was das für ein Mustermensch sei, und wie es mit seinen Kindern umgehe, wenn etwa einem ein Wort entrinne, das dem Hrn. Lieutenant und Kompagnie nicht anstehe, wenn es schon wahr sei.

Das gab dem Müßiggängervolk, das vom Helidor schon auf diesen Ton gestimmt war, Stoff, darüber sein Gespött zu treiben; und da sie meinten, der Minister achte es nicht und dem Liebling sei es Weihrauch, so that's jeder; man spöttelte am Spieltisch, man lächelte an der Tafel, man bemitleidete in der Gesellschaft, man höhnte laut unter vier Augen; die tiefste Niederträchtigkeit rühmte die Engelseele des Junkers, der sich zu solchen Narrheiten verleiten lasse. Ein Geistlicher sagte: Im Himmel, im Himmel! da sehen wir den heiligen Engeln gleich; aber auf Erden, setzte der Priester hinzu, gehört der Bauer in den Koth, und die Obrigkeit hat das Recht zu fischen und zu jagen. Ein Philosoph meinte, es könnte nicht anders sein, es müßte kommen wie in der verkehrten Welt, wo der Esel dem Herrn

den Bart putzt: Barone und Grafen, wenn sie verlumpten, müßten so Bauern werden; und Bauern, die schackerten, könnten Barone und Grafen werden, und man könnte dann keine Dienstleute mehr finden.

Es ist dumm, sagte ein anderer, das ist ja, wie wenn das Menschengeschlecht in der Welt zu spinnen und zu weben wäre, es ist viel zu edel dafür. —

Just umgekehrt, sagte ein anderer, wenn das Menschengeschlecht edel wär, so könnte man wohl so etwas mit ihm probiren, aber Gott behüte uns vor seinem Adel; — die Quelle alles dieses Narrenprobirens ist just, daß man das glaubt und das natürliche Verderben der Menschen nicht erkennen will; aber man gehe nur aufs Dorf, setzte er hinzu, und probire, wer einem danke, wenn man ihm etwas Gutes rathen will; ich habe es erfahren, ich habe auch Projekte gemacht und es gewiß gut gemeint, aber der Mensch ist im Grund verderbt und nimmt das Gute nicht einmal an, wenn man ihm es noch so deutlich sagt, und so zu sagen, umsonst zeigen will.

Selig wer für sich selber sorgt, sagte ein Raucher, und blies dem andern, der vor ihm stand, den Knaster ins Gesicht.

So war es jetzt. — Selbst der Fürst hörte hie und da ein Wort von diesem Unfug; aber er zeigte, daß er keinen Gefallen daran habe, und wich aus, mit Jemand davon zu reden.

Es gab immer noch Augenblicke, wo ihm das Wasser in die Augen kam, wenn er vor Arner und seinen Kindern stand, aber das war ihm auch nicht recht. — Daß ich doch so ein Narr bin und mich immer mit meinen Träumen plagen muß, sagte er einmal, da ihm seine Augen so zur Unzeit darüber naß wurden, zu sich selbst; sein Herz schlug ihm, da er's sagte. Er blieb noch einen Augenblick vor dem Gemälde stehen, sah es starr an, sagte dann wieder: Nein, es ist doch nichts als Traum! — und einen Augenblick darauf: Es betrügt und plagt mich. — Mit dem Wort warf er einen Marmor, der auf seinen Papieren ihm

an der Hand lag, gegen das Gemälde hin, der ging durch, machte mitten durch Arners Kopf einen Riß — wie es gewöhnlich geht, wenn Fürsten einem Menschen im Mißmuth das an den Kopf schmeißen, was sie in Händen haben.

Aber der Herzog schämte sich, sobald Arner das Loch im Kopf hatte, und nahm das Gemälde mit eigener hoher Hand von der Wand herunter, that es hinter den Schlüssel, wo Niemand so leicht hinkommt, sah es noch einmal, ehe er die Thür verschloß, mit einer Art von Wehmuth, die ihn wieder weinen machte, an und sagte dann zu sich selber: Er hat doch das nicht verdient! — Aber es war nun einmal so; es war von der grauen Wand herunter, der Dickhals hing wieder allein da, wie vorher, doch wußte kein Mensch, wie es gekommen, und der Herzog sagte auch dem Helidor nicht, was begegnet; aber das Affenvolk von der Dienerschaft glaubte es dennoch zu wissen, hielt es für ein untrügliches Zeichen der allerhöchsten Ungnade, und diese Notablen des Herzogthums, die in den Gemächern des Fürsten aus- und eingehen, trieben jetzt die Unverschämtheit, über den Arner und sein Wesen zu reden, aufs Aeußerste, so, daß Helidor selber anfing zu widersprechen, wenn es zu bunt ging; es machte ihm wirklich bang, ihr wisset warum, aber er konnte jetzt nicht mehr helfen; er hatte den Bach anlaufen lassen und nun war es umsonst, dem Wasser zu sagen, wie weit er gern hätte, daß es naß mache. —

Der arme General saß bei Hof wie auf Nadeln. Er war gekommen, und meinte sein Vetter wäre oben am Brett, und der Herzog werde sicher mit ihm von ihm reden; — jetzt war es so, der Herzog hatte noch kein Wort mit ihm gesprochen. Bylifsky wich ihm aus und der Hof spottete, wenn von ihm die Rede war. Das einzige liebreiche und billige Wort, das er über den Vetter gehört, war von Helidor; auch schrieb er ihm folgenden Brief:

„Armer Vetter!

Du bist betrogen! Der Minister, der dir aufs Dorf hinaus so freundlich schreibt, thut hier, als wenn du nicht in der Welt wärest; ich habe ihn so vielmal gesehen, und

noch kein einzigesmal gehört nur deinen Namen aussprechen; es scheint, deine Sachen müssen dem Herzog von einer Seite vorgestellt worden sein, daß sie ihm mißfallen. Jetzt läßt es Bylifsky gelten, und schweigt von Allem. Auch dein Gemälde ist, wie ich es mir aber vorher eingebildet, aus dem Kabinet fort, und Helidor hängt wieder allein darin. Meine Ehrlichkeit fordert, daß ich dir das Alles sage; du hast keinen Menschen hier, der sich deiner annimmt; und so ist doch zuletzt Alles wahr, was ich dir im Anfang gesagt, daß du dich umsonst plagst; du wirst es nicht glauben, aber wenn Jemand noch hier ist, der es gut mit dir meint, so ist es Helidor; es möchte mir das Herz zersprengen, daß der andere jetzt so gegen dich ist, wie ich ihn jetzt kennen gelernt."

So schrieb der General und meinte, daß das, was er schrieb, so wahr als das Wort Gottes sei. — Er hatte ja Alles mit seinen Augen gesehen und mit seinen Ohren gehört, und es fehlte ihm gar nichts, als die Ursachen und der Zusammenhang davon. —

---

57. Das Gewäsch über Arners Wesen, das in den Tag hinein so laut tönte, wird dann wohl enden.

Der Hof vernahm jeden Schritt, den Arner weiter that. Aber die Nachricht von der Abschaffung des Galgens und vom Zusammlegen der 40000 Gulden schien unglaublich. Man zog Nachrichten ein; die Sache bestätigte sich. Der ganze Hof staunte und der Herzog sagte auch bei diesem Anlaß, der Traum ist himmelschön; aber je weiter er ihn treibt, je deutlicher fällt es auf, daß die Ausführung im Großen unmöglich.

Man hat's ja in B** und D** erfahren, daß es mit dem Galgen nicht so angeht, sagte das Hofvolk —

Aber es ist doch erstaunlich, daß es ihm glückt, sagten einander einige Weiber. Dennoch spottete man jetzt nicht mehr so; man hielt das Wesen nunmehr für eine Rarität und für einen Guckkasten, und es wurden Partieen abgeredet, auf

den künftigen Sommer das Wesen in Bonnal zu schauen, wie man Partieen abredet, den Gletscher zu sehen, und vor Kurzem auch den Micheli von Langnau. Dieser Gang der Dinge aber gefiel dem Helidor gar nicht, er fing an darüber sehr ernsthaft zu werden; das unabänderliche Schweigen Bylifsky's bei seiner eben so ununterbrochenen Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand ängstigte ihn, wie ihn noch nichts ängstigte; es ahnte ihm, was ihm bevorstand und er verhehlte es sich nicht, es nähere sich ein Sturm, der ihm seinen Sieg entreißen könnte. Dieser Mensch, sagte er zu sich selber, zieht mich durch die Stille, mit der er seinen Karren anhaltend fortschleppt, in den Grund. Er wußte, daß Bylifsky seinen Briefwechsel mit Arner beständig unterhielt und daß er seit ein paar Monat alle Wochen zwei Abende regelmäßig mit Endorf, der an der Spitze der Finanzen, und Nelkron, der an der Spitze der Justiz stand, ganz allein zubringe, wußte, daß diese zwei alten Diener des Herzogs seit Anfang seiner Regierung allen Projekten desselben entgegen gewesen, und ohne Widerrede in Beziehung auf den Zustand der Verwaltung des Landes und die Quellen seines Wohlstandes entscheidende und äußerst ausgebreitete Kenntnisse hatten. Diese beiden Männer schwiegen jetzt über Arners Thun, wie Bylifsky; Helidor kam nicht dazu, ihnen ein Wort zu entlocken, wie sie darüber dächten. Er fühlte, daß das Wetter von dieser Seite gegen ihn anrücke und war äußerst betroffen; da er sonst mit seiner weiten Nase Alles schnell roch, hatte er doch dieses lange nicht gerochen und ließ es sich vor wenigen Wochen nicht von Ferne träumen, daß Bylifsky in dieser Sache mit diesen Männern einstimmig werden würde, aber es war nun so, — sie hatten es Monate lang überlegt, aber nunmehr sich bestimmt erklärt, die ehemaligen Projekte des Herzogs seien alle darauf hinaus gelaufen, man solle trauen und geben; von diesem hingegen bestehe das Wesentliche darin, zu machen, daß man trauen müsse, und vom Geben sei gar keine Rede. — Auch habe man bei den andern Projekten immer alles Gute, das schon da gewesen, wie nichts fort-

fliegen und wie die Goldmacher das Gold im Rauch aufgehen lassen. Arner hingegen suche mit der thätigsten Sorgfalt ein jedes auch noch so kleines Gute, das schon da sei, zu erhalten, zu nutz zu ziehen und höher zu treiben; auch passe er alles Alte seiner Manier an, und er überflügle dadurch diese Freßthiere wie ein Adler eine Fledermaus. Sie erkannten selber, er binde den Faden der Justiz und Finanz da wieder an, wo bis jetzt alle Weisheit der Kabinete sein Abschneiden nicht hindern konnten, und wirke bestimmt auf diejenige Stellen und nach denjenigen Gesichtspunkten, die theoretisch schon längst allgemein als die Hauptstellen und Hauptgesichtspunkte, auf welche und nach welchen man bei aller wahren Menschenführung wirken soll, anerkannt seien, indessen aber niemals durch praktische Versuche, mit richtiger Uebersicht des Ganzen, also erprobt worden, wie er es gethan. —

Sie gestanden, die Finanz, wie sie gegenwärtig betrieben werde, halte sich fast nur bei der Ausbeute auf; er hingegen steige bis in das Innere des Berges und mache bei den Quellen der Ausbeute Ordnung, wo fast noch nie eine gewesen.

Eben so bekannten sie, der wahre Vortheil der Landesgerechtigkeit hänge ganz von dieser Sorgfalt für die Quellen der Finanz ab.

Nelkron sagte deutsch, die Finanz des Staats bleibt ein ewiger Meerstrudel, der Alles, was sich ihm nähert, in seinen Abgrund verschlingt, und nie etwas wieder gibt, und die Gerechtigkeit ist wie die Pest, die öffentlich tödtet, was sie im Finstern ansteckt, so lange die Menschen nicht zu dem gemacht werden, was sie sein sollen, und die Leitung, Führung und Bildung der Menschen nicht einerseits mit ihren Umständen überhaupt, anderseits mit den Bedürfnissen der Finanz und den Forderungen der Gerechtigkeit in Harmonie gebracht werden. Die gute Bildung des Menschen zur Industrie, das ist, zur Hervorbringung und Zurathhaltung des Hervorgebrachten, oder zum Verdienst und zur Sorgfalt für das Erworbene, sei das einzig wahre Mittel,

zu diesem Ziel zu gelangen, und dadurch auch der endlichen Erreichung der höhern Endzwecke der Staatsgesetzgebung näher zu rücken, und namentlich die Vereinfachung der Finanzoperationen dahin möglich zu machen, daß der Beitrag der einzelnen Menschen zu den öffentlichen Abgaben zwischen den Belasteten in ein billiges Ebenmaaß gebracht, und ihre Erhebung nicht weiter durch die volksbedrückenden Umstände, mit denen sie begleitet, der Quelle aller Staatsresource ohne Maß mehr schade, als der Betrag des Beitrags von Seiten der zerrütteten niedern Stände ihm werth sein kann — anderseits den Quellen der Verbrechen zu steuern, die so sichtbar und so allgemein von dem Mangel der Bildung der Menschen für die Befriedigung der in der Welt immer wachsenden Staatsbedürfnisse herrühren.

Sie machten keine Schwierigkeit, mit Bylifsky einzutreten, dem Herzog als eine Staatsangelegenheit vorzutragen, Arners Volksbildung in ihren Grundsätzen genau und mit dem Zweck zu untersuchen, den Mitteln nachzuforschen, ihre Ausführung allgemein zu machen.

Auch fanden sie zum Voraus, dieser so weit gehende Vorsatz fordere keine andere Einmischung des Staates, als erstlich einen öffentlichen Lehrstuhl über die Wissenschaft der Volksführung nach Arners Grundsätzen, um besonders den jungen Adel auf sein großes Interesse in dieser Sache aufmerksam zu machen; zweitens, die Errichtung einer Staatskommission, die mit dem Wesentlichen dieser Grundsätze, sowie mit den Lokalbedürfnissen und Lagen der verschiedenen Theile des Reiches bekannt, mit den einzelnen Personen, die mehr oder weniger auf dieses System zu arbeiten sich entschließen würden, in Verbindung treten müßte, um sie mit ihrem Rath und ihren Einsichten zu unterstützen, mit dem Erfolg sowohl, als mit den Schwierigkeiten ähnlicher Versuche bekannt zu machen, und indessen selbst genaue Tabellen von dem allseitigen Fortgang der Sache aufzunehmen und sich so des wahren Zustandes eines jeden einzelnen Versuchs in allen seinen Theilen zu versichern hätte, um die Mittel zur Hand zu bringen, den allseitigen Fortgang der Sache

von Staatswegen zu befördern und das bestimmte Maß des Einflusses dieser verschiedenen Versuche auf das Ganze so richtig beurtheilen, als leiten zu können, wobei indessen Niemanden im Lande zugemuthet würde, weder mittelbar, noch unmittelbar mit dieser Staatskommission in Verbindung zu treten, wenn er nicht wollte.

Das war ihr Plan. Sie rechneten in demselben gar nicht auf die Tugend der Menschen, sondern blos auf ihre Gierigkeit; aber sie wußten, daß ihre Tugend wie ein Pfropfreis auf dem wilden Stamm dieser Gierigkeit kann veredelt werden und auf demselben so feine Früchte zu tragen im Stande ist, als ihre Natur jemals hervorgebracht hat.

Nelkron sagte, daß die Ausführung dieser Grundsätze möglich sei, zeige sich darin, daß die ersten Menschenfresser dieser Erde den Schafpelz dieser Grundsätze anziehen müßten, um dadurch zu ihrem Fraß zu gelangen, wie zu lesen in den Lobpreisungen des Fleißes, der Betriebsamkeit und der häuslichen Glückseligkeit, als den ersten Stützen des Staates, in Kabinetsordern und motivirten Befehlen bestohlener Fürsten an ausgesogene Völker.

Auch das fanden sie, Arner wäre nicht dahin gekommen, den Galgen abzuschaffen und in einem Dorf einen Steuerfond entstehen zu sehen, wenn er auf diese bestimmten Endzwecke hin gearbeitet hätte; sondern er sei eigentlich dadurch dahin gekommen, weil er nichts gesucht, als jeden einzelnen Menschen in seinem Dorf für sich selbst und für das Seinige in Ordnung zu bringen; die weiteren allgemeinen Gesichtspunkte seiner Dorfregierung hätten sich ohne besondere Anstalten von selbst ergeben blos als Folgen seiner Aufmerksamkeit auf den Fortschritt seiner Dorfleute in ihrer Privatweisheit, Privatordnung und ihrem Privatwohlstand, den er abgewartet und benutzt habe.

Diese Bemerkung schien sie auf eine einfache und sichere Art zu dem Grundsatz zu führen, daß die größeren Gesichtspunkte der Staatsweisheit bei einem Volk auf eben diese Art müßten erzielt werden, und daß ihre Erreichung ebenfalls darauf ruhe, daß die Regierung in ihren größeren

Kreisen ihre Aufmerksamkeit und ihren Einfluß ebenso dahin lenke, daß ein jedes Glied der Gesellschaft für sich selbst und für das Seinige in eine gute Ordnung gebracht und darin erhalten werde; woraus sich denn auch die größeren Staatsendzwecke, die Verbesserung der Finanz und Justiz, als natürliche Folgen des allgemeinen Fortschritts der Menschen, den man nur abzuwarten und zu benutzen habe, ganz von selbst ergeben würden.

Sie betrachteten in diesem Gesichtspunkt einen ganzen Abend den Einfluß der Reformations-Epoche auf Europa und erstaunten bei der Bemerkung, wie wenig es zur allgemeinen Erheiterung der Regierungen über die ächten Grundsätze, die Menschheit weiter zu bringen, beigetragen, daß alle Länder, in denen durch die Reformation die Aufmerksamkeit der einzelnen Menschen auf ihre geistliche und zeitliche Wohlfahrt und Sicherheit allgemein rege gemacht worden, einen so auffallenden Vorsprung gegen die katholischen Länder, in denen diese Aufmerksamkeit der einzelnen Menschen auf ihre Wohlfahrt und Sicherheit damals durch Nichts so lebhaft rege gemacht worden, genommen hätten.

Und wie es denn geht, sie kamen in diesem Gespräch auf das neue Märchen, daß in Europa eine Kirchenveränderung vorbereitet werde, die den Priestern in beiden Kirchen eine größere Gewalt einräumen solle, um dadurch die Kirchen wieder zu einigen. Nelkron, der alte Feind der Pfaffen und ihres Einflusses, wies auf den Fortschritt hin, den seit zwei Jahrhunderten die reformirten Länder vor den katholischen in Bezug auf den Wohlstand der Einwohner sowohl, als die Finanzen und alle Kräfte des Staates gemacht haben, eine Thatsache, die jedes Kabinet gegen eine solche Vereinigung empören müsse. Wenn je etwas wahr ist, sagte er, so ist es das: Die Stärke eines Staates ruht darauf, daß seine Glieder Raum und Kraft und Reiz finden, an Leib und Seele für sich selbst zu sorgen; aber eine solche kirchliche Einrichtung würde diesen Raum einschränken und die Kraft und den bildenden Reiz im Menschen erschlaffen, wie weiche Betten die Glieder eines Kämpfers. Geschichte und

Erfahrung beweisen, daß die Kräfte des Menschen und ganzer Geschlechter schwinden, wenn sie dahin gebracht werden, zu glauben, es sorge Jemand ohne ihr Zuthun an Leib und Seele für sie, heiße er dann, wie er wolle, König oder Priester.

Es ist doch noch ein Unterschied, ob der König oder Priester gemeint sei; es sind dem Menschen für den König seine fünf Sinne nicht halb so feil, als für den Priester, sagte Bylifsky.

Da haben Sie Recht, erwiederte Endorf, es ist als wenn er seiner Natur nach nicht anders könnte, als für die Sache seiner gottesdienstlichen Lehre blind sein; er ist es sicher nicht den zehnten Theil so stark und so gern für das System seines Königs in der Verwaltung des Landes. Aber überall und in Allem hört der Mensch auf, die Ohren zu spitzen und die Augen offen zu halten, sobald er sich sicher glaubt; im Gegentheil macht ihn nichts so Augen und Ohren brauchen und auf seiner Hut zu sein, als das rege Bewußtsein der Unsicherheit und Trennung; und wenn etwas auffallend wahr ist, so ist es dieses: Das Aufgeben dieses regegemachten Gefühls der Unsicherheit in Religionssachen könnte eine unabsehbare schädliche Wirkung zur Abschwächung der dem Menschengeschlecht so allgemein und dringend nothwendigen Vorsichtigkeits- und Sorgfaltskräfte hervorbringen.

Das ist richtig, erwiederte Bylifsky, es könnte unmöglich anders sein; der Glaube, es sei mit der Religion Alles in Ordnung, müßte die Menschheit nothwendig über diesen Punkt blind und sorglos machen; und eben so nothwendig müßten die in seinem Innersten begünstigte Schwäche und Sorglosigkeit sich auf das Ganze seines Zustandes und seiner Stimmung ausbreiten — und doch wäre dieser Glaube, es sei dann mit der Religion Alles in Ordnung, das öffentliche Ziel einer solchen Vereinigung.

Endorf aber meinte, die Welt sei zu stark vorgeschritten, als daß sie jetzt noch etwas von einer Schlinge zu befürchten hätte, die ihr von dieser Seite gelegt werden könnte.

Aber Nelkron sagte, der Mensch legt sich mit Leib und

Seele so gern auf die faule Haut, und es kommt darauf an, wie weit die Urheber eines solchen Vereinigungsplans einen mehr oder minder klugen Gebrauch von dieser Menschenschwäche, die unsere Tage ganz besonders auszeichnet, machen würden. Wenn sie z. B. den ersten Becher dieses Seelenopiums Fürsten austrinken ließen, so bin ich sicher, daß ganze Völker nach ihnen die Hefen dieses Schlaftranks hinunterschlucken wie einen Göttertrank.

Der Grad unserer Aufklärung macht das unmöglich, meinte Endorf.

Schweig' doch mit deiner Aufklärung, erwiederte Nelkron; wenn ich das Wort höre, so fällt mir der Stadt-Rathsherr ein, der über seinem Glauben an diese Aufklärung eine Wette mit einem Schauspieler verlor. Er behauptete, seine (nämlich des Rathsherrn) Stadt sei zu aufgeklärt, als daß sie ein schlechtes Theaterstück nicht ausspfeifen würde. Der Schauspieler erwiederte, die dümmste Harlekinade müsse der Stadt gut genug sein und mehr gefallen, als Alles, was sie bisher gesehen. Der Herr Rathsherr ließ sich in seiner Stadt gegen den Fremden so weit herab, daß er mit ihm wettete, das sei nicht möglich; und dieser mit der Zuversicht eines Mannes, der in seinem Leben schon durch gar viele Thore gegangen, nahm des Rathsherrn Wette an, spielte zwei Stücke, und die gute Stadt klatschte dem Narrenstück und gähnte beim guten. — Einen Augenblick darauf sagte er noch: Die Geschichte der großen Welt oder vielmehr der großen Städte beweist nicht auffallender, als daß dieses Phantom unserer Zeit, die Aufklärung, wenn sie einseitig vorschreitet und nicht auf den wahren Wohlstand des Volkes, auf gute häusliche Sitten und bürgerliche Weisheit gegründet wird, leicht eine Wendung nehmen kann, den Menschen in eine seinem wilden Zustand sich nähernde Verthierung (abrutissement) hinabzustürzen, in welcher die religiöse Schwärmerei dann wirklich gegen diese Aufklärung wie ein Himmelslicht, das mitten im Rauch und Dampf eines fürchterlichen Erdbrandes leuchtet, erscheinen könnte.

Gott bewahre uns vor beiden, vor dem Dampf des Erdbrandes und vor der Lufterscheinung, die mitten im Erdbrand wie ein Himmelslicht leuchtet! sagte Endorf.

58. Ein Schurkenversuch, der aber mehr als halb mißlingt.

Aber was würden Sie thun, wenn auch Nelkron und Endorf anbringen würden, das Raritäten-Dorf in Bonnal verdiene die Aufmerksamkeit der Regierung? — So sagte der Liebling dieser Tage zum Fürsten, als dieser unter Scherz und Tand mit ihm das Schach zog.

Du willst mich das Spiel verlieren machen mit dieser dummen Frage, sagte der Fürst.

O, ich will Ihre Antwort gern erst dann, wenn Sie Ihren Zug gethan haben, versetzte Helidor.

Da steht er, sagte der Fürst, that den Zug und wiederholte: Eine dümmere Frage konntest du nicht wohl erdenken.

Helidor. Aber warum das, Ihre Durchlaucht?

Fürst. Es sind im Lande nicht zwei Männer, vor denen du sicherer sein kannst, daß sie in ihrem Leben nie auf ein solches Projekt eingehen werden, als diese.

Helidor. Ich glaubte es auch; aber doch nimmt mich Wunder, was Ihre Durchlaucht thun würden, wenn sie Ihnen jetzt mit einem kämen.

Fürst. Genau das, was ich thun würde, wenn der Mond auf die Erde herunter fiel: vorher Niemand ein Wort davon sagen.

Helidor. Sie halten es also für ganz unmöglich?

Fürst. Ganz sicher — Schach dem König —

Helidor zieht.

Fürst. Der war gut —

Helidor. Aber es ist sicher nicht unmöglich, daß Nelkron und Endorf mit dem Bonnaler Wesen und mit Projekten, die sich darauf gründen, kommen werden.

Fürst. Hast du deinen Kopf verloren, daß du anfängst so zu träumen? Sie haben in ihrem Leben noch zu keinem

keinem Projekt Ja gesagt, und dadurch in zwanzig Jahren den Ruhm behalten, sich selbst und mich hierin nie betrogen zu haben; und diesen werden sie gewiß nicht verlieren wollen.

Helidor. Das Alles weiß ich; doch halte ich es für mehr als wahrscheinlich, sie gehen mit Bylifsky auf die Bonnaler Projekte ein.

Fürst. Dieser redet ja selbst kein Wort mehr davon.

Helidor. Das wird schon kommen; er schweigt, um dann desto sicherer mit Erfolg davon zu reden.

Der Fürst lehnt sich zurück, hört auf zu spielen und sagt: Was ist das? Was setzest du mir in den Kopf? Was weißt du?

Helidor. Ihre Durchlaucht! Ueber Jahr und Tag läuft eine regelmäßige Korrespondenz zwischen ihm und Arner; und bei der Menge seiner Geschäfte, bei der Vernachlässigung aller seiner übrigen Korrespondenz sendet er immer Briefe von sichtbarer Weitläufigkeit und Schwere dahin und empfängt noch viel größere, und monatlich ganze Rollen Papiere von dort her. Von allem dem sehen weder Ew. Durchlaucht, noch ein Mensch am Hofe ein Wort; hingegen kommen Nelkron und Endorf seit Monaten alle Donnerstage und Samstage Abends zusammen, das weiß ich gewiß; die Papiere von Arner liegen dann auf dem Tische und die vorige Woche haben sie alle drei eine Schrift unterzeichnet, die mitten unter Arners Papieren da lag; — das ist eins. — Dann ist die Abschaffung des Galgens und das Projekt mit dem Steuerfond; das sind beides nicht Sachen, von denen man glauben kann, sie seien ohne Rücksicht auf größere Gesichtspunkte von dem guten Arner blos zum Nutzen und Frommen seines Dorfes ausgeheckt worden. — Er schwieg jetzt und sah den Eindruck, den es auf den Herzog machte. Dieser saß staunend da, stieß seine Lippen vorwärts, nahm sie dann wieder zurück unter die Zähne und sagte dann: Wenn du dich nicht irrest, so ist das die sonderbarste Sache, die mir in meinem Leben begegnet.

Helidor. Ich irre mich gewiß nicht und auf alle Umstände, die ich erzählt, können Sie bauen.

Fürst. Bei allem dem scheint mir die Sache noch unglaublich.

Helidor. Sie ist aber sicher und sie werden Ihnen gewiß mit einem Menschlichkeitsprojekt kommen.

Fürst. Ich will sehen, was es gibt.

Helidor. Werden Sie ihnen Gehör geben?

Fürst (nach einigem Sinnen). Das weiß ich nicht.

Helidor. Aber ich weiß es, Sie werden es thun.

Fürst. Träumst du noch einmal in einer Stunde?

Helidor. Nein, ich weiß es, Sie werden es thun; die ganze Kraft Ihres Lebens vermag nicht, Sie von Ihrer Krankheit zu heilen und Sie werden sich mit der Luft-erscheinung ihrer Menschlichkeitsidee plagen lassen bis ins Grab.

Fürst. Laß mich! Jetzt plagst du mich und nicht die Menschlichkeitsidee.

Helidor. Es ist wahr, ich bin dem süßen Traum entgegen.

Fürst. Laß mich; auch wenn diese kommen, werde ich der Sache nicht geneigt sein.

Helidor. Aber anhören werden Sie dieselben?

Fürst. Und dann — wenn ich sie höre?

Helidor. Ihr geneigt werden.

Fürst. Das will ich nicht; ich bin aller Projekte zu sehr müde, als daß ich nicht auf meiner Hut sein werde.

Helidor. Sie nicht anzuhören, wäre die beste Hut und vielleicht die einzige, die Sie rettet.

Fürst. Das könnte ich nicht.

Helidor. Warum das?

Fürst. Wenn diese drei einstimmig sind, so würde mir mein Kopf und mein Herz voll von dem, was sie wollten, wenn ich auch kein Wort mit ihnen redete.

Helidor. Das könnte so kommen, wenn Sie einmal eintreten würden; aber Sie müssen den Anfängen wehren.

Fürst. Die Anfänge davon liegen in mir selber.

Helidor. Bylifsky wird den Umstand benutzen.

Fürst. Das ist möglich.

Helidor. Sie sollten sie nicht hören.

Fürst. Das kann ich nicht.

Helidor. Soll ich machen, daß Sie es können? —

Fürst. Das kannst du nicht.

Helidor. Vielleicht, wenn wir jetzt nicht mehr davon reden, kann ich doch etwas.

Fürst. Nein Helidor, das kann kein Mensch! Du weißt, ich setzte Alles daran, den Gedanken los zu werden, es sei den Menschen zu helfen und es dauerte ein halbes Menschenalter, ehe ich diese Plage in meinem Innern los wurde. Was mich am meisten dahin brachte, Ruhe zu finden, war mein Glaube an Nelkron und Endorf, und die Erfahrung, daß sie alle meine Projekte mit Recht für untauglich erklärten. Auf sie gestützt, faßte ich den Entschluß, kein Menschlichkeitsprojekt mehr anzuhören, bis sie einmal zu einem Ja sagten — und jetzt, wenn sie kommen und sagen würden: Arners Projekt ist gut; — urtheile selber, ob du, ob Jemand in der Welt mich abhalten könnte, sie anzuhören?

Helidor sah, daß er ihn nicht weiter bringe, lenkte ein und sagte: wir wollen dann mit einander wieder sehen, was es gibt.

---

59. Arners Trost – und ein Gespräch, welches man doch wohl überschreiben dürfte: Siehe, welch ein Fürst!

Indessen war Arner in der größten Verlegenheit, was er endlich dem General antworten wollte, der ihn mit einem Brief um den andern bestürmte, daß er doch einmal aufhöre, sich dem Hof und der ganzen Welt zum Gespött zu machen und dergleichen Zeug mehr. Therese lag ihm in den Ohren, er müsse ihm doch einmal antworten, und er saß eben an einem Brief, den er gern fertig gehabt und nicht anfangen konnte, als er plötzlich aus dieser Verlegenheit gerissen wurde. Bylifsky, der anderthalb Jahr nichts mehr geschrieben hatte, woraus man Trostgründe für den guten

alten Onkel hernehmen könnte, sandte ihm jetzt just zu rechter Zeit einen Brief, mit dem er ihn wieder einmal ins Paradies setzen konnte. Der Minister meldete ihm nämlich, „die Sachen seien nun dahin reif, daß er sich in der Lage sehe, auch das Seinige thun zu können, wie sie das Ihrige bis jetzt redlich gethan hätten; er werde auch in den nächsten zweimal 24 Stunden beim Herzog darauf antragen, seine Dorfeinrichtungen in der Absicht untersuchen zu lassen, wie es möglich sei, dieselben weiter zu verbreiten. Endorf und Nelkron seien von der Möglichkeit der Ausführung der Sache überzeugt wie er und sie würden ihn in allen Theilen unterstützen. Auch zähle er bei seinen weitern Absichten auf seinen Lieutenant und auf seinen Vogt, und er werde wahrscheinlich beide mit der Landeskommission, die er vorzuschlagen gedenke, in Verbindung bringen." — Wer war froher als Arner, daß er jetzt den Onkel wieder zufrieden stellen konnte. Er dachte beim Anfang des Briefes nicht an das Herzogthum, so froh war er, daß er der Noth seines Briefes los war, und sandte dem General, der jetzt aber auch nicht mehr am Hof war, den Brief in eben der Stunde, in der er ihn bekam, im Original, mit der einzigen Bitte, jetzt noch nicht zu viel der Sylvia davon zu sagen.

Es war vielleicht um die gleiche Stunde, daß Bylifsky den Herzog um eine Privataudienz bat, die ihm derselbe in dem Augenblick gab, in welchem er darum anfragen ließ. — Ahnend, was er wollte, und bereitet auf seinen Vortrag, nahm er ihn bei der Hand, setzte sich mit ihm an das Kamin unten an die leere Stelle, wo vor ein paar Monaten noch Menzows Arner Bylifskys Herz erquickte. Der Herzog sah sein Auge mit Wehmuth an dieser Stelle vorbei blicken. In dem Augenblick, in welchem er anfing, ihn an das Entzücken zu erinnern, das der erste Eindruck von Arners Bemühungen auf ihn gehabt, erzählte er ihm dann mit Bestimmtheit und Kürze den Gang dieser Sachen seit Jahren und Tagen, entwickelte ihm die Natur der Mittel, die Arner gebraucht, zu seinem Endzweck zu gelangen, zeigte, worin das Wesentliche ihrer Kräfte bestehe,

und wie ihre Uebereinstimmung mit den ersten Bedürfnissen der menschlichen Natur den Erfolg, den sie gehabt, nothwendig gemacht, und legte dann in ununterbrochenem Fortreden ihm ein richtiges Bild vom Zustand seines Volks vor Augen, zeigte mit Deutlichkeit den Unterschied des Zustandes aller seiner Volkseinrichtungen im Großen gegen diejenige dieses Dorfes im Kleinen und sagte: Die Millionen der Staatseinkünfte fressen sich in der Verwirrung der Verwaltung selber auf; die Quelle der Millionen versiegt im Sumpf des Schadens, den das Volk von der Unordnung nimmt, in der es gelassen wird und die Landesgerechtigkeit schlägt bei allgemeiner Verwahrlosung desselben mit dem Weiberarm ihrer Blindheit auf Gerathewohl aufs Volk zu und kennt keine Mittelstraße zwischen der Tyranneigewalt der Ketten, und der noch größern der Eidsverfänglichkeiten und der Rechtslangwierigkeiten; selber der anscheinend allgemeine Wohlstand des Landes und der steigende Verdienst des Volkes und die wachsenden Summen der Finanzeinkünfte sind ein trügender Tand, wenn der Quelle derselben nicht Vorsehung gethan und der Wohlstand der Menschen in den niedern Hütten dem Staat nicht durch einen festen Einfluß auf ihre allgemeine gute, zweckmäßige, und zuverlässige Bildung versichert wird. —

Sie wissen, unterbrach ihn der Fürst, Bylifsky! wie sehr ich dieses Alles fühle; aber eben so sehr bin ich überzeugt, daß es unmöglich ist, zu helfen. —

Bylifsky erwiederte: Durchlaucht! Ich widerspreche nicht, daß es schwer ist, zu helfen, auch daß der Endzweck zu tausend Abwegen führt, die oft schlimmer sind, als das Uebel; aber dennoch bin ich jetzt überzeugt, daß ein Mittel da ist, real zu helfen, und zwar ein einziges —

Und dieses wäre? — sagte der Herzog.

Ein bedächtiger und mit abgemessenen Schritten eingelenkter Regierungs-Einfluß auf die Bildung des Volks zur Industrie. Von dieser, sonst von Nichts auf Erden, ist zu erwarten, daß sie es einst den Fürsten möglich machen werde, die Finanzoperationen zu vereinfachen, das Drückende

ihrer Last zu heben und die Jammergerechtigkeit des Landes, die in der Lage der Verwirrung in Ewigkeit Unrecht thun muß, in Ordnung zu bringen, daß wir, was ihre zahllosen Forderungen, mit denen sie ohne alle Seelenkunde das Menschengeschlecht wie eine Lehmscholle zu modeln beginnt, auseinander setzen, ausmustern, was auszumustern ist, und das Uebrige der menschlichen Natur angemessen darzustellen, den Reiz der Umstände, Sitten und Gewohnheiten, den Gesetzen entgegen zu handeln, zu vermindern, und die Kräfte des Volks, ihnen gemäß zu handeln, zu erhöhen und den innersten Willen der Menschen selber mit denselben übereinstimmend zu machen. —

Fürst. Wie Sie träumen, Bylifsky! — Sie bringen mich ganz in meine Jugendjahre zurück.

Bylifsky. Durchlaucht! Ich habe diesmal die klare Erfahrung für mich, ohne diese würde ich nicht so reden.

Fürst. Auch diese trügt, Bylifsky! und oft stärker als sonst alles andere, wenn man sich ihrer vollkommenen Richtigkeit und Trugloſigkeit nicht ganz versichert. — Nicht wahr —? Sie denken, wenn alle Dörfer wären wir Arners Bonnal, so wäre es, wie Sie sagen, und ich stimme mit Ihnen ganz überein; aber die große Frage ist, wie's so machen? —

Bylifsky. Und auf die Untersuchung dieser Frage ist es, worauf ich bei Ew. Durchlaucht antrage.

Fürst. Es wird nichts herauskommen, Bylifsky! — Die Welt ist ein Narrenhaus.

Bylifsky. Durchlaucht! In diesem Narrenhaus sind einige Zimmer besser in Ordnung, als andere.

Fürst. Das ist wahr.

Bylifsky. Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen Menschen, die wohl versorgt, und denen, die es nicht sind.

Fürst. Auch das ist wahr. Aber es ist ein Loos in der Lotterie, unter Zehntausenden ist hie und da eines so glücklich und wird wohl besorgt. —

Bylifsky. Durchlaucht! Das ist nicht völlig so;

es sind unter dem Volk für das, was sie sein sollen, inee Menge Menschen wohl in der Ordnung, aber es könnten es freilich unendlich mehr sein, und eben diese Ueberzeugung ist, was mich zwingt, Ew. Durchl. meine Wünsche vorzutragen.

Fürst. Ich wollte wohl gern, ich könnte mein Volk in Ordnung bringen; aber Sie wissen, wie sehr ich's erfahren, daß nichts zu machen ist.

Sichtbare Wehmuth war bei diesem Wort im Auge des Fürsten. Bylifsky schwieg eine Weile; dann sagte der Fürst wieder: Reden Sie nur fort! —

Nein, Durchlaucht! fuhr Bylifsky fort, die gute Ordnung unter den Menschen ist kein Loos in der Lotterie, es steht in der Hand des Staats, durch weisen Einfluß auf seine Bildung ihn wohl zu versorgen und den ersten Quellen seines Elends mit Erfolg entgegen zu wirken.

Fürst. Was wird im Stande sein, dem Greuel aller Nothhandlungen der Gerechtigkeit und dem millionenfachen Druck der Finanzbedürfnisse abzuhelfen? Womit werdet ihr selber in dem Triebrad der Gewerbsamkeit, auf das ihr so baut, die alles vergiftende Geldwuth der Menschen im Zaum halten?

Bylifsky. Mit einem festen Einfluß der Regierung auf eine unserer Natur und den Umständen angemessene Stimmung und Bildung des Volks.

Fürst. Ist eine solche möglich?

Bylifsky. Das sollte der Erfolg, den Arners Versuche gemacht, wenigstens wahrscheinlich machen.

Fürst. Kann euch der Unterschied zwischen der Regierung eines ganzen Volks und dem Partikular-Einfluß, den ein Edelmann auf seinem Dorfe hat, entgehen?

Bylifsky. Mir nicht entgehen, wo er wirklich ist; aber eben so wenig soll mir entgehen, daß das Wesentliche der Mittel, durch welche Arner auf seinem Dorf dahingekommen ist, wo er ist, vollkommen so sicher und verhältnißmäßig für das Allgemeine mit gleicher Kraft in der Hand Ew. Durchlaucht liegt, als es für sein Dorf in der Hand meines Freundes lag.

Fürst. Ich wollte, Sie könnten mir diese Meinung verbürgen.

Bylifsky. Wer würde Ew. Durchlaucht gut genug sein für diese Bürgschaft?

Der Fürst verstand ihn und sagte halblächelnd: Niemand! —

Bylifsky merkte aber noch nichts und sagte: Ich dächte, wenn Ihnen Niemand für ein Menschlichkeitsprojekt gut sein dürfte, so würden es Nelkron und Endorf sein.

Der Fürst (ihn steif ansehend). Es ist also wahr. — Dann staunte er einen Augenblick, sagte wieder: Ich weiß es — schwieg dann wieder, war in sichtbarer Bewegung und sagte dann: Nein, auch sie sollen mir das letzte Viertel meines Lebens nicht zu Grund richten, wie mir die drei übrigen zu Grund gegangen.

Erstaunt und erblaßt sagte Bylifsky: Durchlaucht! wer sollte das thun?

Fürst. Was wollt ihr denn? Wollt ihr Geld?

Bylifsky. Nein.

Fürst. Sonderbar! Was wollt ihr denn?

Bylifsky. Von Seiten des Staats untersuchen, wie weit die Grundsätze Arners in seiner Volksführung im Allgemeinen anwendbar sind.

Fürst. Und dann weiter?

Bylifsky. Sicher nichts versuchen, als was mit Sicherheit zum Wohl des Landes kann ausgeführt werden.

Fürst. Thut was ihr wollt; aber fordert nicht, daß ich glaube, bis ich sehe.

Bylifsky. Also billigen Ew. Durchlaucht unsern Vorsatz, die Sache zu prüfen?

Fürst. Ich werde ihn sogar fordern; nur mein Glaube daran ist, was ich mir vorbehalte.

Bylifsky. Dieses wird der Untersuchung noch dienlicher sein.

Fürst. Ich sehe voraus, Bylifsky, die Untersuchung wird zu einem Plan führen, der von unermeßlichem Umfang, aber auch von einer alles Gewicht übersteigenden Last sein

wird, und muß auch sagen, es ist mir nicht anders, als ihr wollet euch gegen den Schutt eines zusammenfallenden Berges stemmen, um darunter begraben zu werden.

Bylifsky. Durchlaucht! Wir haben die Sache geprüft und sehen keine andere Last, die dadurch auf den Staat fallen kann, voraus, als die Errichtung eines neuen Lehrstuhls, um ihre Edelleute mit den Grundsätzen einer bessern Volksführung bekannt zu machen, und einer Landeskommission, um Jedermann, der Neigung zeigt, mehr oder weniger von diesen Grundsätzen auszuführen, mit Rath und Leitung an die Hand zu gehen.

Fürst. Sonderbar — sehr sonderbar — braucht ihr kein Geld? keine Gebäude? keine Anstalten? Nichts dergleichen? —

Bylifsky. Nichts dergleichen, als einige Dutzend Rechnungsbücher.

Fürst. Wozu die? —

Bylifsky. Um Alles was von den Leuten, die mit dieser Kommission in Verbindung stehen würden, versucht und gethan würde, so klar vor Augen zu haben, als ein Kaufmann die Rechnungen und den Zustand aller derer, mit denen er in Verbindung steht, vor Augen hat.

Fürst. So etwas hat mir noch Niemand vorgeschlagen.

Bylifsky. Es ist aber das Fundament von Allem, worin man solid zu Werk gehen will; es sollte nie Jemand einem Fürsten etwas vorschlagen, ohne dasselbe auf dieses Fundament zu gründen.

Der Fürst saß eine Weile in sich selbst gekehrt, wie wenn Niemand bei ihm wäre; dann sagte er: Bylifsky! der Versuch Ihres Freundes riß mich im Anfang hin, wie ein Kind, ich hätte seinen Schulmeister in den ersten Stunden zum Staatsminister gemacht; nach und nach machte mich die Erinnerung alles dessen, was mir fehl geschlagen, wieder kälter. Indessen setzt mich der Erfolg seiner Sachen in Erstaunen, und noch viel mehr die Natur Euers Antrags. Ihr wollt das Volk ohne Gewalt, ohne Zudringlichkeit und ohne anmaßliche willkürliche Einmischung,

durch den bloßen Einfluß einer gutmüthigen Leitung in ihrem häuslichen Glück weiter bringen, bloß dadurch das Drückende der Finanz und der Justiz, das Gefährliche der allgemeinen Geldjagd mindern, und eben dadurch die Wege anbahnen, die Verwaltung des Staats in allen ihren Theilen mit den Bedürfnissen der menschlichen Natur in Uebereinstimmung zu bringen, das ist Ihr Plan —! Was soll ich Ihnen sagen, Bylifsky? Ist es möglich, ich wollte Steine tragen, ihn zu erzielen; ist es aber unmöglich, so wollte ich auch, die ewige Plage, immer unnütz an solche Sachen zu denken, hätte einmal ein Ende. Ich bin alt, die Sachen fangen an, mich mehr zu belasten als in meinen jungen Tagen, kommen Sie, ich will Ihnen etwas zeigen! — Mit diesem Wort stand er auf, öffnete einen Schrank und zeigte ihm Arners zerrissenes Gemälde: Sehen Sie, wie schwach bin ich! wohin mich mein Unmuth bringt! Ich stand, es mag 3 Monate her sein, vor ihm, es kämpfte noch in mir, ob ich seinen Träumen mein Herz geben wolle, aber ich konnte es nicht und warf im Unmuth da diesen Stein gegen ihn. — Bylifsky nahm das schöne zerrissene Stück mit Wärme in seine Hand und sagte: Gottlob, daß du lieber Arner also von dieser Wand weggekommen, und nicht anders! — Der Fürst sagte: Ich darf ihn, wie er ist, nicht wieder hinhängen, sonst würd' ich es thun; aber Sie sind auch der einzige Mensch, der weiß, wie er weggekommen.

Bylifsky. Darf ich eine Gnade bitten, Ew. Durchlaucht?

Fürst. Nun welche?

Bylifsky. Dieses auch Arner sagen zu dürfen?

Fürst. O ja! Schreiben Sie es ihm — aber kommen Sie, wir sind noch nicht fertig. Damit setzte er sich und sagte: Ich will, ehe Sie weiter gehen, einer Kommission auftragen, Ihnen die Gründe vorzulegen, welche die Schwierigkeiten einer allgemeinen Ausführung der Grundsätze Arners ins Licht setzen, dann werden Sie mir Ihre Antwort einsenden.

Damit entließ er Bylifsky und als er fort war, faßte

er den weitern Entschluß, er mag Recht haben oder Unrecht, so will ich unparteiisch sein, und Helidor muß mit ihm offen fechten. Damit setzte er sich hin und sandte dem Liebling ein Handbillet, des Inhalts, er solle, wen er immer tüchtig finde, die Unmöglichkeit der allgemeinen Ausführung der Bonnaler Grundsätze in gehöriges Licht zu setzen, von seinetwegen dazu befehlen, und machen, daß diese mit möglichster Beförderung sowohl, als mit möglicher Deutlichkeit geschehe, Bylifsky werde dann solches zu beantworten haben; er aber selber wolle inzwischen mündlich mit Niemand mehr ein Wort darüber verlieren. —

Wie ein Donner in den Bergen rollt, so rollte die Zeile, „er wolle mündlich mit Niemand ein Wort mehr darüber verlieren" durch den Schädel des Lieblings; wenn der Feind in das Herz der Linien eingedrungen, ist es einem General nicht so bang, als es jetzt Helidor war; er sah keinen Ausweg, als bestimmt zu thun, was der Fürst befohlen, und eilte zusammen zu treiben, wen er immer konnte, um Einwürfe gegen Arners Grundsätze zu machen. Am dritten Morgen war fertig, was er mit seinen Helfern dagegen zusammen bringen konnte; sie protestirten aber am Ende, daß die Sache selber sich viel besser in der Natur und auf den Dörfern, als auf dem Papier widerlege.

Noch viel geschwinder, blos ein paar Stunden darauf, hatte der Herzog Bylifskys Antwort. Er protestirte aber auch fast mit gleichen Worten, daß die Sache viel besser in der Natur selber und auf den Dörfern sich zeigen und beweisen lasse, als auf dem Papier. —

Das Wesentliche dieser beiden Schriften ist in Kürze dieses:

---

60. Mene mene tekel upharsin.

1. Einwurf. Es streite wider alle Erfahrung, daß man ein Volk in der Welt so weit bringen könne, als man sage, daß Arner seine Bauern in Bonnal bringen wolle.

Antwort. Die Geschichte der Alten zeige wenigstens,

daß man ein Volk weit bringen könne; und zu versorgen sei man es schuldig.

2. E. Alle Anstalten fürs Volk, so gut man es meine und so gut man sie mache, arteten immer aus und würden oft schneller, als der Wind weht, aus Volks-Anstalten blos Pfründen für die Mantelträger und Schattenbilder der Versorger, die man dem Volk geben wolle.

A. Das sei wahr, aber sie wollten zum Voraus erklären, daß sie auf keine Anstalten antragen würden, die zu Pfründen für die Mantelträger und Schattenbilder der Volksversorger ausarten könnten. Im Gegentheil sei das Wesen dessen, was sie beantragen wollten, von einer Natur, daß es vielen solchen Mantelträgern ihre Mäntel recht schwer machen würde.

3. E. Es mangle den Landedelleuten allgemein an derjenigen Betriebsamkeit und an demjenigen Ton, der hierzu erfordert werde, wenn man so etwas von ihnen erwarten sollte.

A. Die Edelleute seien Menschen wie andere; ihre Betriebsamkeit und ihr Ton hänge von den Umständen ab, mehr, als ein Sohn vom König in England, Georg dem Zweiten, lerne Seedienste thun; viele Prinzen dienten sogar denen „Myne Herren" in Holland, es sei aber auch nicht die Rede davon, die Edelleute in ihrem Ton und in ihrer Unbetriebsamkeit zu geniren oder ihnen im geringsten etwas zuzumuthen, das gegen ihren Geschmack verstoßen könnte. Alles, was man im Sinne hätte, wäre, ihnen ein paar Spiegel zuzuschicken, sie sehen zu machen, wo sie zu Haus seien, und wo sie hinkommen könnten, wenn sie wollten mit völliger Freiheit für einen jeden sich in nichts rathen, geschweige befehlen zu lassen, bis es einem jeden seiner Gnaden auffallen würde, daß es die andern besser hätten, die sich hätten rathen lassen.

4. E. Sie seien zu träg, launig und ungeduldig, und hätten gar nicht den Geist und die Stimmung, die sie zu so etwas haben müßten.

A. Sie würden nicht durch eine Konspiration, eben so wenig durch einen ihrem Stand anklebenden Naturfehler träg, launig und ungeduldig sein; und wenn sie diese Fehler

nur wie andere Menschen hätten, so würden sie auch wie andere Menschen davon zu heilen sein.

5. E. Mit den Pfarrern sei es ebenso, sie seien weder äußerlich noch innerlich, was sie sein müßten, wenn man so etwas mit ihnen ausrichten sollte.

A. Man wolle dem gar nicht widersprechen, aber es sei wieder die gleiche Sache, wie mit den Edelleuten; auch die Pfarrer würden nicht durch eine Konspiration und nicht durch besondere ihrem Stand anklebende Naturfehler ganz anders gestimmt sein, als sie für das, was sie sind, sein sollen.

6. E. Es werde am Volk selber fehlen, daß es sich nicht werde helfen lassen.

A. Es fehle am Volk nie, daß es sich nicht helfen lasse, wenn man wisse mit ihm umzugehen, es steige ein jeder gern die Leiter hinauf, wenn er sehe, daß er mit Sicherheit hinaufsteigen könne.

7. E. Man könne auf hundert Stunden weit nicht sechs bis sieben Personen zusammen bringen, wie der Zufall Arnern ein halb Dutzend Leute zugeschneit habe, die zu seinem Spiel gut seien. Das sei von seinem Schulmeister an bis auf die Frau, die den Kindern die Strümpfe binde, wahr.

A. Man könne Leute zusammenstellen, wenn sie auch der Zufall nicht zusammenschneie. Es sei freilich wahr, um Arners Ordnung im Ganzen zuerst einzurichten, brauche es eine Art Schnee, wie es vielleicht in hundert Jahren kaum einen lege, aber nachdem sie einmal eingerichtet und in der Ordnung dastehe, so brauche es zum Nachmachen kaum mehr den zehnten Theil vom Kopf, den es brauchte, es einzurichten; es seien für alle Theile dieses Werkes Tabellen, Vorschriften, Wegweisungen eingerichtet, daß Edelleute, Schulmeister, Pfarrer, Kaufleute, Dorfrichter, ein jeder seinen deutlichen und sichern Leitfaden finde, an den er sich halten könne; und die Hausväter, die Hausmütter, bis auf das Schulkind hinunter, fänden die Wege gebahnt, nach diesem Plan sich weiter zu bringen. Uebrigens falle es auf, daß es so wenig als beim Soldatenstand darum zu thun sei, daß die Mittelspersonen das Ganze übersähen, sondern nur,

daß sie für ihre Stelle und für ihren Posten in Ordnung kämen.

8. E. Mit solchen großen Volks-Aussichten und Staats-Gesichtspunkten mache man die Menschen nur zu politischen Kannegießern und veranlasse hundert und hundert unvorhergesehene Anmaßungen und Unordnungen.

A. Arners Plan führe den Menschen zu seinem Heerd und lenke die ganze Kraft seiner Aufmerksamkeit auf diesen hin, so daß, wenn irgend etwas dem politischen Kannegießer-Geist des Volkes und überhaupt seinen Anmaßungen und Unordnungen entgegen wirken könne, so sei es dieses.

9. E. Arner untergrabe den einzigen Grund und das einzige Fundament aller wahren bürgerlichen Ordnung, die Religionslehre.

A. Die Religionslehre sei so wenig der einzige Grund und das einzige Fundament aller bürgerlichen Ordnung, als sie der einzige Grund und das einzige Fundament des Schneider- und Schuhmacher-Handwerks sei. Die Religion soll sein ohne allen Widerspruch göttlich, und die Furcht Gottes ohne Widerrede zu allen Dingen nütze; aber ihre Lehre gehe durch Menschenhände und Menschenmäuler und werde nicht selten unrein. Deshalb müsse man das Menschliche der Religionslehre immer wohl von der Religion selbst sondern. Ihr selber und der Liebe und dem Zutrauen zu Gott, den Dankempfindungen des Menschen gegen seinen Schöpfer u. s. w. könne man nicht besser aufhelfen, als wenn man ihre Hausordnung, ihre Fähigkeit, sich selber und die Ihrigen vor aller Verwirrung, vor allem Unglück zu bewahren, durch Bedächtigkeit und Sorgfalt, die Kräfte ihrer Hilfsbegierde und ihrer Neigung ihren Mitgeschöpfen wohl zu thun, fest gründe und sicher mache.

10. E. Ein solcher Grad von Wohlstand wie Arner ihn träume, würde das Volk frech und der Regierung gefährlich machen.

A. Noth, Unsicherheit und Unordnung mache den Menschen frech. Kein Volkswohlstand, der auf Arbeit, Fleiß und Hausordnung ruht, wird der Regierung gefährlich.

11. E. Mit einem Wort, die Sache sei nicht ausführbar.
A. Mit einem Wort, das sei zu untersuchen.

61. Ihr kennt das Spiel: Meine Mühle geht; deine Mühle steht.

Das war der Inhalt von Helidors Einwürfen und von den Antworten Bylifskys. Der Fürst erstaunte, als er sie las, und sagte zu sich selber: Entweder müssen sie ihre Sachen nicht verstehen, oder Bylifsky ist darin begründeter, als ich es vermuthet. Er las es wieder — und noch einmal, und konnte nicht begreifen, daß etwas so Schwaches von Helidor an ihn gelange; doch kam ihm auch zu Sinn, dieser lasse sich in Nichts ein, das geschrieben wird; aber es stärkte den Fürsten um so viel mehr in seinem Vorsatz, unparteiisch zu sein und der Sache ihren natürlichen Gang zu lassen, auf welche Seite sie auch hinschlagen werde. Er ließ auch am gleichen Abend Bylifsky zu sich kommen, sagte ihm, wenn er an Ort und Stelle Meister werde, wie er auf dem Papier Meister worden, so werde er in seinen alten Tagen von ihm lernen, was er in seinen jungen Jahren so gern gelernt hätte, wozu er aber keinen Menschen fand.

Helidor brachte Alles in Bewegung, den Streich abzulenken, und ihn noch dahin zu bringen, daß er die Sache liegen lasse. Von allen Seiten strömten Leute zu, die lächelten und von diesem Träumerwesen redeten; selber die Religion, die Helidor in seinem Leben zu Nichts gebraucht hatte, schien ihm jetzt gut genug, ihm hierin einen Dienst zu leisten.

Ein Geistlicher, der, ich weiß nicht wie, Zugang zum Fürsten hatte, beugte sich vor dem Herzog, wie die Patres von der Aufwart vor ihrem Herrn Abt; und da er nach geduldigem Warten den Augenblick ersah, da er reden durfte, verunglimpfte er Arnern und winkte mit bescheidenen Worten, er raube den armen Menschen, die sonst nichts in der Welt hätten, als ihren Gott und ihren Jesum, den einzigen Trost

ihres Lebens; und wenn es schon hart schiene, so sei es doch wahr: er verschmähe die Erkenntniß Gottes und seines Wortes, und sei wahrlich einer aus denen, die den Herrn der Herrlichkeit verleugnen und kreuzigen. — Das war zu rund. Der Fürst warf den Kopf hinter sich, sah den Pfaffen an und sagte: Was ist das? was thut er denn? —

Demüthig und gebückt, erwiederte der Priester: Er meint . . . .

Ich frage nicht, was er meine, ich frage, was hat er gethan!

Die Frage verwirrte den Geistlichen; er wollte von dem reden, was er meine, und nicht von dem, was er thue; dennoch erholte er sich und sagte, Ew. Durchlaucht! er hat die Christenlehre kürzer gemacht.

Fürst. Das mag nicht übel sein.

Priester. Und sein Pfarrer predigt, wenn er will, und wenn er nicht will, so läßt er es gelten.

Fürst. Nun — wenn er es nur dann gut macht!

Priester. Es ist doch keine Ordnung, Ew. Durchlaucht! so wenig, als daß er während der Predigt mit seinen Leuten redet und sie fragt, ob alles daheim gesund sei, und der Großvater und die Großmutter diese Nacht wohl geschlafen hätten? —

Der Fürst lachte und sagte: Aber das ist doch nicht den Herrn der Herrlichkeit gekreuziget? —

Priester. Ja — ich vergaß mich fast, Ew. Durchlaucht! Man hört die Hauptlehren des Christenthums, und das Wort Jesus und Heiland manchmal in einer ganzen Predigt kein einzigesmal aus seinem Munde.

Fürst. Das thut ja nicht er sondern sein Pfarrer — und auch das ist nicht den Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt.

Hier wollte der Priester einlenken, aber der Herzog sagte ihm, er solle schweigen, das Uebertriebene sei bei keiner Klage gut, und mit dem, was er gehört habe, kreuzige der Pfarrer in Bonnal den lieben Heiland so wenig, als er seine 85jährige Tante damit ins Grab gebracht habe, daß er nicht so geschraubt bei seinem A B C Buch habe sitzen

können, als seine Französin es gern gesehen; sie habe ihm freilich wohl hundertmal gesagt, er bringe sie mit seinem Nichtstillsitzen ins Grab, dann könne sie ihm keine Bonbons mehr geben.

Damit mußte der Pfarrer gehen, und es wäre Helidor fast etwas Schlimmes begegnet, als er ihm diese Geschichte erzählte.

Es geschah noch gar viel Anderes und wurde noch gar viel mehr geredet in diesen Tagen, aber es würde mich von dem Heimweg führen, wenn ich allem diesem nachlaufen wollte; und es gelüstet mich wahrlich bald zu Hause zu sein, wie du mir es wohl ansehen wirst, lieber Leser! —

Durch Alles hindurch blieb der Fürst bei dem Entschluß, der Untersuchung dieser Sache ihren Lauf und sich durch keine Privateinmischungen weder links noch rechts davon abwendig machen zu lassen und gab Bylifsky das nächste Mal, da er ihn sah, folgende Nota in die Hand:

Zu untersuchen ist

1) Ob Arner wirklich in Hinsicht auf die Finanz, Justiz und den Erwerb da sei, wo wir voraussetzen.
2) Wenn er wirklich in allen diesen Stücken da ist, durch was für Mittel er dazu gelangt?
3) Ob die Mittel, die er dazu gebraucht, im Großen eines Reichs anwendbar und im ausgedehntern Gebrauch auf die Finanz, Justiz und den Erwerb eben die Wirkung hervorbringen würden, die sie in diesem Dorf hervorgebracht?
4) Und endlich, wenn man alles dieses möglich finden würde, auf welche Art und Weise man zu diesem Ziel vorschreiten müßte? —

Bylifsky las diese Nota, überlegte sie und sagte dann: In Hinsicht auf den dritten Punkt, kann das Ob nicht entschieden werden, bis untersucht ist, Wie — und es scheint mir, es komme eigentlich in die Frage: Kann man die Einrichtungen, die Arner auf seinem Dorf gemacht, auf 10, 20 und 100 Dörfern auch machen? Und dann, wenn es geschehen würde, sollte es nach dem Verhältniß der Anzahl

dieser Dörfer nicht auf das Ganze des Reichs in Hinsicht auf Finanz, Justiz und Erwerb den gleichen Einfluß haben, den es in Bonnal hat?

Der Fürst nahm die Nota zurück, änderte den dritten Punkt, strich den vierten durch und sagte dann, weil ich so weit gehe, so will ich keine Seite der Sache unerforscht lassen, und mich gänzlich nicht der Unannehmlichkeit aussetzen, daß hintennach sich Schwierigkeiten zeigen, an die Niemand gedacht; es müssen Rechtsgelehrte, Beamte von der Finanz, Herrschaftsherren, Kaufleute, Geistliche, Unterbeamte von dem Land, Schulmeister und Aerzte dabei sein, und von den meisten Ständen will ich noch Frauen dabei haben, um auch mit Weiberaugen der Sache nachzusehen und sicher zu sein, daß nichts Romanenhaftes dahinter stecke. Aber nicht wahr, setzte er lächelnd hinzu, ich muß lauter Ungläubige zur Untersuchung nehmen? —

Nehmen Sie doch, sagte Bylifsky, weder Gläubige noch Ungläubige, sondern für jedes Fach den erfahrensten Mann, den Sie dazu auftreiben können.

Ich nehme ihrer für jedes Fach zwei und, wie gesagt, auch noch einige erfahrne Weiber. Ihr Herren, ihr habt mich schon so manchmal betrogen! —

Helidor war aufs Aeußerste getrieben; der Fürst erklärte sich noch einmal, er wolle mit Unparteilichkeit die Sache erforschen und auch ihn zur Untersuchung ziehen, aber er solle sich ein Fach wählen, um dasselbe in der Ordnung zu beurtheilen und dann dem Uebrigen seinen natürlichen Gang lassen. Das behagte dem Liebling nicht; er wollte, ohne für etwas sich zu bestimmen, mitkommen und sehen; aber der Fürst sagte ihm bestimmt, er wolle keine andere Einmischung, als eine regelmäßige Untersuchung der Sache; Helidor zog es vor, wenn es so sei, lieber dem Spiel in der Ferne zuzusehen; alles, was ihm übrig blieb, Staub in die Milch zu werfen, war dieses, daß er am Abend, ehe der Herzog verreiste, noch zu ihm sagte, er solle Arner, den Lieutenant und den Pfarrer während der Untersuchung entfernen. — Diese Herren, sagte er, wissen, daß Sie kommen

und ihre Uhr ist aufgezogen, daß sie während Ihrer Gegenwart gut geht; aber so sie die drei ersten Räder davon eine Weile still stellen, so ist die Stunde vielleicht so gut, daß Sie dahin kommen, die Schwäche des Werks, die mir sicher ist, einzusehen, ohne dieses aber gewiß nicht. —

Nun verreiste der Herzog, und das ganze Personal der Untersuchung hatte Befehl, in den ersten Tagen und so lang, bis ein jeder in seinem Fach dem Herzog Bericht abgestattet, kein Urtheil darüber zu fällen, sich auch gegen Niemand verlauten zu lassen, was ihre wahren Urtheile darüber seien. Das war gut, aber nicht um deswillen, warum es der Fürst glaubte. Er meinte nämlich, der erste Eindruck der Sache werde sie einnehmen, daß sie alsobald mit einem Trompetenstoß zum Vortheil derselben herausrückten und dann nicht mehr zurückstimmen könnten. Es war das Gegentheil; da sie das Ganze sahen, schwindelte es den Herren und Frauen; sie meinten nicht anders, als dieses allgemein auszuführen übersteige alle Menschenkräfte und sei gänzlich unmöglich. Sie hätten auch in den ersten Stunden dieses alles mit einem Mund rund heraus gesagt, wenn sie nicht den Befehl gehabt hätten, zu schweigen.

Aber als sie an ihre Arbeit mußten und ein Jeder in dem besondern Fach, das er zu beurtheilen hatte, näher forschte, was eigentlich da sei und wie Arner dazu gekommen, den bestimmten Fortschritt dieses Fachs so hoch hinauf zu treiben, als sie ihn sahen, verging ihnen nach und nach der Schwindel, der sie beim ersten Anblick dieses blendenden Werks übernommen, und sie kamen Tag für Tag mehr dahin, die Mittel, die Arner zu diesem Zweck gebraucht, nichts weniger als unnachahmlich zu finden, sondern im Gegentheil, sie stimmten am sechsten Tage, da der Herzog ihren ersten Bericht abnahm, einmüthig für die Möglichkeit der allgemeinern Ausführung der Sache im Großen.

62. Der Autor rezensirt sein Buch — und die Herren von der Kommission erstatten dem Fürsten Bericht.

Die zwei Justizräthe urtheilten:

1. Es sei wahr, es seien bei den Einrichtungen, die Arner gemacht, unter zehn Dorfstreitigkeiten neun geradezu unmöglich, und sein Rechtsgang habe die Fehler der gewohnten Rechtsform, über welche man allenthalben so laut und allgemein klage, gar nicht; er untergrabe die Gutmüthigkeit, Billigkeit und Gemüthsruhe des Volkes nicht; er verderbe den Sinn der Nation weder durch Verfänglichkeit, noch Gewaltthätigkeit, und schütze und erhalte übrigens seine Leute auf eine Art bei dem Ihrigen, daß sie nichts sähen, was hierin fehlerhaft sei. — Im Kriminal sei es das Gleiche; bei seinen Einrichtungen seien wieder unter zehn Kriminalfällen neun geradezu unmöglich; und er sei wirklich vollkommen da, daß er ohne den geringsten Nachtheil den Galgen mit allen Ehren für dieses Dorf habe abschaffen können, indem die Verbrechen beim Ganzen seiner Einrichtungen unmöglich mehr den ansteckenden Reiz haben könnten, um dessentwillen der Gebrauch des Galgens einzig und allein vor Gott und Menschen zu entschuldigen ist.

2. Die Mittel, durch die er dahin gekommen, seine Gerechtigkeit auf einen so guten Fuß zu setzen, seien nichts anderes, als die Festigkeit eines regelmäßigen Einflusses seiner Dorfregierung auf den häuslichen Zustand seiner Leute, die ihn sicher stelle, daß ein jeder einzelne Mensch in allen Theilen seiner Bedürfnisse und für alle Ordnungen seines Lebens Rath, Leitung und Bildung finde.

3. Sie könnten auf der einen Seite nicht finden, warum es nicht einem jeden Edelmann, dem der gute Zustand seiner Dorfleute im Ernst angelegen wäre, ebensowohl als Arnern möglich sein sollte, in seinen Dörfern mehr oder minder eben dieselben Einrichtungen zu machen; aber dann müßten sie auf der andern Seite auch sagen, daß eben dieses, nämlich eine übereinstimmende Bemühung vieler Partikularen

zu diesem Ziel der einzige Weg sei, durch welchen die Justizform Arners im Großen ausführbar sein würde; das aber setze voraus, daß sowohl die Kenntnisse der Edelleute in Bezug auf die Führung und Bildung des Volks, als auch ihre Neigung, für den Wohlstand desselben ihre Thätigkeit zu verwenden, erhöht werden müßten. In diesem Fall nämlich, bei fester und allgemeiner Ausbreitung der Kenntnisse von der Volksführung bei den Edelleuten und beim rege gemachten Interesse für diesen Gegenstand könnte es nicht anders sein, als daß nach Maßgabe der Ausdehnung solcher Privateinrichtungen die Justiz des Landes im Ganzen mit den Einrichtungen Arners harmonisch werden müßte.

Dann bemerkten sie noch, Arners Rechtsgang lasse sich noch mehr vereinfachen. Er schiene bei der Schwerfälligkeit des Ceremoniels in seinen Rechtsschritten nicht genug Rücksicht auf den Zustand genommen zu haben, in welchen sein Volk durch den fortgesetzten Genuß seiner Einrichtungen nothwendig kommen müsse. — Im rohen Zustand des Landvolks und in der dasselbe verwildernden Verwirrung, in der es lebt, auch noch in den Anfängen einer bessern Führung ist diese drückende Schwerfälligkeit des Ceremoniels in den Rechtsschritten von wesentlichem Nutzen, aber nach Maßgabe, daß ein Volk seine Rohheit verliert und in eine ehrenfeste sittliche Ordnung gebracht wird, wird auch das schwerfällige Ceremoniel bei der Rechtsform bei ihm überflüssig; das wird aber Arner bei seiner Erfahrung im Augenblick finden. —

Die Finanzräthe gingen mit dem Bleistift in der Hand in mehr als 15 Häuser, ließen sich von den Hausvätern mit eben so viel Genauigkeit als Umständlichkeit vorrechnen, was die neuen Einrichtungen des Dorfs für einen Einfluß auf ihr Hauswesen gehabt, und was für einen Unterschied sie sowohl in Rücksicht auf den Kapitalwerth ihres Eigenthums, als auf den Jahrgenuß ihrer Wirthschaft gezeigt hätten.

Das Sämmtliche dieser genau aufgenommenen Untersuchungen bewies, daß Arners Einrichtungen wirklich sowohl den Kapitalwerth des Eigenthums seiner Bonnaler, als ihre

Jahreseinnahmen verdoppelten und ihnen Ersparnisse möglich machten, die zu so wichtigen Staatsendzwecken hinführen könnten, als ihr angefangener Steuerfond, wenn er in einer großen Anzahl von Dörfern errichtet würde, erzielen könnte.

Sie bemerkten dabei, es wäre Arner ohne den Baumwollen-Meyer unmöglich gewesen, dieses zu leisten, und sagten, der Detail dieser Rechnungen zeige, daß zwei Drittel der Einnahme des Dorfes von der Handarbeit, und kaum ein Drittel vom Abtrag ihrer Landbesitzungen herrühre; indessen sei dieser Gewinn unter der Regierung des alten Arner ganz draufgegangen, ohne daß ein Mensch einen Heller beiseit gelegt, und allenthalben wo die Gewerbsleute für ihre Arbeit nicht eine solche Sorgfalt trügen, wie der Baumwollen-Meyer, und von der Regierung weder Aufmunterung noch Handbietung hierzu genössen, zeige die Erfahrung, daß aller dieser Gewinn verloren gehe. Der Endzweck, das Volk durch die Industrie immer mehr zu heben und es in Lagen zu setzen, einen merklichen Fortschritt in seinem Wohlstand zu thun und für seine Nachkommenschaft auf eine zuverlässige und beruhigende Art zu sorgen oder sogar Ersparnisse zu machen, um sich von den Bedürfnissen der öffentlichen Finanz und dem verwirrenden Druck der Landeslasten wie in Bonnal ledig zu machen, setze offenbar voraus, daß die Edelleute den kaufmännischen Stand auf eine sehr sorgfältige Art in ihr Interesse zögen, indem der Kaufmann jetzt die Brodquellen des Volks in seinem Porte-Feuille herumtrage, wie ehedem der Edelmann in seinem Stiefel, und gewöhnlich von seinem Einfluß auf den Zustand des Volks eben so wenig aufmerksamen Gebrauch mache, als ehedem die Edelleute von dem Recht ihres Sporens. Der Staat aber könne dieses nicht länger dem Zufall überlassen und müsse, wenn er den Zustand seiner Einwohner nicht gänzlich hintansetzen wolle, unumgänglich einmal anfangen, Jedermann, der mit seiner Gewerbsamkeit Menschen im Land, wenn es auch nur 20 wären, beschäftige, zu verpflichten, der Regierung Rechenschaft zu geben, wer diese

Arbeiter seien, was sie wöchentlich gewönnen und was sie gewinnen könnten, wenn sie ihre Arbeit besser verstünden und fleißiger wären, was sie für einen Gebrauch von ihrem Verdienst machen und durch was für Mittel er glaube, daß es möglich wäre, sie weiter zu bringen. —

Auf diese Art würde der Staat in allen Fächern des gemeinen Verdienstes Nachrichten erhalten, durch die er auf die Spur kommen könnte, durch was für Mittel das Volk in diesen wichtigen Gesichtspunkten in allen Ecken des Landes weiter zu bringen wäre.

---

63. Der Autor weiß zum Voraus, daß der Schlendrian der Geistlichkeit nicht für ihn stimmt.*)

Die Herren von der Untersuchungs-Kommission konnten alle rechnen. Bylisky bat den Fürsten, daß er keine unordentlichen Haushalter und keine Leute, die sich aus dem Rechnen nichts machten, dazu ziehe. Der Fürst konnte ihm dieses nicht abschlagen und sah bei ihrer Wahl allgemein darauf; bei den Geistlichen allein kam ihm nicht zu Sinn, daß er auch hierauf Rücksicht nehmen sollte. Es ging nicht gut; da alle andern Stände im Ein mal Eins und in der Erfahrung ihre Handhabe hatten, woran sie sich hielten, so hatten diese Herren keine und wußten nicht recht, was sie sagen sollten.

Es war ihnen nicht genug, ein wohlversorgtes Volk mit ruhigem Gemüth, voller Kräfte zu weiser häuslicher Glückseligkeit und zu wirksamer Menschenliebe gebildet vor ihren Augen zu sehen; nicht genug, bei ihnen ein ernsthaft frohes,

*) Anmerkung. Er weiß dieses auch vom Schlendrian anderer Stände, und ist hingegen der Zustimmung erleuchteter Geistlichen in vielen Punkten sehr sicher. Da aber die Sache mit den andern Ständen durchs Rechnen muß erörtert werden, so braucht es einerseits weniger Redens gegen ihren Schlendrian, und andrerseits ist's wirklich zu erwarten, daß ihr Nutzen und Schaden sie allgemein früher zu richtigen Grundsätzen in der Volksführung erheben werde, als daß der große Theil der Geistlichkeit unter den Umständen, worin er lebt, dahin gelangen möchte.

bedächtiges Vertrauen auf Gott und eine Dankbarkeit gegen ihn, die sich durch allgemeine Sorgfalt für ihre ersten Lebenspflichten als real erprobte, und eine Menschenführung zu finden, die den Quellen der größten und traurigsten Menschenleiden und den vorzüglichsten Reizen zu den meisten Bosheiten und Sünden mehr und allgemeiner entgegen wirkte und ihre Gemüthsruhe und jede gute Kraft der Seele weit mehr und allgemeiner beförderte, als sie es noch nie gesehen. Sie meinten dennoch, erstlich: der Pfarrer unterrichte die Leute nicht genug in der Religionslehre; zweitens, er erwärme sie nicht genug mit den Heiligthümern des Glaubens; drittens, er setze einen zu großen Werth auf irdische Dinge; und viertens, er binde ihr Vertrauen auf Gott an den gefährlichen Strohhalm ihrer eigenen Sorgfalt.

Die Antworten des Pfarrers und des Lieutenants über diese Punkte bestanden darin:

1. Der wissenschaftliche Unterricht über die Religion sei eine Menschenforderung und werde von der Bibel auf keine Weise als Bedingung zur Seligkeit gefordert, nicht einmal als ein Mittel zu derselben empfohlen. — Das Volk im Ganzen sei unfähig irgend einen wissenschaftlichen Unterricht anders zu fassen, als es die armseligsten Blendwerke des trugvollsten Aberglaubens auch fassen würde. — Die Bibel fordere vom Menschen nicht Religions-Wissenschaft, sondern Religions-Ausübung. — Alle Versuche, die Religion zu erklären, bringe das Volk von der einfältigen, geraden Seelenstimmung ab und mache es dadurch sehr Vieles verlieren. —

2. Er erwärme seine Leute nicht mit Religions-Wörtern und nicht mit irgend einem Bild, weder dessen, was droben ist, noch dessen, was auf Erden ist, noch dessen, was unter der Erden ist, aber mit einer Seelenstimmung, die der Ausübung der Religionspflichten angemessen.

3. Das Zeitliche und Irdische sei, seitdem die Erde geschaffen und die Welt gegründet worden, das reinste, sicherste und untrüglichste Fundament der wahren Volksreligion gewesen; die Dornen und Disteln, die der Herr des Himmels

zur Uebung unserer Kräfte auf Erden wachsen läßt, seien noch jetzt wie vor 6000 Jahren das, was den Menschen am Besten lehre Gott erkennen, und er müsse darum recht zum Irdischen erzogen werden, weil sonst die Reize zu allem Bösen ohne Maß größer, und die Kräfte zu allem Guten ohne Maß kleiner in ihm würden und er dadurch, daß er zu seinem Standpunkt nicht wohl erzogen würde, nothwendig in Lagen und Verwicklungen kommen muß, darin das Vernünftige in der Religion keinen Eindruck mehr auf ihn machen kann, und er nothwendig gegen die Gewalt seines leidenschaftlichen Zustandes, bei einer so leicht zum Unsinn aller Schwärmerei hinführenden Anspannung seiner Einbildungskraft Hilfe suchen muß.

Aber wehe dem, sagte der Lieutenant, der mit Verstand nicht zu Gott kommen kann! —

4. Daß Arners Sorgfalt auf Kind und Kindeskinder hinunter dem wahren Vertrauen auf Gott schädlich und das Christenthum einer solchen Sorge für den morgenden Tag entgegen, darüber sagte der Lieutenant: Ist es wahr, daß das Christenthum der festen genauen Sorgfalt, die die Fürsten für ihre Succession haben, entgegen?

Das wollten die Geistlichen nicht behaupten. Also wäre es diesem Grad von Sorgfalt nur bei gemeinen Leuten entgegen? sagte der Lieutenant.

Aber sie wollten ihm das auch nicht gelten lassen und sich mit der großen Wichtigkeit der fürstlichen Succession heraus helfen; aber der Lieutenant sagte ihnen, als Christen müßten sie wissen, das Kind des Fürsten sei vor Gott nicht mehr, als das Kind seines Knechts, und er brauche zu seiner Vorsehung über dasselbe und über den Staubhaufen seines Reichs so wenig eine überflüssige Menschensorgfalt zur Hilfe, als über den Staubhaufen der Bettlerhütte des andern. Und als Bürger muß ich ihnen sagen, die Sorgfalt für die Succession des Volks ist im Ganzen der Menschheit wichtiger, als die Sorgfalt für die Succession des Fürsten, und vielleicht das einzige reale Mittel, für die Succession des Fürsten zuverlässig zu sorgen. —

Der Lieutenant wurde über diesen Punkt lebhaft und sagte, man könne denselben unmöglich im Dunkeln lassen, er entscheide gänzlich, ob man links oder rechts mit der Volksführung hinlenken müsse; ein einziger Schritt auf die unrechte Seite sei in seinen Folgen unabsehbar.

Entweder, sagte er, ist das Christenthum für einen Glauben, bei dem man die natürlichen Mittel der Sorgfalt für sich und die Seinigen auf Gott hin vernachlässigen darf, ohne dabei für sich und seine Nachkommen zu gefahren. In diesem Fall sind tägliche Wunder unumgänglich nöthig, oder das Christenthum müßte seiner Natur nach das offene Grab des Menschengeschlechts werden; aber die Kraft unserer Natur und des schlichten Menschenverstandes wirkt auch hierin den Verirrungen seines Kunstsystems entgegen, wie sie den Verirrungen aller menschlichen Kunst und Systeme durch Gottes Vorsehung zur Rettung des Menschengeschlechts entgegen gewirkt hat.

Ist es aber nicht, ist das Christenthum für einen Glauben, bei dem man die natürlichen Mittel der Selbsterhaltung und Sorgfalt für die Seinigen auf Gott hin vernachlässigen darf, und ist es seine offene, unzweideutige und allgemeine Meinung, es sei Gott versucht, die Hände in den Schoß zu legen und die natürlichen Mittel der Selbsterhaltung und Vorsorge nicht mit aller nöthigen Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Thätigkeit zu gebrauchen, so kann es auf der andern Seite die Bemühungen des Staates, das Volk im Ganzen seiner Bildung in einem solchen Grad auf das Irdische aufmerksam zu machen, als es zur Erzielung der Kräfte, die dem Menschen zur Selbsterhaltung und Vorsorge in seiner bestimmten Lage erforderlich sind, nothwendig ist, nicht mißbilligen.

Aber es ist unmöglich, den Schlendrian der Geistlichkeit über diesen Punkt zu festen, klaren, praktisch sichern Begriffen empor zu heben. Es liegen in ihren Umständen und in ihrer Bildung zu viele Reize, ihre Aufmerksamkeit von dem Grad der Kraft für das Irdische, welche in die innerste Stimmung des Volks muß hineingebracht werden,

abzulenken, wenn dasselbe in den ersten Bedürfnissen des Lebens, auf deren Befriedigung im Allgemeinen alles Andere ruht, nicht verwahrlost werden soll.

Es war umsonst, der eine Geistliche konnte nicht rechnen, hingegen unendlich reden; er hatte in seinem Leben noch nie nachgegeben, wenn er etwas behauptete, und sagte jetzt hinter allem diesem noch, eine solche für das Irdische aufmerksame Volksstimmung könnte nicht anders, als der Religion gefährlich sein.

Wohlehrwürdiger Herr! erwiederte der Lieutenant, die Erfahrung zeigt, daß nichts so sehr die Menschen von Gott und allem Guten wegbringt, als wenn sie sich selbst und die Ihrigen nicht versorgen können.

Das macht nichts, sagte der Geistliche, wenn man die Begriffe der Religion auseinander setzt, so sieht man es deutlich und klar, daß eine solche Volksstimmung der Religion Gefahr bringen müsse.

Aber wohlehrwürdiger Herr, erwiederte dieser nochmals, die Erfahrung setzt mir diese Begriffe gegen Sie so klar auseinander, daß mir bei diesem Einwurf ist, ich höre in einer Hungersnoth mitten im Klaggeschrei von Tausenden, die nach Brod rufen, einen Menschen behaupten, das Brod sei nicht gesund zu essen.

Das sei nichts gesagt, sagte der Geistliche.

Und der Lieutenant: man denke bei dem Wort „es sei etwas für die Religion gefährlich" so oft weder an Gott noch an die Menschen, und brauche es unzählige Mal so in den Tag hinein.

Wie ein benachbarter Pfarrer, der vor etlichen Monaten, da der Strahl ein steinern Kreuz am Weg zerschmettert, auch behauptete, es sei der Religion gefährlich, wenn man die zerschmetterten Stücken Steine dem Volk lang vor den Augen lasse, man müsse geschwind wieder ein neues machen — das ist blos lächerlich; aber wenn man die Sorgfalt des Staates für des Volkes erste Nothdurft und für sein Brod und für die Nachkommenschaft, die ohne feste Richtung seines Geistes auf das Irdische nie zuverlässig ist, als der

Religion gefährlich erklären wollte, dann wär' es etwas — anderes, als blos lächerlich. —

Aber der gleiche Geistliche war dennoch im Stande, zu sagen, der Lieutenant und der Pfarrer hätten weder Physik, noch Landbaukenntniß, die sie in Stand setzten, das Volk real auch nur hierin weiter zu bringen, sie hätten nicht einmal Kenntniß der neuern Hilfsmittel der Volksaufklärung.

Herr! antwortete der Lieutenant, ihr kennt das Volk nicht und versteht nicht, was es heißt, es zu führen, und was es braucht, es weiter zu bringen. Es ist gar nicht, daß Einer, der das Volk führen will, in allem den Detail verstehen müsse, was er will, daß es lerne. Die Kunst ist, daß er es lehre angreifen, was es maß, und denken, worüber es ihm nöthig zu denken ist, alles Uebrige gibt sich dann von selber; wenn man wolle die Bauern dadurch, daß man ihre Sachen im Detail selber studire und einfältig und deutlich mit ihnen rede, und ihnen Büchelchen, die so klar als Brunnenwasser seien, machen könne, weiter bringen, so gehe man an den Wänden, man bringe den Bauer nicht weiter, außer man ziehe ihn, daß er des Denkens gewohnt werde, und bringt seine Vorurtheile nicht aus ihm heraus, außer man bilde seinen Wahrheitssinn mit einer Kraft, die diesen Vorurtheilen angemessen; und einzelne ökonomische, physikalische und moralische Wahrheiten, ohne sie auf das Fundament einer solchen Bildung zu gründen, und alle Versuche, die mit Uebergehung eines festen Einflusses auf das Ganze seiner Stimmung, allerlei Kunst und Wissenschaften in das Volk werfen wollten, seien Schlösser in die Luft und Arbeit in den Wind.

Ist Einer im Stand das Volk ordentlich, anstellig, bedächtig und thätig zu machen, so muß er es weder eggen noch pflügen lehren, kann er aber jenes nicht, so arbeitet er umsonst, es eggen und pflügen zu lehren; es ist umsonst daß er zum Schwein sage, es solle nicht im Koth wühlen, und zum Bauer, der in seiner innersten Bildung für Ordnung und Thätigkeit zurück ist, er solle auf Physik und

Arzneikunst gegründete Regeln der Selbsterhaltung und des Feldbaues anwenden.

Er sagte ferner: ich verstehe von allem Bauernwesen im Detail gar nichts*); aber meine Kinder müssen mit den Kleebau dennoch wie das Garnmachen, das Wolleweben wie das Rübenhacken, und wenn es nöthig ist, das Uhrenmachen so gut als das Mistverzetteln wohl lernen. — Auch hier blieb der Geistliche bei seiner Meinung und behauptete, es würde doch nichts schaden, wenn das Volk etwas von der Physik und Arzneikunst verstünde.

Als wenn Zerstreuung und Halbwissen, und das Ablenken seines Kopfs von der einfachen Richtung auf das Nothwendigste nicht der größte Schaden wäre, den man ihm thun könnte, sagte mit Eifer der Lieutenant und setzte hinzu: Nein, nein, diese Art Aufklärung, die uns Romanenbauern machen könnte, wie wir Romanenbürger haben, ist nichts nutz, und die Fassungskraft des Volks durch festen Einfluß auf seine Berufsbildung zu erweitern, ist das einzige wahre Mittel zu seiner rechten Aufklärung.

In der Fülle seiner Wissenschaft vergraben und für Alles, was der Andere sagt, immer eine Antwort findend, machte er endlich den Lieutenant müde, daß er schwieg.

Den ersten verdroß es, daß der Lieutenant geschwiegen, eh die Sache, wie er meinte, wäre ausgemacht worden und er ergab sich hernach auch allgemach.

Aber der andere Geistliche, der fast nichts redete, kam wirklich unter diesem Gespräch dahin, zu fühlen, daß die äußere Form der Christenlehre in Rücksicht auf den Einfluß, den ihr wissenschaftlicher Zuschnitt auf die Volksstimmung habe, einer allgemeinen Revision bedürfe; er sondirte

*) Anmerkung. Das ist bestimmt der Fall des Verfassers und der Geist des Buchs, es enthält kein einziges Recept für irgend einen Detail-Umstand von den Millionen einzelnen Bedürfnissen des Volks; dennoch soll es den Bauern in diesen einzelnen Bedürfnissen dienen können, und indem es auf die Richtung ihres Kopfes und ihres Herzens Einfluß hat, sie selber auf die Spur der Detailrecepte, die sie nöthig haben, führen. —

das Volk in Bonnal wie ein Spion, ob es auch wirklich an den Heiland glaube, oder nur diesen Herren anhange, die es im Zeitlichen versorgten und fragte, seiner Meinung zum Voraus sicher, neben dem Lieutenant ein Kind in der Schule, ob ihm der Heiland mehr lieb sei, als der Schulmeister.

Ja freilich, sagte das Kind.

Warum doch das? sagte der Mann, und meinte es könnte nun nichts mehr antworten, und wäre froh gewesen, denn seine Antwort war ihm schon zum Voraus gerüstet: Siehest du, gutes Kind! du weißt nicht so viel vom lieben Heiland als vom Hr. Schulmeister, darum kann er dir auch nicht so lieb sein, wenn du es schon sagst und es vielleicht meinst.

Aber der Seitensprung zur Ehre des Heilands gerieth ihm nicht. — Das Kind antwortete: Wenn der Herr Schulmeister noch so gut ist, er ließe sich doch keinen Nagel durch die Hand schlagen um andrer Leute willen.

Es war dem Priester leid, daß die Unschuld so wider ihn zeugte — und er glaubte doch nicht. —

---

64. Die andern Stände fahren fort, für ihn zu stimmen, bis zu Ende der Rezension seines Buchs.*)

Die Kaufleute gingen wie die Finanzräthe in die Stuben des Volks und sahen die Arbeit dieser Leute und ihre Ordnung mit Genauigkeit, untersuchten die Ursachen dieses Fortschritts in ihrem Verdienst sowohl, als in ihrer Arbeitsfähigkeit, und erklärten sich, nachdem sie Alles dieses genau gesehen, bestimmt, die Einrichtungen Arners führten zu einer solchen Totalveränderung in den Umständen des Volks und gäben ihm einen solchen Grad von Erwerbskräften, daß sie, wenn sie allgemein auf den Dörfern eingeführt würden, in Absicht der Festgründung und Ausdehnung der Hand-

*) Anmerkung. Verstehet sich, nach seiner Meinung, und eben so, daß diese Meinung noch zu untersuchen ist.

lung eines Reichs unübersehbar große Folgen haben müßten.

Dieses dem Fürsten klar zu machen, erklärten sie:

Die Hauptschwierigkeit, die der Errichtung aller neuen Gewerbszweige im Weg stünden, sei die Rohheit, Unordnung, Unanstelligkeit des gemeinen Volks. Alles, was solche Leute in die Hand nähmen, gehe zu Grunde; was sie gerade machen sollten, machten sie krumm, und da sie weder Kenntniß noch Erfahrung im Geldgebrauch hätten, so gehe es unter ihren Händen zu Grund wie nichts, je mehr sie verdienten, je mehr verthäten sie wieder und das erniedrige sie zu falschen, untreuen, gefährlichen Menschen, und alle diese Umstände brächten den meisten Anfängern von neuen Gewerbsbranchen einen ihnen unerschwinglichen Verlust; auch sehe man sie alltäglich unter solchen Händen dahin schwinden, wie Frühlingsmücken bei einem Winterfrost.

Wenn hingegen der Staat durch solche Vorkeinrichtungen solchen Unternehmern darin an die Hand gehen würde, daß sie seines festen Einflusses in die Bildung des Volks zur Anstelligkeit, Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Genauigkeit und Sparsamkeit zum Voraus versichert sein könnten, so würde der erste Stein des Anstoßes gehoben sein, an welchem die nach allen Arten von Handlungsetablissements so dürstende Gierigkeit aller Reichen so lang anstoßen wird, bis ihre Gesetzgeber erkennen, daß sie in dieser Sache auf guten Fundamenten arbeiten, und mit Geduld durch vorhergehende Einrichtungen zur zweckmäßigen Bildung des Volks die Möglichkeit eines allgemeinen Handlungs- und Gewerbsgeistes vorbereiten und abwarten müssen, ehe sie ihn genießen können.

Denn, sagten sie, besonders in Rücksicht auf den Zustand Seiner Durchlaucht, wo das Volk wohlfeil Brod habe, da sei die Etablirung einer allgemeinen Gewerbsamkeit doppelt schwierig; alle Industrie gedeihe am besten in dürren brodlosen Bergen und auf hartem unfruchtbaren Boden, wo der Druck der Noth die Menschen lehre, ihre Kräfte anspannen und so hoch treiben als möglich, um Brod zu finden. Im

platten Land und in fruchtreichen Thälern könne man das Volk unmöglich zur gleichen Anstrengung im Kunstfleiß empor heben, wenn man nicht durch festen Einfluß in seine Nationalbildung sie durch die Beweggründe der Ehre und die Reize sicherer und glücklicherer Umstände zu der Thätigkeit erhebt, zu welcher sie die Noth nicht zwingt; aber wenn man dieses thun würde, und durch Einrichtungen wie in Bonnal diesem Ziel entgegen streben würde, so würden dieselben am Ende auch sicher hierin den Vorzug behaupten, den ihnen die Natur allgemein verliehen.

Eben so würde eine solche Bildung des Volks auf die einzelnen Menschen, die bei der Industrie Verdienst fänden, eine ganz andere Wirkung hervorbringen, und auch in der Tiefe des Volks und beim niedersten Arbeiter die Grundlage solider Verhältnisse und eines den Fähigkeiten, dem Fleiß, der Anstelligkeit eines jeden Menschen proportionirten Fortschritts in seinen Vermögensumständen möglich machen, und dann würde die ganze Masse dieses erhöhten und sicher gestellten Landesverdienstes allgemein auf die Fundamente des menschlichen Wohlstands wirken und wirken müssen, so daß man dann die Wirkungen der Handlung nicht mehr so im Pomp trüglicher Paläste, als im Flor eines untrüglichen allgemeinen Volks-Wohlstandes bewundern und lebhafter als jetzt erkennen würde, daß hundert Millionen auf hunderttausend Menschen vertheilt, dem Staat unendlich mehr Werth sind, als zwei und dreihundert Millionen auf wenige Köpfe, — und daß es dem Staat weit wichtiger ist, daß der Pfennig in der Hand von hunderttausend Wucherern, als daß Millionen in der Hand eines einzigen ohne Rücksicht auf den Pfennig der Hunderttausend oder gar zu ihrem Ruin sich häuften, und durch jede Laune eines unzufriedenen Erben dem Staat entrissen und mit seinem Wegzug in ein fremdes Land geworfen würden.

Sie sagten beide, das erste Kennzeichen wahrhaft solider und den Staat sicher stellender Handlungsgrundsätze sei dieses, wenn ein Haus in ökonomischem Vorschritt alle Menschen, mit denen es im Verkehr steht, sein wahres

Interesse kennt und findet, wie im Gegentheil es ebenso das Kennzeichen einer beschränkten, unsichern, dem Land gefährlichen Handlungsmanier ist, wenn ein Kaufmann Alles braucht, was ihm zur Stunde dient, und mitten unter sich häufendem Menschen-Elend von jedem zieht, was er kann, und noch froh ist, wenn die Menschenhaufen, die er beschäftigt, den Verdienst, den er ihnen zuwirft, geschwind wieder zu Grund richten, damit sie ihm immer desto wohlfeiler an der Kette bleiben, und also desto leichter ohne viel Mühe und Sorgen beim Anschwellen seiner Geldhaufen aufdümsen, wie er aufdumset.

Es gibt viele Leute in der Welt, sagten sie, die mit allem Geld, das sie besitzen, ihrem Lande nicht den zehnten Theil von dem Schaden wieder vergüten könnten, den sie ihm durch eine solche Handlungsweise gethan haben.

Aber davon ist jetzt nicht die Rede; hingegen muß ich noch sagen, daß die beiden Kaufleute geurtheilt haben, Arners Einrichtungen würden ein jedes Land vor dieser Klippe sicher stellen.

Auch seine Edelleute konnten zum Glück rechnen und gestanden, wenn sie etwas auf die wahren Vortheile ihres Standes aufmerksam machen und ihnen darin Licht geben könne, so seien es die Versuche Arners und ihr Erfolg; sie verhehlten nicht in Gegenwart des Fürsten, es sei hohe Zeit, daß sie für ihren Stand nach den veränderten Umständen ganz neue und diesen gemäße Entschlüsse faßten, und bei dem Einfluß, den der immer mehr steigende Geldverkehr auf den Zustand der Welt habe, nicht länger gedankenlos auf ihrem Heerde säßen und mit Vernachlässigung von Einrichtungen, durch die sie ihrer Familie und ihren Unterthanen zugleich Vorsehung thun könnten, sich durch dumme Anhänglichkeit an die äußere Form abgestorbener Eitelkeitsrechte, bei denen sie und ihre Unterthanen immer mehr zugleich zu kurz kämen, von einem realen Fortschritt in ihren Umständen zurückbinden ließen.

Sie gestanden ohne Rückhält, daß Einrichtungen im Land, die es den Bauern möglich machen würden, den

Betrag ihrer Schuldigkeiten durch niedergelegte Kapitalien zu versichern, den Werth ihrer Herrschaften erhöhen, ihre Einkünfte solider machen, sie vor sehr wichtigen Ausfällen schützen, eine Menge Schwierigkeiten, die das Verhältniß zwischen ihnen und ihren Unterthanen so oft unangenehm und lästig machten, aus dem Wege räumen und die Rechte und Genießungen ihres Standes mit dem Wohlstand der Einwohner ihrer Dörfer und mit dem allgemeinen Interesse des Staats in eine für sie selbst vortheilhafte Uebereinstimmung bringen würde.

Eben so erklärten sie sich, sie wüßten gar nicht, warum nicht eine große Anzahl Edelleute mit Freuden eine Laufbahn ergreifen sollten, die so ehrenvoll für sie, und so vortheilhaft für ihre Häuser sein müßte, wenn der Staat eine solche Laufbahn begünstigen würde.

Zwei Aerzte, die den gleichen Weg der freien Nachforschung gingen, hatten eine Menge Krankheiten aufgezeichnet, die, seitdem Arner Ordnung ins Dorf gebracht, nachgelassen. Die Krätze war früher allgemein im Dorf, und ist fast völlig fort. Eben so haben sich die Kinderkrankheiten fast völlig verloren. Sie fanden auch, der Fabrikverdienst schade diesen Kindern an ihrer Gesundheit viel weniger als anderswo, und der Grund davon sei, weil sie mit Ordnung dazu erzogen, auf ihre Gesundheit selbst aufmerksam gemacht, ihren Verdienst nicht wie hungrige Thiere einen gefundenen Fraß mit wildem Unsinn immer nur auf der Stelle verschlängen und ihre Hausarbeit mit einem ihrer Gesundheit sehr vortheilhaften kleinen Feldbau verbänden. — Sie machten auch über den Fortschritt dieser Leute folgende Bemerkung:

Es hätten schon mehrere Aeltern ihren Kindern die Blattern impfen lassen.

Der Gebrauch unbekannter Aerzte und unsicherer Arzneien habe sich beinahe gänzlich verloren, und seitdem viele Leute durch eine bessere Ordnung ihre Krankheiten von sich selber verloren, so habe auch das Zutrauen zu den Aerzten selber dadurch abgenommen, wovon aber der Schaden um

so weniger groß sei, weil eben noch kein recht guter in der Nähe wohne.

Die Hexerei und der Gespensterglaube habe weit und breit keinen solchen Stoß erlitten; sie hießen jetzt dergleichen Sachen nur Hummelsglauben, und das Wort habe mehr Narrensachen aus ihrem Kopf herausgetrieben, als man durch ein halbes Menschenalter durch noch so vernünftige Vorstellungen aus dem Kopf heraustreiben könnte. Sie machten bei dem Anlaß die Bemerkung, wie viel man mit einem solchen Wort beim Volk ausrichten könne, wenn man ihm dasselbe zum Sprüchwort machen könne.

Das Urtheil zweier Dorfschulmeister war dieses:

Sie hätten im Anfang geglaubt, sie könnten eher lernen Messe lesen, als die Kinder also lehren, aber es sei ihnen jetzt nicht mehr so, sie wollten, sobald sie wieder heimkämen, es auch anfangen und probiren, wie weit sie es könnten. —

Der Fürst sagte ihnen, das sei brav, und sie erwiederten, wenn sie dürften, so wollten sie es von Ihro Durchlaucht zur Gnade ausbitten, sie noch einen Monat hier zu lassen; der Herr Lieutenant habe ihnen versprochen, er wolle sie in dieser Zeit völlig in der Ordnung seiner Schule unterrichten, und wenn er das thue und sie es recht begreifen könnten, so wünschten sie daheim keinen bessern Dienst, als ihren Schuldienst.

Ob das einen Unterschied in ihrem Schuldienst machen würde, fragte der Fürst.

Es würde ihnen, antworteten sie, Jedermann die Hände unter die Füße legen, wenn sie eine solche Schule einrichten könnten. —

Aber auch mehr Lohn geben? fragte der Fürst. —

Gewiß so viel sie fordern dürften, erwiederten die Männer, und setzten hinzu, wenn sie ihre Kinder so weit bringen könnten, als es die hier gebracht, so würden die Aeltern Alles auftreiben, ihnen für einen solchen Dienst recht zu danken.

Vielleicht ist das wichtigste Urtheil von allen dasjenige eines sehr alten Landmanns, der nämlich sagte, es sei vor

hundert und mehr Jahren, so wie ihn die Alten berichtet, von der Zeit der Reformation an bis auf seinen Vater selig beinahe eine gleiche Ordnung gewesen, wie jetzt Arner eine einführen wolle; die Pfarrer hätten fast auf eben diese Art Verzeichnisse gehabt, darein sie genau aufgeschrieben, was sie von Haus zu Haus von einem jeden ihrer Pfarrkinder zu wissen nothwendig gehabt, um mit Rath und That ihnen an die Hand zu gehen. Sie hätten nicht, wie es jetzt üblich sei, es blos bei ihrem Predigen, Kinderlehrhalten, und den Sterbenden vorbeten bewenden lassen, sondern ihre Sorgfalt fürs Volk viel weiter getrieben, und Jahr für Jahr Haus für Haus nachgesehen, ob sie bei irgend Jemand etwas helfen und nützen könnten. Auch hätten es die Dorfleute bis auf die Schulkinder hinunter alle wohl gewußt, daß ihre Pfarrer an dem Zustand ihrer Hausordnung, Kinderzucht, und auch an ihren Feldern und Matten die Probe machten, ob ihr Christenthum und ihr Aufsagen in der Kirche mehr als nichts sei. Es sei überall mehr in der Uebung gewesen, auf die Menschen Acht zu geben, sie zu leiten und an der Hand zu halten, daß sie nicht zu stark verirrten, und Jedermann habe das für eine ausgemachte Sache angesehen, daß ein jeder Mensch für andere Menschen, die ihm anvertraut sind, mehr als für irgend eine zeitliche Sache aufrichtig und redlich zu sorgen schuldig sei, so daß wenn Einer das nicht gethan, oder gar Ursach gewesen, daß dergleichen ihm anvertraute Leute an Leib und Seel Schaden gelitten, so habe ihm das Volk dieses so gut, als wenn er gestohlen oder eine Mordthat gethan, zur Sünde gerechnet, und so ein Mensch habe darauf zählen können, daß er im Land verachtet und für einen Unchristen und Unmenschen gehalten worden sei, habe er dann Junker geheißen, oder Pfarrer, oder Ehegaumer, oder auch nur Hebamme. — Auch kein Meister und keine Meisterin habe ihren Knecht oder ihre Magd wie jetzt in Allem, was nicht den Dienst anbetrifft, sich selber überlassen und sich nicht *darum bekümmert*, ob sie an Leib und Seel für sich selber *forgten oder nicht*. — So lang du bei mir bist und mein

Brod isseſt, ſo hab ich dich zu verantworten. Wenn du dann nicht mehr bei mir biſt, ſo thue in Gottes Namen, was du willſt, dann geht's mich nichts mehr an, -- das ſei das Land hinauf und das Land hinab die Sprache der Meiſterleute gegen ihre Dienſtboten geweſen. —

Auch das ſei vor Altem ungefähr ſo geweſen, wie es Arner jetzt wieder einrichten wolle, daß die Junker alle Jahr durch alle Felder geritten und ſich vom Herrſchafts-weibel einen jeden Acker, der beſonders ſchön oder beſonders ſchlecht geweſen, aufſchreiben laſſen, hernach im Gemeind-haus mit den Bauern darüber geredet und bei einem jeden den Urſachen nachgefragt, warum er in dieſem Zuſtand ſei.

Eben ſo hätten die Schulkinder jährlich zwei Freudentage gehabt, und die Oſterbrödchen kämen noch von dieſen Tagen her, aber freilich ſei von ihrer Freud dem Volk nichts mehr übrig geblieben, als ein Pfund Brod auf den Kopf von einem jeden Kind, wie ich eben geſagt habe, auf die Oſtern.

So meinte der Mann, im Grund ſei Alles alt, was der Junker machen wolle, aber es ſei nicht deswegen ſchlimmer, die Probe ſei ſchon da geweſen, daß es gut ſei.

Sein Urtheil hatte viel Aehnliches mit dem, was zwei Frauen von Edelleuten und eine Pfarrersfrau darüber ſagten, nämlich das Zugleich-Lernen und Arbeiten ſei nichts anderes, als was wenigſtens in gemeinen Bürgershäuſern vielfältig ausgeübt werde, daß die Mütter und Töchter mit-einander um einen Tiſch herumſäßen, in allem Ernſt darauf losarbeiteten und doch zugleich etwas auswendig lernten, ſich im franzöſiſch Leſen übten, und wirklich auch rechneten; es ſei nicht daran zu zweifeln, daß ein Mann wie der Lieutenant eine Ordnung und Einrichtung könne angeben, bei der man dieſen alten Hausvortheil bei vielen Töchtern, die nicht gar reich ſeien und doch auch hinkommen möchten, noch gar viel weiter treiben könnte. Indeſſen werde es auch jetzt ſchon in vielen Penſions- und Lehranſtalten für die gemeinen Stände getrieben, daß man den Kindern bei ihrer Arbeit zugleich auch noch den Kopf beſchäftige, und in den Bergen *in dem* Neuenburgiſchen ſei es bis auf die

hundert und mehr Jahren, so wie ihn die Alten berichtet, von der Zeit der Reformation an bis auf seinen Vater selig beinahe eine gleiche Ordnung gewesen, wie jetzt Arner eine einführen wolle; die Pfarrer hätten fast auf eben diese Art Verzeichnisse gehabt, darein sie genau aufgeschrieben, was sie von Haus zu Haus von einem jeden ihrer Pfarrkinder zu wissen nothwendig gehabt, um mit Rath und That ihnen an die Hand zu gehen. Sie hätten nicht, wie es jetzt üblich sei, es blos bei ihrem Predigen, Kinderlehrhalten, und den Sterbenden vorbeten bewenden lassen, sondern ihre Sorgfalt fürs Volk viel weiter getrieben, und Jahr für Jahr Haus für Haus nachgesehen, ob sie bei irgend Jemand etwas helfen und nützen könnten. Auch hätten es die Dorfleute bis auf die Schulkinder hinunter alle wohl gewußt, daß ihre Pfarrer an dem Zustand ihrer Hausordnung, Kinderzucht, und auch an ihren Feldern und Matten die Probe machten, ob ihr Christenthum und ihr Auffagen in der Kirche mehr als nichts sei. Es sei überall mehr in der Uebung gewesen, auf die Menschen Acht zu geben, sie zu leiten und an der Hand zu halten, daß sie nicht zu stark verirrten, und Jedermann habe das für eine ausgemachte Sache angesehen, daß ein jeder Mensch für andere Menschen, die ihm anvertraut sind, mehr als für irgend eine zeitliche Sache aufrichtig und redlich zu sorgen schuldig sei, so daß wenn Einer das nicht gethan, oder gar Ursach gewesen, daß dergleichen ihm anvertraute Leute an Leib und Seel Schaden gelitten, so habe ihm das Volk dieses so gut, als wenn er gestohlen oder eine Mordthat gethan, zur Sünde gerechnet, und so ein Mensch habe darauf zählen können, daß er im Land verachtet und für einen Unchristen und Unmenschen gehalten worden sei, habe er dann Junker geheißen, oder Pfarrer, oder Ehegaumer, oder auch nur Hebamme. — Auch kein Meister und keine Meisterin habe ihren Knecht oder ihre Magd wie jetzt in Allem, was nicht den Dienst anbetrifft, sich selber überlassen und sich nicht darum bekümmert, ob sie an Leib und Seel für sich selber sorgten oder nicht. — So lang du bei mir bist und mein

Brod isseſt, ſo hab ich dich zu verantworten. Wenn du dann nicht mehr bei mir biſt, ſo thue in Gottes Namen, was du willſt, dann geht's mich nichts mehr an, -- das ſei das Land hinauf und das Land hinab die Sprache der Meiſterleute gegen ihre Dienſtboten geweſen. —

Auch das ſei vor Altem ungefähr ſo geweſen, wie es Arner jetzt wieder einrichten wolle, daß die Junker alle Jahr durch alle Felder geritten und ſich vom Herrſchafts-weibel einen jeden Acker, der beſonders ſchön oder beſonders ſchlecht geweſen, aufſchreiben laſſen, hernach im Gemeind-haus mit den Bauern darüber geredet und bei einem jeden den Urſachen nachgefragt, warum er in dieſem Zuſtand ſei.

Eben ſo hätten die Schulkinder jährlich zwei Freudentage gehabt, und die Oſterbrödchen kämen noch von dieſen Tagen her, aber freilich ſei von ihrer Freud dem Volk nichts mehr übrig geblieben, als ein Pfund Brod auf den Kopf von einem jeden Kind, wie ich eben geſagt habe, auf die Oſtern.

So meinte der Mann, im Grund ſei Alles alt, was der Junker machen wolle, aber es ſei nicht deswegen ſchlimmer, die Probe ſei ſchon da geweſen, daß es gut ſei.

Sein Urtheil hatte viel Aehnliches mit dem, was zwei Frauen von Edelleuten und eine Pfarrersfrau darüber ſagten, nämlich das Zugleich-Lernen und Arbeiten ſei nichts anderes, als was wenigſtens in gemeinen Bürgershäuſern vielfältig ausgeübt werde, daß die Mütter und Töchter mit-einander um einen Tiſch herumſäßen, in allem Ernſt darauf losarbeiteten und doch zugleich etwas auswendig lernten, ſich im franzöſiſch Leſen übten, und wirklich auch rechneten; es ſei nicht daran zu zweifeln, daß ein Mann wie der Lieutenant eine Ordnung und Einrichtung könne angeben, bei der man dieſen alten Hausvortheil bei vielen Töchtern, die nicht gar reich ſeien und doch auch hinkommen möchten, noch gar viel weiter treiben könnte. Indeſſen werde es auch jetzt ſchon in vielen Penſions- und Lehranſtalten für die gemeinen Stände getrieben, daß man den Kindern bei ihrer Arbeit zugleich auch noch den Kopf beſchäftige, und in den Bergen in dem Neuenburgiſchen ſei es bis auf die

gemeinste Spitzmacherin herunter ein Gewohntes, daß sie bei ihrer Arbeit beieinander etwas lasen und lernten. — Auch das sagten diese Frauen, die Kinder in Bonnal hätten eine völlig bürgerliche Erziehung, mit der sie das Gesunde, Gute und Natürliche vom Bauernstand verbänden; und die zwei ersten sagten, es habe sie noch nie gefreut, Herrschaften haben, und die andere, eine Pfarrerin zu sein, wie jetzt. Die ersten setzten hinzu, sie wollten die größten Freuden, die Menschen haben könnten, gewiß nicht mehr über Sachen, die wie Kartenhäuschen für Kinder seien, versäumen, und es müsse ihnen nicht mehr sein, daß ihre Ställe besser in der Ordnung seien, als ihre Schule. Und die Frau Pfarrerin sagte, sie sei ihres Obstdörrens, und ihrer Schütte, und ihres Kellers auch gewiß noch nie so müde gewesen, und sie wolle auch nicht mehr für dieses allein Pfarrerin sein. —

Zwei Vorgesetzte antworteten dem Fürsten auf die Frage, ob sie im Stand seien die Verzeichnisse über die Menschen, über ihre Gesundheit, Ordnung, ihren Fleiß und ihren Verdienst auch zu machen, wie sie in Bonnal gemacht werden, sie hätten dergleichen schon mehrmal über Pferd und Hornvieh und Schafe machen müssen, wenn etwas Unrechtes unter ihnen gewesen, über die Menschen noch nie, aber sie meinten, sie würden es ebensowohl lernen, als über das Vieh, wenn es sein müßte und sie die Formen und Einrichtungen, die der Junker den Vorgesetzten in Bonnal gemacht, auch hätten. —

65. Das ist wieder langweilig für Leute, die nicht fürs Allgemeine denken, und dieser sind viel.

Der Fürst saß wie im Traum da. Was er tief verworren glaubte, fand er unverwickelt vor seinen Augen. Wo er unübersteigliche Schwierigkeiten ahnte, fand er nichts als gemeinen Fleiß und gemeinen Menschenverstand, wie in allen Sachen auf der Welt, nothwendig. —

In einer Art von Betäubung sagte er: Aber, wenn jetzt Alles so wäre, was müßte ich denn thun, so geschwind

als möglich zu diesem Ziel zu kommen? Er hatte seine Augen auf den Lieutenant geworfen, da er das sagte. Und dieser, mit dem Feuer des Menschen, der Jahre lang auf den Anlaß gewartet, zu reden, wo er sicher war, es nicht ohne Erfolg zu thun, und mit Bylifsky über die Schritte zu ihrem Ziel zu gehen einig, drang auf einen öffentlichen Lehrstuhl über die Natur der Volksführung in allen Theilen, und auf die Landeskommission, die ihr kennet.

Dann sagte er zum Fürsten: Auch die Waisen- und Findelhäuser, so wie die Gefangenschaft und Zuchthäuser sind wichtige und weitführende Mittel, die Nationalbildung nach den Gesichtspunkten, die Arner auf seinem Dorf hat, zu leiten.

Der Fürst wollte, daß er ihm Beides näher erläuterte. Der Lieutenant zeigte umständlich, wie natürlich und leicht, und sogar mit wenigen Unkosten mit der Auferziehung der Waisen und Findelkinder eine vorzüglich gute Bildung derselben zu verbinden möglich sei, und wie dann diese Kinder in fortdauernder Verbindung mit ihrem Erziehungshaus als ein sicherer Same zur allgemeinen Volksbildung für die Industrie könnten benutzt werden.

Aber der Abschaum der Gefangenen, und der Auswurf der Menschen in den Zuchthäusern, — — was soll ich hierzu mit diesen? sagte der Fürst.

Erlauben Ew. Durchlaucht! erwiederte der Lieutenant; der Mensch in der Tiefe wird so unsinnig verwahrlost und so gewaltsam vertreten, daß die besten Anlagen seiner Natur, das Gefühl seines Werthes, die bestimmten Vorzüge seiner Kräfte und das dringende Bedürfniß der Anwendung seiner Anlagen ihn in unendlich vielen Fällen fast nothwendig zum Verbrecher machen.

Auch findet man in Zuchthäusern und Gefängnissen beständig eine Menge Menschen, die ein besseres Schicksal verdient hätten, und die auch jetzt noch, was sie unter andern Umständen weit mehr gewesen wären, der menschlichen Gesellschaft von wesentlichem Nutzen sein können, wenn man im Stand ist, sie dazu zu gebrauchen. Diese Leute besitzen einen solchen Grad von Lokalkenntnissen im Land und Fertig-

keiten, sich an Ort und Stelle Einfluß zu verschaffen, — sie kennen so genau den Zustand des Volks und die nächsten Quellen ihrer Verbrechen, die ersten Hindernisse des Guten, — sie wissen so wie Niemand, was Alles dem guten Willen der Regierung in der Tiefe des Volks entgegen steht, an Ort und Stelle an den Fingern abzuzählen, und was sie bei der untersten Hefe des Menschengeschlechts im Stand sind auszurichten, das bessere Menschen bei ihnen nie ausrichten werden. Man lehre sie in ihren Stockhäusern eine Branche von Industrie und setze die Freiheit zum Preis bei einer Anzahl von Gefangenen, die es zu einer bestimmten Vollkommenheit in einer Erwerbsbranche gebracht. Man gebrauche ihre Freiheit durch beständige Verbindung mit dem Gefangenschaftshaus, ihrer Thätigkeit durch Ausbreitung ihrer Arbeitskenntnisse Raum zu verschaffen, und man wird finden, daß durch viele von ihnen im Land Sachen erzielt werden können, die durch Niemand anders also zu erzielen möglich. —

Auch das schien dem Fürsten nicht unwahrscheinlich. Hingegen fand er im Allgemeinen, eine solche Volksumschaffung zur Industrie würde zu einer Bevölkerung führen, die das Verhältniß des Landabtrags bei Weitem übersteigen, die Einwohner des Landes ganz von ihrem Handverdienst abhängig, und ihren Unterhalt bei theuren Zeiten und bei Stockung des Gewerbes mißlich machen könnte.

Der Lieutenant antwortete ihm, die dießfällige Sicherheit der Menschen ruhe unter diesen Umständen

1. auf ihren Ersparnissen;
2. auf ihrer Fertigkeit, bei Stockung einer Art von Gewerb zu einem anderen überzugehen;
3. auf ihrer Uebung im Sparen und Abtheilen, und überhaupt auf ihrer mehr ausgebildeten Fertigkeit, sich nach den Umständen zu richten.

Er setzte hinzu, er wünschte, daß Seine Durchlaucht über diesen Punkt sowohl, als über denjenigen, wie die Waisenkinder zur allgemeinen Ausbreitung der Industrie im Land zu gebrauchen wären, mit dem Baumwollen-Meyer reden möchten.

Und der Herzog ging mit ihm und Arner und dem Pfarrer in das Haus des Meyers. —

Dieser sagte ihm über den ersten Punkt, es sei sehr wichtig, daß die Kinder, deren Brod von ihrem Hausverdienst abhange, in ihrer Jugend gleichsam den Katechismus lernten, wie sie sich einzurichten hätten, um bei Stockung der Gewerbsamkeit und in theuren Zeiten nicht in Verwicklung zu kommen. Das sei ein wesentlicher Grund, warum eine jede Obrigkeit Rechenschaft von den Unterthanen über die Anwendung ihres Fabrik-Verdienstes fordern und sie gewöhnen sollte, von Kindesbeinen auf alles Mögliche, was sie ersparen könnten, bei Seite zu legen. Uebrigens aber führe der Gewinn einer gut geleiteten Gewerbsamkeit so weit, daß einem jeden Dorf, dessen Bevölkerung durch die Gewerbsamkeit also zunehmen würde, eben dadurch auch so viel Mittel zufließen müßten, genugsame Einrichtungen zu seiner Sicherheit mit Leichtigkeit zu machen. Und es komme hierin nur auf den Gebrauch an, der im Dorf von diesen Umständen gemacht werde, und auf die Obrigkeit, zu was für einem Gebrauch ihrer Umstände sie das Volk führe und anhalte. —

Ueber das andere: Wie die Waisenkinder als eine Pflanzschule, die Gewerbsamkeit im Volk allgemein zu machen, zu gebrauchen wären, sagte er, man müsse einen Unterschied machen zwischen bloßen Arbeitern, die nur wieder andere Arbeiter nachzuziehen hätten, und denen, die in Stand kommen sollten, irgend eine Art Gewerb an einem Orte selber anzulegen. Für die erstern erfordere es nichts, als daß sie ihre Handgriffe vollkommen lernten und fleißig wären, aber die andern müßten, wenn sie die Handgriffe gelernt, aus einem solchen Erziehungshause weg und zu Leuten gethan werden, die dieses Gewerbe selber trieben, um ihnen alle Arten Vorsichtigkeitsregeln geläufig zu machen, die es in der Welt braucht, wenn man den Menschen auch noch so wenig anvertrauen muß; und dann auch zu lernen, sich die Menschen an die Hand zu bringen und an der Hand zu halten, oder wie man sich unter den Bauern ausdrücke, den Mäusen zu

pfeifen. Hingegen könnten sie in solchen Erziehungshäusern darin einen großen Vortheil genießen, wenn sie in denselben wohl rechnen, schreiben, und die Handlungsbücher führen lernten, welches alles er aus sich selber habe lernen müssen, und also erfahren, wie viel es ihm hinderlich gewesen. —

Eben so bestätigte er, daß in den Gefangenschaften und Zuchthäusern zu diesen Endzwecken sehr brauchbare Menschen zu Grund gingen, und daß man wichtige Vortheile von ihnen ziehen könne, wenn man die Manier kennen würde, dieses Geschäft recht anzugreifen, und auch das sei sicher, daß man diese Manier bei Niemand, als bei den Züchtlingen selber erforschen müsse.

Dann sah der Fürst auch noch die Gertrud und die Kinder des Hübel-Rudi, die vor Jahr und Tag noch im Elend fast verfault keine Arbeit verstanden und von diesem Weib so in Ordnung gebracht worden. Der Lieutenant sagte dem Fürsten vor ihr, sie hatte meine Schule in ihrer Stube, ehe ich noch daran dachte; ohne sie hätte ich meine Einrichtungen nicht in diese Ordnung gebracht.

Dann hat sie viel gethan, sagte der Fürst und sah sie steif an; und bald darauf: Ich will noch mehr mit ihr reden. — Aber jetzt war er wie in einem Sturm — Gedanken drängten sich über Gedanken — sein Herz schlug — er fühlte, daß seine ganze Stimmung ihn nicht mehr ruhig urtheilen lasse — er entfernte sich einige Augenblick, stand an des Rudi Matten, an der Zäunung, gegen die untergehende Sonne und suchte Luft für sein klopfendes Herz. — Nein, es ist zu viel, sagte er da an des Rudi Zaun; wenn es weniger wär, ich wollte ihnen glauben, aber so viel kann und will ich nicht glauben. — Eine Weile darauf: — Er hat Recht! Ich muß noch die drei Räder still stellen, wenn ich die Wahrheit sehen will. Damit ging er wieder zu Arner und sagte ihm und dem Lieutenant und dem Pfarrer und dem Baumwollen-Meyer, der bei ihm stand: Ihr müsset mir alle vier nach Sklavenheim, ich will euch da drei Tage allein lassen, aber am Samstag bin ich auch dort; so lang untersucht in dieser Zeit an Ort und Stelle, sowohl mit

den Waisenkindern, als mit den Züchtlingen, was ihr von dem, was ihr saget, ausführbar findet. Indessen will ich hier noch die Gegenstände, die ich jetzt wie in einem Traum sehe, ein wenig kaltblütiger ins Auge zu fassen suchen. —

66. Der Lieutenant zeigt noch wie im Flug, was er in einer höhern Sphäre sein würde, und der Autor beschließt sein Werk.

So schickte er sie fort. — Der Lieutenant merkte es und sagte, da sie morgens darauf mit einander im Wagen saßen, er setzt uns für hier und da auf die Probe. Die andern stutzten; er aber sagte, es macht nichts, er will nicht betrogen sein, und darin hat er Recht. Wir wollen ihm aber um deswillen doch auch nicht minder zeigen, als was wahr ist. —

Dann rief er dem Postknecht, daß er davon jage, was immer möglich, und sagte zu den Herren: Diese drei Tage entscheiden. Bringen wir in Sklavenheim etwas Wirkliches zu Stande, so ist er gewonnen; kommen wir ihm nur mit Worten, so sind wir in dieser Sache nicht weiter, als wir vor zwei Jahren waren. Die Herren sagten ihm alle, er solle von ihnen fordern, was er begehre, und wenn sie drei Tage kein Auge zuthun müßten, so wollten sie ihm helfen, zu thun, was möglich. — Der Postknecht jagte; sie waren in der halben Zeit dort, und in der ersten Stunde hatte der Lieutenant schon 12 Kinder aus der Waisenstube ausgesucht, sie einer Spinnerin übergeben, an ihre Räder gesetzt, und fing nun an mit einem nach dem andern zu reden, dann mit allen, dann ihnen etwas vorzusprechen, das sie ihm nachsagen mußten. Am gleichen Abend brachte er sie noch dahin, einige Zahlenreihen bis auf 50 — zu 3 und zu 4 und zu 5 — zurück und vorwärts zu zählen — und das alles bei ihrem Spinnen, was aber freilich im Anfang nicht ganz ordentlich gehen wollte. — In der gleichen Stunde suchte der Baumwollen-Meyer im Zuchthaus 10 Männer aus, von denen er glaubte, sie seien im Stande weben zu

lernen; er fand zwei vollkommene Weber, die als Contrebandiers aus dem benachbarten Fürstenthum mit verbotener Tuchwaare ergriffen, eingesetzt worden; diese beredete er bald, mit ihm Hand ans Werk zu legen und die zehn Männer, die auf ihren Stühlen vor Hoffnung der Erlösung zitterten, das Handwerk zu lehren. — Sie fanden im Dorf, und zum Theil im Zuchthaus selbst, Stühle, Geschirr, Zettel, und Spuhler genug — vor Abend war das alles in Ordnung.

Eben so bald fing Arner an, die Geschichte der Gefangenen aufzunehmen und hauptsächlich aufzuzeichnen, was sie gelernt; wodurch sie glaubten, ihr Brod verdienen zu können, und dann, wodurch sie unglücklich geworden; wie stark ihre Fehler in ihrem Land und in ihrem Dorf eingerissen; was und wer daran schuldig; wie sie glaubten, daß diesen Fehlern am Besten gesteuert werden könnte; ob sie glaubten, wenn sie in der Freiheit wären, selber etwas dazu beitragen zu können, und überhaupt, womit sie im Land etwas Nützliches anzufangen sich im Stand glaubten, und endlich, ob sie nicht gern in der Gefangenschaft selber sich anstrengen, und etwas lernen wollten, das sie in Stand setzen könnte, mit Nutzen für sich selbst und für ihre Nebenmenschen in der Welt zu leben? Sie fielen fast vor ihm auf die Knie, jammerten, daß sie das Unmögliche thun wollten, diesem Elend zu entkommen. Ihrer viele sagten, sie müßten an Leib und Seele fast verfaulen, und die Leute seien Kinder der Unschuld, wenn sie in diese Oerter hineingebracht würden, gegen den Zustand, in welchem sie sich befänden, wenn sie wieder herauskämen.

Er war am dritten Abend mit der Geschichte und Aussage dieser Leute fertig; ebenso der Pfarrer mit der Beschreibung des Zustandes von 70 Kindern, die in diesem Hause an Krätze, Blässe, Dummheit und Unanstelligkeit bewiesen, daß ihre Verwalter Diebe, und die Obern dieser Verwalter etwas anderes zu thun hätten, als nach ihnen zu sehen. —

Und auch der Lieutenant war mit seinen Kindern so weit, daß sie seine Ordnung kannten wie die in Bonnal; und die

Züchtlinge des Meyers kamen in diesen Tagen mit ihrem Weben weiter, als man es möglich geglaubt hätte.

Indessen hatte der Herzog mit Luchsaugen ausgespäht, ob es in Bonnal einen Unterschied mache, daß er diese drei Räder still gestellt. — Er fand keinen, vielmehr sagten ihm verschiedene von den Herren seiner Kommission, die Sache sei so tief gegründet, daß sie, wenn diese sämmtlichen Anfänger sterben würden, um deswillen nicht zu Grund gehen müsse. —

Nunmehr stieg eine ruhige Hoffnung, daß doch wenigstens etwas, wo nicht Alles, von diesen Versuchen ausführbar, in dem Herzog empor. Er nahm am vierten Tage Theresen mit sich auf Sklavenheim; aber er ahnte von Ferne nicht, was er da antraf.

Er fand eine Bonnalsschule mit zwölf Waisenkindern angefangen.

Er sah den Fortschritt, den der Meyer mit den Züchtlingen in diesen Tagen möglich gemacht.

Er las in der Geschichte der Gefangenen den Zustand seines Reichs, in der Schilderung der 70 Waisenkinder den Zustand seiner Anstalten fürs Volk. —

Er staunte über das Werk dreier Tage und ward von einem Geräusch unterbrochen. Die Schaar der Gefangenen und die Menge seiner Kinder lag zu seinen Füßen, sie baten um Väter und Versorger, wie diese vier Herren.

Stehet auf, sagte er, Gefangene! Stehet auf, meine Kinder, euer Schicksal ist in ihrer Hand! —

Ich bin überzeugt, er konnte nicht mehr. — Die Kinder blieben auf den Knien — es umgab ihn eine heilige Stille, und der Ahnungen größte hob sich in Aller Herzen empor.

Bemerkungen.

Der erste Theil von Lienhard und Gertrud erschien 1781 bei G. J. Decker, Berlin u. Leipzig, der zweite 1783, der dritte 1785, der vierte 1787, die drei letzten ohne Angabe des Verlegers in Frankfurt u. Leipzig. Der erste Theil hat als Titelbild einen etwa vier Quadratzoll großen Kupferstich von Chodowiecki, Rudeli bei der sterbenden Großmutter darstellend (S. 153).

Das Buch hat von Pestalozzi selbst drei Umarbeitungen erfahren, wie H. Krüsi angibt. (Morf a. a. O. S. 143). Die erste nannte er „die Kinderlehre der Wohnstube"; sie wiederholt den Inhalt durch gegebene Fragen und leitet aus jedem Abschnitte Wahrheiten und Lehren ab. (Es ist das wohl eigentlich keine Umarbeitung gewesen, als vielmehr eine belehrende Wiederholung in der Art von Christoph und Else.) Pestalozzi ließ dies Werk nie drucken, wahrscheinlich ist es mit dem handschriftlichen Nachlasse verloren gegangen. Niederer veröffentlichte „Bruchstücke" daraus im zweiten Bande der „Pestalozzischen Blätter", Aachen 1829, die ich leider nicht habe erlangen können.

„Eine zweite, eine eigentliche Umarbeitung, kam 1790 bei Ziegler und Söhne in Zürich mit Kupfern von Usteri heraus, ohne Vorrede und also auch ohne Angabe des eigentlichen Zweckes dieser Umarbeitung. Krüsi sagt darüber: Sie scheint auf Abkürzungen berechnet zu sein, wodurch aber der Pestalozzi eigenthümliche Fluß und Schwung der Sprache verloren geht. Indessen ist auch diese Ausgabe längst vergriffen. Den Ursprung einer andern Auflage, gedruckt in Wien mit Chodowieckischen Kupfern, weiß ich ebensowenig anzugeben. Auch in niederländischer Tracht, die zu Schweizerscenen wunderlich paßt, ist Ausdruck und Haltung der Personen dennoch so charakteristisch, daß diese Kupfer vor den obigen bedeutende Vorzüge haben."

Die dritte Umarbeitung ist die der Cottaschen Ausgabe. Sie bildet hier die vier ersten Bände. — Leider hat mir die zweite auch nicht vorgelegen; sie war trotz aller Bemühungen nicht aufzufinden.

Das Werk ist auszugsweise öfter gedruckt worden. Es liegt mir eine Ausgabe der beiden ersten Theile von H. Krüsi in einem Bande (4°) mit 13 Federzeichnungen von H. Bendel und einer Musikbeilage vor, deren erste Ausgabe 1840, die zweite 1857 in Winterthur und Zürich erschien. Sie ist nach der ersten Ausgabe gedruckt und enthält *ein kurzes Vorwort* von H. Krüsi. — Die späteren Ausgaben von *fremder Hand* sind für unsern Zweck von keiner Bedeutung.

Die Vergleichung der 1. und der C. A. (Cotta'schen Ausgabe) hat in dem ersten Bande wenig Verschiedenheiten ergeben; der 2. ist schon bedeutend erweitert; der 3. und 4. sind dagegen ganz umgearbeitet. Selbstverständlich habe ich die Orthographie, mitunter auch die Ausdrucksweise der jetzigen gleichgemacht, doch mußte ich in letzter Beziehung sehr vorsichtig zu Werke gehen, um die Eigenthümlichkeit Pestalozzi's nicht zu vernichten. Auch einzelne Provinzialismen — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen — ließ ich stehen, obwohl sie bei uns und in jetziger Zeit wohl gar nicht mehr vorkommen, so z. B. das Wort „ferben", d. i. verkümmern, vertrocknen, ungesund sein von Menschen, Thieren und Pflanzen gebraucht. Ich fand kein Wort, welches den Begriff ganz deckte. Eine für den Leser wichtige Veränderung habe ich in den Absätzen, die eine neue Zeile beginnen, vorgenommen; die ältern Ausgaben hatten durch eine falsche Anwendung dieser Absätze oft Zusammengehöriges auseinander gerissen oder getrennte Gedankenreihen in einander verschmolzen, so daß der Fluß des Ganzen dadurch oft sehr holperig und das Verständniß erschwert wurde. So sonderbar es klingen mag, so sage ich es doch: Gerade diese Arbeit hat mir viele Mühe gemacht. Aus obigem Grunde habe ich auch mitunter zwei Kapitel in eins zusammengezogen. — Die 1. und die C. A. haben die einzelnen Kapitel mit §. bezeichnet; ich habe nur einfache Nummern gesetzt. — Im Anfange, wo die Veränderungen unwesentlich waren, habe ich durch Ziffern auf diese Schlußbemerkungen hingewiesen; im weiteren Verlaufe war das nicht mehr möglich, ich muß da die Veränderungen und sonstigen Bemerkungen unter die einzelnen Kapitel rubriziren. — Abkürzungen: 1. A. = erste Ausgabe; C. A. = Cotta'sche Ausgabe. — Ueb.: = Ueberschrift. — K. = Kapitel. —

Erster Theil.

Die 1. und die C. A. haben 100 Kapitel, die unsrige nur 78, in Folge einiger Zusammenziehungen. § 20 hatte die Ueberschrift: Dummer, zeitverderbender Vorwitz hat den Mann zum Müßiggang verführt; §. 21: Undank und Neid. Beide umfaßt jetzt K. 20. — K. 23 enthält die Ueberschriften von §. 24 und 25. Zu K. 25 lautete die Ueb.: Fleiß und Arbeitsamkeit, ohne ein dankbares und mitleidiges Herz. — K. 26 umfaßt die Ueb. zweier §§.; ebenso K. 29, 33, 37, 48; 49 von dreien, die entschieden zusammengehörten. K. 51 umfaßt ebenfalls zwei §§.: „Eine Ausschweifung" (ich habe Abschweifung dafür gesetzt; der Erzähler schweift vom Gange der Geschichte „ab", nicht „aus") und „der alte Mann leert sein Herz aus". Der alte Mann ist nämlich der Erzähler, über den die früheren Ausgaben folgende Bemerkung am Anfange enthalten: „Ich muß hier melden, daß in der ganzen Geschichte ein alter angesehener Einwohner von Bonnal redend eingeführt wird", was freilich nicht immer durchgeführt wird. — K. 52 umfaßt ebenfalls zwei §§., der *zweite ist überschrieben*: „Daß man mit Liebe und mit

Bemerkungen.

Der erste Theil von Lienhard und Gertrud erschien 1781 bei G. J. Decker, Berlin u. Leipzig, der zweite 1783, der dritte 1785, der vierte 1787, die drei letzten ohne Angabe des Verlegers in Frankfurt u. Leipzig. Der erste Theil hat als Titelbild einen etwa vier Quadratzoll großen Kupferstich von Chodowiecki, Rudeli bei der sterbenden Großmutter darstellend (S. 153).

Das Buch hat von Pestalozzi selbst drei Umarbeitungen erfahren, wie H. Krüsi angibt. (Morf a. a. O. S. 143). Die erste nannte er „die Kinderlehre der Wohnstube"; sie wiederholt den Inhalt durch gegebene Fragen und leitet aus jedem Abschnitte Wahrheiten und Lehren ab. (Es ist das wohl eigentlich keine Umarbeitung gewesen, als vielmehr eine belehrende Wiederholung in der Art von Christoph und Else.) Pestalozzi ließ dies Werk nie drucken, wahrscheinlich ist es mit dem handschriftlichen Nachlasse verloren gegangen. Niederer veröffentlichte „Bruchstücke" daraus im zweiten Bande der „Pestalozzischen Blätter", Aachen 1829, die ich leider nicht habe erlangen können.

„Eine zweite, eine eigentliche Umarbeitung, kam 1790 bei Ziegler und Söhne in Zürich mit Kupfern von Usteri heraus, ohne Vorrede und also auch ohne Angabe des eigentlichen Zweckes dieser Umarbeitung. Krüsi sagt darüber: Sie scheint auf Abkürzungen berechnet zu sein, wodurch aber der Pestalozzi eigenthümliche Fluß und Schwung der Sprache verloren geht. Indessen ist auch diese Ausgabe längst vergriffen. Den Ursprung einer andern Auflage, gedruckt in Wien mit Chodowieckischen Kupfern, weiß ich ebensowenig anzugeben. Auch in niederländischer Tracht, die zu Schweizerscenen wunderlich paßt, ist Ausdruck und Haltung der Personen dennoch so charakteristisch, daß diese Kupfer vor den obigen bedeutende Vorzüge haben."

Die dritte Umarbeitung ist die der Cottaschen Ausgabe. Sie bildet hier die vier ersten Bände. — Leider hat mir die zweite auch nicht vorgelegen; sie war trotz aller Bemühungen nicht aufzufinden.

Das Werk ist auszugsweise öfter gedruckt worden. Es liegt mir eine Ausgabe der beiden ersten Theile von H. Krüsi in einem Bande (4°) mit 13 Federzeichnungen von H. Bendel und einer Musikbeilage vor, deren erste Ausgabe 1840, die zweite 1857 in Winterthur und Zürich erschien. Sie ist nach der ersten Ausgabe gedruckt und enthält ein kurzes Vorwort von H. Krüsi. — Die späteren Ausgaben von fremder Hand sind für unsern Zweck von keiner Bedeutung.

Die Vergleichung der 1. und der C. A. (Cotta'schen Ausgabe) hat in dem ersten Bande wenig Verschiedenheiten ergeben; der 2. ist schon bedeutend erweitert; der 3. und 4. sind dagegen ganz umgearbeitet. Selbstverständlich habe ich die Orthographie, mitunter auch die Ausdrucksweise der jetzigen gleichgemacht, doch mußte ich in letzter Beziehung sehr vorsichtig zu Werke gehen, um die Eigenthümlichkeit Pestalozzi's nicht zu vernichten. Auch einzelne Provinzialismen — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen — ließ ich stehen, obwohl sie bei uns und in jetziger Zeit wohl gar nicht mehr vorkommen, so z. B. das Wort „ferben", d. i. verkümmern, vertrocknen, ungesund sein von Menschen, Thieren und Pflanzen gebraucht. Ich fand kein Wort, welches den Begriff ganz deckte. Eine für den Leser wichtige Veränderung habe ich in den Absätzen, die eine neue Zeile beginnen, vorgenommen; die ältern Ausgaben hatten durch eine falsche Anwendung dieser Absätze oft Zusammengehöriges auseinander gerissen oder getrennte Gedankenreihen in einander verschmolzen, so daß der Fluß des Ganzen dadurch oft sehr holperig und das Verständniß erschwert wurde. So sonderbar es klingen mag, so sage ich es doch: Gerade diese Arbeit hat mir viele Mühe gemacht. Aus obigem Grunde habe ich auch mitunter zwei Kapitel in eins zusammengezogen. — Die 1. und die C. A. haben die einzelnen Kapitel mit §. bezeichnet; ich habe nur einfache Nummern gesetzt. — Im Anfange, wo die Veränderungen unwesentlich waren, habe ich durch Ziffern auf diese Schlußbemerkungen hingewiesen; im weiteren Verlaufe war das nicht mehr möglich, ich muß da die Veränderungen und sonstigen Bemerkungen unter die einzelnen Kapitel rubriziren. — Abkürzungen: 1. A. = erste Ausgabe; C. A. = Cotta'sche Ausgabe. — Ueb.: = Ueberschrift. — K. = Kapitel. —

Erster Theil.

Die 1. und die C. A. haben 100 Kapitel, die unsrige nur 78, in Folge einiger Zusammenziehungen. § 20 hatte die Ueberschrift: Dummer, zeitverderbender Vorwitz hat den Mann zum Müßiggang verführt; §. 21: Undank und Neid. Beide umfaßt jetzt K. 20. — K. 23 enthält die Ueberschriften von §. 24 und 25. Zu K. 25 lautete die Ueb.: Fleiß und Arbeitsamkeit, ohne ein dankbares und mitleidiges Herz. — K. 26 umfaßt die Ueb. zweier §§.; ebenso K. 29, 33, 37, 48; 49 von dreien, die entschieden zusammengehörten. K. 51 umfaßt ebenfalls zwei §§.: „Eine Ausschweifung" (ich habe Abschweifung dafür gesetzt; der Erzähler schweift vom Gange der Geschichte „ab", nicht „aus") und „der alte Mann leert sein Herz aus". Der alte Mann ist nämlich der Erzähler, über den die früheren Ausgaben folgende Bemerkung am Anfange enthalten: „Ich muß hier melden, daß in der ganzen Geschichte ein alter angesehener Einwohner von Bonnal redend eingeführt wird", was freilich nicht immer durchgeführt wird. — K. 52 umfaßt ebenfalls zwei §§., der zweite ist überschrieben: „Daß man mit Liebe und mit

Theilnehmung der gänzlichen Kopfverwirrung angstvoller Menschen vorkommen könne". — K. 58 umfaßt ebenfalls zwei §§.: „Wie man sein muß, wenn man mit Leuten etwas ausrichten will" und „Ein Mann, der ein Schelm ist und ein Dieb, handelt edelmüthig und des Maurers Frau ist weise." — Ebenso K. 59, 60, 62, 68; (Zu letzterem lautet die zweite Ueberschrift: „Ein Junker und ein Pfarrer, die beide ein gleich gutes Herz haben, kommen zusammen". Nach dem früheren Schreiben des Pfarrers müssen sie aber schon früher zusammen gekommen sein.) 69; 73 umfaßt 3 §§.; der letzte ist überschrieben: „Rede des Hühnerträgers an die Gemeinde"). 74, 75 (ebenfalls 3 §§.: Ueb. zu dem letzten: „Seine Dankbarkeit gegen seinen edlen Herrn").

Im Texte ist Folgendes zu bemerken:

1) Hier haben beide A. drei Zeilen Gedankenstriche und die 1. A. folgende Anmerkung: „Hier standen noch ein paar Zeilen — das ist unflätig, sagte ein Knabe von noch nicht zehn Jahren, der sie lesen hörte. Ich umarmte ihn, und strich die Stelle durch. Jüngling! wirst du dein reines Gefühl und das sanfte Erröthen deiner Wangen behalten, so wird der Zug deiner Jugend dir Freude machen im Alter; aber wirst du diese sanfte Unschuld deines Herzens der Kühnheit deines anwachsenden Muths aufopfern — wird dein blitzendes Auge einst sich nicht mehr niederschlagen, nicht mehr Thränen fallen lassen; wird deine Wange nicht mehr erröthen beym Anblick dessen, was unrecht und schändlich ist, Jüngling! dann wirst du ob dieser Stelle weinen, oder sie vielleicht nicht mehr werth achten, sie zu lesen.

In diesem Augenblick mußte mir natürlich der Gedanke auffallen: Wie weit darf ein sittlicher Schriftsteller das Laster mahlen? Darf mein Mund aussprechen, was Hogarth und ** gemahlt haben? Aussprechen das Thun dieser Menschen, die ich ohne Bedenken vom Pinsel und vom Grabstichel gemahlt sehe? Mein Gefühl bebt zurücke, wenn ichs in Worte bringe und ausspreche, das Thun dieser Menschen, und ich sehe mich um, ob mich Niemand höre. Aber das Bild des Mahlers sah ich hingelehnt am Arme des Besten, des Edelsten, und scheue mich nicht.

Die Zunge des Menschen, sein Mund, sind enger mit dem Gefühl seines Herzens verbunden, als seine Hand. Die Kunst, die mit Hand und Pinsel das Laster mahlt, und kühn ist, und das Tiefste treffend enthüllet, entweihet das Herz nicht mit der Gewalt, mit der es der Mund thut, wenn er mit gleicher Kühnheit das Laster entblößt darstellt.

Das ist keine Lobrede für alle angebeteten Dichter; aber es dünkt mich hingegen, besonders in einem Jahrhundert, wo es der allgemeine Ton ist, den Kopf mit Bildern des Müssiggangs, anstatt mit Berufs- und Geschäftssachen zu füllen, eine für das Menschengeschlecht höchst wichtige Wahrheit.

2) Die 1. und die C. A haben hier folgende Anmerkung: „Herr Jesus! was denkst du auch, Junker? Margrithe, gieb doch Dienstwein. — würde freylich manche Gräfin gerufen haben. A. d. V.

Alles zu seiner Zeit, wenn der Hünerträger nur Hüner bringt, warum sollte man ihm vom besten Wein geben? Wer sollte dann den schlechtern trinken? Aber in gewissen Fällen kann auch der Bürger thun und soll es thun, was der Graf mit Rechte seinen Mägden verbietet. A. d. H."

3) Die älteren A. haben hier noch folgenden Satz: „Ich denke, sie sind noch nicht in vielen (Komödien) gewesen, sonst würden sie gewiß nicht so schüchtern, aber auch vielleicht nicht so herzgut und so zufrieden sein" — eine naive Auffassung der dramatischen Poesie, die allerdings in deren damaliger Gestalt ihre Erklärung findet.

Zweiter Theil.

Die meisten Kap. dieses Theiles haben eine Erweiterung erfahren, ohne daß dadurch jedoch die geschichtliche Grundlage alterirt würde. Nur Glülphi wird hier schon eingeführt und am Schlusse ist folgende Aenderung eingetreten: Nach der 1. A. wird der Vogt unter der Kanzel dargestellt und der Pfarrer hält über ihn die Predigt, nach der C. A. wird dem Vogt die öffentliche Darstellung erlassen und seine Lebensbeschreibung wird gedruckt und im Dorfe vertheilt. Darauf folgt die Predigt. — Die Erweiterungen führen theils die Erzählung etwas weiter aus, theils enthalten sie Betrachtungen. Es würde mich zu weit führen und das Werk bedeutend vergrößern, wollte ich zu den Erweiterungen die ursprüngliche Fassung geben, es genügt wohl, zu wissen, daß so ziemlich Alles, was die 1. A. enthält, auch in die C. A. aufgenommen ist und wo dies nicht der Fall, da werde ich die betreffenden Stellen nachtragen. Um aber wenigstens die Art der Erweiterung zu charakterisiren, gebe ich einige Beispiele. So ist K. 8, S. 16, 17 die Stelle in der C. A hinzugekommen, in der der früheren Gewohnheit bei Hinrichtungen Erwähnung gethan wird; K. 9, S. 19, wo Gertrud dem Junker sagt, Rudi solle nicht mehr am Bau arbeiten; in K. 17 ist der Schluß, wo Lienhard nach Hause kommt, Zusatz der C. A.; K. 23 erscheint der Vogt in der 1. A. mehr wehmüthig, als hartköpfig; von K. 25 hat die 1. A. nur den mittlern Theil, die Erzählung vom Treufaug und der Vogtin, Anfang und Ende sind Zusatz der C. A.; in K 29 fehlt in der 1. A das Gespräch mit dem Küfer; was K. 62 vom Begräbniß der Vogtin gesagt ist, fehlt in 1. A u. s. w.

Im Besondern sind noch folgende Veränderungen zu bemerken:

In K. 8 am Schluß ist die vorletzte Entgegnung des Michel mit einiger Veränderung der 1. A entnommen.

Ebenso ist der Anfang des Gespräches in K. 10 der 1. A. entnommen. — Die Ueb. lautet in 1 A.: „Das Herz leicht machen, ist das rechte Mittel, dem Menschen das Maul (Pest. gebraucht stets diesen volksthümlichen Ausdruck) aufzuthun."

Von K. 11 umfaßt die Ueb. zwei §§; ebenso von K. 12, deren letzte lautet: „Bauernwahl"; ebenso K 21, deren letzte lautet: „Ein Frauenbild, aber nicht zu allgemeinem Gebrauch"; ebenso K. 22. K. 23

führt in der 1. A. die Ueb.; „Leid und Freud in einer Stund". Der letzte Theil dieses K. ist nach der 1. A. umgeändert, da in der C. A. das Erscheinen des Rudi fast ganz unvermittelt da steht, jedenfalls ein lapsus memoriae Pestalozzi's bei der Umarbeitung.

Zu K. 24 lautet die Ueb. in der 1. A.: „Ein Gespräch voll Liebe auf der einen und voll Angst auf der andern Seite."

K. 28 bildet in der 1. A. zwei §§. Das Gespräch der Bauern bildet ein eignes Kap., welches die Ueb. hat: „Es ist wohl so, wie sie sagen: „Aber wo die Hirten sich schlagen, da werden die Schafe gefressen." Pestalozzi hat also selbst die Nothwendigkeit der Zusammenziehung gefunden, eine Entschuldigung für meine weiteren Zusammenziehungen.

Zu K. 29 lautet die Ueb. in der 1. A.: „In welch hohem Grade ein Verbrecher Mensch bleiben — und seine geistliche und weltliche Herrschaft interessiren kann." Es enthält noch folgende Bemerkung: „Der Michel stand da (als er zu Arner kam) mit der Miene eines Mannes, der in seinem Innern Ruhe hat und Stärke. Er zeigte, daß er hoffe Verziehung zu erhalten und auch, daß er fühle, dieser Verziehung werth zu sein."

K. 30 findet sich in der 1. A. gar nicht. Glülphi wird in der C. A. etwas sehr unvorbereitet eingeführt; man weiß gar nicht, wer das sein soll und wie er dahin kommt; ich habe durch eine Apposition über seinen Rang und seine Beschäftigung einige Auskunft gegeben.

Zu K. 31 ist die der 1. A. entnommen; die in der C. A. lautet: „Wieder der alte Meyer, der sich zum Vogtdienst gar nicht schickt."

K. 33. In der 1. A. ist von dem Gespräche nur kurz der Inhalt angegeben. Am Schlusse steht noch folgende witzige Rede: Da der Meyer fort war, sagte der Hügi: Wir sitzen jetzt beieinander wie im nassen Jahrgang. — Es hatte nämlich anno 1759 in der Ernte vier Wochen geregnet und es ist ihnen fast alles Korn auf dem Feld wieder ausgewachsen. Da sind sie auch so viel bei einander gewesen und alle Augenblicke hat Einer den Andern gefragt: Will's noch nicht enden, das Wetter? Und ist denn auch gar nichts zu machen? Und daran erinnerte sie jetzt der Hügi."

K. 48 ist nach der 1. A. hergestellt; die C. A. enthält noch ein Erlebniß des Pfarrer Ernst, und die Lebensgeschichte Glülphi's, die derselbe bei dieser Gelegenheit erzählt. Der Pfarrer ist früher durch einen sogenannten Freund um eine gute Anstellung und damit um sein Brot und seine Braut gekommen. Da er dies in Folge seiner vortrefflichen Predigten und seines Anstandes auf der Kanzel erreicht hatte, so erklärt sich daraus der lebendige Widerwille des Pfarrers gegen das leere Maulbrauchen, auch auf der Kanzel. — Glülphi war anfangs von einer adelsstolzen Mutter aller bürgerlichen Beschäftigung fern gehalten worden. Nach deren Tode kommt er in ein Cadettencorps, „wo Leichtsinn, Rohheit mit Degenstolz und Kriegsgurglereien verbunden ihn dahin bringt, daß er in der Erbärmlichkeit des militärischen Kleingötzendienstes des

Cadettencorps alle Spuren eines rein menschlichen und bürgerlich edeln Lebens und Strebens gänzlich verliert". Er sah in allem Höhern und Göttlichen des menschlichen Seins und Strebens nur noch die äußere Form. Die Religion sah er, wie das Trommelschlagen und die Trompete für einen Theil des militärischen Dienstes an, die zu den Angewöhnungen des militärischen Lebens gehöre. Der Feldprediger, der an ihren Abendgelagen Theil nahm, sah sein Amt auch für einen militärischen Dienst an. Im ersten Feldzug wird er blessirt und erhält seinen Abschied In der größten Noth geht er in sich selber und lernt die Feldmeßkunst. Aber in seinem abgerissenen Anzuge erhält er keine Arbeit Da erbarmt sich ein mitleidiger Mann seiner und gibt ihm auf 3 Monate Arbeit. Er kommt dennoch aber wieder in den bittersten Mangel, bis ihn der Großvater des Junkers demselben entriß. Der Junker erzählt darauf, daß er durch seine Großmutter vor dem Bösen bewahrt und zum Guten erzogen worden sei. —

Kap. 49 umfaßt zwei §§.

Kap. 50. 5) Hier hat die C. A. noch folgende Stelle, die nur eine Wiederholung und weitere Ausführung des vorhergehenden Gedankens und sehr unklar stilisirt ist: „Keine Herrschafts-, keine Lehns-, selbst keine Leibeigenschaftsrechte können und dürfen den Menschen zu den Ultra-Ansichten des Eigenthumsrechts, die den Eigenthümer über die Sorgfalt der Nothdurft des eigenthumslosen Mannes im Land selber auch durch sein Eigenthum Vorsehung zu thun, emporsetzt. Er behauptete, Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen, die den Geist der Sorgfalt für den eigenthumslosen Mann im Land für den Eigenthümer auslöscht, untergraben das Gefühl für die Heiligkeit und göttliche Begründung des Eigenthums im Innern der Menschennatur selber, und gefährden dadurch die Sicherheit des Eigenthums selber." —

Der erste Theil von K. 52 ist in der 1. A. gar nicht enthalten; in der C. A. bildet er mit einer weitern Ausführung in Gesprächsform zwischen dem Junker und dem Lieutenant einen eigenen §. mit der Ueb.: „Die größere Bedeutung der öffentlichen Verbrechen." Das in unserer A. weggelassene Gespräch findet statt, während der Treufaug herbei geholt wird. Arner nennt es etwas Verfluchtes, wenn ein Mensch den andern vermöge seines Berufes und seiner bürgerlichen Stellung um Ehr' und Gut und Leib und Leben bringen kann, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden. Der L. meint, die steigende Verkünstelnng der Welt schaffe immer mehr solche Stellen, worauf sie auf den Geist der Zeit und die Grundschwächen unserer Gesetzgebungen und bürgerlichen Einrichtungen zu sprechen kommen. „Bei dem Leben unserer Zeitmenschen, wo sich bald Jedermann einer Handarbeit oder eines Berufs schämt, der zu keinen größeren Einkünften führt, als zu denjenigen, die man zu unserer Väter Zeit zu einem ehrenfesten Leben bedurfte, und zu einer Zeit, wo Haushaltungen, die so arm sind, als eine Kirchenmaus, mit den Luxusgenießungen aller vier Welttheile bekannt sind und der Stand eines Waschweibes dasselbe nicht vom

Besuch des Theaters und der Beurtheilung der aufgeführten Stücke abhält; zu einer Zeit, wo man den zünftigen Bürger- und Handwerksstand bald als einen Gesindelstand ansieht, und jeder Sohnssohn eines Kaminfegers und Bürstenbinders sich durch Glücksspringe und Gnadenhülfe zu einem Herrn von Von machen will, da kann es nicht anders kommen." Sie würden wohl bei ihrem Stande bleiben, wenn sie sonst kein Unterkommen fänden, aber durch die Vermehrung der öffentlichen Posten und der Mittel ihres Papier- und Federdienstes werden solchen für das gemeine bürgerliche Leben verdorbenen Notabilitätssöhnen die guten Braten, die feinen Weine und die Plätze in den Theatern und an den Spieltischen gesichert. Der Junker sagt darauf, daß auch sein Onkel von diesem Zeitverderben in seinen Ansichten angesteckt sei und an einer Närrin, der Sylvia, sein Wohlgefallen habe. Glülphi meint, die Folgen dieses Uebels seien unendlich schwer und es könne ihnen nur durch eine in den Geist aller Stände tief eingreifende Verbesserung der Erziehung abgeholfen werden.

Zu K. 53 ist die Ueb. aus der 1. A. entnommen; in der C. A. steht statt „privilegirten Mörder": „über einen Menschen, der sein Berufsrecht zum Nachtheil seiner Mitmenschen zu weit ausdehnt."

K. 55. Nach der 1. A. geht der Pfarrer zur kranken Vogtin, setzt sich neben sie, weint mit ihr und ist aufmerksam auf das, was sie nöthig hat. Dazu werden folgende treffende Bemerkungen gemacht: „So war er bei allen Kranken; denn er glaubte, man müsse mit dem reinsten menschlichen Sinn den Grund der heiligen Lehre legen, ehe man ihre Worte in den Mund nehme. Er machte überhaupt immer wenig aus Worten und sagte, sie seien wie der Rauch Zeichen des Feuers, nicht das Feuer selbst, und je reiner das Feuer, je weniger Rauch, und je reiner die menschliche Lehre, desto weniger Worte. (Ein feiner Gedanke!) Er sagte: Das viele Wortwesen ist ganz und gar nicht für den gemeinen Mann. Je mehr Worte, je schwächer drückt man für ihn aus, was man für ihn im Herzen hat Die vielen Worte bringen ihm Alles durcheinander und heben ihm die Nebensachen über die Hauptsache. Aber die Menschen unsrer Zeit sind von früher Jugend an an das arme Wortwesen wie verkauft und haben fast keinen Sinn mehr für den wortleeren reinen Ausdruck der innern Güte und Frömmigkeit der Menschen, durch welche die äußern Zeichen derselben gebeiligt werden.

Mein guter Pfarrer mußte sich Jahre lang bei seinen Bauern gleichsam entschuldigen, daß er nicht, sobald er in ihre Stube trat, auch zu beten anfing. Aber nach und nach gewöhnten sie sich doch an ihn. Sein wehmuthsvolles Schweigen, sein inniges Theilnehmen, sein Antlitz voll Liebe und Glauben drückte am Todbette der Menschen mehr, als alle Worte, den Geist seiner Lehre, das Glück und die Pflichten dieses und das Glück und die Hoffnungen jenes Lebens aus. Es war sein Grundsatz: Nur derjenige, welcher aufmerksam auf die Umstände und Bedürfnisse der Menschen in diesem Leben sei, könne

ihnen die Lehre von jenem Leben wohl ins Herz bringen. Deswegen suchte er seinen Nebenmenschen immer das zu geben, was das Beste sei und es war seine Gewohnheit, selbst zu sehen, was der Mensch bedürfe, ehe er viel mit Jemand redete. Darum saß er bei seinen Pfarrkindern da wie ein anderer Mensch und redete unter Allen am wenigsten. Wenn er dann aber redete, so war er auch mit ganzer Seele bei jedem Wort, das er sagte: und es war, wie wenn er in den Geist der Sterbenden hineindringen, aus ihm herausbringen und auf die Zunge legen konnte, was er nur wollte. Auch waren in allen Haushaltungen die Todbetten unvergeßlich, bei denen er gegenwärtig gewesen."

K. 57 hat in 1. A. die Ueb.: Die Menschen sind so gern gut und werden so gern wieder gut.

K. 61 enthält statt der Ueb. in beiden ältern Ausgaben folgendes Gedicht:

8) Weilen doch über den himmlischen Bogen
Eine so dicke Dicke gezogen,
Daß es auf Erden finster und Nacht —
Welches uns alle so schläfrig macht,
Liebester Gott! So wollest verschaffen,
Daß wir doch feierlich (friedlich — 1. A.) nehmen Bedacht:
Unser Aug sei für das Nahe geschaffen,
Und nicht gar in die Ferne zu sehn —
Mächtiger König, wehre dem Teufel,
Wenn er uns reizet zu Zank und zu Zweifel,
Wenn er die Poltergeister erweckt
Und uns mit streitigen Meinungen neckt —
Denn er damit den Seelen aufpasset,
Sonderlich auch dem Frieden nachstellt,
Welchen der Mörder grimmiglich hasset,
Deme nur, was uns schadet, gefällt.
Mächtiger König, wehre dem Teufel,
Denn er uns reizet zu Zank und zu Zweifel,
Wenn er die Poltergeister erweckt
Und uns mit streitigen Meinungen neckt.

Ich habe das sonst treffende Gedanken enthaltende Gedicht nicht als Ueberschrift gesetzt, weil es die Gleichmäßigkeit stört; auch konnte ich seine veralteten Formen nicht umändern, ohne seine Form zu stören, ich habe es darum lieber den Bemerkungen zugewiesen — Dies K. enthält vier Nachträge aus der 1. A.

K. 64 ist in 1. A. ganz anders, indem dort der Vogt in der Kirche dargestellt wird. Der Junker geht da mit dem Pfarrer zur Kirche und fragt ihn, ob er in seiner Darstellungspredigt nichts gegen den Gespensterglauben anbringen könne, worauf der Pfarrer erwidert: das hieße jetzt gerade ein Feuer, das man so eben gelöscht hat, wieder anzünden. Warum das? sagte der Junker. — Pf: Weil der Mensch hochmüthig ist und wenn er endlich von seinem Irrthum zurückkommen muß, nicht

den Anschein haben will, daß er darauf gestoßen und dazu gezwungen worden. — J.: Das ist wahr. — Pf.: Und vielleicht das Wichtigste, das man in meinem Amte zu beobachten hat. Man muß wahrlich des Menschen, wenn er dahin gebracht ist, die Wahrheit zu finden, schonen wie einer Kindbetterin. Er kann ein todtes oder lebendes Kind auf die Welt bringen, je nachdem man mit ihm umgeht. — J.: Diese Wahrheit ist in meinem Stande ebenso wichtig, als in eurem. — Schonung des Gefühls der Menschen, die man erleuchten, lehren und leiten will, ist immer das Fundament alles dessen, was man mit den Menschen ausrichten will." — Während sie so unter dem Fenster des Pfarrhauses stehen, geht der Treufang mit einem tiefen Bücklinge weiter und veranlaßt noch einige Bemerkungen. Dies der Inhalt dieses K. in der 1. A.

Die Lebensbeschreibung des Vogt ist in der C. A. bedeutend erweitert; in der 1. A. ist sie in der Predigt enthalten. — Die Ueberschriften und Kapitelabtheilung rührt von mir her, ich wollte dies Stück dadurch übersichtlicher machen. Auch Krüsi hat in seine Ausgabe besondere Ueberschriften gesetzt, um, wie er sagt, die Lesung und Benutzung dieses wichtigen Stoffes in Schule und Haus dadurch zu erleichtern, doch habe ich diese nicht zu Grunde gelegt, da ich sie erst später bemerkt habe. —

Ich gebe hier noch folgende Gedanken aus der 1. A. wieder, welche in der C. A. fehlen:

Bei der ersten Jugendgeschichte des Vogt sagt der Pfarrer: „Bieget eure Kinder, fast ehe sie noch wissen, was rechts und links ist, zu dem, wozu sie gebogen sein müssen, und sie werden euch bis ans Grab danken, wenn ihr sie zum Guten gezogen und ins Joch des armen Lebens gebogen, ehe sie noch wissen warum."

Wo Hummel Weibel wird, heißt es: „Liebe Menschen! Die Gewalt der Fürsten ist heilig und ihr Dienst ist ein heiliger Dienst. Aber darum sollten die Obrigkeiten auch keine ruchlosen Menschen in ihren Dienst nehmen und nicht vergessen, daß der Dienst des niedrigsten Weibels im Dorf ihr Dienst ist. O ihr Menschen! Laßt uns Gott bitten, daß er die Fürsten erleuchte, daß sie diese Berufe auf Erden mindern und allenthalben mit stillen, demüthigen und gutmüthigen Menschen besetzen. Es ist entsetzlich, wie Land und Leute verheert werden, wenn die Fürsten nicht hindern, daß solche Stellen nicht mit ruchlosen Menschen, die sich immer zuerst zudrängen, besetzt werden."

Gegen das Ende heißt es: „Die Erfahrungen des Lebens sollen uns reinigen von allem unverständigen und lasterhaften Wesen; thun sie das, so wird unser Alter still und glücklich und seine Schwäche wird wie die Schwäche eines Lichtes, dessen reines Licht hell brennt, bis es erloschen; — thun sie es aber nicht, brennen die Wünsche der Thorheit und des Lasters noch in uns, wenn die Kraft des Lebens schwindet, so dünstet ihr Feuer einen stinkenden Rauch aus, wie das Feuer, das in einem Haufen von faulendem Moder brennt. Und der Gestank

dieses Rauches steigt wahrlich oft um uns her auf, lang ehe wir uns dessen versehen."

Dritter Theil.

Der 3. und 4. haben eine fast vollständige Umarbeitung und bedeutende Erweiterungen erfahren. Sie sind, wie schon in der Einleitung zu Th. 5 gesagt ist, fast ganz aus dem 3. Th. der 1. A. entstanden und von diesem fehlen noch einige K., so daß ich diese dem 4. Th. unsrer Ausgabe einverleiben mußte. Ich habe sie an die Stellen gesetzt, wo sie in der 1. A. standen. Aus dem 4. Th. der 1. A sind in diese Theile nur das 53 u. 54 K. des dritten (M. Bylifsky u. der Herzog) und K. 40 bis 44 des vierten Theiles übergegangen, natürlich bedeutend erweitert. — Die historische Grundlage an sich hat in diesen beiden Theilen nur einige Erweiterungen erfahren, namentlich beim Hofleben. Die sonstigen Erweiterungen dieser beiden Theile besteben hauptsächlich in den abstracten Betrachtungen; was Pestalozzi in der 1. A. individuell dargestellt hatte, das sucht er in der C. A. auch zur Allgemeinheit zu erheben, das Concrete sucht er auch begrifflich darzustellen und zu begründen. Die Form verliert allerdings dadurch, der Inhalt aber gewinnt.

K. 1. 10) Ueb. der 1. A.: „Vom Predigen, aber nicht viel." Die ganze Unterredung der Bauern fehlt in der 1. A., dafür hat sie den Satz: „Wer zur Kirchthür hinaus ging, sagte: Das war auch eine Predigt!" — Es war nämlich eine, wie die, so predigen, keine halten und keine halten dürfen. — Denn das, was sie auf der Kanzel sagen und was man sie auf der Kanzel sagen lassen darf, ist in Formen und Modell gegossen, in welchen es etwas ganz anderes wird, als die Lebensbeschreibung des Hummels. Ihr werdet vielleicht sagen: aber etwas Besseres — ich aber will fortfahren." Später folgt in einem besondern K. der 1. A. die Unterhaltung der Bauern über diese Predigt unter der Ueb: „Ueberzeugung und Muthwillen in einem Mund"; und mit dem Schluß: „Verzeihet, ihr Leute, den Bauernmuthwillen, sie machen es so." Auch von der Renoldin, der jungen Frau, die später der Gertrud und dem Mareili so energisch hilft, wird ein Wort in der 1. A. angeführt: „sie wolle, noch ehe die Sonne unter, ins Pfarrhaus laufen und wenn's ein halb Jahr wäre, die Predigt abschreiben, damit ihre Kind und Kindskinder wüßten, wie es im Dorf zugegangen. Sie setzte hinzu, es sei ihr die ganze Predigt aufs Haar gewesen, sie höre ihren Großvater wieder reden, so habe er hundert und hundert Mal diese Sachen über Tisch erzählt und hundert und hundert Mal ob dem braven Vorgesetzten, der sich da noch diesen Bosheiten widersetzt, aber in Kaisers Landen habe sterben müssen, die hellen Thränen vergossen."

In der Ordnung der folg Kapp ist eine Veränderung nach der 1. A. getroffen; in der C. A. folgt auf K. 1: Kap. 7 bis 11, welche in der 1. A. erst später stehen. Es ist jedenfalls richtiger, erst den Baumwollenmeyer und seine Schwester in ihren Ansichten und Thaten

vorzuführen, ehe die Kinder Rath beim Mareili holen. Dieser Rath (Kap. 2—6) steht in der C. A. ganz unvermittelt und unvorbereitet da.

Kap. 2 bis 6 bilden in der 1. A. nur ein Kapitel, wo die Gespräche nur angedeutet, manche Themata auch gar nicht berührt sind.

K. 11 führt in 1. A. die Ueb.: Ein Reyhen schlechter Gesichter.

K. 16. 12) Vor diesem Kap. befindet sich in der 1. A. noch eins: „Ein Lieutenant wird Dorfschulmeister und eine schöne Frau wird ohnmächtig", welches auch die Bemerkung über Glülphi enthält, die ich Th. II. K. 30 eingeschaltet habe. — Die Folge der K. ist in der C. A. ganz anders, als in der 1. A.; es hätte aber weiter keinen Zweck, wenn ich bei jedem einzelnen seine frühere Stelle nachwiese; ich werde nur das ganz Neue oder das Ausgelassene anführen. Auch sind verschiedene Kap. der 1. A. in der 2. in mehrere Stücke zerlegt und an verschiedene Stellen gesetzt.

K. 17 hat in der 1. A. die Ueb: „Das Fundament einer guten Schul ist das Gleiche mit dem Fundament alles Menschenglücks und nichts anderes, als wahre Weisheit des Lebens". Der Besuch bei der Gertrud wiederholt sich in der C. A., die 1. A. hat nur einen Besuch. Der öftere Besuch ergibt sich aus der Ausdehnung der Gespräche, die in der 1. A. ganz kurz, aber auch nicht so tief und eingehend sind. Die 1. A. hat folgende Sätze, welche in der C. A. fehlen: „Ihr könnt nicht glauben, wie diese Stube die Herren ergötzte. Es schien ihnen nichts dagegen, was sie beim Baumwollenmeyer sahen. Es ist natürlich: die Ordnung und der Wohlstand bei einem reichen Mann nimmt nicht so ein, man denkt gleich, hundert andere können das nicht so machen, sie haben das Geld nicht; aber der Segen und Wohlstand einer armen Hütte, die so unwidersprechlich beweist, daß es allen Menschen in der Welt wohl sein könnte, wenn sie Ordnung hätten und wohl erzogen wären, dieses nimmt ein gutes Gemüth ein bis zum Sinnenverlieren. Jetzt hatten die Herren eine ganze Stube voll solcher armer Kinder in vollem Haussegen vor ihren Augen. Es war dem Junker nicht anders, als sehe er das Bild des Erstgebornen seines besser erzogenen Volks wie in einem Traum vor seinen Augen und der Lieutenant ließ seine Falkenaugen wie ein Blitz herumgehen von Kind auf Kind, von Hand auf Hand, von Arbeit auf Arbeit, von Aug auf Aug; je mehr er sah, je mehr schwoll sein Herz von Gedanken: sie hat's gethan und vollendet, was wir suchen; die Schule, die wir suchen, ist in ihrer Stube."

K. 21. In der 1. A. faßt Glülphi den Entschluß, Schulmeister zu werden, schon vor dem Besuche bei Gertrud; natürlich ist da auch die Motivirung eine andere. Den Abend des Tages, wo Arner mit Glülphi beim Baumwollenmeyer gewesen, unterhalten sich diese beiden noch über den Zustand des Dorfes. Darauf heißt es: „Der Glülphi ist ein blessirter abgedankter Lieutenant, den der Junker zum Feldmessen und dergleichen Sachen schon über Jahr und Tag im Schloß hatte. Dieser Mann lehrte in dieser Zeit, ohne daß es Jemand von ihm forderte,

den Hauslehrer des Junkers viel schöner schreiben, gründlicher und vortheilhafter rechnen, etwas zeichnen, Land ausmessen, aufs Papier tragen und noch mehr solche Sachen, hauptsächlich aber gegen seinen Karl mit militärischer Ordnung zu Werke gehen. Es war ihm wie nichts, was er dem Stollenberger zeigte, und er brachte ihm Alles, wenn er auch vorher nicht den geringsten Begriff davon hatte, so leicht in den Kopf, daß der junge Mann nothwendig auf den Gedanken fallen wußte, wenn ein Mensch im Stand sei, eine Schule einzurichten, wie es der Junker im Sinn habe, um ein ganzes Dorf durch sie in ein ander Modell zu gießen, so sei es dieser Mann — Der Stollenberger hat sich nicht betrogen und der Glülphi hat den Posten, Schulmeister in Bonnal zu werden, angenommen, sobald ihm der Junker davon sagte, und sich nur das einige Bedingniß vorbehalten, daß er im Ernst Meister darin sein wolle .... Der Junker hatte jetzt weiter nichts im Kopf, als diese neue Schule; er redete mit Jedermann, der ihm lieb war, von ihr, und brauchte manchmal die sonderbarsten Ausdrücke. Er sagte einmal zum Lieutenant, das sei jetzt sein Feldzug und es werde sich hierin zeigen, ob er ein Mann sei oder nicht. Zum Stollenberger sagte er, er vergesse darüber seinen Buben, und zur Therese, dieses Wesen sei jetzt seine zweite Braut und liege ihm im Kopf, wie sie vor 12 Jahren. Es ist recht, sagte Therese; ein Mann in deinem Alter ist kein Mann, wenn er nicht etwas hat, das ihn mit Leib und Seel einnimmt. — Ja, aber wenn mich das neue Wesen nur nicht so lange warten läßt, ehe es mir zeigt, wie ichs mit ihm habe, wie du, sagte Arner. Therese lachte und sagte, es machte nichts."

K. 22, 23, 24 und der Anfang von 25 fehlen ganz in der 1. A. Der Schluß von K. 25, der Dank der Kinder, ist in der 1. A ein Theil des ersten und einzigen Besuches bei Gertrud und bildet in der 1. A. ein besonderes K. mit der Ueb.: „Danken müssen thut alten Leuten allemal wehe, aber den Kindern ist es eine Freude."

K. 26 führt in der 1. A. die Ueb.: „Eine Bruderliebe, um die ich, wenn ich Schwester wäre, nicht einen Pfifferling geben würde."

K. 27 führt in der 1 A. die Ueb.: „Ein Werberstück" und hat zu Anfange die Bemerkung: „Ein Werber aus Preußen spitzt nicht so darauf, einen Purschen, der das Maß hatte, in Dienst zu kriegen, als der Lieutenant jetzt darauf spitzte, diese Frau, die ihm für den Schuldienst das Maß hatte, wie keine andere, dafür ins Garn zu locken."

K. 28 bildet mit K. 40 in der 1. A. ein K., welches die Ueb. hat: „Es ist in allem ein Unterschied".

K. 32—35 fehlen in der 1. A. Letzteres habe ich an einer Stelle etwas zusammengezogen.

K. 37 fehlt in der 1. A.

K 38 hat in der 1. A. die Ueb.: „Das Menschenherz, und ein Haus, der gut und bös ist."

K. 40 s. K. 28.

K 41 hat in der 1. A. die Ueb.: „Wer Kräfte hat, wird Meister."

K. 47 hat in der 1. A. die Ueb.: „Was ist Wahrheit, wenn es nicht die Natur ist?“ Nach dem Satze: „Sein Lob war allgemein“, heißt es weiter in der 1. A.: Aber man durfte es (daß seine Kinder nicht so waren, wie sie sollten) kaum sagen; ein jedes Wort ärgerte, das man wider diesen Pfarrer sagte. Es ist natürlich, seine Kinder waren so artig und konnten so viel aus der Bibel erzählen und sonst Gereimtes und Ungereimtes auswendig sagen, daß ihre Eltern vor Freude darüber ihnen die Hände unter die Füße legten oder wenigstens einmal die Suppe ohne ihre Müh auf den Tisch stellten, damit sie alle Wochen bis den Sonntag ja recht viel auswendig lernen und dann in der Kirche aufsagen könnten. — Es ging so weit mit der Verwirrung im Lob des Pfarrers, daß man einmal einen natürlichen Menschen, der es in aller Unschuld herausfagte, es dünke ihn wie eine Komödie, fast mit Steinen geworfen. Der Mensch hatte sich unrecht ausgedrückt; man heißt solche Wundersachen, wenn sie sich mit Unglück enden, nicht Komödien sondern Tragödien; und diese Pfarrerhistorie endete sich mit dem bittersten Elend des Lebens, mit dem Elend guter Menschen, die ihre Haushaltungen in der Schwäche ihres Träumerlebens zerrüttet.“

K 53—55 sind dem 4. Th. der 1 A. entnommen; doch ist die Erzählung mit dem Herzog in der C. A. bedeutend umgeändert und erweitert. So hat dort Bylisky dem Herzog die Bonnaler Sache sogleich berichtet und er schreibt dies an Arner. K. 54 hat in der 1. A. die Ueberschrift: „Leidensgeschichte eines herzguten Menschen, der aber das Handwerk, das er treiben sollte, nicht gut gelernt hatte.“ K. 55 hat in der 1. A. die Ueb.: „Grundsätze des Dickhalses, der dem Teufel in der Lavaterschen Physiognomik gleichsieht.“

K. 56 u. 57 fallen in der 1 A. zusammen.

K. 60 hat in der 1 A. die Ueb.: „Ein Schaf unter vielen Böcken“;

K. 62: „Seine Kraft wider das freche Laster“.

K. 63: „Betschwesterarbeit mit Hexenarbeit verglichen.“ — In der 1. A. findet sich noch folgender Satz: „Eine arme Hexe schwitzt in der Mitternachtstunde bei ihrer strengsten Arbeit, wenn der Beelzebub um sie herumrummelt, nicht halb so sehr, als die arme Fromme bei ihrem athemlosen Uebereinanderbeten: Hilf, Helfer, hilf! in dieser Noth jetzt schwitzte.“

K. 64. Der Schluß lautet in der 1. A auf die Bitte der Mutter, die Beth nicht wieder kommen zu lassen: „Der weise gute Landesvater gab der vernünftigen armen Frau jetzt ein Almosen und sagte ihr, sie solle nur getrost sein, er wolle nichts, als das verirrte Mensch (ein Lieblingsausdruck Pestalozzi's, den er auch bei guten Weibern anwendet) zur Vernunft bringen. Er wußte selbst, daß wenn er sie unter die Linde kommen ließe, er dadurch noch mehr die Sitten und das Herz seines armen Dorfes verderben würde. Es zeigte sich deutlich. Er hatte es ihr nicht so bald befohlen, als alles Lumpenvolk unter der Linde seine eigne Rechnung vergaß und sich wie auf eine Hochzeit

freute, die Hoffahrts-Beth in ihrer Mutter Hudeln unter die Linde wackeln zu sehen. Aber der Junker schickte, sobald sie heim war, den Harschier nach mit dem Befehl, Niemand an ihr Haus zu lassen, und zu warten, bis das Mensch in seinen Hudeln herauskäme und ihm dann zu sagen, es solle jetzt nur daheim bleiben, aber wenn es sich noch einmal in einer ihm nicht anständigen Kleidung zeige, so lasse er es ohne Weiteres zum Dorf hinausführen. Seit dieser Stund ist die Hürnerbeth ein braves eingezogenes Mensch und hat am gleichen Tag alle Zeichen und alle Faden von Hoffahrt von den Kleidern abgetrennt. — Hundert gegen eins ist zu wetten, wenn er die Komödie, auf die das Lumpenvolk hoffte, mit ihm gespielt hätte, es wäre für immer verloren gewesen."

Zu K. 66 lautet die Ueb. in der 1 A.: „Zwei Weiber messen ihr Maul mit einander und die Kleine wird Meister." — Von der Vogtin heißt es, als sie erfährt, daß Gertrud hinter der Bewerbung des Rudi um ihre Schwägerin (Pest nennt sie mitunter Schwester) stecke: Potz Himmel, potz Kolz — wie feuerte das Weib! und dazu macht Pest. folgende Anmerkung: d. h. Potz Himmel, potz Hölle — eine Nachahmung der unter den verdrehtesten Bauern üblichen Manier, anstatt der Wörter des Schwörens und Fluchens ähnliche Töne und nicht die Wörter selbst zu gebrauchen und z. B. anstatt beim Donner, beim Tummel, anstatt beim Ketzer beim Kätzli, anstatt beim Sacrament beim Sakerstrenz zu sagen. Es gibt Leute, welche solche Dummheiten beschönen und behaupten, es sei doch besser, als unbemänteltes Fluchen. Ich bin unverhohlen ganz der gegenseitigen Meinung und finde, daß es weit schlimmer ist. Die Natur der Sache zeigt es auch ganz klar. Das Fluchen selber ist glatterdings nichts als ein leerer Ton, man braucht nur die Wörter nicht zu verstehen, so ist es so viel als hüst und hott, und nichts weiter, als ein lauter Schrei, der an sich weder im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erde Niemand weder wohl, noch weh thut; es wird aber etwas Schlimmes, insofern wir mit diesen Tönen Begriffe verbinden oder erregen, die in uns oder Andern die Achtung verletzen, die wir dem Urheber unserer Natur und Allem, was uns an ihn erinnert, schuldig sind. Es ist eigentlich ein Ungezogenheitsfehler, und je unüberlegter dieser ist, je eher ist er seiner Natur nach zu entschuldigen. Je überlegter und abgemessener er aber ist, desto mehr verliert er das Entschuldigende seiner Natur und wird aus einem Ungezogenheitsfehler ein Niederträchtigkeitsfehler. Die Erfahrung bestätigt diesen Grundsatz völlig und wird uns die Kätzli- und Sakerstrenz-Flucher immer caeteris paribus niederträchtiger und verdrehter darstellen, als die, welche ihren Ketzer und ihr Sakrament gerade heraus fluchen. Die Sache ist in einem allgemeinen Gesichtspunkt sehr wichtig: die Schwächen und Fehler des menschlichen Lebens werden genau dadurch giftig, daß man mit sich selber künstelt, an dem zu saugen, was man sich nicht getraut gerade hinunter zu schlucken. Je schwächer, sinnlicher und chinesischer die Menschen werden, je mehr

machen sie es so und wir erhalten durch dieses Bedenken (Ueberlegen) aller rohen Aeußerungen unsres innern Sinnes und durch die immer steigenden Künste, an dem zu saugen, was wir nicht fressen dürfen, eine Art Menschen, unter denen es, nach dem Ausdruck eines Weibes, zum Verbrennen schöne Ketzer und zum Küssen gute Teufel gibt."

K. 72 umfaßt zwei §§., der zweite hat in der C. A. dieselbe Ueb.; in der 1. A. lauten sie: „Wahre Empfindsamkeit ist auf Seelenstärke gegründet" und „der Mittelpunkt dessen, was Arner ist. Sein Vatersinn, ohne den Alles, was er thut, nichts anderes als Romanen-Heldenstreich sein und in unsrer Welt nicht angehen würde." Der letzte Theil, wo der Pfarrer und Glülphi dazu kommen, bildet in der 1. A. noch einen §. (also wieder eine von Pest. selbst vollzogene Zusammenziehung): „Es ist im Kleinen, wie im Großen".

Nach K. 73 hat die C. A. noch ein ganz kurzes K., Ueb.: „Ein gefühlvoller Ruhepunkt", worin gesagt ist, „daß der Mensch sich so leicht diese Welt zu einem Himmel umschaffen kann, wenn sein Herz voll Liebe und Erbarmen gegen die Schwachen und Armen ist und er sich in seiner Menschlichkeit dahin erheben kann, die Kinder der Armen, die Gottes Kinder sind, im Geist und in der Wahrheit als seine Kinder anzusehen. Dieses Herz voll Liebe und Erbarmen im Lande wieder herzustellen, scheint mir die erste Pflicht der Menschlichkeit, und es wäre doch so leicht, diesem Sinn der Liebe und des Erbarmens wenigstens den hundertsten Theil der äußern Reize zu geben, die man in tausend und abertausend Epauletten- und Robe-Verhältnissen oft so vielseitig der Liebloſigkeit und Hartherzigkeit in großer Fülle zugeworfen sieht. Wahrlich, dieses Ziel, Liebe und Erbarmen auch mit einem Theil der äußern Ehre und Achtung zu krönen, mit welcher man hie und da Schwäche und Anmaßung so überschwenglich krönt, sollte das Bestreben unsrer Tage mehr beleben, als es geschieht." — Ich habe diese an sich treffenden Bemerkungen im Texte weggelassen, weil sie eigentlich nicht zur Sache gehören und deshalb dort mehr störend wirken.

K. 74. Die Sprüche lauten etwas anders in der 1. A. Pfarrer: Stark und braun wird der Bub, der aus Holz ißt, und rund und schlank wird das Mädchen, das keinen silbernen Löffel wünscht. — Pfarrerin: Die Milch macht stark und das Brot macht feist, die Schüssel und die Löffel sind nichts. — Rollenberger: Wer ohne Sorgen schläft und ohne Kummer erwacht, der wünscht nie viel. — Lieutenant: Ja, wenn der, der aus Silber ißt, sorgt, daß der aus Holz ißt, wohl schlafe, so ist der, so aus Holz ißt, gewiß glücklich. — Claus: Ja, wenn der Silbermann ihm nur nicht die hölzerne Schüssel vertritt und der Goldherr ihm nicht den hölzernen Löffel aus der Hand reißt.

Zu K. 86 heißt die Ueb. in der 1. A.: „Auch hierin sind Grundsätze der wahren Volkserziehung." Dasselbe enthält noch K. 77 der C. A. — Ebenso bilden C. 78 und 79 in der 1. A. nur ein K. Auch 80 u. 81 bilden in der 1. A. nur ein K. mit der Ueb.: „Man setzt Bäume".

K. 83 hat in der 1. A. die Ueb.: „Man muß im Innern hohen Adel haben, um ohne Gefahr Baurenleut so nahe an sich zu absitzen lassen zu dürfen."

K. 84. Ich habe die Erzählung nach der 1. A. abgeändert. In der C. A. hören die Heimfahrenden das Rufen der Rickenbergerin und sprechen mit ihm aus dem Thale hinauf. Es hat das keinen sichtbaren Zweck und klingt gar zu überschwänglich.

Nach diesem K. hat die C. A. noch eins: „Was die Bauern dazu sagen, wenn ein Junker sich mit ihnen abgibt", was nur die schon bekannten Reden der Bauern in anderer Weise modulirt, ohne neue Gedanken beizubringen. Es fehlt in der 1. A., darum habe ich es übergangen.

K. 85 bis 90 fehlen in der 1. A.

Die übrigen Kap. des 3. Th. der 1. A. waren theils von Pest. in den 4. Th. der C. A aufgenommen, theils sind sie von mir dort noch nachgetragen. Die Bem. zum 4. Th. geben hierüber Auskunft.

Vierter Theil.

Kap 1 bis 7 fehlen in der ersten Ausgabe.

Das 6. K. ist in der C. A. in zwei K. getheilt, die ich wegen ihrer engen Zusammengehörigkeit in eins verschmolzen habe. Die vor dem Wort der Gertrud: Jeder Unterricht und jede Erziehungsbestrebung ꝛc. ausgefallene Ueberschrift lautet: „Die hohe Gluth, die dem stillen, milden Sinn der Gertrud zu Grunde liegt, bricht jetzt in eine hohe, aber reine Flamme aus, die Glülphi ergreift, höher hebt und in dieser Höhe fest hält".

K. 8. Die Einführungspredigt fehlt ebenfalls in der 1. A. Dafür hat diese die Worte: „Er las heute anstatt zu predigen, etliche Capitel aus der Bibel und zum letzten den 90. Psalm", welcher ausgedruckt ist, aber nicht nach der Lutherschen Uebersetzung. „Nach diesem sagte er, warum es zu thun sei."

Auch die Rede des Junkers (K. 9) ist in der C. A. ausgeführt; die Rede Glülphi's ist etwas verändert; die 1. A. enthält nach dieser noch die Verwunderung der Bauern, was Glülphi doch mit den Spinnrädern und Spitzdruken, von denen er gesprochen, in der Schule machen wolle, worauf Glülphi erwidert: Nichts weiter, als eure Kinder reden und reiten zugleich lehren. Das will den Bauern nicht in den Kopf, sie meinen, es werde ihm gehen, wie dem alten Junker, der Grapppflanzen 200 Stunden weit kommen und doch die Schafe crepiren ließ. Andre waren nicht der Meinung. Glülphi aber ging an diesem Abend noch in seine Schule und machte an dem Orte, wo er morgen das erste Mal sitzen sollte, einen schönen Kupferstich auf. Es war ein alter Mann mit einem langen weißen Bart, der mit gerümpfter Stirn und großen offenen Augen seinen Finger aufhielt. Auf die Frage des Junkers und Pfarrers, was das zu bedeuten habe, sagt Glülphi: Er

muß mir sagen, Glülphi schwör nicht, wenn Du vor mir sitzest. Und die Herren sagten, den wollten sie ihm nicht wegreißen, er sei gut da. Glülphi sagt: Ich habe es selber auch gedacht.

K 10 fehlt in der 1. A. Die C. A hat noch eine Erweiterung: Arner läßt den Kindern Wein bringen und sie trinken auf das Wohl Glülphi's, während die Gesellschaft das Wohl der Kinder trinkt. Es treten dabei einige Unarten der Kinder hervor, aber fast alle lobten den prächtig guten Wein und sagten, sie hätten noch nie solchen getrunken — jedenfalls ein Heraustreten der Schulkinder aus ihrer Sphäre, weshalb ich die Stelle auch gestrichen habe.

Ebenso sind nach diesem Kap. zwei weggelassen, das eine führt die Ueberschrift: „Eindruck dieser Installation auf das Dorf Bonnal" und enthält nur Redereien der Dorfbewohner ohne charakteristische Merkmale und ohne tieferen Gehalt, die sich hauptsächlich darum drehen, daß die Dorfbewohner keinen „gelehrten" Schulmeister haben wollen. Ein Lindenberger sagt darauf ganz richtig: „Es ist wahr, man kann den Kindern den Kopf dumm und erbärmlich voll machen, aber es ist mit dem Leerlassen desselben auch nicht Alles genommen und ich wüßte bald nicht, was ich lieber wollte, daß man den Kindern den Kopf so anfülle, daß sie dabei dumm werden, oder ob man sie dadurch, daß man ihnen den Kopf leer lasse, dumm mache." Aber das hilft nichts, auf die Bemerkung eines Bauern, die Söhne der wohlhabendsten Männer könnten dadurch von dem Gelüst angesteckt werden, Stadtherrchen und Stecklibuben (die immer mit dem Stöckchen gehen) zu werden, erklärt man einen gelehrten Schulmeister für die größte Gefahr des Dorfes.

Das folgende Kap. führt die Ueb.: „Beide sind Narren, die das verfaulte Alte beibehalten und die das unreife Neue einführen wollen." Die Gespräche werden weiter geführt und der Einfluß der bessern Schulbildung als Schutzmittel gegen Uebervortheilung und als dienlich zum materiellen Gewinn hervorgehoben, worauf der Hartknopf von seinem dogmatischen Standpunkte solche Ansichten als „zeitliche" verdammt und behauptet, es sei wider die gute alte Welt und den guten alten Glauben, wenn die Herren das Dorf besser machen wollten, als er sei. Was wollen sie mit dem Dorf machen, was man mit den Menschen nicht machen kann? Es ist gar nichts Gutes am Menschen. Alles, was an ihm ist und Alles, was er thut, ist Sünde, Greuel und Schande, und auch an euerm Schulmeister ist nichts Gutes; ihr werdet es erleben, daß nichts Gutes an ihm ist und daß er nichts Gutes thun kann. Dann setzte er noch eifrig, fast wüthend hinzu: Von der Fußsohle bis an seinen Scheitel ist Alles an ihm böse, und die neuen Lehren vom Bessermachen der Menschen, als sie sind, sind alles Lehren des Antichristen, von dem ihr erleben werdet, daß er bald kommen wird. — Da diese Ansichten des Hartknopf schon anderwärts dargelegt sind, so konnte diese Stelle auch wegbleiben.

K. 11—28 fehlen in der 1. A.; nur von K. 22 finden sich dort die Grundzüge zu der Erklärung des Ochsenfeist. Die Betrachtungen, das unbedachtsame Wort Glülphi's über Eulenspiegel, die Briefe der Eichbergerin und der Sylvia sind ganz neu hinzugekommen. Nur der Anfang der Schule (23) findet sich auch in der 1. A., aber in ganz anderer Weise. Es heißt da unter der Ueberschrift „Schul-Einrichtungen": „Morndes ging die Schule an. Ich möchte aber nicht leicht einem andern Schulmeister rathen, zu thun, was dieser gethan hat und nach einer solchen Sonntagsankündigung, die Jedermann stolz fand, sich dann am Montag die Schule von einer Bauernfrau einrichten zu lassen. Doch wenn Einer ein Glülphi ist, so mag er's auch thun, es wird ihm nichts schaden, aber ich meine ein rechter Glülphi, und nicht einer in der Einbildung." Dann setzt Gertrud die Kinder nach dem Alter und ihren Kenntnissen und läßt eine Abtheilung Buchstaben lesen von der Lesemaschine, während die andern spinnen und aus dem Buche lesen. Für die Handarbeit hatte sie eine Frau, Margarethe, mitgebracht, da sie selbst nicht mehr alle Tage in die Schule kommen konnte. Ebenso hilft sie ihm den Nachmittag. Die Kinder bringen eine gute Arbeit mit heim und loben Gertrud und Glülphi Letzterer fängt auch das Schreiben an und erhält neue Schreibbänke. Viele Kinder, die gut rechnen lernen, schreiben schlecht. Unter den andern Kindern findet er viel gute Köpfe. „Es ist das natürlich, Noth und Armuth macht dem Menschen viel durch Kopf und Hände gehen, das er mit Geduld und Anstrengung darin herumdrehen muß, bis er Brod daraus ziehen kann"; und Glülphi hält deswegen viel vom Schweiß der Tagesarbeit, „wo dieser fehle, seien die Künste und Wissenschaften der Menschen wie Schaum im Meer, der oft von Weitem wie ein Fels scheine, der aus dem Abgrund emporsteige, aber verschwinde, sobald Wind und Wellen an ihn stoßen." Es folgt dann die Sittenbildung, indem er auf Reinlichkeit in der Stube und an den Kindern hält und sie zur Höflichkeit gewöhnt.

Ein wichtiges Kap. der 1. A führt die Ueberschrift: „Gottes Wort ist die Wahrheit". „So zielte jedes Wort, das er redete, dahin, seine Kinder durch feste Angewöhnung an alles das, was sie einst sein und können müssen, zur wahren Weisheit des Lebens zu führen, indem er mit jedem Wort in ihrem Innern das Fundament zu derjenigen Gleichmüthigkeit und Ruhe zu legen suchte, welche der Mensch in allen Umständen des Lebens besitzen kann, wenn ihm die Beschwerlichkeiten seiner Laufbahn früh zur andern Natur gemacht worden.

Und hier ist der Mittelpunkt des Unterschieds seiner Kinder Auferziehung und des gewöhnlichen Unterrichts, den dieselbigen unter andern Schulmeistern genießen"

Auch der Pfarrer sieht diesen wichtigen Unterschied ein. „Aller wörtliche Unterricht (das sollen wohl die begrifflichen Bestimmungen in der Religion, also die confessionellen sein), wenn er wahre menschliche Weisheit und wahre menschliche Religion, das oberste Ziel dieser

Weisheit, bezwecken soll, müsse den festen Uebungen zu guten häuslichen Fertigkeiten untergeordnet sein und nachstehen. Erst wenn durch Uebung in guten Lebensfertigkeiten ein besseres Fundament zu guten und edeln Neigungen gelegt sei, dürfe der wörtliche Unterricht eintreten. Er sieht ein, daß er in diesem Punkte noch viel lernen müsse und schämt sich und thut in seinem Alter Riesenschritte in der Abänderung seines Volksunterrichts. „Er ließ von nun an seine Kinder gar keine Meinungen mehr auswendig lernen, namentlich nicht die Zankapfel-Fragen, die seit 200 Jahren das gute Volk der Christen in so viele Theile getheilt und gewiß dem Landvolk den Weg zum ewigen Leben nicht erleichtert. Aber indem er mit Gott, wie Luther seinem Volk, durchstrich den abenteuerlichen Wortkram seiner großen Maulreligion, tischte er ihm nicht anstatt des alten einen neuen, statt des feurigen einen wässerigen, anstatt des fremden mit Gunst seinen eigenen auf, sondern suchte seine Kinder ohne viele Worte zu einem stillen, arbeitsamen Berufsleben zu führen und durch feste Angewöhnung an eine weise Lebensordnung den Quellen unedler, schandbarer und unordentlicher Sitten vorzubeugen und auf diese Weise den Grund der stillen, wortleeren Gottesanbetung und der reinen thätigen und ebenso wortleeren Menschenliebe zu legen . . . Er zeichnete ihnen mit eigner Hand die wenigen weisen und frommen Stellen in ihrem Lehrbuch an, die sie noch auswendig lernen sollten; von dem übrigen weitläufigen Zankkram, den er aus ihrem Gehirn auslöschen wollte, wie der Donner den ferndrigen Schnee auslöscht, redete er kein Wort mehr. Er ließ auch nicht mehr lange Gebete auswendig lernen, weil es wider den ausdrücklichen Geist des Christenthums und die klarste Vorschrift des Heilandes sei."

Das folgende Kap. führt die Ueberschrift: „Um so gut zu sein als menschenmöglich, muß man bös scheinen", worin der Pfarrer bekennt, er könne zur wahren Führung der Kinder nicht die Hand bieten; Alles, was er dazu beitragen könne, sei, daß er mit seiner Einmischung dem neuen Lehrer kein Hinderniß in den Weg lege. „Er kannte die Menschen, und kannte sie nicht Er kannte sie so, daß er sie beschreiben konnte, daß man sagen mußte: Sie sind so; aber er kannte sie nicht, daß er mit ihnen eintreten und etwas mit ihnen dichten und schlichten konnte."

„Auch sagte ihm der Lieutenant oft unter die Augen, er sei nicht im Stande, etwas Rechtes aus den Menschen zu machen, er verderbe sie nur mit seiner Güte. Denn so gut ihr den Lieutenant allenthalben erfahren, so hatte doch nicht leicht Jemand strengere Grundsätze über die Auferziehung als er. Er behauptete laut, die Liebe sei zum Auferziehen der Menschen nichts nutz, als nur neben und hinter der Furcht, denn sie müßten lernen, Disteln und Dornen ausreuten und der Mensch thue das nie gern und nie von selbst, sondern nur weil er müsse und wenn er daran gewöhnt werde. Wer immer etwas mit den Menschen ausrichten oder sie zu etwas machen will, der muß ihre Bosheit bemeistern, ihre Falschheit verfolgen und ihnen auf ihren krummen Wegen

den Angstschweiß austreiben, und er behauptete, das Erziehen der Menschen sei nichts anderes, als das Ausfeilen des einzelnen Gliedes an der großen Kette, durch welche die Menschheit unter sich verbunden ein Ganzes ausmache, und die Fehler in der Erziehung und Führung des Menschen bestünden meistens darin, daß man einzelne Glieder wie von der Kette abnehme und an ihnen künsteln wolle, wie wenn sie allein wären, und nicht als Ringe an die große Kette gehörten, und als wenn die Kraft und Brauchbarkeit des einzelnen Gliedes daher käme, wenn man es vergolden, versilbern oder gar mit Edelsteinen besetzen würde, und nicht daher, daß es ungeschwächt an seine nächsten Nebenglieder wohl angeschlossen zu dem täglichen Schwung der ganzen Kette und zu allen Biegungen derselben stark und gelenkig genug gearbeitet sei. — So redete der Mann, dessen Stärke darin bestand, daß er die Welt kannte. Diese Menschenkenntniß dankte er seinem Vater unter dem Boden, der auch die Menschen für gut hielt und nachher böse erfahren und den der Gram darüber ums Leben gebracht. Wenige Tage vor seinem Ende ließ er seinen damals elfjährigen Glülphi vor sein Bett kommen und sagte ihm: Kind, trau Niemand in deinem Leben, bis Du ihn erfahren. Die Menschen betrügen und werden betrogen, aber sie zu kennen ist Gold werth. Gib auf sie Acht und schreib alle Abende von jedem Menschen, mit dem du umgehst, auf, was du an ihm gesehen und gehört, das etwa ein Zeichen sein mag, wie es inwendig mit ihm stehe. Wenn du das thust, so wird es dir nicht gehen, wie mir und du wirst das Unglück nicht ertragen, das ich tragen mußte. Glülphi erwarb sich durch Befolgung dieses Rathes einen großen Schatz von Menschenkenntniß, der ihm trefflich jetzt zu Statten kam. Er kannte seine Kinder in acht Tagen besser, als ihre Eltern sie in acht Jahren nicht kannten und er brauchte diesen Schatz, seinen Grundsätzen getreu, ihnen den Angstschweiß auszutreiben und überhaupt immer ihr Herz vor seinen Augen offen liegend zu halten.

Das folgende Kapitel: „Wer Rechnungsgeist und Wahrheitssinn trennt, der trennt, was Gott zusammengefügt" behandelt die Bildung der Denkkraft hauptsächlich durch das Rechnen.

„So wie er für das Herz sorgte, sorgte er auch für ihren Kopf, und forderte, daß das, was hinein müsse, heiter und klar sei, wie der stille Mond am Himmel. Nur das heißt lehren, was so hinein kommt, was aber dunkel ist und blendet und schwindeln macht, heißt nicht lehren, sondern Kopf verkehren. Er beugte dem dadurch vor, daß er sie genau sehen und hören lehrte und durch Arbeit und Fleiß die kaltblütige Aufmerksamkeit übte und zugleich den geraden Natursinn, der in jedem Menschen liegt, stärkte. Hauptsächlich ließ er sie in dieser Absicht viel rechnen. — Um die Menschen vom Irrthum abzuführen, muß man nicht die Worte der Thoren widerlegen, sondern den Geist ihrer Thorheit in ihnen auslöschen. Es hilft nichts zum Sehen, die Nacht zu beschreiben und die schwarze Farbe ihrer Schatten zu malen: nur wenn du das Licht anzündest, kannst du zeigen, was die Nacht

war, und nur wenn du den Staar stichst, was die Blindheit gewesen. (Treffliche Gedanken!) Recht sehen und hören ist der erste Schritt zur Weisheit des Lebens und Rechnen ist das Band der Natur, das uns im Forschen nach Wahrheit vor Irrthum bewahrt, und die Grundsäule der Ruhe und des Wohlstandes, den nur ein bedächtliches und sorgfältiges Berufsleben den Kindern der Menschen bescheert."

Es folgt die Ausführung des Rechenunterrichts, die ich hier übergehe, die aber zeigt, wie weit Pestalozzi seiner Zeit vorauseilte. „Er ließ sie das Einmaleins mehr studiren, als auswendig lernen." —

Nach K. 20 hat die C. A. noch ein Kapitel: „Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist gar nichts nutz", welches noch eine Unterredung Glülphi's mit Gertrud enthält, aber ohne neue Gedanken. Glülphi hat Bange vor dem Schulanfange. Gertrud: Wenn Sie vom Morgen bis zum Abend nur an Ihre Kinder und nicht an Sich denken und mit ihnen arbeiten, so werden Sie für Ihren Beruf mehr Kraft in sich selbst spüren und darin weiter kommen, als wenn Sie immer nur an Sich dächten und nachsinneten, was Ihnen noch fehle . . . Wenn der Mensch in allen Verhältnissen von dem, was er darin sein und thun soll, das mit unablässigem Eifer und unermüdeter Anstrengung thut, was er darin wirklich sehen kann und versteht, so lernt er dadurch auch das, was er darin noch nicht kann, auf die bestmöglichste Art . . . Die Mutter oder der Schulmeister muß für das Kind nicht das sein wollen, was er oder sie sich selbst gern ist, sie müssen ihm beide auch nicht das geben wollen, was sie für sich selbst gern haben. Ich darf z. B. mein Kind nicht kochen lehren, weil ich selbst gern koche, aber wenn mir das Kochen auch die allerunangenehmste Arbeit wäre, die ich kennte, so müßte ich das Kind doch kochen lehren, weil es ihm nothwendig ist, daß es kochen könne."

Nach K. 26 enthält die C. A. noch ein Kapitel, welches längere Ermahnungen des Mareili an die Kinder in der Schule enthält, die nur Wiederholungen schon eingeführter Gedanken enthalten. Es führt die Ueberschrift: „Nur der versteht es, eine Schule gut zu führen, der wohl weiß, worauf es im Leben selbst täglich und stündlich ankommt, wenn man gut und mit heiler Haut durch die Welt kommen will."

K. 29 und 30 sind weitere Ausführungen eines Kapitels, welches in der 1. A. die Ueberschrift führt: „Glück und Arbeit wider Teufelskünste."

K. 31—35 fehlen in der 1. A.

K. 38 hat in der 1. A. die Ueberschrift: „Was die Meyerin zur Braut macht." Da die böse Nachrede der Vogtin über Rudi und deren Folgen hier fehlen, so wird auch der Entschluß der Meyerin hier anders motivirt: Sie will ihrer Schwägerin zeigen, daß sie den Rudi nicht um des Junkers willen nimmt. Jedenfalls ist die Motivirung in der C. A. eine bessere.

K. 37. 1. A.: „Ein Mißverstand"; ist in der C. A. etwas ausgeführt.

K. 38 fehlt in 1. A. Gertrud nimmt da die Meyerin gleich mit zum Rudi und sagt ihm: sie ist jetzt dein.

K. 39 u. 40 1. A.: „Die Brautstunde einer Stiefmutter."

K. 41–57 fehlen in 1. A. — K. 46 ist aus zwei Kapiteln zusammengezogen; die ausgefallene Ueberschrift des ersten Kap. lautet: „Ein Mensch, der einem Kind oder einem schwachen Menschen einen Hund anhetzt, ist ein abscheulicher Mensch"; ebenso K. 59, wo das erste die Ueberschrift hat: „Unsere Alten kannten die wahren Fundamente des Landessegens besser als wir. Diese Fundamente gehen aus dem Heiligthum der Wohnstube einzelner Menschen hervor; sie fassen in den frommen Anstrengungen des guten Vater- und Mutterherzens ihre ersten Wurzeln und wachsen im heiligen Boden dieser Stuben in ihren Segenskräften empor bis an die Stufen des Thrones."

K. 60. Die Ueberschrift ist der 1. A. entnommen, die C. A. hat hier hier kein besonderes Kapitel.

K. 62—77 fehlen in 1. A.

Zu 61 lautet die Ueberschrift ursprünglich: Sonntagsversammlungen, die möglich waren, so lange der Kulturzustand unsres Welttheils noch so weit zurück war, daß nicht alle Schneider, Schuhmacher, alle Substituten der Untersekretärs, alle mouchards, Weibel mit ihren Weibern jeden Sonntag an den sinnlichen Vergnügungen der höhern Stände, an Bällen, Komödien, Tanzparteien, Gaukelspielen, Hazardspielen u. s. w. Theil nehmen und wenn sie es nicht thun, unter sich selber zum Gesindel gerechnet werden, mit welchen Leute auch nur von einiger Distinction und Lebensart nichts zu thun haben können und sich nicht zu ihnen zählen dürfen. — Der Schluß dieses Kapitels enthält noch weitere Ausführungen über die Entfaltung und Anwendung der Kräfte, die jedoch nur eine Wiederholung schon eingeführter Gedanken und darum weggelassen sind.

Zu K. 67 lautet die ursprüngliche Ueberschrift: Also Wiedererscheinung des Lebens und Strebens im tiefen Koth der menschlichen Selbstsucht ihres Verderbens und ihrer Verkünstelung.

Nach K. 70 enthält die C. A. noch ein Kapitel: „Das Thun Arners in Bonnal wird fest bestehen. Er erheitert sich täglich mehr in seinen Fundamenten", worin sich Glülphi mit Arner über Erziehungsgrundsätze unterhält, ohne jedoch irgend ein neues Moment beizubringen; deswegen habe ich dasselbe weggelassen.

K. 73—77 enthalten den berühmten Nachttraum Glülphi's.

Nach K. 78 folgen in C. A. zwei Kapitel, welche in unsere Ausgabe nicht aufgenommen sind. Das eine: „Der Geist ist, der da lebendig macht, das Fleisch ist gar nichts nutz. Der Geist ist geeignet und fähig, mit Haut und Knochen und auch mit Aug und Ohren abgerichtet zu werden und hat hinwieder in Haut und Knochen, in Aug und Ohren eine sinnlich thierische Neigung Andere abzurichten, wie es selber abgerichtet ist" enthält die Behandlungsweise des Rechnens, wobei sich Glülphi selbst, weil er früher nur zur Routinefertigkeit gebildet worden, die eigentlichen Fundamente des bildenden Rechnens zum klaren Bewußtsein bringt; das andere: „der Eindruck bestimmter Erfahrungen

der elementarischen Entfaltung unsrer Geistes- und Kunstkräfte, beides, auf einen kraftvoll gebildeten Ehrenmann und auf unschuldige Schulkinder" deutet an, daß auch der Unterricht im Zeichnen und Schreiben etwas mehr werden müssen, als eine bloße Einübung einer mechanischen Fertigkeit, sie sind Bildungsmittel der Hand und des Auges überhaupt und werden dadurch zu wesentlichen Fundamenten der Volksbildung für alle Handwerke und weiblichen Handarbeiten, für alle Fächer der Industrie. Da alle übrigen Gedanken nur Wiederholungen sind und deshalb lähmend wirken, so habe ich diese beiden Kap. ausgelassen.

K. 79 ist gekürzt. Die ursprüngliche Ueberschrift lautet: „Glülphi fühlt, wie sehr ihr ganzes Treiben und Thun in Bonnal nur noch ein schwacher Anfangskeim von dem ist, was sie suchen und wünschen, gründet aber doch die Möglichkeit der Anbahnung einer reellen und soliden Volksbildung auf Geschichte und Erfahrung." Daß die Staatskunst hierbei viel thun könne, beweist ihm der noch bestehende Nationalsegen in England, Holland, den Hansestädten und den blühendsten Städten der Schweiz, wo früher Einrichtungen bestanden hätten, die mit dem Geist und Wesen seiner Bestrebungen übereingestimmt hätten — jedenfalls ein historischer Irrthum.

K. 80 fehlt in 1. A.

Zu K. 81 ist die Ueberschrift aus 1. A. entnommen; in C. A. lautet sie: „Der Ingrimm eines in seiner Lebensordnung und Lehensehre gestörten Schulmeisters; der Uebergang dieses Ingrimms in Aberglauben und dann des Aberglaubens in schwärmerische Anmaßungen; ferner Uebergang dieser Anmaßungen zum Hinterfürwerden (von Sinnen kommen) und endlich ein Versuch zur Heilung dieses Hinterfürwerdens durch den Verkauf einer Kuh und durch eine Reise ins Schwaderlochbad. Zwischen hinein die Sorgfalt von Zucker- und Kaffeephantasten, daß sie um kein Frohnfastengeld kommen." Der letzte Theil, der den Entschluß bewirkt, ins Bad zu gehen, fehlt in 1. A.

Statt des letzten Absatzes in K. 83 hat die 1. A. einige weitere Ausführungen, wozu der Durst die Menschen bringt, wie z. B. Viele die Milch Weib und Kindern fortnahmen und sauer werden ließen, damit sie etwas hätten, was sie an den Wein mahne; der Kriecher melkte sogar selbst. Immer mehr fingen an zu sagen, daß es früher besser gewesen sei, aber Mareili tritt solchen Reden entgegen.

K. 83—87 sind dem 3. Theile der 1. A. entnommen, theilweise gekürzt und soweit verändert, als es der Gang, den die Erzählung in der C. A. genommen, erforderte. Diese Kapp. konnten nicht weggelassen werden, weil die Erzählung im 5. Th. mit darauf basirt; auch mußten sie dem 4. Theile einverleibt werden, weil sonst der Gang des Ganzen hätte unterbrochen werden oder der 5. Th. eine vollständige Umarbeitung hätte erfahren müssen.

K. 88. Die Ueberschrift ist aus 1. A. und umfaßt zwei Kap. der C. A. „Ein Quacksalber, der nicht gern einem guten Arzt über seine Arzneien und Kuren zur Red steht und weil seine Kundsame mindert,

vor Langerweile gern wieder zu der alten Henkersfamilie, von der er herstammt, zurückkehren möchte"; und „Es stört die Buß- und Besserungstage alter Sünder nichts so sehr, als wenn sie über ihre alten Sünden mit ihren Mitsündern selber in Streit gerathen." Letzteres umfaßt die Erzählung vom Hummel. — Die Stelle über den Hartknopf fehlt in C. A. und ist aus 1. A. aufgenommen.

Die Ueberschrift zu K. 89 hat in C. A. noch den Zusatz; „und wo man hudi hudiho ruft, da geht Mancher toll und voll wie ein Narr heim, der sonst bei Hause gewöhnlich nüchtern und gar kein Narr ist." In 1. A. lautet sie: „Allerlei Narrenlose". Die 1. A. hat statt des letzten Satzes Folgendes: Und mit diesem Worte verwirrte er die Kerl so, daß man ihre Sprache nicht mehr verstand, halb wollten sie lachen, halb wollten sie thun, es sei ihnen ernst, daß sie das nicht dächten. Das eine durften sie nicht und thaten es doch, das andere konnten sie nicht, und wollten es doch, und dies machte ein Durcheinander, das unbeschreiblich. Sie staggelten und gaggelten, wie wenn der Rausch durch das Wort des Claus wieder doppelt worden. — Hinter allen kam zuletzt die Speckmolchin aus ihrem Graben. Diese, die den Wein noch stärker im Kopf hatte, als alle andern, hielt den Claus, von dem sie reden hörte, für einen ganz Andern, lief mit offnen Armen auf ihn zu und rief schon von Ferne ein Mal über das andere: Mein lieber Claus! Mein lieber Claus! Bist du da? Wie wär's uns gegangen, wenn du nicht da wärest! — Aber der Claus verstand es nicht so und zog, sobald sie nahe an ihm war, das Thier, bei dem er stand, am Zaum, daß sein Kopf just zwischen ihn und die Frau kam, da sie eben meinte, sie falle ihrem Claus in die Arme. Als sie aber merkte, daß sie einen Roßkopf gefaßt, schrie sie so, daß das Thier erschrak, auffuhr und die Frau, die an dasselbe angeklammert war, mit sich vom Boden auflupfte."

K. 90—92 stammen aus der 1. Ausgabe, sie fehlen, wie K. 83—87 in der C. A. ganz; ihre Aufnahme rechtfertigt sich nicht nur aus dem weitern Verlaufe der Erzählung, sondern auch durch die ergreifenden Momente und die erhabenen Ideen, die gerade in diesen Kapp. liegen. Welch ein furchtbarer Aufschluß des psychologischen Räthsels, wo das Susanneli ihrer Mutter im Kindbett trotz der fast fußfälligen Bitten ihres Vaters nicht beisteben will: welch' eine erschütternde Wahrheit gegen die religiöse Scheinerziehung und welch ein befriedigender Abschluß im Tode der Kienastin, ihrer Abbitte bei ihrem Manne und ihrem Kinde und der Umkehr des letzteren! Und dann welche zerschmetternden Wahrheiten, die der Pfarrer in der „Kinderlehre" gegen den Orthodoxismus schleudert! Und welch ein Triumph- und Siegeslied — die Kinder und die betende Gemeinde am Todbette der Kienastin!

Fünfter Theil.

Von diesem Theile hat die C. A. gar nichts; er ist nur in der 1. A. vorhanden und es blieb dem Herausgeber nur übrig, die alte

Ausgabe mit den Veränderungen der C. A., soweit sie auch in unsre Ausgabe aufgenommen sind, in Einklang zu setzen, was durch wenige kleine Zusätze geschehen ist. Abänderungen, welche das Wesen der Sache nicht berühren, werde ich auch bei diesem Theile nicht erwähnen, um dieser Ausgabe nicht eine zu große Ausdehnung zu geben.

Bylifsky, der Onkel und Silvia werden in der 1. A. erst mit diesem Theile in die Handlung eingeführt, doch konnten sie, sowie sie im 4. Theile dargestellt wurden, auch hier unverändert auftreten, da in der C. A. ihr Eingreifen nur dem, was der 4. Th. der 1. A enthielt, vorarbeitend ist.

K. 1. Der Brief Bylifsky's führt diesen zum ersten Male ein und zwar gleich so, daß die Handlung mit an den Hof verlegt wird.

K. 2 enthält folgende kurze Bemerkungen über das Leben und den Charakter der Sylvia: Aber ob der Sylvia erschraken sie herzlich. Es wäre das gleiche gewesen, wo er sie immer mitgenommen hätte — denn außer ihm (dem Onkel) würde gewiß kein Mensch, der sie kennt, nicht erschrecken, etliche Wochen mit ihr unter einem Dache zu wohnen, und er selber gewiß auch; aber sie war seines Bruders Tochter und aus Mitleiden hatte er sich ihrer beladen. — In der Jugend, von einem verschwenderischen Vater wie eine Prinzessin verderbt, hatte sie in vollem Maß die Fehler der Menschen, die nicht wissen, wo das Brot herkommt; und durch seinen Tod plötzlich in Armuth und Abhängigkeit versetzt, haßt sie jetzt Jedermann, dem es besser geht, als ihr, und braucht das Einzige, was sie Eigenthümliches hat, ihr bischen Geist, zu kränken, wen sie beneidet. — Ihr ganzes Wesen ist krumm. Sie schämt sich nicht. Was sie redet, thut der Unschuld weh oder macht sie erröthen. Sie haßt, was den geraden Weg geht, und verachtet, was natürlich, unverdreht und unverkehrt ist. So ein Mensch ist sie. Wenn man von einem schwangern Weib redet, so speit sie auf den Boden und es ist ihr Wort: Hätte der Narr nichts gescheiders thun können, als noch ein elendes Geschöpf mehr auf die Welt setzen."

K. 5 enthält in der Erzählung des Generals noch eine läppische That der beiden Mädchen, wie sie des Lieutenants Bild einem Hunde gleich gemacht, was Arner und Therese lieber nicht erfahren hätte. Da die Sache zu kindisch ist und anderwärts schon der Haß gegen den Lieutenant hervorgetreten ist, habe ich diese Stelle ausgelassen.

K. 16 hat noch folgende — des Zusammenhangs wegen ausgelassene — Stelle: „Es ist die nämliche, die der Klaus am letzten Maimarkt voll und toll in seiner Kutsche ins Schloß führte und mit einer andern im Bettlerstall übernachten ließ. Diese beiden müssen jetzt, wenn sie mit Jemand im Dorf Streit haben, allemal ihre Kutschenfahrt hören und selber ihr Mann, der Speckmolch, sagt ihr, wenn er unzufrieden ist, nichts anderes, als: der Klaus sollte dich nur wieder einmal in den Bettlerstall führen und setzt oft noch gar hinzu: Es war mir so wohl an dieser Marktnacht am letzten Mai! — Nachher erzählt die Speckmolchin auch der Sylvia, daß man sie nicht anders als ein

Hauptvieh die ganze Nacht im Stall und auf Stroh habe liegen lassen — und vom Stall wars gar nicht weit in die Schule, wie da eine gottlose Ordnung sei ꝛc.

K. 26. Bei der Stelle, es werde anders kommen, wenn Arner todt wäre, findet sich noch folgende Bemerkung: „Aber der Mensch ist in solchen Fällen gar höflich mit sich selbst und glaubt nichts weniger als etwas dergleichen von der ehrlichen Christenhaut, in der er steckt und die er sehr wohl kennt (nämlich daß sie es nur um deßwillen sagten, weil sie es wünschten). — So ist es in aller Welt, so war es auch hier. — Dem Schlimmsten träumte es nicht, daß er das wünsche, oder nur den geringsten Gedanken davon in dem hintersten Schlupfwinkel seines Herzens habe. (Er will also damit sagen, daß der Mensch im Allgemeinen nicht ehrlich gegen sich sei.) Die guten Leute! (ironisch). Sie konnten ja nichts wider (für?) Gottes Willen, und wenn sie dann ein Kraut oder ein Pulver, das für den Tod gut ist (d. h. wohl gegen den Tod), gehabt oder gewußt hätten, so wären sie dennoch danach gelaufen und hätten's ihm gebracht oder gegeben, wenn denn das, was sie etwan gewünscht, schon nicht anderst gekommen wäre". (Wieder eine feine sarkastische Anspielung auf den Zwiespalt der Menschen zwischen ihren Handlungen und ihren Gedanken, auf ihre Unehrlichkeit, Unwahrhaftigkeit. Der Sinn ist wohl: die guten Leute, gut, weil sie ja nicht Schuld waren an der Krankheit, oder an dem vermuthlichen und gehofften Tode Arners, es ist ja des Gottes Schuld! Sie hätten gewiß ein Heilmittel gegen den Tod wer weiß wie weit hergeholt, nur hätten sie dabei die Gewißheit haben müssen, daß es nichts hilft.) Der Gedanke und die Ironie ist allzu subtil, darum habe ich die Stelle im Texte weggelassen und sie in die Bemerkungen gesetzt.

Auf dies K. folgen vier andere über die Verlobung der Meyerin mit dem Rudi, welche schon im 4. Theile der C. A. und auch in unserer A. Aufnahme gefunden.

Auf K. 33 folgen zwei §§. über Helidor und den Herzog, die schon in dem 3. Th. Aufnahme gefunden, (Th. III. K. 53. 54. 55). Ich trage hier noch einige dort fehlende Sätze nach. Helidor geht, während Bylisky zu Arner gereist ist, dem Herzog die Bonnaler Sache aus dem Sinne zu schlagen. „Er rieb ihm die besten Empfindungen seines Herzens zu Staub, wie man eine dünne Wurzel im Mörser zu Staub reibt und hatte seine Freude daran, ihm alle Augenblicke den Todtengeruch (nämlich seiner früheren fehlgeschlagenen Versuche) vor die Nase zu halten, der in ihm lag und täglich vor ihm zu lachen, bis er das Menschengeschlecht aus dem Sinn schlug."

„Arner's dahingegebenes Geschlecht der Menschen! Wenn deine Fürsten dahin kommen, solche deines Gleichen zu lieben, die lachen, bis du ihnen aus dem Sinn bist — armes verwahrlostes Geschlecht, wie bist du denn zu bedauern! Aber dennoch, bei Allem, ihr Fürsten, bei Allem ist's noch die Frage, wer mehr zu bedauern sei, das arme Geschlecht oder Ihr, wenn ihr solche Lieblinge habt, wie Helidor, der

eine Stunde, ehe Bylifsky wieder heim kam, lachend von seinem Fürsten wegging, weil er den guten Mann, der mit herzlicher Theilnahme zu ihm sagte, er hoffe wills Gott, er bringe gute Nachrichten von Arner, mit einem Wort erschüttert hatte, das ihm durch die Seele ging. „Vergessen Ihre Durchlaucht," sagte er zu ihm, „doch niemals das Wort, womit Ihr Leibarzt Sie von der gefährlichsten Krankheit geheilt, die Sie je wieder befallen konnte." — Hierauf folgt nun Einiges aus den Lebensschicksalen des Herzogs und seinen frühern philanthropischen Versuchen, die den Staat und ihn herunter brachten. „Ein Leibarzt alter Arzt, der schon mit seinem Großvater gespaßt, suchte ihn aufzumuntern, und alle Morgen, wenn er ins Zimmer trat, war sein gewöhnliches Wort: „Ihr Durchlaucht, Ihr Durchlaucht — die Welt ist ein Narrenhaus! Lassen Sie sie gelten, was sie ist, und werden Sie gesund!" Der Herzog gab ihm freilich im Anfang zur Antwort: „Er ist ein leichtsinniger Mann! Schweig er mit solchen Worten, und geb er mir seine Arznei." Aber der Leibarzt schüttelte den Wanst und sagte, dieser Spruch gehöre mit zur Arznei, und Ihr Durchlaucht müßten ihm wenigstens noch vier Wochen erlauben, diese Worte alle Morgen zu sagen, wie er sie bisher gesagt, und dazu zu lachen, wie er bisher gelacht habe. — Durchlaucht ließen den Narren machen; aber es half. Der Herzog fand alle Morgen mehr Wahrheit in dem Wort, das ihm der Doktor so alle Morgen nüchtern brachte und eingab, und sein Glaube an Projectmacher, Schwärmer und Heuchler stimmte sich wirklich hinunter, aber sein Herz änderte sich nicht. Sobald er wieder gesund war, konnte er nichts weniger als aufhören, sich an Menschen zu binden, von denen er glaubte, daß sie an seinem Volk väterlich handeln wollten und könnten; aber er betrog sich an allen; diese Väter hatten immer ihre eignen Kinder, und die so thaten, als hätten sie keine, hatten die meisten; das Volk kam bei allen und jedem hintennach, wie es ohne ihre Mühe schon vorher hintennach stand." Darauf folgen seine Versuche, welche alle scheitern und ihn mißmuthig machen.

Im folgenden Kap. sind einige Grundsätze Helidors angeführt in kurzen Sentenzen, welche die C. A. in anderer Art verarbeitet hat. Ich gebe sie wieder nach der 1. A. „Wer herrschen will, muß sein Herz also in den Kopf hinauf nehmen, daß er in keinem Fall unter dem Hals mehr viel von sich selber empfindet. — Es ist die Hauptkunst eines Fürsten, weder Menschen noch Sachen vor sich kommen zu lassen, die ihm an einem Ort warm machen könnten, wo es einem Fürsten nie warm werden soll. — Ein Fürst muß nicht glauben, daß er die Heerde wolle weiden lehren, dafür hat sie selber ein Maul und er ist nicht um deswillen da. — Es liegt im Grund nicht so viel daran, was er wirklich thut, die Heerde zu hüten, als an dem, was er thut, den Hund und den Wolf und die Schafe glauben zu machen, daß er sie hüte. — Man kann die Menschen nie in eine Ordnung bringen, daß sie wirklich vor einander sicher sind; die Grundsätze von der allgemeinen Sicherheit sind eine Chimäre und wer daran glaubt, ist ein

Narr oder ein Charlatan. — Der Mensch hat einen Zahn im Mund gegen sein Geschlecht, den ihm Niemand ausziehen kann, und so lange er diesen hat, hört sein Beißen nicht auf. —

K. 36 und 37 folgen in der 1. A erst hinter K. 40 unserer A., so daß also die ursprüngliche Reihenfolge ist: 38. 39. 40. 36. 37. 41. u. s. w. Es schien mir richtiger und dem Zustande Arner's angemessener, wenn dieser nicht sogleich, während er noch in Genesung war, die größere Gesellschaft bei sich empfing und mit ihnen sich in so tief gehende Fragen einließ.

K. 35 habe ich im Anfange etwas zusammengezogen.

K. 40 ist in der ursprünglichen Form etwas weiter ausgeführt. „Ich lasse sie in ihrer rohen Sprache fort reden; ich habe probirt, sie zu ändern, aber ich kann sie nicht besser machen"; die Bauern loben dann die „Lichtstubeten", eine Landessitte, nach welcher die Knaben am Samstag und Sonntag Nachts (Abends) die Töchter in ihrer Kammer besuchen, alles in Ehren und nach festen Regeln. Die Sache widerstreitet so sehr unsern Anschauungen, daß ich es für besser hielt, sie ganz wegzulassen. Später wird noch hierzu erzählt, diese Nachtfreiheiten der Jugend hätten die Leichtfertigkeit der Alten und Verehelichten verhütet, deshalb aber seien sie gerade verboten worden. So hätte die Jugend früher einem nachtwandelnden ehelichen Gespenst die Perücke abgenommen und sie dem Harnischmann auf dem Brunnen bei der Kirche aufgesetzt. Jetzt könnten freilich die Perrückengespenster sicherer des Nachts wandern, aber es geschähe jetzt auch unter den Knaben und Töchtern viel mehr Böses, als früher. — Ueberhaupt hätten die frühern Nachtfreiheiten die unglücklichen Ehen verhütet. „Wenn der Mensch das Alter und das Recht hat, eine Frau zu suchen, so muß man in Gottes Namen ihn eine suchen lassen; es sei einem nicht zuzumuthen, seine Katze im Sack zu kaufen." Dies verbotene Wesen und die Heimlichthuerei reize die Sinnlichkeit viel mehr. Früher wäre es auch nicht gegen die Ehre der Töchter gewesen, wenn die Töchter zu Dutzenden in den See baden gegangen wären und die Mütter hätten ihre Brust, wenn sie säugten, nicht vor den eignen Kindern in der Wohnstube verborgen. Man habe geglaubt, Unschuld pflanze Unschuld, die Knaben seien dadurch bewahrt worden, daß sie nicht in das giftige Staunen gefallen, welches die Wollust mehr reize, als alles Andere. —

In Kap. 45 ist in der 1. A. die Gesetzgebung viel weiter ins Einzelne ausgeführt, ebenso in K. 46, welches zwei §§. der 1. A. umfaßt. Dergleichen breite Ausführungen in formeller Beziehung ermüdet den Leser, und verdunkeln oder schwächen auch die gehaltreichen Stellen ab.

K. 48 u. 49 sind ebenfalls gekürzt.

Nach K. 53 hat die 1. A. noch ein K.: „Seine Festform ruhet ebenso auf Bauerngeist und Bauernordnung, als sie die Endzwecke eines weisen Gesetzgebers und diejenige eines frommen Religionslehrers vereinigt und auf die eigentliche Individuallage derjenigen Menschen

gebaut ist, welche das Fest feiern," welches die Feier der kirchlichen Feste beschreibt, wie sie der Pfarrer eingerichtet. Am heiligen Abend zieht die Gemeinde auf den Kirchhof, Jeder betet dort bei den Gräbern der Seinen und geht dann in die Kirche, wo der Pfarrer Fragen verliest, die auf die einzelnen Personen und Umstände Bezug haben. Das Kap. leidet etwas an Ueberschwänglichkeit und an formeller Breite, aber einzelne Partien enthalten in den Fragen tief psychologische Wahrheiten, die zugleich die Auffassung der Pflichten der einzelnen Stände vertiefen und begründen.

Zuerst betete der Pfarrer niedergebeugt vor dem Kreuz Christi still, dann stand er auf und las mit lauter Stimme: Das ist die Prüfung eines (hier fehlt jedenfalls Pfarrers oder Seelsorgers) am Feste des Herrn: Ob er in der Liebe wandle vor dem Herrn seinem Gott und vor seinem Volk — Mangelt Jemand deines Rathes? — Kennst du die Ordnung deines Volkes? — Hanget die Jugend an deinem Herzen? — Bist du der Alten Trost und der Leidenden Heil? — Stehst du in der Verwirrung des Volks wie ein Fels? — Und wer in der Welt Schiffbruch leidet, findet der bei dir Trost, wenn ihn die Wellen der See an dein Ufer tragen? — Wandelst du in der Kraft des Herrn deines Gottes einher und in seiner Liebe? — dann beugte er sich wieder tief zur Erde und sagte: Herr, sei mir gnädig in meiner Schwachheit, denn ich bin ein Mensch, und habe viel über mich genommen in deinem Namen und vor deinem Volke!" Dann las er das Bild eines guten und eines schlechten Pfarrers vor und stellte den ersten dar als einen Diener Gottes und Vater des Volks, den andern als eine völlige Ueberlast der Gesellschaft und als einen Mann, der ohne Ehre im Leib auf Rechnung und Zehrung der Religion und auf Unkosten des Staats unverdientes Brot esse und dafür großen Schaden anrichte.

Dann traten die Vorgesetzten an den Altar und er legt ihnen folgende Prüfungsfragen vor: Ist Ordnung und Licht in Allem, was dir übergeben worden? — Besorgst du die Sachen des Dorfs wie deine eigenen? — Legt dich die Noth der Wittwen und der Mangel des Waisleins ungeschlafen? — Ist keinem Unschuldigen und Armen angst, wenn du um den Weg (in seiner Nähe) bist? — Und wenn du in die Häuser des Dorfs hinein kommst, fürchtet das Weib des Armen und sein Kind nichts Böses von dir? — Gehet es den Kindern auf (wohl), deren Vogt (Vormund) du bist? u. s. w. Auch diese erklären ihre Schwachheit und der Pfarrer liest das Bild eines guten und schlechten Vorgesetzten. Den alten und grauen Männern und Weibern legt er eben solche Prüfungsfragen vor, „aber das Bild der Fehler und Schwächen des grauen Alters las er ihnen vor der Gemeinde nicht vor. Er wußte, daß der Mensch in der späten Neige seiner Tage nicht mehr zu ändern ist und daß alten Leuten Vorwürfe mehr, als alle Last des Lebens wehe thun. Er kannte die Pflicht, das heilige Alter nicht zu kränken und wollte darum ihren Nachkommen und Hausgenossen mit dem Bild ihrer Fehler

nicht Anlaß geben, ungeduldiger mit ihnen zu werden und unfreundlicher mit ihnen zu handeln."

Die Hausväter und Hausmütter fragt er — es sind pädagogische Goldkörner, diese Fragen: „Wendest du die Kräfte deines Leibes in deiner Seele an, daß es deinen Kindern in Zeit und Ewigkeit wohl gehe? — Weißt du, daß deine Kinder das Ebenbild Gottes ihres Schöpfers in ihrem Innersten tragen und heiligst du sie zu einem Tempel der Herrlichkeit Gottes, die in ihnen wohnet? Oder ist deine Liebe zu ihnen blos die Liebe des Thieres, das seinen Jungen anhanget? — Kennst du die Bedürfnisse der Seele und den Segen des Friedens und die Ruhe des Herzens? — Bist du ebenso geschäftig, ihren Seelen Nahrung zu schaffen und ihren Geist zu bekleiden, als ihren Leib? — Weißest du, daß wenn du ihre Seelen verschmachten und blos und unbekleidet aufwachsen lässest, sie verwildern und wie die Thiere der Felder werden, wie die wilden Thiere, die man abthun und ausrotten muß von der Erde, damit das Leben und das Eigenthum des Menschen vor ihnen sicher seien? — Weißest du, daß deine Hausordnung das Meiste dazu beiträgt, ihre Seelen gut zu bilden und sie vor allem Bösen zu bewahren? — Wachest du in diesem Gesichtspunkt desto sorgfältiger über alle Theile deines Hauses? — Betest du mit ihnen? — Weisest du sie in den Ueberwindungen des Lebens auf Gott hin, daß sie ruhig bleiben bei der Last des Lebens in ihrem Herzen?

Du unsre Hoffnung und unser Stolz, blühende Jugend! Du bist wie ein Garten in seiner Pracht (ein herrliches Bild!); aber wisse, die Erde nährt sich von den Früchten des Feldes, nicht von der Zierde der Gärten, rüste dich auf die Tage, wo du ohne Zierde und ohne Schmuck das Werk deines Lebens wirst verrichten müssen. Aber die Tage entscheiden über die Frucht des Weinbergs und der Bäume, und der Gebrauch der Stunden der jetzigen Zeit entscheidet über den Werth deines Lebens. Im Sommer deines Lebens und im Herbst deiner Tage wirst du umsonst dann Weisheit suchen, wenn du sie jetzt nicht suchest, vergebens die Kräfte wünschen, die du jetzt nicht übest. Was du jetzt verlierst, wirst du nie wieder finden; und was du versäumst, wird dir versäumt sein bis ans Grab.

Dann kommen die Prüfungsfragen über die Gefahren und Schwächen sowie über die Pflichten dieses Alters, worauf diese ihren Eltern Sorgfalt geloben.

Endlich kommen die Wittwen und Waisen.

Den andern Tag wird der Inhalt i. A. wiederholt vor dem Genuß des Mahls der Liebe. Nach diesem sagte er: Irret euch nicht! Die Liebe besteht nicht in Einbildungen und Worten, sondern in der Kraft der Menschen, die Last der Erde zu tragen, ihr Elend zu mindern und ihren Jammer zu heben. — Der Gott der Liebe hat die Liebe an die Ordnung der Erde gebunden, und wer für das, was er in der Welt sein soll, nicht in der Ordnung ist, der ist auch für die Liebe Gottes und des Nächsten in der Welt nicht in der Ordnung. Wer immer

nicht ist, was er sein soll, nicht kann, was seine Pflicht ist, und zu dem nicht taugt, was ihm obliegt, dem mangelt die erste Kraft der reinen Liebe Gottes und des Nächsten. — Sie ist nicht ein Traum und nicht wie das Säuseln des Windes, das sanft in deinen Adern schlägt und nicht wie das Wiegen eines Kindes, das unter dem Singen der tändelnden Amme entschläft. Alle Liebe der Menschen, die ohne Kraft und ohne Wirkung ist, ist so viel als keine. Ohne Lebensweisheit, ohne Lebensstärke, ohne Ueberwindungskräfte, ohne Hausordnung, ohne eine vorsichtige, bedächtliche und die Grundfesten des menschlichen Wohlstandes festhaltende Seelenstimmung ist sie nichts anderes, als die gleiche thierische Theilnehmung, die fast ein jedes Thier beim Leiden eines andern seiner Art zeiget; aber diese Art bloßer Thierliebe ist im bürgerlichen Leben Nichts und minder als Nichts werth, sie ist gänzlich verdienstleer und wirkungslos, sie hilft Niemanden, sie bringt Niemand in Ordnung; was sie will, das kann sie nicht; was sie verspricht, das sieht sie nicht; was sie anfängt, das geräth ihr nicht; sie macht den Hungrigen nicht satt, sie hat für den Durstigen nichts zu trinken, sie macht den Frierenden nicht warm, sie läßt den Sinkenden im Koth, kurz, sie betrügt, ihre Hoffnungen sind leerer Schein, sie nimmt dem Menschen, was er hat und gibt ihm nichts wieder und thut Niemand wohl. — Der Mensch ist nur insoweit wahrer wirksamer Liebe fähig, als er der Naturfehler seines Geschlechtes Meister, den Leichtsinn, die Gedankenlosigkeit, die Trägheit, die Unwissenheit, die Unbedachtsamkeit, die Leichtgläubigkeit, den Starrsinn, die Tollkühnheit und Gewaltthätigkeit des wilden Naturlebens besiegen gelernt und für seinen Beruf und für seine Umstände zuverlässig, arbeitsam, bedächtlich, überlegend, anstellig gebildet und als zu einem ebenso gutmüthigen als weisen Betragen gegen alle seine Nebenmenschen geschickt gemacht worden.

Den Schluß bildet eine Aenderung der Taufordnung, wonach die Pathen vor dem Pfarrer die heiligen Verbindlichkeiten schriftlich übernehmen; wollte das Niemand, so thaten es die Vorgesetzten im Namen der ganzen Gemeinde. „Auch die heuchlerischen Taufzedel, (zettel, doch jedenfalls Pathenbriefe, welche die Pathen den Kindern geben), in denen Schaaren verlassener Würmchen von ihren Taufzeugen dem lieben Heiland übergeben werden, wie der Joseph von seinen Brüdern den Arabern, damit er nicht umkomme, aber ihnen doch aus den Augen, verbot er . . . „daß das Kind in der Wiege versorgt, daß das Alter am Rande des Grabes beruhigt, daß die Wange der Wittwe und das Auge der Waisen thränenlos sei, daß das Herz des Knechtes nicht verhärtet und die Unschuld der Magd nicht verschmähet (in Schmach gebracht) und ein jedes im treuen Dienst seines Lebens Befriedigung finde: das war das Ziel seiner gottesdienstlichen Lehre, und er baute die Mittel, zu diesem Ziel zu gelangen, auf diejenige Seelenstimmung des Volkes, welche zu aller Weisheit, zu allem Recht und zu aller Ordnung des bürgerlichen Lebens die allervorzüglichste ist."

Abhandlung

über die Frage:

Inwiefern ist es schicklich, dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen?

Einleitung.

Die folgende Schrift fehlt in der Cotta'schen Ausgabe. Sie steht in einer kleinen Broschüre: „Ueber die Aufwandgesetze. Sammlung einiger Schriften, welche bei der Aufmunterungsgesellschaft in Basel eingelaufen sind über die Frage: Inwiefern ist es schicklich, dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen? — Basel, bei Johann Jacob Flick 1781." — Sie ist an der genannten Gesellschaft als gekrönte Preisschrift nebst noch zwei andern veröffentlicht worden. Der „Vorbericht" gibt hierüber folgende Auskunft: „Auf die im Jahre 1779 von der Aufmunterungsgesellschaft in Basel auf Ansuchen eines wohlthätigen und erleuchteten Menschenfreundes ausgeschriebene Frage sind acht und zwanzig Antworten eingelangt. Die Frage war folgende: pp. Die theils von dem Geber des Preises (es waren 30 Dukaten, wovon die erste 20, die zweite gekrönte Preisschrift 10 erhalten sollte), theils von der Gesellschaft erbetenen Richter versammelten sich zu Ende des letzten Wintermonats, um ihren Auftrag zu erfüllen. Da die Stimmen über den ersten Preis gesammelt wurden, so fanden sie sich zwischen zwei Schriften getheilt. Die eine ist von Professor Meister in Zürich, der bereits durch mehrere wohlgerathene und nützliche Schriften berühmt ist, und die andere hat Herrn Pestalozz von Neuenhof zum Verfasser, welcher durch seine vortrefflichen Vorschläge zur Erziehung der Kinder aus den niedrigsten Ständen den Beifall und die Achtung wahrer Menschenfreunde erworben, aber das Unglück gehabt hat, daß aus Mangel genugsamer Unterstützung seine herrlichen Absichten bisher vereitelt worden

sind. (In einer Anmerkung wird auf zwei Aufsätze in den Ephemeriden hingewiesen: 1777, Stück 3, und 1778 Stück 5.) Der erste Preis wurde deshalb zwischen diesen zwei würdigen Nebenbuhlern, die zugleich Mitbürger und alte Schulfreunde sind, getheilt."

Der Vorbericht enthält dann Bemerkungen über die Schrift, welche den zweiten Preis gewann und über einige andere eingegangene Schriften, was wir hier, als nicht zu unserm Zweck gehörig, übergehen. Er ist unterzeichnet: „Basel, den 14. Christm. 1780. J. J." (Iselin.)

Diese Schrift ist also, wie auch die Widmung ausweist, 1780 verfaßt und ist wichtig, nicht blos, weil sie Zeugniß ablegt von dem freien Sinn, aber auch von dem tiefen sittlichen Ernste des Verfassers, sondern hauptsächlich wegen der social-pädagogischen Ideen, auf welche ihn die Behandlung dieses Thema führt. Das ist es auch, was mich zur Aufnahme dieser Schrift in die sämmtlichen Werke bewogen hat, denn das Thema selbst ist veraltet und schon längst durch die sociale Entwickelung gelöst; es wäre nur für die Entwickelung der Culturgeschichte beachtenswerth. Aber die darin enthaltenen Ideen über Volkspädagogik geben auch ihm einen unvergänglichen Werth, wie denn Pestalozzi Allem, was er behandelt hat, den Stempel seines genialen Geistes aufgedrückt hat.

Der Gedankengang, — zu dessen Uebersicht ich römische Ziffern gesetzt habe, — ist folgender:

I. Ausgehend von den Bedürfnissen einer (Industrie- und) Handelsstadt, zeigt Pestalozzi, daß der Aufwand diesen Bedürfnissen nicht schadet, sondern nützt, wenn er nicht übertrieben wird: er vermindert, wie man denken könnte, durchaus nicht das Kapital und den Credit, im Gegentheil, er vermehrt dieselben; er verallgemeinert und verfeinert die industrielle Bildung und bewirkt durch die Vorzüglichkeit der Aufwandsprodukte auch einen größern Umsatz. Zu bemerken ist hier Pestalozzi's Vertheidigung des Freihandelssystems. „Die Einschränkung der Einfuhr und des Gebrauchs fremder Waaren ist immer ein unrichtiger Grundsatz und eine un-

kluge, unvorsichtige Maßregel von einem Handelsplatze, der durch Anerkennung der Vortheile einer Alles ins Ebenmaß bringenden Freiheit nur gewinnen kann." —

Die Einschränkung des Aufwandes würde — und hier hören wir wieder sein Herz für die Armen und Niedern schlagen — gegen den gemeinen Mann eine Ungerechtigkeit sein, weil man dadurch seinen Kindern einen verdienstvollen Lebensberuf, ihm selbst aber den bisherigen Verdienst, den er aus der Anfertigung der Luxusartikel gewann, entziehen würde. Die Reichen aber würde man dadurch dem Vaterlande entfremden, wenn man sie in ihren bisherigen Gewöhnungen und Bequemlichkeiten beschränken würde, da man bei ihnen sonst auf die Beweggründe der Vaterlandsliebe und Dankbarkeit eben nicht rechnen darf.

II. Pestalozzi ist also gegen ein öffentliches Verbot des Aufwandes, aber mit Eifer wendet er sich gegen die Ausartung desselben und deckt deren sittenverderblichen Einfluß mit ernsten und tiefen Worten auf, indem er diese Ausartung zugleich auf ihre tiefsten Wurzeln zurückführt. „Das gewaltsame Anstrengen einer nie befriedigten Eitelkeit zernichtet alle Ruh und Ordnung im Kopf und Herzen des Menschen; sie entnervt in ihm alles Interesse für wichtigere Angelegenheiten und alles Gefühl der Gerechtigkeit, Weisheit, Ordnung und Pflicht . . . Es schafft einen müßigen, steifen, adligen Junkerton ins Volk, der sich mit der Industrie nicht verträgt . . . Der Aufwand der Armen vermehrt die herrschaftlichen Rechte und vernichtet die Freiheit . . ." In ergreifenden Apostrophen weist er sein Vaterland auf diese Gefahren hin und gibt

III. die Mittel zur Verhütung der Ausartung an. Nicht in Detailgesetzen, nicht in Verboten von Spitzmanschetten, verbrämten Kleidern und vergoldeten Geschirren, sondern in der Bildung und Stimmung des Nationalgeistes für die Pflichten der Gerechtigkeit, der Bescheidenheit und der Hausordnung ist das einzig wirksame Hilfsmittel dagegen zu finden. Nur bei einem großen Grad von Nationalverderben und Regierungsmisere wäre eine solche Einwirkung nicht

mehr möglich. Aber er verkennt deswegen nicht die Schwierigkeiten, die nur überwunden werden können

IV. durch die allgemeine Menschenbildung zur Weisheit und Tugend. Hiermit ist Pestalozzi wieder bei seinem „Caeterum censeo" angekommen, das er mit der ganzen Gewalt seiner hohen sittlichen Kraft der Menschheit ins Herz ruft. Er lenkt ab von dem engen Gleise des hohen und schweren Regierungskarrens auf die freie Bahn der innern Menschennatur d. h. nicht durch äußere Gesetze soll der Mensch gezwungen werden zum Guten, durch die in ihm selbst liegende sittliche Selbstbestimmung, mit Freiheit soll er sich dafür entscheiden. Dieser und der folgende Abschnitt sind es vorzüglich, die durch ewige Ideen wiederstrahlen und diesem Aufsatze seine Bedeutung für alle Zeit sichern.

Mit wenig Worten hebt er zuerst die praktische Bedeutung der Religion hervor und zeigt damit, wie wenig eine wahrhaft religiöse Bildung in der Volkserziehung entbehrt werden kann. „Aber im Jahrhundert, wo der Grundsatz, daß die Religion blos die Sache einer weisen Staatskunst sei und wo sie (in Folge dieses Grundsatzes) mehr als je schlaffes Volksgeschwätz geworden, in dieser Zeit vergaßen unsre Staatskünstler, dieses Rettungsmittel der Menschheit zu brauchen und entnervten es täglich stärker" — ein sarkastisches Paradoxon! Man gebraucht die Religion nicht zu ihrem wahren Zwecke, zur Besserung der Menschen, sondern man mißbraucht sie zu politischen und egoistischen Zwecken. — Man sollte meinen, das sei nicht im vorigen Jahrhundert, sondern in unserer Zeit geschrieben! — „Achtung des Volkes für den Gottesdienst des Landes und ernste Grundsätze einer weisen, zu vieler Ueberwindung bildenden Volksauferziehung müssen die ersten Gesichtspunkte einer Staatsregierung sein, (wie es z. B. im 5. Th. von Lienhard und Gertrud auch durchgeführt wird), der es wirklicher Ernst ist, daß das Volk zu weisen, gerechten und mäßigen Sitten emporgebildet werde — das heißt, dem Aufwand Schranken setzen." Dazu aber muß die Regierung selbst

mit gutem Beispiele vorangehen. Die Einschränkung der Regierung bringt auch ins Volk den Geist der Oekonomie, aber „Schimmer, Prunk und tausenderlei Staatsparaden entnerven das reine Gefühl der Ordnung und Weisheit im Volke."

V. Dieser einfache Sinn im Volke wird ertödtet durch großartige öffentliche Luxusanstalten, aber er wird genährt durch die Pflege der engen Kreise, in denen die Familienglieder, Verwandte, Freunde, Zunftgenossen ihre ihnen entsprechende Erholung finden. „Väter des Vaterlands! die Zernichtung der Nationalachtung für das Heiligthum dieser engen Kreise, die Liebhaberei öffentlicher, großer paradirender Zirkel, die Bildung des Volks aus allen Ständen zum Ton dieser Zirkel verwirrt alle reinen Begriffe der Völker über das innere Wesen des wahren Hausglücks und über die Pflichten der Ordnung und Mäßigung im Aufwand. Sie untergräbt die wesentlichen Genießungen der freien Völkerverfassungen .... Wo keine engen Bande das Volk mehr verknüpfen, wo es in seidene, wollene und leinene Stände auseinander fällt, da strebt die Nationalkraft nicht den Nationalsegnungen zu, sondern sie strebt — von der Leinwand zur Wolle und von der Wolle zur Seide!"

Ergreifend sind die Apostrophen an die „Väter des Vaterlandes", zurückzulenken zu aller Einfachheit der Sitten. „Väter des Vaterlands! Oeffentliche Lustbarkeiten, Anlaß zu öffentlichem Pomp vergrößern den Wirkungskreis der Alles aufopfernden Eitelkeit. Sie vermindern die stille Ehrbarkeit des eingezogenen Bürgers, den sie aus seinem Berufskreis in Sphären reißen, wo er dahin ist, wie der Bauer in der italienischen Oper!" Pestalozzi gebraucht wenig Bilder; wo er sie aber braucht, da sind sie treffend.

Wie einfach und eindringlich ist das Lob der väterlichen Spaziergänge am Ufer des Flusses unter hohen Linden und dazu das Gegenbild des geschnittenen Buschwerks und der Rosenhecken, hinter denen jetzt das Söhnchen mit dem Töchterchen sich zu den Sitten der feineren Zeiten bildet!

„Unsere Väter wirkten mit bürgerlicher Arbeit in allen Ecken sichtbar ins Hausglück des Bürgers; die Staatskunst unserer Zeit wirkt in allen Ecken sichtbar für die Zierde der Hauptstädte und zur Bildung der aufwartenden und paradirenden Corps . . . Die neue Staatskunst in aller Welt reizt zu allen Lüsten und sucht den Kappzaum und das Fenstergitter für ihre Narren“ d. h. sie bringt die durch sie Verführten ins Zuchthaus!

Diese traurigen Bilder lassen ihn kurz abbrechen, nachdem er noch einmal zur Rückkehr zu dem alten Geiste der freien Verfassungen ermahnt hat.

Diese Schrift war mir durch die Güte des Herrn Seminardirector Morf in Abschrift mitgetheilt worden. Das Original findet sich in der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel, aus welcher ich es durch die Güte des Herrn Bibliothekar, Professor Dr. W. Vischer zur nähern Einsicht erhielt. Ich fühle mich diesem Herrn, sowie dem Herrn Stadtrath, Dr. jur. utr. Burckhardt, Bibliothekar der großen Bibliothek der Lesegesellschaft zu Basel für deren freundliche Unterstützung meines Unternehmens durch Aufsuchung und Uebersendung noch fehlender Schriften Pestalozzi's zu ganz besonderem Danke verpflichtet.

Dem Aufsatze ist in der oben erwähnten Broschüre folgende Widmung vorgedruckt:

„An Herrn Sensal Pestalozze am Tag, als er dem Fonds der Familie Pestalozze in Zürich ein Legat von Fl. 10000 übergeben.“

„Edler Vater unsrer Familie.

Ich war eben heute mit diesen Blättern vom Aufwand fertig, als ich Zeuge der größten und weisesten Aufwands-Handlung, die mein Vaterland je gesehen, sein mußte.

Ich bin gerührt, wie alle Zeugen Ihrer edlen That, und dankbar wie sie alle; und wenn Sie auch zürnen, ich kann nicht schweigen, mein Herz ist zu voll — Sie thaten's zu edel — die Thränen Ihrer Augen, die Bescheidenheit Ihrer

Worte, die Herzlichkeit und das innige Wohlwollen, das so ganz auffallend war, die warme, aller (?) zum Vortheil der Familienstiftung emporhebende, eifernde Liebe: das Alles machte einen so allgemeinen Eindruck, daß es nicht meine, sondern die allgemeine Empfindung aller Anwesenden war, daß Sie im Innersten Ihres Herzens unser Familien-Vater sind. Wir Lebenden haben Ihr Vaterherz in Ihren Thränen gesehen, und unsre spätesten Nachkommen werden dasselbe in den Folgen Ihrer großen und edeln That erkennen.

Und nun stehe, große Handlung unsres Familien-Vaters, vor diesen Blättern, die über die Thorheiten des Aufwands klagen, und wer unweisen Aufwand macht, der fühle bei dieser That mehr, als bei allem Gerede.

Und nun gehe, mein kleines Blatt, gehe am Tage der schönsten bürgerlichen, gehe am Tage der schönsten Familien-Handlung, und der beste Segen, den ich dir gebe, ist dieser: daß Thaten aus Thaten entspringen, und du und alle Worte von der Schönheit und der Kraft solcher Thaten zu Schanden und ganz überflüssig werden möget.

Sie aber, Edler, gönnen auch mir Ihre Liebe und verzeihen mir die Kühnheit, mit welcher ich Ihnen öffentlich sagen wollte, daß ich mit der herzlichsten Dankbarkeit und der vorzüglichsten Hochachtung bin

Edler, verehrungswürdiger Herr

Ihr

Zürich, den 13. Juni 1780. gehorsamer Diener

Pestalozze,

von Neuenhof bei Königsfelden.

Veränderungen sind, außer in der Orthographie, Interpunktion und Abtheilung nur an einem Satze vorgenommen, der in der Urschrift ganz unklar stilisirt war. Der innere Gehalt ist dadurch nicht berührt worden. Es ist der erste Satz des Abschnittes II (S. 303), der ursprünglich folgendermaßen lautet: „Aber weh dem Staatsmann, der das ausspricht und nicht schnell hinzusetzt: alle diese Vortheile sind

nur der Segen seiner gerechten Schranken und die Ausartung des Aufwandes in einem Ton, der den Pflichten der wesentlichen Verhältnisse der Menschheit trotzet und sie einer muthwillig ausgelassenen Liebhaberei zu jedem Schimmer und zu jeder gedankenlosen Nachäffung aufopfert."

Abhandlung

über die Frage: In wie weit ist es schicklich, in einem kleinen Staat, dessen Wohlstand auf der Handelschaft beruht, dem Aufwand des Bürgers Schranken zu setzen?

I. Ihre Frage, meine Herren, in wie weit es schicklich, in einem kleinen Handelsort dem Aufwand des Bürgers Schranken zu setzen, bezieht sich vorzüglich auf Basel, einen Ort, dessen Bürger nicht durch herrschaftliche und dessen Angehörige nicht durch ländliche Besitzungen genugsamen Unterhalt finden können, einen Ort, der weder durch Garnisonen, noch durch Justizkammern nahrhaft, auch weder durch Bergwerke, noch durch andere einheimische Landesprodukte seinen Einwohnern Gewinn und Verdienst zeigt. Der Wohlstand dieses Staates, das ist, die häusliche und öffentliche Beruhigung der Einwohner bei ihren Genießungen, beruht gänzlich auf der Aeufnung (Hebung, Vermehrung, Ausbreitung) ihrer Handelschaft. Die Aeufnung der Handlung und ihrer Sicherstellung, dieses vorzügliche Bedürfniß unseres gegebenen Lokals beruht

1) auf der Sicherstellung und Vermehrung der in seiner Gewerbsamkeit zirkulirenden Kapitalfonds;

2) auf einem dem Verhältniß dieses Fonds angemessenen äußern Credit;

3) auf der Bildung des Nationalgeistes zur Industrie und auf der Sicherstellung der Hände, die als Werkzeuge zur Bearbeitung der Lokalindustrie erforderlich sind;

4) auf der Sicherheit des Absatzes der verarbeiteten und eingeführten Waaren.

Aufwand sind diejenigen Ausgaben, die weder vorzügliche

Bedürfnisse befriedigen, noch Gewinn und rückkommenden häuslichen Vortheil zum Zweck haben. Es ist der Genuß von Annehmlichkeiten und Vergnügungen des Lebens, wodurch die Menschen sich ihrer mehr oder minder vorzüglichen (größern oder geringern) Glücksgüter zu erfreuen gewohnt sind. Und nun fragt sich: Was hat der Aufwand des Bürgers, was haben seine Ausgaben für die Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens für einen Einfluß auf diese eben genannten innern wesentlichen Realbedürfnisse eines handelnden Staats?

1) Die Kapitalfonds eines Handelsplatzes leiden vom Aufwand der Bürger so lange nicht, als dieser mit ihrem Realvermögen in einem gerechten Ebenmaß steht; wenn aber der Aufwand der Bürger dieses Ebenmaß merklich verkennt und der Ton der Nationalsitten die wesentlichen Pflichten der Mäßigung und häuslichen Ordnung und Beruhigung einem ausschweifendem Hang zur glänzend schimmernden Pracht aufopfert: dann wird ein solcher Aufwand freilich der Sicherheit der Kapitalfonds eines Handlungsplatzes unausweichlich gefährlich.

2) So ist es mit dem Credit eines Handelsplatzes. Er leidet von dem Prachtaufwand der wahrhaft großen und reichen Häuser nicht eher, bis auch sie mit unnatürlicher Ausschweifung und Unordnung den Verdacht erregen, daß ihre Sitten ihre wahren Kräfte und Größe untergraben; aber im Großen und zur Gefahr der meisten Einwohner leidet ein Handelsplatz vom Drang des unsinnigen Nachstrebens der wenigen Reichen, die die Pflichten für ihr häusliches Wohl, für ihre Kinder und für fremdes Gut dem Ton einer Lebensart aufopfern, die auch das geringste Gefühl von Gerechtigkeit und Bescheidenheit ihnen verbieten würde.

3) Der Einfluß auf die Bildung des Nationalgeistes zur Gewerbsamkeit und auf die Sicherstellung der Hände, die zur Bearbeitung der Lokalindustrie erforderlich gebildet, ist sehr wichtig. Ein Volk, das von der Industrie sein Brot suchen muß, muß tausenderlei Erfahrungen über die

Bizarrerie des Geschmacks, über die Umstände, Kenntnisse und Thorheiten der Käufer besitzen, Fertigkeit zu vielfacher Abänderung in der Ausrüstung einer und ebenderselben Sache, Aufmerksamkeit auf tausenderlei kleine Ersparungen, feste und genaue Ordnung bis auf die kleinsten Nebenumstände des Erwerbs, eine scrupulöse Aufmerksamkeit auf Reinlichkeit und gefallenden Anschein der Waaren: das muß im Nationalgeist eines von der Handlung brotsuchenden Volkes eine vielseitig und allgemeine ausgebildete Kraft sein. Denn es ist das Uebergewicht solcher Fertigkeiten und Uebungen, was einem Gewerbsplatze seine Verdienstquelle auf das Vorzüglichste ausdehnen und sicher stellen kann. Die Arbeiten, welche der Aufwand der Reichen den gemeinen Ständen verschafft, sind vorzüglich geschickt, ein Volk zu diesem eigentlichen innern Geist der Gewerbsamkeit zu bilden; denn obgleich berührte Fertigkeiten in ihrem Wesen und in ihrem Ursprung mehrentheils, wenigstens bei uns, eine Folge der eigentlichen Arbeit der Gewerbshäuser und des Zeitpunkts ihres allgemeinen Flors sind, so muß man sich doch nicht verhehlen, daß alle Gewerbshäuser ihre eignen und bornirten Gesichtspunkte haben, welche gar oft die Nationalbildung der Industrie sehr einseitig lenken und einschränken. Der freie ungehemmte Aufwand der Reichen ist daher ein schickliches Gegenmittel gegen das allzugroße und einseitige Einlenken der Landesindustrie für die einförmigen Bedürfnisse weniger Handelshäuser. Der Aufwand verbreitet die Nationalerleuchtung über die verschiedenen Erwerbsquellen eines arbeitsamen Volkes mit Freiheit und bildet dasselbe zu ihrer Ergreifung leicht und allgemein. Der Aufwand sucht keine Schranken, kein Uebergewicht, keinen ausschließenden Genuß von der Bildung der Gewerbsamkeit, die er einem Volke verschafft, daher dann der Segen des Aufwandes oft von wichtigeren und allgemeineren Folgen für das häusliche Glück der Einwohner eines Ortes werden kann, als der Segen einer einförmig beschäftigten Fabrik. Zudem wirkt die Verfeinerung der Aufwandsarbeiten ohne Widerrede auch auf die innere Kraft der Fabriken und der größern Verdienst-

branchen eines Volkes, denn alle Industrie ist im Innern ihres Wesens unter sich genau verbunden. Der Sohn des Schlossers, der im vergoldeten Blumenwerk arbeitet, bildet sich leicht zum Blumenwerke des Seidenstoffs und zur Arbeit des Kunstmalers, und die Tochter der Putzmacherin wird durch ihre Aufmerksamkeit auf Geschmack und Niedlichkeit zu jedem Gewerbe brauchbar gebildet. So lenkt und bildet der Aufwand der Reichen alles Volk, das in seinen verschiedenen Ständen durch denselben Brot findet, zu demjenigen Ton, zu derjenigen Geistesrichtung, zu derjenigen Biegsamkeit, Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit, welche die innere Kraft aller verfeinerten Gewerbsamkeit ausmacht. Tausend Beispiele liegen vor unsern Augen, daß das gebildete Gewerbsamkeitsgenie die Schranken kleinerer Wirkungskreise, in denen es emporkeimte, nicht selten überschritten und in der Tiefe gemeiner Handwerksstuben dem Vaterlande wichtige Gewerbsamkeitsbranchen eröffnet und festgesetzt habe.

Und sowie der Aufwand den Nationalgeist des Volks für die Bedürfnisse der Landesgewerbsamkeit schicklich bildet, so sichert er dem Vaterland auch, und vermehrt ihm die Zahl der Hände, die ihm als Werkzeuge seiner Gewerbsamkeit nothwendig, indem er nach dem Maße des Verdienstes, den er ins Land wirft, natürlicher Weise die Bevölkerung des Staates erhöht. Der Muth zu Fabrikunternehmungen, der Entschluß, Fonds darein zu stecken, ist Unsinn, wo Gefahr mangelnder Hände da ist; daher ist die Unterhaltung der Verdienstquellen des Aufwandes, welcher das Dasein vieler Menschen sichert, dem Staate äußerst wichtig.

4) Und so erleichtert der Aufwand auch den Absatz der verarbeiteten Produkte der Industrie; denn je mehr Raffinement, je mehr Kunstübungen, Gewerbsamkeit und Biegsamkeit im Nationalgeist des Volkes sein wird, desto willkommener und zum Verkauf anlockender werden seine verarbeiteten Waaren ausfallen müssen, worauf sich dann die Sicherheit des Absatzes gründet.

Man muß ferner in Beziehung der Sicherheit des Absatzes der verarbeiteten Waaren nicht aus der Acht lassen,

daß ein jeder Handelsplatz durch sein Beispiel und durch seine Grundsätze Einfluß auf die Grundsätze und Maßnahmen (mesures sagt Pest.) oft sehr entfernter Völker hat. Die Einschränkung der Einfuhr und des Gebrauchs fremder Waaren wird immer ein Beispiel eines unrichtigen Grundsatzes sein und einer unklugen, unvorsichtigen Maßnahme (mesure) von einem Handelsplatze, der durch Anerkennung der Vortheile einer Alles ins Ebenmaß bringenden Freiheit allein gewinnen kann.

Ueberdieß muß man, wenn von der Einschränkung des Aufwandes die Rede ist, bedenken, daß wenn einmal der seit Menschengedenken feststehende Fuß des Aufwandes der reicheren Einwohner sich in die Bedürfnisse, in die Verdienstquellen und Berufsarten der gemeinen Einwohner hineingewoben, man ohne Ungerechtigkeit gegen den gemeinen Mann diesen feststehenden Fuß des Aufwandes nicht merklich einschränken darf. Denn jeder sorgfältige gemeine Hausvater richtet in der Wahl des Berufs seiner Kinder das Augenmerk natürlich auf diejenigen Branchen, welche nach dem feststehenden Ton unserer Sitten ihnen am wahrscheinlichsten Brod schaffen.

Auch sind die Folgen der Hemmungen des Geldumlaufs, den ein merklich verminderter Aufwand der Reichen veranlassen müßte, nach der Verschiedenheit des Lokals unendlich ungleich; denn ein Volk und ein Ort hat unumgänglich mehr Geldumlauf nöthig, als ein anderer, und dieses nach dem Grad der Abhängigkeit und des Preises seiner Lebensmittel, nach dem Grad seiner Bevölkerung gegen seinen Landbau (nach dem Verhältniß der Bevölkerung zum Ertrag des Landbaues) und endlich nach dem Grad seiner Verwöhnungen, die durch langen Genuß zu solchen Bedürfnissen geworden, daß ihre Entbehrung ohne Elend und Leiden nicht mehr geschehen kann.

Aber nicht allein die Circulation des Geldes in den niedern Ständen fordert den Aufwand der Reichen, selbst das Dasein der Fonds des Großreichthums wird einem kleinen Staat durch ungehemmte Freiheit im Aufwand versichert.

Man sollte doch immer die Sachen gerade so ansehen, wie sie sind, und Wahrheiten, die dem Vaterlande nützlich, mit Beiseitsetzung aller Staatsaffection, gern und frei gestehen. Ein kleiner Handlungsort hat das Bleiben seiner großen Häuser unumgänglich nöthig. Es sind diese Häuser und ihre Fonds, die dem Einwohner Brot schaffen; daher muß es nothwendig ein Hauptgesichtspunkt der Staatskunst dieser kleinen Handlungsorte sein, daß diese Häuser ihr Vaterland lieben und gern Bürger bleiben, und die Regierung, die dem Aufwande solcher Häuser willkürliche und enge Schranken setzen wollte, würde ganz gewiß den wesentlichen Realbedürfnissen ihrer Stadt sowohl, als der Achtung und Sorgfalt zuwider handeln, die sie dem Nutzen, den das Vaterland aus der Gewerbsamkeit und dem Aufwande dieser Häuser zieht, schuldig ist. Die Benutzung des Fonds dieser Häuser, die Manipulation ihres Eigenthums schafft dem arbeitenden Volk einen auch die gestiegenen Bedürfnisse des Jahrhunderts befriedigenden Lebensgenuß. Aber so wie die Bedürfnisse der mittelern und niedern Stände gestiegen, so sind auch die Bedürfnisse und Umstände der reichen Häuser geändert. Das, was ihren Vätern in der Einfalt unserer Sitten kommlich, angenehm und erquickend war, wird von den Bedürfnissen und Sitten der verfeinerten Zeit verdrängt, und es ist unmöglich, gegen den Strom des allgemeinen Tones, den ähnlicher Reichthum in ganz Europa als rechtmäßigen und seinem Stand angemessenen Lebensgenuß annimmt, in einem kleinen Handlungsstaate seinen vorzüglich verdienstvollen Einwohnern Schranken zu setzen; ja es ist Staatsbedürfniß, daß der Ton dieser Häuser die Behaglichkeit (aisance sagt P.) und Annehmlichkeiten genieße, deren mangelreiche Erben zu auswärtigen Heirathen anreizen und fremde Töchter ähnlich reicher Häuser abhalten könnten, sich in Verbindungen mit Bürgern eines Staates einzulassen, der ihrem Aufwande gegen den gewohnten Ton ihrer Lebensart hemmende Schranken entgegensetzen wollte.*)

*) Der Gedanke ist unklar stilisirt; P. will wohl sagen, daß der Aufwand nicht verboten werden dürfe auch aus dem Grunde, weil,

Die Verbindung der großen Handelshäuser eines Ortes mit auswärtigen Häusern ist der Kanal, der den Credit, folglich den Erwerb der mittlern und gemeinen Bürger erhält oder zernichtet, und man darf sich nicht verhehlen, daß der Wohlstand der mittlern und kleinern Handwerker (Bewerber, sagt P.), der ein so vorzüglich wichtiges Bedürfniß des Vaterlandes und das eigentlichste Kennzeichen eines allgemein gesicherten National-Wohlstandes ist, durch das Wohlwollen und die Mitwirkung des Großhändlers in eben dem Grad befördert und befestigt werden kann, in welchem er durch den Unwillen und das Entgegenarbeiten der vorzüglich reichen Häuser untergraben und zerrüttet wird. Aus dieser so auffallend wahren Lage der Verhältnisse kleiner Handlungsorte erhellt also sehr klar die Pflicht der Regierung, die Anhänglichkeit der großen Handlungshäuser ans Vaterland lebhaft zu erhalten; und daß Freiheit und ungehemmter Aufwand zu diesem Endzwecke schicklich, wird wohl Niemand, der den Menschen kennt, leugnen. Diese Anhänglichkeit (attachement sagt P.) der reichsten Einwohner ans Vaterland ist in seinen Folgen auf die Industrie eines kleinen Platzes zu wichtig, als daß ich es nicht näher ins Auge fassen sollte.

Wenn solche Häuser ein solches Land als den Ort ansehen, auf welchem ihr Eigenthum arbeiten soll, so ist die Aeufnung dieses Platzes zur Industrie nothwendig ein Gesichtspunkt ihrer eignen Oekonomie. Der allgemeine Wohlstand des Platzes, sein Ueberfluß, seine Bevölkerung, der Wohlstand der mittlern und niedern Stände sichern ihnen den Gebrauch ihres Fonds vor ihren Augen; sie geben ihnen Gelegenheit, ihr Geld sicher bei ihren Mitbürgern anzubringen; der Wohlstand, der Credit ihrer Mitbürger wird so die Angelegenheit ihres eignen Fonds und es wird ihr wesentliches

---

wenn ein weniger begüterter (mangelreicher) Sohn eines Fabrikanten eine reichere Gattin aus einem fremden Staat wählen wollte, diese dann nicht in den Staat ziehen würde, der ihrem gewohnten Aufwande Schranken setzte, wodurch natürlich diesem Staate der Zuzug des Geldes abgeschnitten würde.

Privatintereſſe, ihre ausgedehnteren Kräfte, Kenntniſſe und ihre Lage zum Vortheil des Platzes dahin anzuwenden, daß ihre Mitbürger in ihren Gewerben auf eine Art erleichtert werden, die ihnen ohne die Mitwirkung und das Wohlwollen dieſer Häuſer unerreichbar wäre. — So wichtig iſt in der gegenwärtigen Lage der Sachen die Anhänglichkeit (attachement) der großreichen Häuſer ans Vaterland; und da man in unſerm Jahrhundert auf die reinen Bewegungsgründe der Vaterlandsliebe und der Dankbarkeit, die alle reichen Schweizeriſchen Häuſer der Erhabenheit unſerer ſichern und freien Verfaſſung ſchuldig ſind, eben wenig zählen darf, da vielmehr im Beſitz ihrer großen Reichthümer viele ſolche Häuſer ſehr ſtolz und verächtlich auf die Verfaſſungen herabſehen, unter welchen ihre Voreltern als gemeine unbemerkte Einwohner die Grundlage ihrer vorzüglichen Glücksumſtände legten; und da überhaupt der Reiche ſich bloß, inſofern es ſein Intereſſe iſt, an das Wohl niederer Geſchöpfe attachirt, ſo iſt es ſehr wichtig, daß die Regierung kleiner Handelsſtaaten den Einfluß, den der freie Aufwand der Reichen, ſie am beſten und ſicherſten an das Intereſſe des Vaterlandes zu binden, haben kann, wohl einſehe. Die wichtigſten Branchen ihres Aufwandes, ihre Paläſte, ihre Landhäuſer, ihre im Land ſtehenden Liegenſchaften erhalten nur durch den allgemeinen Flor der Handlung eines Platzes ihren Werth. Der Ruin der Handlung eines Ortes, die Wegziehung großer arbeitender Fonds von einem ſolchen Platze, die merkliche Verminderung des Abtrags der Gewerbſamkeit der mittlern Stände, kurz alle der Handlung dieſes Ortes merklich ſchädlichen Umſtände werden unumgänglich auf die Erniedrigung des Werthes aller Gebäude, Paläſte, Luſthäuſer und Liegenſchaften dieſer Häuſer mitwirken, und ſo bindet ſie ihr Aufwand an das Intereſſe des Vaterlandes. Aber dann, wenn man einſieht, daß die Paläſte, Gärten und Liegenſchaften der Reichen den Wohlſtand eines kleinen Handelsortes auf eine ſehr beruhigende Art ſicher ſtellen können, ſo wird man in dieſem Geſichtspunkt auch die Roſſe und Friſeurs dieſer Leute dulden müſſen, denn ſie werden wohl kaum Paläſte

bauen, wo man ihnen die Roßställe einzuschränken und die Zetteln und Quasten von ihren Kutschengeschirren abzutrennen Launen zeigen möchte, und überdies wirkt der Friseur und Vergolder im Ganzen bei der gegenwärtigen Lage des Vaterlandes und seinen jetzigen Bedürfnissen gewiß so gut zum allgemeinen Wohl, als einige rohere Berufe. Der Flor der Handlung, die uns jetzt unumgängliches Bedürfniß ist, hängt ganz von der Nationalbildung zu jeder Verfeinerung (raffinement) und zu jeder Biegsamkeit der Industrie ab und das ist der Maßstab, nach welchem die Wichtigkeit und Nutzbarkeit eines jeden Berufs für das Wohl des Vaterlandes abgemessen und beurtheilt werden muß.

Ich fasse zusammen. Ich sehe im Aufwand der Reichen Brot und Freude und reichen Segen auf den Tisch und in die Hütten ihrer niederen Mitbürger herabströmen; ich sehe im Ganzen durch den Aufwand Summen Geldes von solcher Größe in die gemeinen Stände hinunter fallen, deren Mangel bei den gegenwärtigen Bedürfnissen des Volks Elend, Noth, Auswanderung und Stockung der Gewerbsamkeit nach sich ziehen müßte. Ich sehe diese Summen Geldes in der Art ihrer Anwendung den Geist der Industrie bilden, verfeinern, allgemein beleben und emporheben; ich sehe das Band der Vereinigung der reichen Bürger mit dem Vaterland sich durch ihren Aufwand enger knüpfen ; ich sehe in der engen Verknüpfung das Interesse der reichen Handlungshäuser mit dem Interesse des Vaterlandes Quelle und Sicherheit des Nationalwohlstandes und Aeufnung der Gewerbsamkeit der meisten Einwohner.

Und so scheint mir der Aufwand der Reichen ein unumgängliches Bedürfniß des Vaterlandes und eine wahre Wohlthat für ihre Mitbürger.

II. Aber weh dem Staatsmann, der das ausspricht und nicht schnell hinzusetzt: Alle diese Vortheile des Aufwands sind nur der Segen seiner gerechten Schranken, und die Ausartung des Aufwands, durch welche die Menschheit einer muthwilligen, ausgelassenen Liebhaberei zu jedem Schimmer und zu jeder gedankenlosen Nachäffung aufgeopfert wird,

trotzet den Pflichten der wesentlichen Verhältnisse der Menschheit.

Die Ausartung des Aufwandes ist eine vorzügliche Quelle des großen Nationalverderbens, die in allen Staaten das reine Hausglück der Völker, am meisten aber derjenigen, deren Wohlstand auf der Handlung beruht, untergräbt und vernichtet. Sowie ein fettes Wasser dürre, öde Heiden zu futterreichen Matten veredelt, so lange es in tausendfacher Zertheilung sanft und gleich sich über sie ergießt, und hingegen, wenn es seine Dämme zerreißt und ausbricht, Grien, Schlamm und Verderben über sie herführt: so führt der Aufwand Verderben über alle Länder, wenn er den häuslichen und öffentlichen Pflichten trotzet.

Alle Sicherheit der häuslichen Glückseligkeit der Landeseinwohner beruht auf einer dem Vermögen und den Erwerbungskräften des Hausvaters angemessenen Ordnung und Einschränkung der häuslichen Ausgaben; die Ausartung des Nationaltons im Aufwand in ein allgemeines Anspannen aller Kräfte für Eitelkeitsausgaben, das keine Sorgfalt (ménagement) mehr für das Vermögen und die Erwerbungskräfte des Hausvaters kennt, untergräbt im Nationalgeist den reinen und festen Sinn für Gerechtigkeit und Ordnung im Hauswesen, auf welchen alle häusliche Glückseligkeit gegründet ist. Alle gewaltsame Richtung des menschlichen Geistes auf einen Gegenstand zernichtet seine ruhige Wirkungskraft für seine übrigen Beziehungen und Verhältnisse. Der Genuß einer fürstlichen Pracht, die, auf Gerechtigkeit gegründet, in nichts gewaltsame Anstrengung hat, kann mit jedem Gefühl für Pflicht, mit jeder Thätigkeit für Beruf und mit einer reinen allgemeinen Aufmerksamkeit auf alles Schöne und Gute verbunden sein ; aber das gewaltsame Anstrengen einer nie befriedigten Eitelkeit zernichtet alle Ruh und Ordnung im Kopf und Herzen des Menschen ; sie entnervt in ihm alles Interesse für wichtigere Angelegenheiten und alles Gefühl der Gerechtigkeit, Weisheit, Ordnung und Pflicht.

Dieser Drang für Eitelkeitsausgaben im Nationalgeist

schwächt das Interesse für Gewinn und Verdienst, die feste Aufmerksamkeit des Volkes auf das, was Brot schafft; sie schwächt die Kraft der Ueberwindung, der Anstrengung, der lenksamen und biegsamen Stärke einer gebildeten Industrie, die für die Verbesserung und Erhöhung ihres Gewerbes jede Einschränkung tragen und jede Müh und Arbeit übernehmen kann.

Dieser Drang der Eitelkeitsausgaben pflanzt Leichtsinn im Geldgebrauch und veranlaßt den tollkühnen Muth, mit unsinnigen Wagstücken sich Wege zu bahnen, um die grenzenlosen Begierden seiner Eitelkeit befriedigen zu können. Dann werden die Fonds einer stillen, gemeinen, aber eine bescheidene Haushaltung sicher ernährenden Gewerbsamkeit dem trügenden Anschein ungekannter und ungeprüfter Versuche dargeworfen, und das anvertraute Gut des redlichen Dritten (Drittmannes) einer Kühnheit aufgeopfert, die um so weniger zu entschuldigen ist, je mehr die Beispiele unserer Zeit die Empfindsamkeit und Aufmerksamkeit aller Redlichgesinnten für diesen Punkt rege machen sollten. Hang zu stiller häuslicher Ordnung, Richtung seiner Sinne, seines Kopfes, seiner Aufmerksamkeit auf Beruf und Verdienst zu Gründung sicherer und beruhigter Familienumstände: das ist der Geist der Nation, die für Handel und Gewerbe gebildet ist.

Der Drang der Eitelkeitsausgaben im Nationalgeist entnervt diesen reinen Sinn der Gewerbsamkeit und schafft einen müßigen, steifen, adligen Junkerton ins Volk, der den Bedürfnissen und Umständen eines Orts, der durch Gewerbsamkeit Brot suchen muß, schnurstracks entgegen ist.

Lenke dein Auge nicht ab von diesem Bilde, Vaterland! Fürchte besonders den Aufwand deiner Familienleute, die arm sind, und steure ihm, denn sonst müßten diese um ihrer Bedürfnisse willen deine Freiheit und deine Rechte drücken und kränken.

Vaterland! Wegen des Aufwands, der Ausschweifungen der Familienleute arten die herrschaftlichen Rechte in aller Welt täglich mehr aus und werden ein elender, armseliger und nachsüchiger Brotkorb.

Vaterland! Deine Herrschaftsrechte sind reine Vaterrechte; daß sie es ewig bleiben, ist das oberste Bedürfniß des Landes.

Darum wiederhole ich: Steure dem Aufwand der herrschaftlichen (die zu einer Herrschaft gehören) Familienleute, die arm sind, sonst greift die Noth der Krüppelritter dir an dein Herz und deine Gesetze werden dich nicht mehr schützen; sie werden in Tax- und Sportel-Register und Schlingen ausarten, das Fett des Landes in die Beutel dieses anmaßlichen Volks zu lenken; dann wirst du den reinen Segen der Freiheit dir entrissen, du wirst deine Gesetze und guten Uebungen im Lande zu Boden getreten, du wirst deine alternden Töchter ohne Männer erblassen, du wirst deine Söhne im Kriegsdienst Brot suchen sehen; ihr Geschlecht wird ausgehen, daß hinter ihnen keine Spur ihres Daseins mehr sei.

Darum wiederhole ich: Vaterland! Es ist dein oberstes Landesbedürfniß, auf dessen Festgründung das Wesentliche und der Geist unserer segensvollen Freiheitsverfassung beruht, daß sich Jeder nach seiner Decke strecken müsse.

Der Sohn des Regenten, wie der Sohn des niedersten Einwohners fühle und merke, daß er aus seinem Privatseckel hausen, sich nach demselben einschränken und auf Hoffnung landesherrlicher Einkünfte nicht eine Lebensart ergreifen dürfe, die seinem Privatvermögen bei Weitem nicht erschwinglich wäre.

Vaterland! Der entnervte Sinn der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Einschränkung und der Gewerbsamkeit im Nationalgeist untergräbt alle Quellen des allgemeinen Wohlstandes, sowie er den Hausfegen aller einzelnen Einwohner im Lande untergräbt; und so wird die Ausartung des Aufwandes zur Quelle der größten Landesgefahren, besonders für ein Land, dessen Wohlstand auf der Handlung beruht. Sie schwächt die Fonds eines Platzes, sie vermindert die Vorzüglichkeit eines Ortes für die Anwendung größerer Fonds, sie vermindert die vorzügliche Anschlägigkeit und Geschicklichkeit der Landeseinwohner zur Industrie; sie vermindert

die Anzahl des Volks, dessen Ueberfluß durch nachstrebenden Wetteifer die Gewerksamkeit vervollkommnet; sie erschlafft die Kraft der Industrie durch Mißtrauen, das unter gegebenen Umständen nothwendig wird.

III. Aber es sind nicht Prachtgesetze, es sind nicht verbotene Kostbarkeiten, die ein Volk vor dieser unglücklichen Ausartung seines Aufwandes sicher stellen, sondern es ist die Bildung eines reinen und festen Sinnes für Gerechtigkeit und Pflicht und Hausordnung im Nationalgeist, die dem Aufwand des Bürgers ächte Schranken setzen kann.

Ich ehre den Mann im Grabe, — er hätte als Staatsminister sterben sollen, — der einem meiner Freunde für seine Oekonomie folgenden Rath gegeben hat: Man muß sich in seinen Ausgaben nie verwirren, sondern sie alle mit der möglichsten Genauigkeit absondern: so viel kann ich jährlich für Kleider, so viel für meinen Tisch, so viel für Möbel, so viel für meine Kinder, so viel für Dienstboten, so viel für Spielgeld, so viel für Almosen, so viel für Reisen u. s. w. jährlich aufwenden, und dann unerbittlich und fest, in keinem Fach über die Schranken der genommenen und durch die Pflichten einer gerechten Abtheilung bestimmten Ordnung abgewichen.

Einen solchen Sinn für häusliche Gerechtigkeit und Weisheit im Nationalgeist zu pflanzen, und durch jede Kraft, der Religion, der Sitten, des Beispiels und der Staatskunst dem Volk einzuprägen, das heißt dem Aufwand Schranken setzen, die ihn zum Segen des Landes machen.

Oder sollen wir Detail-Verordnungen anrathen? Ich glaube nein. Ich erkenne zwar, daß einige Detailverordnungen dem Lauf einiger Aufwandsartikel, die, ob sie gleich dem Verhältniß des Vermögens der Bürger bei Weitem nicht angemessen und nicht anständig sind, dennoch allgemein Mode werden wollen, Grenzen setzen könnten. Aber gegen die eigentliche Quelle des Uebels, gegen den entnervten Sinn der Nation für feste häusliche Ordnung und gegen den rasenden Drang der Alles aufopfernden

Nachstrebung der Aermern gegen die Reichen wirken sie nicht oder wenigstens sehr schwach, sehr indirekt und sehr selten; so lange aber die innere Quelle des Nationalverderbens geschont bleibt, so lange sind und bleiben solche Verordnungen schwaches Gekreisch, das, entblößt von Männerstärke und Hülfskraft, nur von der Empfindung der Alles verwirrenden Noth zeugt, und in dem Chaos der Hausverwirrung eine Ecke oder einen Winkel aufräumt.

Die Bildung und Stimmung des Nationalgeistes für die Pflichten der Gerechtigkeit, der Bescheidenheit und der Hausordnung ist der einzig wahre Fuß (Weg), wirkende Hülfsmittel gegen die Ausartung des Aufwandes zu finden. Wir erkennen die Wahrheit dieses Satzes im Privatleben sehr deutlich und wir würden Alle den Hausvater verlachen, der seinem Sohn, um ihn zum Hausvater zu bilden, den Rath geben würde, er solle keine Spitzmanschette tragen, seine Kleider nicht verbrämen und sein Roßgeschirr nicht vergolden.

Es hat zwar freilich allenthalben seine Schwierigkeiten, Weisheit in den innern Sinn einer Nation hineinzubringen und sie zu reinen häuslichen Grundsätzen und zu einer weisen Ordnung in ihren Aufwandsausgaben emporzuheben; aber dennoch gibt es unter allen Umständen und in allen Lagen eines Staates immer Stufen und Grade, in welchen wichtige Endzwecke mehr oder weniger, schneller oder geschwinder, in allgemeinen und besonderen Veranstaltungen angebahnt werden können; und wenigstens setzt die Behauptung, daß es an einem besonderen Ort ganz unmöglich, den innern Sinn der Nation zu häuslicher Weisheit zu lenken, einen so großen Grad von Nationalverderben und Regierungsmisere voraus, den ich selten glauben darf. Ueberhaupt sind die Schwierigkeiten der Sache in dem Grad größer, als ein Volk von der Bahn reiner häuslicher Sitten und dem Segensgenuß ihrer Folgen abgewichen.

Ein Volk, das vom Ackerbau und der Handlung mit rohen einheimischen Produkten Brot findet, ein Volk, bei dem noch viele Edle in der Einfalt unserer alten Sitten

auf ihrem Landeigenthum leben, ein Volk, das noch nicht durch den langen Genuß einer verfeinerten Gewerbsamkeit über die Schranken der Mäßigkeit und Einschränkung hinaus geleitet worden, ein solches Volk ist in einer ganz andern Lage, als ein Handlungsstaat, wo der Genuß einer abträglichen Industrie tausenderlei verführende Genießungen durch die Mächt der Gewohnheit und der Sitten zu unumgänglichen Bedürfnissen gemacht und den Sinn der Einfalt und Unschuld in der Ordnung der häuslichen Pflichten allgemein abgelenkt hat. Bei den ersten Völkern ist der Abscheu gegen die Pracht des Armen natürlich und der Junker, der im seidnen Gewand das Brot seiner Knechte sparen muß, ist ein Spott der Leute und eine Verachtung des Volkes; aber wir, bei unserer verfeinerten Empfindsamkeit, beleidigen Niemand mehr mit einer solchen Aeußerung der reinen Naturempfindung für die Heiligkeit der Sitten. Wir ehren vielmehr Männer, die Staat treiben, obgleich ihre Weiber und Kinder Brot mangeln; wir loben das künstliche Verbergen ihres Mangels und die seltenen Kindbetten ihrer Frauen und die feste Ausschlagung ihrer Heirathsanlässe in gemeine Familien; — so weit sind unsre Begriffe von den wahren Segnungen der Menschheit entfernt und mit ihnen ist auch alles Gefühl für Ordnung, Weisheit und Gerechtigkeit in unsern häuslichen Einrichtungen verloren.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher wir in allen unsern Ausgaben einerseits auf den eigentlichen Feind unsres Capitalvermögens, andrerseits auf die relative Beziehung, inwieweit jede Ausgabe gegen die übrigen nach dem Grad ihrer Wichtigkeit oder Unwichtigkeit verhältnißmäßig eingerichtet sei, — diese so nothwendige Aufmerksamkeit des sorgfältigen Haushalters ist beinahe aus unserm Nationalgeist ausgelöscht oder wenigstens unter ein so feines Prunkgeweb begraben, daß sie fast nirgendsmehr zur Lehre, zum Beispiel und zur Nachahmung auffällt; sie ist begraben die häusliche Sorgfalt und einschränkende bürgerliche Mäßigung, als ob sie eine Schande und ein Verbrechen wäre.

Meine Stirn wird mir bei diesen Vorstellungen warm.

Könnte ich's, ich thät's darstellen, das ausgebildete und erleuchtete Jahrhundert (Satire!) im Sinken seiner Kräfte für Gerechtigkeit und häuslichen Segen! Könnte ich's, ich thät's malen, die Zerrüttung der reinen Gefühls für Unschuld, Recht und Ordnung der Natur! Aber weg damit! Es ist Geschwätz im Geist des Jahrhunderts, das immer aus jedem Gleise weicht.

Ich kehre in meine Bahn zurück. Bei Völkern, deren Sitten das Gefühl der Natur für die heiligen Pflichten der Ordnung in den Ausgaben noch nicht entnervt hat, ist es einer weisen, väterlichen Staatskunst leicht, den Aufwand des Volkes in den Schranken eines gerechten Ebenmaßes zu erhalten. Aber bei uns, wo Sitten und Gewohnheiten es zum Recht machen, daß die Haushaltung des Mannes, der ohne Fond ein zufälliges Jahreseinkommen besitzt, sich in der Art seiner Ausgaben den Haushaltungen gleich stelle, die ähnliche Revenüen aus sichern Capitalfonds ziehen, — bei Landessitten, die alle Schranken der Bescheidenheit und Familiensorgfalt verkennen und dem Drang einer Alles aufopfernden allgemeinen Nachstrebung im Aufwand untergeordnet werden, bei solchen Sitten ist es freilich auch einer weisen und sorgfältigen Regierung sehr schwer, durch einen Realeinfluß auf den Aufwand des Bürgers dem allgemeinen häuslichen Wohlstand Vorsehung zu thun.

IV. In allen Fällen muß die Nationalbildung des Volks zur Ordnung, Mäßigung und Gerechtigkeit in häuslichen Ausgaben aus den Grundsätzen der allgemeinen Menschenbildung zur Weisheit und Tugend hergeleitet werden.

Und hier muß ich wahrlich ganz vom engen Gleise des hohen und schweren Regierungskarrens ab auf die freie Bahn der innern Menschennatur hinlenken. Der Mensch sucht allenthalben seine Wünsche zu befriedigen; die Einschränkung seiner Wünsche ist die wahre Einschränkung seiner Ausgaben; ernste Grundsätze einer weisen, zu vieler Ueberwindung bildenden Volksauferziehung müssen die ersten Gesichtspunkte einer Staatskunst sein, der es wirklicher Ernst ist, daß das

Volk zu weisen, gerechten und mäßigen Sitten in seinem Aufwand emporgebildet werde. Eine solche Regierung wird Alles thun, ihr Volk über die Natur und das eigentliche Wesen des Hausglücks und über die Bedürfnisse und Einrichtungen einer weisen Hausordnung, so viel an ihr ist, zu erleuchten. Sie wird die Unfälle derjenigen Familien, die durch unrichtige Hausordnung elend geworden und den Wohlstand anderer, die durch weise Hausordnung sich merklich emporschwangen, brauchen, um alles Volk auf den Segen eines weisen und auf das Unglück eines unweisen Haushalters aufmerksam zu machen; sie wird es als die vorzüglichste Angelegenheit des Vaterlandes ansehen, den einen zu ehren, zu belohnen und auf jede Art emporzuheben und den andern, trotz jedes Namens, den er tragen und jeder Verwandtschaft, die er haben möchte, ohne Hülfe seiner Schande, seinem Elend und seiner Erniedrigung zu überlassen, denn das heißt die Völker weise haushalten lehren, das heißt, dem Aufwand Schranken setzen.

Die Regierung hat auch das Privatinteresse ihrer reichsten Einwohner zu diesem Endzweck in der Hand, denn es muß diesen vorzüglichen Landeseinwohnern am meisten daran liegen, daß die Nation nicht durch die Ausschweifungen eines ungerechten Aufwandes ihre inneren Kräfte schwäche und daraus Verwirrung und Stockung der Landesgewerbsamkeit entstehe; die Verhältnisse, in welchen diese vorzüglichen Landeseinwohner mit dem mittlern und gemeinen Manne stehen müssen, würden vielleicht die kräftigsten Mittel an die Hand geben, diesen dem Vaterlande so wichtigen Geist der Ordnung, Gerechtigkeit und Mäßigung bei allem Volk sicher zu stellen, wenn diese Häuser über das Interesse, das sie an dieser Angelegenheit des Vaterlandes haben, genugsam erleuchtet wären.

Endlich ist es das Beispiel der Staatsökonomie selbst, welches sehr viel auf den Geist der häuslichen Ordnung in den obersten Ständen und von da herab in die niedersten Hütten der Bürger wirkt. Die weise, sorgfältige, bescheidene Einschränkung der Regierung in ihren Ausgaben, ihre un-

erschütterten Grundsätze der Ordnung und weise Verhältnisse derselben müssen unumgänglich allgemein einen weisen, mäßigen Geist der Oekonomie ins Volk bilden, hingegen werden eitle Regierungsgrundsätze, ihre Anstrengung (effort) für Schimmer und Prunk und tausenderlei Staatsparaden und Liebhabereien bei verhältnißmäßig schwächeren Geldmitteln (Geldgebrauch s. P.) zu den wichtigsten, wesentlichen Bedürfnissen des öffentlichen Wohlstandes unzweideutig dahin wirken, das reine Gefühl der Ordnung und Weisheit in häuslichen Ausgaben allgemein zu entnerven.

In diesem Gesichtspunkte wird der Landesvater kleiner Handlungsorte sich weit über den Modewahn emporsetzen, daß Bemühung (effort) um Staatsparaden dem Vaterlande wahre Ehre mache; innig überzeugt, daß alle Staatsparaden und Liebhabereien den reinen Sinn der Nation und der Regierung über die Pflichten des Aufwands verderben, wird er zwar den reichen Einwohnern den freien Gebrauch ihres Gutes zu ihrem Privatgebrauch gern gönnen, hingegen den Ton seiner Regierungshandlung ganz und gar nicht nach dem Ton des Reichthums (opulence) dieser Häuser stimmen. Die Anerkennung des Verhältnisses ihrer Kräfte, feste, diesen Kräften angemessene anständige Maßnahmen (mesures) in allem ihrem Thun ist die erste Pflicht einer Regierung, die im Fall unsrer gegebenen Oertlichkeit ist. Alle Staatshandlungen des Regenten und Bürgers müssen daher im Geist der Mäßigung, die dieses Realverhältniß fordert, ausgeführt werden. Der Bürger, wo er als solcher auftritt, bei Gesandtschaft, bei Vogtei, bei Militärübungen, beim Gottesdienste, bei Zunftverhandlungen darf nicht im Prunk eines Aufwandes erscheinen, der den übrigen Theilhabern seiner Rechte unerschwinglich und den Nachfolgern seines Postens erniedrigend und kränkend würde.

Ebensowenig darf ein kleiner Staat der Prachtliebhaberei seiner reichen Einwohner öffentliche Anstalten erlauben, deren Genuß seinen meisten Mitbürgern, die durch das Dasein dieser Anstalten zu ihrer Theilnehmung gleichsam aufgefordert werden, häuslichen Schaden bringen könnten. Concerthäuser

(hotels de Musique), öffentliche Schauspielhäuser setzen voraus, daß eine große Anzahl Einwohner mit beruhigten Herzen, ohne Verletzung eines gerechten Verhältnisses in ihren Ausgaben den Ton und die Lebensart annehmen dürfen, den das Dasein solcher Anstalten unumgänglich zum Nationalton macht. Ein Magistrat, der einsieht, daß die Anzahl der Einwohner, die in diesem Fall sind, nicht sehr groß ist, darf den reichen Landeseinwohnern keine solche öffentliche Anstalt erlauben, und in allen Fällen muß man die Wirkungen der öffentlichen Spiel- und Erscheinungsorte tief und genau erforschen, ehe man in kleinen Staaten Neuerungen in diesem Falle zulassen kann.

V. Enge Kreise sind und bleiben ewig das Band der Sitten und der reinen häuslichen Glückseligkeit; Genuß seiner Verwandten, seiner Nachbarn, Handlungsfreunde, Handwerkerfreunde, Zunftgenossen, Mitmeister, Freunde unter Erleuchteten und Weisen, diese engeren Bande der Natur, die das Herz des Menschen mit theilnehmender Liebe nähren und seinen Verstand mit Kenntnissen, die für seine Lage und für seine Bedürfnisse schicklich, nährten, waren unsern Vätern heilig.

Väter des Vaterlandes! Die Zernichtung der Nationalachtung für das Heiligthum dieser engern Kreise, die Liebhaberei öffentlicher, großer, paradirender Zirkel, die Bildung des, was ihn überhaupt im Strudel wilder, heftiger Wünsche hemmt und zur Ordnung, Gerechtigkeit und Bescheidenheit lenkt, das ist es, was seinen Ausgaben weise Schranken setzen wird.

Man kennt den Einfluß, den die Religion zur Hemmung ausschweifender Begierden haben kann; aber im Jahrhundert, wo der Grundsatz, daß die Religion bloß die Sache einer weisen Staatskunst sei und wo sie mehr als je, seitdem die Welt steht, schlaffes Volksgeschwätz geworden, in dieser Zeit vergaßen unsre Staatskünstler, dieses Rettungsmittel (ressort) der Menschheit zu brauchen und entnervten es vielmehr täglich stärker.

Man kennt den Einfluß, den eine ernste, weise Erziehung und feste Jugendübung in vielerlei Einschränkungen und

Ueberwindungen zur Bildung eines ruhigen, weisen Herzens hat; und täglich steigt ein Ton der Auferziehung, der die Wünsche und Genießungen der Kinder immer mehr auszudehnen und zu befriedigen sucht.

Man kennt den Einfluß, den Beispiele auf das Volk haben; aber Niemand will in seinem Aufwand der Uebung trotzen, um den Pflichten der Gerechtigkeit getreu zu sein.

Man weiß, daß der eigentliche Ton der öffentlichen Anstalten, der Polizei-Maßregeln, der Regierungsbefehle den Geist der Nation bilden und lenken; aber Niemand sucht durch dieses große Hilfsmittel (ressort) der Menschheit im Volk solche Sitten und eine solche Denkungsart zu bilden, die seinen wesentlichen Bedürfnissen angemessen wäre. Du alter bürgerlicher, bescheidener, väterlicher Ton der Regierung, du, dessen innere Kraft den Geist der Freiheit, Ordnung, Weisheit und der Kinder Gehorsam Jahrhunderte erhalten hat, du, vor dem jede Unbescheidenheit erröthen und jede trotzende Kühnheit verstummen müßte, du väterlicher, alter, schweizerischer Ton der Regierung, wie du täglicher kleinmeisterlicher, fürstlicher und prächtiger wirst und dich selbst erniedrigest! Aber weg mit diesem Bilde, das gerade den Schranken einer weisen Mäßigung im Aufwand entgegen ist.

Vaterländische Männer forschen nach den Mitteln, dem Aufwand des Bürgers Schranken zu setzen, eben weil sie die Gefahr und die Folgen eines in aller Absicht (in jeder Hinsicht) im Aufwand irre geleiteten Volkes fühlen und fürchten. Edle vaterländische Männer! Gerechtigkeit und Sorgfalt im Aufwand ist ein Theil eines allgemeinen weisen und guten Nationalcharakters und die Staatsgesetzgebung, die die Nation zur Weisheit und Mäßigung im Aufwand leiten will, muß überhaupt alle Triebfedern, durch welche die Menschen zur Ordnung, zur Gerechtigkeit und Mäßigung eingelenkt werden können, zu gebrauchen suchen.

Die Schranken der Abhandlung lassen mich hier nur ins Allgemeine hinwinken; aber ich muß doch wiederholen: Achtung des Volks für den Gottesdienst des Landes und des Volks aus allen Ständen zum Ton dieser Zirkel verwirrt

alle reinen Begriffe der Völker über das innere Wesen des wahren Hausglücks und über die Pflichten der Ordnung und Mäßigung im Aufwand. Sie untergräbt die wesentlichen Genießungen der freien Völkerverfassungen.

Väter des Vaterlandes! Wo keine engen Bande im Nationalgeist innere Volkskraft mehr schützen und bilden, wo alle gesetzliche Ehre die gemeinen Berufsunterscheidungen durch die Kraft der Sitten zernichtet und alle Stände sich nunmehr allein in herrschaftliche, aufwartende und dienende, oder, was ebenso viel ist, in seidene, wollene und leinene abtheilen, da muß der innere Geist der freien Volksverfassungen und ihrer häuslichen Segnungen sich ganz verlieren und mit ihm auch der reine und feste Nationalsinn für die Pflicht des Aufwandes. Die ganze Kraft der Nationalemporstrebung wird sich in diesen Umständen von der Leinwand zur Wolle und von der Wolle zur Seide empordrängen.

Kehret zurück, Einwohner unserer Staaten, zu den Zeiten, wo wahre Freiheit den Geist aller Stände noch höher emporhob, zu den Zeiten, wo die Räthe und Bürger unserer Staaten alle ihre Weisheit und all ihr Ansehen gegen die Grundsätze der Edeln, die damals wie jetzt alle Regierungskraft und allen Regierungseinfluß zu verengern*) und den gemeinen arbeitenden Ständen zu entreißen suchten, verwendeten.

Kehret zurück, Einwohner und Regenten unserer freien Staaten, zu den Begriffen dieser für Freiheit und häuslichen Segen weiseren Zeit. Gesetz, Verfassung und Sitten heiligten und schützten die Ehre und das Brot des Bürgers und die sichere Ehrenfestigkeit der arbeitenden Stände bildete die freiern Männer im Schoß ihrer gemeineren Gewerbe und der bürgerlichen Vertraulichkeit mit ihren Vätern zu der Würde empor, ohne welche die gesetzliche Regierungsfähigkeit eines Volkes dasselbe tief unter alle beherrschten hinabsetzt. Im beruhigten Hausglück und in engen, nicht anmaßlichen Berufskreisen keimte der Vaterlandsgeist des freien Bürgers

*) d. h. im Volke; es ist hier von Freistaaten die Rede, wo die Regierung in der Hand des Volkes ruht.

empor und im Gefühl seines Realeinflusses, der Sicherheit, der gesetzlichen Wege zu jeder Vaterlandsehre hatte er nicht, wie wir, gleiche Reize zu Aufwandsausschweifungen, mit denen wir uns den Verlust wichtigerer Landessegnungen zu bemänteln suchen müssen. Er stand in seiner Würde, der Bürger dieser bessern Zeit; in seinem Aufwand nicht karg und nieder, aber gerecht und mäßig, erfreute er mit demselben seine lieben Vertrauten, die, nicht hungrig, über die Verführung zum Vaterlandsschaden weit empor waren und das Band der engen bürgerlichen Kreise heiligte die Ordnung der Natur in ihrem Aufwand.

Väter des Vaterlandes! Die festgegründete Ehre und Achtung der gemeinern Berufe, die so offenbar ein wesentliches Bedürfniß unserer meisten Schweizerischen Verfassung und Lage ist, ist wahrlich auch in Beziehung des Aufwands ein wesentliches Bedürfniß unsres Vaterlandes. Wenn der Bäcker (Beck s. P.), der ans Staatsruder kommt, und der Schlosser, der reich wird, im Schoße ihrer bürgerlich geehrten Kreise Bäcker und Schlosser bleiben und durch Fortsetzung ihres Berufes und daraus fließender, thätlicher und wirklicher Gleichstellung mit den übrigen Theilhabern ihres bürgerlichen Berufs dieselben stärken, bilden und soviel an ihnen ist, zu der Würde regierungsfähiger Männer emporheben: so sichern sie dadurch die Ehrenfestigkeit der gemeinen Berufe und die eingeschränkten Sitten dieses Standes, auf welchem die häusliche Glückseligkeit der meisten Einwohner und der eigentliche allgemeine Genuß der freien Vaterlandsverfassung beruht. Und wo dieses Band der innern Kraft unserer bürgerlichen Verfassung aufgelöst ist, wo die zernichtete Ehre aller bürgerlichen Berufe — ich verstehe aber hierunter auch die Ehre des eigentlichen Handwerkerstands — alles Volk aus den eingeschränkten Sitten dieses Standes gleichsam herausruft und zum Paradeton herrschaftlicher Sitten gleichsam auffordert: da ist auch das Hausglück der gemeinen Einwohner in seinem Wesen zernichtet.

Väter des Vaterlands! Wenn der reiche Metzger sein Fürtuch (Schürze) und sein Messer verbirgt und in einer

Ecke unsrer Alleen mit herzklopfender Freude hinabguckt, wie seine seidene Tochter am Arme einer Kaufmannsfreundin mitten unter vornehmen Leuten so gemächlich und wollüstig, wie diese, die Stadtpromenade genießt: so geht es dem Metzger, es geht dem Vaterland bei dieser Komödie nicht auf. — Ach Gott! ach Gott! Metzger, wärest du bei deinen Handwerksmeistern, tränkest mit ihnen ein Glas recht guten und gäbest das Geld, das dich der Spaß mit der seidenen Tochter kostet, einem jungen braven Meister in sein Handwerk an Zins, dann würde es deiner arbeitsamen bürgerlichen Tochter einst wohl gehen, aber jetzt wird es trotz aller adeligen Gleichstellung deiner seidenen Tochter nicht wohl gehen.

Väter des Vaterlands! Oeffentliche Lustbarkeiten, Anlaß zu öffentlichem Pomp vergrößern den Wirkungskreis der Alles aufopfernden Eitelkeit. Sie vermindern die stille Ehrbarkeit des eingezogenen Bürgers, den sie aus seinem Berufskreis in Sphären reißen, wo er dahin ist, wie der Bauer in der italienischen Opora; sie zernichten den Geist der gemeinen Arbeitsamkeit, der die Stütze des Staates ist; ach, sie zernichten ihn, indem sie Putztische in die Bettlerkammern und Schoßhunde auf die Kanapee's der Strumpfwäscherinnen einführen. Ueberhaupt hat ein Magistrat in Beziehung der öffentlichen Lustbarkeiten, der öffentlichen Versammlungshäuser, Promenaden und aller diesfälligen Anstalten mehr die Lage und Bedürfnisse des Mittelbürgers, als des vornehmen und reichen zu beherzigen. Dieser kann sich ja mit seinem Geld in seinen Palästen spiegeln und ehren lassen, wie er will.

Groß waren meiner Väter Spaziergänge am Ufer des Flusses unter hohen Linden und die Edeln und Reichen hatten ihr Buschwerk und ihre Rosenhecken in eigenen Gärten; aber jetzt setzen wir Buschwerk und Rosenhecken zu den alten Linden und der Anblick der hohen Linden erhebt den Geist des Volkes nicht mehr. Das Söhnchen läuft mit dem Töchterchen am Arm zu den Rosenhecken und bildet im Schatten des Buschwerks sich zu den Sitten der feineren Zeiten, oder weint empfindsam, daß in des Vaters

Krautgarten kein geschnittenes Buschwerk, keine reine Grünstraße und keine Rosenhecke sei. — So bildet man den Nationalgeist, so veredelt man die Völker, so tilgt man alle Rohheit und Ungeschliffenheit aus, und mit ihr — — Ich schweige; aber gewiß ist den Völkern wohler, die das Alles nicht kennen.

Staatseitelkeit ist der letzte Stoß der bürgerlichen freien Verfassung ; sie pflanzt mit allgewaltthätiger Kraft ihren Geist in die Hütten aller Bürger ; ihr Geist in den Hütten der Bürger zernichtet sein Hausglück. Das zernichtete Hausglück des Bürgers löst allen Segen und alle Erhabenheit aller Volksverfassungen in seinem Wesen auf. So ist es Staatseitelkeit, die die innere Kraft und den innern Segen unserer Verfassung untergräbt und zernichtet. Ein Vater, der den Lehrlohn seines Sohnes spart, um den Peruquier seiner Tochter zu zahlen, verdirbt sein Geschlecht. Und die Regierung . . .

Und die Regierung, die, nicht vermögend, den Sohn der Wittwe zum ausgebildeten Bürger zu erziehen und jede Hilfsquelle (ressource) erschöpft, Livreibediente, Stallknechte und Wächter, wo sie nicht nöthig, zur Pracht darzustellen, die verdirbt im Volk den innern Sinn der Gerechtigkeit, Weisheit und Ordnung in seinen Ausgaben und der bleibt freilich nichts übrig als Kleidermandat mit 600 Artikeln.

Aber je weiser eine Regierung, je mehr es ihr wahrer Ernst ist, durch die einfachen Wege, durch welche alle Völker erleuchtet und gestimmt werden müssen, die wichtigen Pflichten der Ordnung, Gerechtigkeit und Mäßigung im Aufwand ihrer Bürger einzuprägen, desto mehr werden alle Detailgesetze über den Aufwand überflüssig werden.

Der Geist unserer Verfassung bildete durch seine Mäßigung, seine Bürgerlichkeit, durch seinen unanmaßlichen, gleichstellenden frommen Menschensinn, durch seine kraftvolle, schimmerlose Stärke unsere Väter weise, verständig und eingeschränkt. Dieser Geist unserer Verfassung muß erhalten werden, wenn die Nation ihre inneren Kräfte, ihre Würde, ihr Hausglück und ihre reinen Sitten im Aufwand nicht

verlieren soll ; aber dieser innere Geist der Verfassung kann sich nicht erhalten, als nur, wenn die Regierung ihren Ton und ihren Einfluß ihm gemäß einrichtet. Denn es ist der Geist, der Ton der Regierung, der alle Völker bildet und stimmt, alle Verfassungen erhält oder zernichtet. Sowie er ist, wirket er Tod oder Leben, Kraft oder Schwachheit ins Volk. Darum waren unsere Väter ehrbar, bescheiden, aber in häuslichen und Vaterlandsangelegenheiten erleuchtet und weise ; und darum sind die Völker unsrer Zeit so allgemein unbescheiden, anmaßlich und — ob es gleich ärgert, ich setze hinzu — unwissend in den ersten Volksangelegenheiten.

Unsre Väter wirkten mit bürgerlicher Arbeit in allen Ecken sichtbar ins Hausglück des Bürgers ; die Staatskunst unserer Zeit wirkt in allen Ecken sichtbar für die Zierde der Hauptstädte und zur Bildung der aufwartenden und paradirenden Corps.

Die alten Regierungen verhüteten durch die Kraft der Sitten und reinen Weisheit tausend Verirrungen und Narrheiten der Bürger ; die neue Staatskunst in aller Welt reizt zu allen Lüsten und sucht den Kappzaum und das Fenstergitter für ihre Narren. Würde sie doch lieber keine machen ; würde man doch nur mit der halben Kraft, mit der man gegen Narrheit und Verirrung trölet (Anklagen erhebt), reine häusliche Weisheit und Vaterlandstugend beim gemeinen Manne wieder emporzuheben suchen, so würde er gewiß wieder glücklich und auch im Aufwand weise und gerecht sein.

Ich schweige, denn ich mag über Sachen, die auffallend, nicht Worte machen, und sage nur noch dieses. Unsre meisten Schweizerischen Staaten sind klein, viele nicht reich, und mehrere sind Gewerbs- und Handwerksverfassungen ; und doch drängen und streben immer mehrere Söhne bürgerlicher Häuser zum Rang und Ton eines nicht zur Freiheit, sondern zur Regierung gebornen Adels. Unaufhaltsam lenkt die Kraft der Sitten und eines vorübergehenden, unsichern Reichthums unsre Verfassungen von ihrer alten hohen Einfalt und Bürgerlichkeit ab. Möge der Schutzgeist unseres Landes

unsern Vätern hohen Fürstensinn schenken, weil unsre Söhne allenthalben Edelleute sein wollen; denn Edelleute haben einen Herrn nöthig, freie Männer nicht also.

Der innere wesentliche Zweck unserer freien Verfassungen, der stille, hohe segnende Geist unserer wortleeren Gesetzgebung sollten jede unserer Detailverordnungen beleben. Aber sowie England den 6. April fragen mußte: „Hat der Einfluß der Krone zugenommen und sollte er nicht wieder abnehmen?“ so möchte ich in meinem Vaterland die, so am Werk der Detailgesetzgebung arbeiten, fragen: Hat der Geist unserer Verfassungen nicht abgenommen, und sollte und könnte er nicht wieder zunehmen? Und ist's nicht wenigstens in Beziehung der Aufwandsausschweifungen offenbar wahr, daß hierin allein durch die Wiederherstellung des weisern, für den reinen und allgemeinen Hausfegen ernsthafter besorgten Geistes unserer Verfassungen reale Hülfe zu hoffen ist?

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Lienhard und Gertrud. Fünfter Theil . 3

Einleitung 5

1. Anfangs Sonnenschein.
2. Folgt Regen.
3. Von der adligen Erziehung und den adligen Rechten. Aber auch etwas von Bauernrechten.
4. Die Spinne arbeitet fleißig an ihrem Gewebe.
5. Die Spinne glaubt ihn wie eine Mücke im Netz; aber die Mücke zerreißt ihr das Garn.
6. Das Herz gibt Allem, was der Mensch sieht und hört und weiß, die Farbe.
7. Ein Mann, ein Weib, ein Hund, und ein Kind.
8. Die Weisheit der Alten und das Maul der Neuen.
9. Was mich zum Schweigen bringt.
10. Glaubt mir, ein solcher Mann ist brauchbar; aber glaubt mir auch, es kann ihn nicht Jeder brauchen.
11. Der Sünde Sold ist wohl der Tod; aber der Sichelmann nimmt nicht immer den eigentlichen Sünder.
12. Eines Knechtes Größe ist auch Menschen-Größe.
13. Es gibt eine Seelenstimmung, die dem Menschen zu einem Kropf helfen kann.
14. Wie man Papier verbrennt und wieder zu sich selbst kommt.
15. Der Alte ist gut, darum fallen seine Fehler vor den Augen des Kindes weg.

16. Ihr kennet die Thiere, die meistens paarweis aus einem Trog essen, und hier findet ihr etwas dergleichen.
17. Dünkt's dich lustig, Nachbar? Gut! Aber behaupte nicht, daß gar kein Hang zur Grausamkeit in der menschlichen Natur liege!
18. Von Volksausdrücken, und von seinem wahren Vortheil.
19. Volksgefühl in Frevelsachen und seine Folgen auf die Justiz.
20. Herzensrührung und Bekehrungsgedanken.
21. Unter den Vögeln ist der Nachtigall Klageton der schönste; aber unter den Menschen ist wohl ein jeder andere Ton besser.
22. Wie verschieden die Aeußerungen gleicher Eindrücke bei den Menschen sind.
23. Unsterblichkeit und Wahrheit. Deutschland und Asien.
24. Der christliche Junker, eine Klostergeschichte aus der Ritterzeit.
25. Grundsätze zur Bildung des Adels.
26. Viele Menschen wünschen Arner den Tod.
27. Zwei Schulmeisterherzen.
28. Es fängt an sich zu zeigen, daß der Baum Wurzeln hat.
29. Ein Phantast, der auf eine Religionswahrheit kommt, und ein Pfarrer, der sich auf der Kanzel vergißt und nur wie ein Mensch redet.
30. Ein Staatsminister auf dem Dorf.
31. Eine Dienstmagd begehrt Abschied und Rekommandationsbriefe von der gnädigen Herrschaft.
32. Der Staatsminister in der Schule und bei dem Schulmeister.
33. Aeußerungen der Freude und Freundschaft und die Strafe eines Verleumders.
34. Ein zweifacher Unterschied zwischen Sachen und zwischen Menschen.

35. Die Philosophie meines Lieutenants und diejenige meines Buchs.
36. Wenn ihr nicht werdet, wie eines dieser Kleinen, so werdet ihr nicht eingehen in das Reich der Himmel.
37. Der Kopf und das Herz hat mit den Menschen gleich sein Spiel, wenn man nicht beide wohl in Schach hält.
38. Uebereinstimmung der Philosophie meines Lieutenants mit der Philosophie des Volks.
39. Volksbegriffe über das Stehlen.
40. Volksphilosophie über den Geschlechtstrieb.
41. Wer bloß gut ist, muß nicht regieren und niemals und Niemandes Vogt sein wollen.
42. Arners Fest.
42. Hochzeitswahrheiten für Bettlerleute und für Gesetzgeber.
44. Hummels Tod.
45. Arners Gesetzgebung.
46. Arner fährt fort, mit seinen Grundsätzen an den Lieblingsfehler unserer Zeit, an die Trägheit, anzustoßen, und richtet eine neue Prozeßordnung für sein niederes Gericht in Bonnal ein.
47. Arners Gesetzgebung wider den Diebstahl.
48. Arners Gesetzgebung wider die Unkeuschheit.
49. Der Einfluß seiner Gesetzgebung auf die Liebe zur Freude und den Hang zur Ruhe und zur Ehre.
50. Religion.
51. Aberglauben und Abgötterei.
52. Wodurch Arner das Volk vor dem Aberglauben bewahrt.
53. Ein Wort über das Bedürfniß des Gottesdienstes zur wahren Volksaufklärung.
54. Dahin zielte ich von Anfang, — und wenn du Nein sagst, Leser! so mußt du zurückgreifen, und zu vielem Vorhergehenden Nein sagen.

55. Er schafft den Galgen ab, baut ein Spital und stellt den Henker zufrieden.
56. Ein Bild der Welt im Wirrwarr von Irrthum und Trugschlüssen.
57. Das Gewäsch über Arners Wesen, das in den Tag hinein so laut tönte, wird dann wohl enden.
58. Ein Schurkenversuch, der aber mehr als halb mißlingt.
59. Arners Trost — und ein Gespräch, welches man doch wohl überschreiben dürfte: Siehe, welch ein Fürst!
60. Mene mene tekel upharsin.
61. Ihr kennt das Spiel: Meine Mühle geht; deine Mühle steht.
62. Der Autor rezensirt sein Buch — und die Herren von der Kommission erstatten dem Fürsten Bericht.
63. Der Autor weiß zum Voraus, daß der Schlendrian der Geistlichkeit nicht für ihn stimmt.
64. Die andern Stände fahren fort, für ihn zu stimmen, bis zu Ende der Rezension seines Buchs.
65. Das ist wieder langweilig für Leute, die nicht fürs Allgemeine denken, und dieser sind viel.
66. Der Lieutenant zeigt noch wie im Flug, was er in einer höhern Sphäre sein würde, und der Autor beschließt sein Werk.

Bemerkungen 25

Abhandlung über die Frage: Inwiefern ist es schicklich, dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen? 28

Pestalozzi's sämmtliche Werke.

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

Gesichtet, vervollständigt und mit erläuternden Einleitungen versehen

von

L. W. Seyffarth,
Rector und Hilfsprediger zu Luckenwalde.

Sechster Band.

Brandenburg a. H.
Druck und Verlag von Adolph Müller.
1870.

Christoph und Else.

Zweites Volks-Buch

von

Pestalozzi.

Einleitung.

Christoph und Else erschien nach dem ersten Theile von Lienhard und Gertrud im Jahre 1782 unter dem Titel: „Christoph und Else lesen in den Abendstunden das Buch Lienhard und Gertrud. Erste Abtheilung," welchem ein zweiter Titel folgt: „Christoph und Else. Mein zweites Volksbuch. 1782. Zürich und Dessau. In Commission bei Joh. Caspar Fueßly." — Eine zweite Abtheilung ist dieser ersten nicht gefolgt; das Buch fand nicht den gehofften Absatz. Anstatt dessen setzte Pestalozzi Lienhard und Gertrud weiter fort. Pestalozzi zeigt das Buch in seinem „Schweizer-Blatt" (No. 2, vom 10. Januar 1782. S. 18. 19) vor dem Erscheinen selbst an:

„Anzeige.

Nächstens wird die Presse verlassen: Christoph und Else. Der Verfasser ist wahrscheinlich der Gleiche mit Leonhard und Gertrud. Er betrachtet in diesem Werk die Gegenstände, welche jenes erste Buch interessant gemacht haben, in einem allgemeinern Licht, er steigt zu den Quellen empor — wodurch der Landmann so gebildet wird, wie er dort geschildert; er schildert aber immer fort, indem er entwickelt, und malet, indem er bestimmt. — Er öffnet in nahen und kleinen Gegenständen große und ferne Aussichten; er scheint im Anfang matt und nicht so fest und kühn und weitschreitend, als er ist, aber im Fortgang des Buchs wird er lebhafter und umfassender, seine Bahn scheint sich ihm erst unter seiner Arbeit ganz eröffnet zu haben. Die letzten Stücke sind die stärksten. — Der Plan ist einfach. Er läßt eine Bauernfamilie in dreißig Abendstunden ungefähr so viel Abschnitte aus Lienhard und Gertrud lesen und bringt

— seine sittlichen, häuslichen, politischen, psychologischen Betrachtungen aus dem Mund dieser Bauernhaushaltung an.

Es wird wahrscheinlich von vielen ungleichen Leuten gelesen werden, — aber sicher werden auch die Meinungen über den Werth des Buches ungleich ausfallen, obgleich kaum Jemand bestreiten wird, daß es Aufmerksamkeit verdiene und mit viel Laune geschrieben sei."

Gewissermaßen als Pendant zu dieser Anzeige findet sich nach derselben folgende Betrachtung, womit er Geist und Zweck seines Werkes charakterisiren will:

„Die alte und die neue Kunst.

Es ist vollendet, mein Werk — ich darf's zu seinen Füßen stellen, denn es ist groß und rein, sagte Athens Künstler, stellte sein Werk in den Tempel Apoll's und dankte dem Vater, der ihm den Geist der Kunst gab.

Es ist kein Gott, wir machen unsre Werke selber, sagen neuere Künstler, und tragen sie in vergoldeten Rahmen in die Zimmer der Aktrices, damit sie daselbst übernachten dürfen." —

Nach dem Erscheinen des Buches veröffentlichte Pestalozzi in demselben Blatte (No. 18, vom 3. Mai 1782. S. 283 — 286) folgende

„Nachricht.

Der Verfasser von Christoph und Else findet es schicklich, den Lesern dieses Blattes anzuzeigen, daß dieses Buch endlich in den Buchläden angelangt, und zugleich die Leser desselben zu bitten, solches nach seinem bestimmten Endzweck aufzunehmen und zu beurtheilen, und dieser ist Volks-Unterricht. Ob es diesem entspreche, erwarte ich unbefangen vom billigen Volk selber zu vernehmen, und ich glaube, es komme auf die Beobachtung des Eindrucks, den es auf dieses machen wird, an, wenn man entscheiden will, ob mein (ich glaube, ich dürfe sagen) neuer Lehrton für das Volk eigentlich gut oder nicht gut sei. Ich erwarte, die erleuchteten Leser werden eben so billig die Schwierigkeiten der Form dieser Methode fühlen, als die Vervollkommnung des wichtigsten

Gegenstandes des Volksunterrichts wünschen, und in dieser Hinsicht, ungeachtet einer edeln schonenden Nachsicht, das Buch dennoch in seinen Haupttheilen mit dem Ernst beurtheilen, zu welchem Liebe zur Wahrheit und zum Glück seines Nebenmenschen einem Jeden das Recht gibt. — Freunde der Wahrheit! Seitdem ich mich fähig glaube, einige meiner Nebenmenschen etwas zu lehren, seitdem fühle ich täglich mehr das Bedürfniß und die Pflicht, selber zu lernen. Deshalb ist mir der Edle immer willkommen, der mir in den Hauptzwecken meines Lebens an die Hand gehen und mich mit seinen Erfahrungen weiter führen will, als mich die eingeschränkten meinigen hingebracht haben. Darum halte ich es für meine Pflicht, hier öffentlich zu sagen, daß ich Jedermann, der wahre Erfahrungen hat, die in mein Fach einschlagen, sei's im Allgemeinen der Volkskenntnisse, sei es in der Art, ihm ans Herz zu kommen oder auf seinen Kopf zu wirken, mit innigem, warmem Herzen dafür danken werde, wenn er mir dieselben mittheilt.

Es ist nicht Stolz, aber Gefühl des Punktes, auf dem ich stehe, und meiner Individuallage, daß ich hinzusetze, ich erwarte hierin die besten Erfahrungen, Urtheile und Zurechtweisungen nicht von Gelehrten, sondern von stillen, unbekannten Leuten, die Erfahrungen haben, ohne daß sie Erfahrungen haben machen wollen; von Leuten, die unter ihrer Arbeit und ihren Bedürfnissen erfahren und gelehrt worden sind, die zu kennen, so um sie her wohnen und nahe zu ihnen gekommen.

Ihr, die ihr diesfalls meines Gleichen, geht mir hierin wie Väter und Brüder an die Hand; gönnet mir euer Zutrauen und laßt euch nicht durch unzeitige Bescheidenheit abschrecken, einen Menschen zu lehren, der um Lehren bittet und nach jeder Erfahrung schmachtet. — Freunde! Ich danke den größten Theil meines ersten und zweiten Buchs gemeinen Leuten und ich mache mir's zur Ehre, zu gestehen, daß alle meine Hoffnungen, in meiner Bahn weiter zu kommen, sich auf Aussichten gründen, mit noch mehr Leuten bekannt zu werden, die solche Erfahrungen haben, und ohne

Anmaßung mit Gutmüthigkeit und Liebe in ihrer Einfalt und Unschuld daher leben. — Und hiermit nichts weiter, als meine wiederholte aufrichtige Bitte um ernste Prüfung an die, so es prüfen können, und um Rath und weitere Wegweisung an die, so Erfahrung und Volkskenntnisse haben.

Der Verfasser von Christoph und Else."

Später kommt Pestalozzi in derselben Zeitschrift (No. 29, 18. Juli 1782. II. Band S. 61—64) noch einmal auf seine beiden Volksbücher zu sprechen; er weist eine falsche Auffassung dieser Schriften zurück und hebt deren wahren Zweck hervor. Der Aufsatz lautet:

„Etwas von dem Verfasser der zwei Volksbücher Lienhart*) und Christoph.

Schon als ich Lienhart herausgab, dachte ich, man werde ungeachtet der Allgemeinheit gewisser von politischen Einrichtungen abhangender Fehler dennoch annehmen, ich hätte in meinen Schilderungen eigentliche besondere Menschen und Oerter im Auge gehabt und meine Charaktere seien lebendig oder todt mit Namen und Geschlecht aufzufischen und zu ersagen. Ich lachte über tausenderlei Muthmaßungen, die alle nicht wahr waren und nie wahr sein können, weil ich es mir zu einem meiner ersten Gesetze gemacht, glatterdings nie einen Charakter also zu zeichnen, daß er im Ganzen und ohne Ausnahme auf eine mir bekannte Person passen könnte.

Eben diese Grundsätze hege ich auch steif und fest in Beziehung der Gegenden und Oerter; ich stelle gewiß nie einen mir bekannten Ort einzeln ausgezeichnet auf. Was hundert und tausend Oerter treffen kann, sage ich so warm, so lebhaft und so bestimmt, als ich es kann und weiß. Aber was nur einen einzigen treffen kann, verschweige ich immer, so weh es mir oft thut, daß ich mir bis jetzt dies Gesetz aufgelegt habe.

Dennoch aber hat man in Christoph und Else Ge-

*) P. bleibt nicht bei einer Schreibweise, bald schreibt er Lienhard, bald Lienhart, bald Leonhard.

genden und Personen abgezeichnet finden wollen, die ich so wenig habe abzeichnen wollen, als ich im Lienhard einen einzelnen Untervogt habe abzeichnen wollen.

Europa's Gesetzgebungen haben fast alle in ihren Grundlagen die Fehler, deren Folgen ich schilderte, und also, liebe nachbarliche Männer, maßet ihr euch zu viel an, wenn ihr glaubt, daß ihr allein fehlet, obgleich ich damit auch nicht absein will, daß der eine und andere von euch von ein und anderem, das ich sagte, mehr oder minder auch etwas getrieben und versucht haben mag. Aber, Freunde, alle Stände haben ihre Fehler, und die Wahrheit und Weisheit lehrende Erfahrung soll alle Stände erleuchten und von den Fehlern zurückbringen, wodurch sie sich selbst und das Menschengeschlecht unglücklich machen. Freunde, nichts wird mein Herz so erheben, als wenn die, so am nächsten um mich her sind, urtheilen und annehmen werden, dieser Endzweck sei der Gesichtspunkt, den ich in aller Einfalt im Auge habe und dem ich zwecklos in allen Nebenbetrachtungen (ohne alle Nebenabsicht) entgegen strebe.

Freunde! Beladen mit Fehlern, die so groß sind, als die ich schildere, und oft dieselben, und gedrückt von den Folgen der Thorheiten meiner Jugend und meiner reiferen Jahre, setze ich mich über Niemand empor. Aber dennoch halte ich es für meine Pflicht, die Reihen der Erfahrungen meines tief verwickelten Lebens, welche mir viele Gegenstände in einem Licht gezeigt, in welchem sie dem Schriftsteller gewöhnlich nicht auffallen, mit hinein zu werfen in die Saat der Männer, welche, weil sie dem Volk des Landes Gutes wünschen, die Wahrheit sagen. Ich will nicht und denke nicht, daß sich mein Korn unter dieser Saat auszeichne, sondern nur, daß es mit den andern aufwachse und reife, und meine Erfahrungen mit den Erfahrungen aller derer, die Wahrheit und Liebe suchen, mitwirken, unsre Nebenmenschen von den wichtigsten Uebeln, die sie drücken und verwirren, je länger je mehr zu bewahren und sicher zu stellen.

Uebrigens thut man mir Unrecht, wenn man glaubt, ich wisse nicht, daß kein Stand so verdorben, der nicht ausgezeichnet edle Menschen in seinem Schooß nähre; ich kenne Untervögte, Weibel, Advocaten, Notarien, die ich um so vorzüglicher schätze, als es auszeichnende Größe fordert, unter den Versuchungen ihrer Lagen und Umstände nicht zu erliegen. Aber um deswillen sind die Lasten, die Europa trägt, weil der Zustand dieser Leute in vielen Reichen noch nicht genugsam festgesetzt und eingeschränkt ist, nicht minder wahr, und mehr wollte ich nicht zeigen und nicht beweisen.

Ich gebe diese Erklärung um einer Vorfallenheit willen, und hoffe, dieselbe thue der mir unbekannten Person, an die sie gerichtet ist, genug; sollte es nicht sein, so erkläre ich mich zum Voraus, daß ich keinen Menschen, der ohne Namen mit oder von mir über Personalsachen reden will, jemals Antwort geben werde. Das sage ich aber ohne den geringsten Endzweck, irgend eine Prüfung meiner Grundsätze oder irgend ein Urtheil über meine Person wegscheuen (scheuchen) zu wollen; ich mag Jedermann seine Liebhabereien wohl gönnen, ich habe ja auch die meinen." —

Die Schrift enthält sociale Betrachtungen, welche sich an die ersten 25 (nach den frühern Ausgaben 27) Kapitel von Lienhard und Gertrud anschließen. Um die Lehren lebendiger und eindringlicher darzustellen, hat Pestalozzi nicht die Form der Abhandlung, sondern des Dialogs gewählt, dessen Hauptträger ein Bauer Christoph, seine Frau Else und sein schon im höhern Alter stehender, erfahrungsreicher Knecht Joost sind; sein Sohn Fritz wird selten zur Unterhaltung zugezogen, er muß blos am Ende die Gedanken wiederholen.

Man hat hauptsächlich wohl wegen dieser Form den Verfasser vielfach mißverstanden und getadelt, daß in dieser Schrift alle Handlung fehle; Gervinus*) tadelt die „räsonnirende Betrachtung", und Mörikofer**) hält es „als schrift-

*) Geschichte der deutschen Dichtung. V. S. 321.
**) Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. S. 420.

stelleriſches Product durch Breite und Zerfloſſenheit in der Form, ohne alle künſtleriſche Geſtaltung des Dialogs für verfehlt." Hätte Peſtalozzi einen etwas andern Titel und eine andere Form gewählt, ſo wäre dieſer Tadel nie entſtanden. Er brauchte es etwa nur zu betiteln: Betrachtungen, oder Gedanken über Lienhard und Gertrud. Peſtalozzi will gar kein äſthetiſches Produkt liefern, ſondern nur ſeine Ideen, die in Lienhard und Gertrud enthalten ſind, klarer und eindringlicher darlegen und weiter ausführen, bei dieſer Gelegenheit aber einige Mißverſtändniſſe beſeitigen, die Lienhard und Gertrud hervorgerufen hatte. Er ſagt dies ſelbſt in ſeinem Schwanengeſange*). Man ſah in den Dorfvorgeſetzten die Sündenböcke des einreißenden ſittlichen und bürgerlichen Verderbens und rückte dadurch gutmüthigen Volksfreunden die höhern Urſachen aus den Augen. Dieſer verkrüppelte Beifall des Buchs empörte ihn und — ſo fährt er fort — „ſowie ich bin, wollte ich ſogleich dem einſeitigen Eindruck desſelben mit aller meiner unbefangenen Offenherzigkeit und Lebhaftigkeit durch das möglichſt einfache Mittel entgegen wirken. Ich ſchrieb, von dieſer Anſicht belebt, Chriſtoph und Elſe, worin ich den Zuſammenhang der höhern, aber dadurch hochbemäntelten und hochverſchleierten Urſachen derſelben, wie dieſe ſich auf den Dörfern in den ſchlechten, hummelartigen Vorgeſetzten ausſprechen und offenbaren, dem kultivirten Publicum meines Vaterlandes und ſelber den geradſinnigen und in ihrer Art aufgeklärten Landleuten desſelben**) in die Augen fallen machen wollte. Ich ließ zu dieſem Endzweck eine Bauernhaushaltung Lienhard und Gertrud mit einander leſen und ſich über die Geſchichte des-

*) C. A. Bd. 13. S. 278.

**) K. v. Raumer hat hiernach nicht Recht, wenn er P. in der 2. Vorrede andere Perſonen als Leſer ſich denken läßt, als in der erſten. (Geſch. d. Päd. II. S. 390) P. hat auch ſpäter noch dies Buch als für den Landmann geſchrieben (1782: „Ich wünſche, daß es in den Strohhütten geleſen werde.") erachtet. Aber Raumer läßt in ſeiner Anführung gerade die obige Stelle aus der Vorrede zur 2. Auflage fort.

selben und die Personen, die darin auftreten, Sachen sagen, von denen ich dachte, daß sie nicht jedem meiner Mitbürger, wenn er es schon auch gern wollte, von selbst zu Sinne kommen könnten. — Aber das Buch mißfiel. Es wurde nicht gelesen und sein Verleger wollte die Fortsetzung desselben nicht übernehmen." — In der ersten Vorrede heißt es: „Der Zweck und die Bestimmung aller aufgeführten Personen ist jetzt nur Lehre und Unterricht und diesem Endzweck ist Alles, selbst das Costüme (von der ganzen äußern Haltung und nicht etwa von der Kleidung zu verstehen, die gar nicht erwähnt ist) der Personen aufgeopfert."

Sehen wir also ab von der Form, und halten wir uns nur an den innern Gehalt, an die darin niedergelegten Ideen, so steht diese Schrift Lienhard und Gertrud in keiner Weise nach. Ja, es enthält eine noch größere Fülle von Gedanken über Menschen und menschliche Verhältnisse, als Lienhard und Gertrud, und diese Ideen sind nicht verfehlt, sondern wahr. Christoph und Else enthält einen reichen Schatz der Menschenkenntniß und Lebensweisheit in kurzen, kräftigen Sentenzen. Es ist keine specifisch pädagogische Schrift, wiewohl auch treffliche Gedanken über Erziehung und Unterricht hier nicht fehlen; es greift in alle Lebenssphären ein, aber ohne sich an eine systematische Ordnung zu binden. Diese Ideen, auf tief sittlichem Grunde ruhend, betreffen die Grundlage alles wahren Lebens und Seins und enthalten darum Themata, über die sich lange Abhandlungen schreiben ließen. Auch die Ueberschriften sind in dieser Beziehung charakteristisch.

Diese Tiefe der Ideen mag wohl der Hauptgrund sein, warum es so wenig Eingang beim Volke fand. Mit Recht bemerkt Morf*): „Es wendet sich an den Verstand der Leser, bietet nicht einen so leicht abzuschöpfenden Genuß, sondern verlangt Nachdenken, also Mühe und Arbeit. Das ist aber nicht Jedermanns Ding. Dasselbe Publikum, das Lienhard

*) Zur Biographi Pestalozzi's I. S. 142.

und Gertrud mit so viel Beifall aufnahm, ließ Christoph und Else als langweilig unbeachtet und ungelesen, so reich es auch an fruchtbaren Lehren und wichtigen Erfahrungen war."

Bei dem größten Theile des „cultivirten" Publikums aber stieß Pestalozzi mit seinen freisinnigen, die Schäden des Volkslebens in den obern Regionen rücksichtlos aufdeckenden Betrachtungen an, darum wurde die Schrift auch von diesen nicht beachtet. Dr. K. Schmidt sagt*): „Die Vornehmen und Hochgestellten aber fühlten sich beleidigt, als Pestalozzi zeigte, daß es keine Hummels auf dem Dorfe geben könne, wenn sie nicht in den höhern Ständen, Stellen und Kreisen der Städte ihre Vorbilder hätten." —

Möchte dem Buche in unserer Zeit die Beachtung zu Theil werden, die es verdient! Möchte es vorzüglich von Gesetzgebern — es kommen darin viele treffende Bemerkungen „über die Rechte im Lande" vor, greift also hinüber in die Politik, oder vielmehr ist selbst ein Elementarwerk über die Grundlagen aller wahren Politik — recht aufmerksam gelesen werden! Pestalozzi nennt es selbst einen Versuch eines Lehrbuchs zum Gebrauch für die allgemeine Realschule der Menschheit. Möchten die, die an der Einrichtung dieser allgemeinen Realschule zu arbeiten berufen sind, die darin enthaltenen Ideen recht beherzigen! Sie sind gerade für unsere Zeit von hoher Bedeutung.

In der C. A. bildet Christoph und Else den 12. Band und ist 1824 erschienen. Diese Ausgabe ist gegen die erste nur wenig verändert, sie enthält einige Erweiterungen, in denen die Gedanken mehr ausgesponnen werden ohne wesentliche neue Zusätze. Diese erweiterte Bearbeitung ist der jetzigen Ausgabe zu Grunde gelegt. — In der Form habe ich mir insofern eine Abänderung erlaubt, als ich vom zweiten Abend ab in der Schlußwiederholung den Dialog weg gelassen

*) Dr. K. Schmidt's Geschichte der Pädagogik. Zweite Auflage besorgt v. Dr. W. Lange. IV. Band. S. 70.

habe. Er nimmt sehr viel Raum in Anspruch und ist durch seine Eintönigkeit nur störend. Christoph fordert seinen Sohn Fritz zur Wiederholung auf und veranlaßt seine folgenden Antworten mit einem „Weiter!“ — „Und dann?“ — „Ferner?“ — „Was mehr?“ u. s. f. Doch habe ich nach dem eignen Vorgange Pestalozzi's, der auch in einigen Wiederholungen keinen Dialog hat, die Nebensätze beibehalten, die gewöhnlich mit der Conjunction „daß“ beginnen. — Das Weitere ist in den „Bemerkungen“ am Schlusse enthalten. Auf diese weisen auch die Zahlen im Texte hin, die meist Verschiedenheiten zwischen der ersten und letzten Ausgabe angeben.

Vorrede der ersten Ausgabe.

Leser!

Dieses Buch, das du in deine Hand nimmst, ist der Versuch eines Lehrbuches zum Gebrauch der allgemeinen Realschule der Menschheit, ihrer Wohnstube.

Das Ganze ist Stück für Stück auf die Geschichte von Lienhard und Gertrud gegründet.

Der Zweck und die Bestimmung aller aufgeführten Personen ist jetzt nur Lehre und Unterricht, und diesem Endzweck ist Alles, sogar das Costüm der Personen in diesem Buche, aufgeopfert. Wenn der Fortschritt der Sacherkenntnisse der meisten Stände durch meinen Versuch befördert wird, so wünsche ich nichts weiter. Uebrigens empfinde ich selbst, daß der Versuch unendlich unvollkommen und daß er auf allen Blättern die Rohheit des Instruments zeigt, das noch Probestück und Probeversuch ist.

Leser! Wenn ich dessenungeachtet deine Nachsicht in etwas verdiene oder genieße, so schenke mir sie in folgenden Stücken.

Erstlich, daß du dich fest an meinen Endzweck haltest und den Ton des Buches ganz nach diesem Gesichtspunkt beurtheilest,[1]) und insonderheit bei der Eigenheit der Ueberschriften und bei der Häufigkeit der Wiederholungen beherzigest, daß das Volk seine Aufmerksamkeit nur auf das wirft, was ihm auffällt, daß nur das es ergreift, was in seinem Wesen schon in ihm selbst liegt und im Kreis seiner

Verhältnisse schon durch vielseitige Anschauungserkenntnisse und Erfahrungen begründet und belebt ist.

Zweitens, daß wenn das Wort: repetitio est mater studiorum in Rücksicht auf die wissenschaftliche Bildung unsers Geschlechts wahr und bedeutend ist, so ist es dasselbe noch weit mehr in Rücksicht auf den ganzen Umfang der Bildungsmittel des wirklichen Lebens aller Stände, besonders aber in Rücksicht auf die Bildung der arbeitenden Stände und des gemeinen Volks. Ich bitte vorzüglich zu beherzigen, daß keine einzige Zeile dieses Buches für unsre Zeitleserwelt geschrieben und kein Mensch mehr als ich überzeugt ist, daß dasselbe den Zeitlesern unsrer Tage vom ersten Wort bis zum letzten unerträglich und bis zum Ekel geschmacklos in die Augen fallen wird und fallen muß. Aber ich wünsche, daß es in den Strohhütten gelesen werde, und viele derer, die darin wohnen, es als aus ihrem Herzen geschrieben ins Auge fassen und daß es als mit ihren Erfahrungen übereinstimmend ihr Herz wieder ergreife.

N. H. den 17ten März 1782.

Der Verfasser.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Dieses Buch ist dem Volk gar nicht in die Hände gekommen. Es ist in meinem Vaterlande, selbst im Kanton meiner Vaterstadt und sogar im Dorfe, in welchem ich wohnte, so fremd und unbekannt geblieben, als wenn es nicht in der Welt gewesen wäre. Der Geist, der im Zeitpunkt, in dem es geschrieben worden, in Rücksicht auf die Pädagogik und den ganzen Umfang ihrer Mittel, vorzüglich in meinen nächsten Umgebungen, herrschte, war dem Sinn

desselben zu sehr entgegen. Man steigerte die Mittel des unnützen Wissens und vermehrte die Lehr- und Schulbücher, die mit dergleichen Schulkenntnissen angefüllt waren, ins Unendliche. Selbst die Kalender wurden dahin benutzt, um die Neigung des Volks zu dieser Art von Kenntnissen immer mehr zu beleben, und mein Buch hatte auch nicht einen Schatten von etwas, das dieser Zeitneigung hätte Nahrung geben können. Es lehrte das Volk nichts dergleichen; es regte nur das in ihm an und belebte nur das in ihm, was es vorher schon selbst wußte, was es sich selbst sagte und was also schon zum voraus in ihm selbst lag. Ich suchte die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse beim Volk durch die Erweiterung der richtigen Kenntniß seiner selbst und seiner Verhältnisse solid zu begründen. Der Sinn meiner Zwecke und das Gefühl seiner Bedürfnisse mangelte der Epoche des äußern Scheinglücks, das in meinem Vaterlande und in meinen nächsten Umgebungen auf die Erziehungsgrundsätze und Erziehungsmittel im Allgemeinen, besonders aber auf die Erziehungsmittel des niedern Volks einen so verderblichen Einfluß hatte, daß der Geist und die Kraft der Schweizerischen Volksbildung, die sich hauptsächlich im Landvolk und in den niedern Ständen im Zusammenhang eines ehrenfesten, im höchsten Grad schwulst- und luxuslosen Hauslebens und einer lieb- und kraftvollen Hauszucht, mit einem höchst einfachen Schulunterricht und einer damit verbundenen, eben so liebe- und kraftvollen Schulzucht aussprach, sich in ihren wesentlichsten Fundamenten in Staub und Schatten auflöste. Seit dem hat, Gott Lob! der Taumel unsres Scheinglücks und unsrer Scheinhöhe in seinen Scheingrundfesten so vielseitige und so gewaltsame Stöße bekommen, daß seine diesfälligen Täuschungen nicht mehr den Grad des verderblichen Einflusses auf uns haben können, den sie in der damaligen Zeit auch in Rücksicht des Erziehungswesens auf uns hatten und dessen Folgen so auffallend nachtheilig auf uns wirkten. Die über uns waltende, göttliche Vorsehung hat uns durch die große Lehrmeisterin unsers Geschlechts, durch Noth und Hemmungen, dahin

gebracht, den Nachtheil der schrankenlosen Neigung zum Vielwissen und zum Erlernen zahlloser Dinge, die uns in unsern Lagen und Verhältnissen unnöthig, unbrauchbar und hinderlich sind, besser zu erkennen, als wir ihn damals erkannten und erkennen konnten. Und wird mein Christoph und Else in die Hand der gemeinen, arbeitenden Stände meines Vaterlandes gelangen, so wird der Einfluß, den es auf eine solidere Bildung der niedern Volksklassen zu haben geeignet ist, ganz gewiß erkannt und das unästhetische Kleid, darin es erscheint, von der gegenwärtigen Leserwelt einer größern Nachsicht gewürdigt werden, als dieses vor vierzig Jahren der Fall war.

Iferten, den 17ten März 1824.

Der Verfasser.

Erste Abendstunde.

Veranlassung der Abendstunden. — Vom Unglück der Eltern, denen ihre Kinder mit Recht ihr Elend vorwerfen können. — Vom Schonen und Nichtschonen, vom Schweigen und Vorwerfen der Fehler unter Eheleuten. — Daß Fehler und Laster in ihren Folgen an Ort und Stelle gar ungleich sind. — Von Menschenkenntniß und Weltklugheit. — Vom Rechthaben, dem einzigen Troste der Narren.

Christoph, ein braver Hausvater in Thalauw und einer von den ersten Landleuten, hatte das Buch „Lienhard und Gertrud“ in die Hände bekommen, und da er's gelesen, nahm er sich vor, dasselbe mit seinen Hausgenossen in einigen Winterabenden zu wiederholen.

Seine Frau Else, sein Hausknecht Joost, seine Kinder und seine Mägde waren dann allemal in diesen Abendstunden bei einer ländlichen Arbeit in der Stube, und Jedermann sagte unverholen Alles, wozu ihn das Buch veranlaßte. Vorher aber hatten alle dasselbe schon ganz durchgelesen und verstanden also den Zusammenhang desselben.

Christoph selber, der ein so gutes Gedächtniß hat, daß er am Sonntag Abend des Pfarrers Morgenpredigt von Wort zu Wort wiederholen kann, hat mir den Inhalt dieser Abendstunden umständlich vorerzählt und ich habe, ohne etwas hinzuzusetzen, ihm Alles nachgeschrieben. Denn ich wollte die herzlichen Meinungen dieser trauten, guten Leute auf keine Weise verderben, sondern sie denen, die Nutzen daraus ziehn können und wollen, ganz so geben, wie ich sie empfangen.

Christoph, der Hausvater, liest den ersten Abschnitt

und sagt dann: Else, es kann für Eltern kein größeres Unglück sein, als der Gedanke, ihre Kinder werden einst, durch ihr Verschulden unglücklich, über sie weinen und trauern müssen und sich ihrer nicht mit Freude und Dank erinnern können.

Else antwortet: Ja wohl, Vater, muß es über Alles, was man sich vorstellen kann, erschrecklich sein, Kinder vor sich zu sehn, die in Noth und Elend einem Vater vorwerfen können: „Wenn du diesen oder jenen Fehler nicht gehabt, dies oder jenes Böse nicht gethan hättest, so hätten wir Haus und Hof noch bei einander; und jetzt haben wir nichts und sind im Elend.“ Ach, Vater, so ein Vorwurf würde mich ins Grab bringen.

Christoph. Sei ruhig, du Liebe! Ein solcher Vorwurf wird dich nicht ins Grab bringen.

Else. Gott hat auch bei der Gertrud dieses Unglück verhütet. Sie war so brav, daß es doch sicher unmöglich scheint, daß ihr Mann in Fehlern gänzlich verhärten könnte, die zu einem solchen Unglück führen würden.

Joost. Es mißlingt oft auch der besten und klügsten Frau, einen verdorbenen Mann zu ändern, sowie es nicht weniger auch oft dem besten und verständigsten Manne unmöglich wird, eine verdorbene Frau zu ändern; aber dennoch ist's wahr, Gertrud scheint die seltene Gabe zu besitzen, ihrem Lienhard auf eine Weise zu Leibe zu gehn, die gerade die einzig rechte ist, eines Mannes Fehler aus dem Grunde zu heben. Sonst langen gewöhnlich die Weiberkünste über diesen Punkt nur so weit, daß sie die Männer klug genug machen, ihre Fehler vor ihnen zu verbergen.

E. Aber, Joost, was meinst du, was ist der Grund davon, daß so wenig Weiber hierin weiter kommen?

J. Die Ursache, denke ich, ist die, daß sie es nicht anstellen wie Gertrud. Sieh nur, Else, sie fängt nicht mit Unwillen, mit Schwatzen und Zanken, sondern damit an, daß sie, fast über ihr Vermögen, alle Kräfte anspannt, das wieder in Ordnung zu bringen, was der Mann mit seinem Fehler zu Grunde gerichtet. Sie fängt damit an, daß sie

selber untadelhaft ist! Eine Frau, die ihrem Manne, der sein Geld unnütz verschwendet, so natürlich, so ohne Stolz und Anmaßung mit Wahrheit unter die Augen sagen kann: „Ich bin um Mitternacht an der Arbeit, daß meine Kinder zu essen haben, und ich schränke mich bis auf's Wasser und Brod ein, daß ich's erschwingen und erstreiten könne" — denk' Else, so eine Frau muß ja Alles über ihn vermögen, so sehr er auch im Fehler steckt.

Chr. Ja, Else, eine solche sanfte Geduld, eine solche Großmuth und stille Treue muß auch dem rohesten Menschen das Herz brechen. Sie zeigt selbst mitten in Vorwürfen, mitten in Sorgen, die ihr beinahe das Herz abdrücken, daß es sie sehr ängstigt, ihre Lieben auch nur mit einem Worte zu erzürnen. Sie harrt ohne Vorwürfe still leidend aus, bis sie nicht mehr kann, bis ihre Thränen und ihr Jammer sie gleichsam wider ihren Willen verrathen; und eine solche Sorgfalt müßte ja einen Stein bewegen.

E. Ja, Vater, du hast wohl Recht; was aus dem Herzen kommt, geht wieder zu Herzen, und dieser Weg ist der einzig rechte für ein unglückliches Weib.

J. Es wird dich aber jetzt auch nicht mehr wundern, warum wenige Weiber in dieser Lage nicht viel mit ihren Männern ausrichten.

E. Hm, nicht mehr so sehr.

J. Aber es ist ein großes Unglück, daß es so ist und die meisten Weiber mit ihren Männern gar nicht so umgehen, wie es sein muß, um ihnen ans Herz zu kommen; denn darum behalten auch fast immer Männer und Weiber, ein jedes gegenseitig, ihre Fehler und kränken und ruiniren dadurch eines das andere. An einem Orte zürnt das Weib, daß der Mann ein Glas Wein trinkt, weil sie von dem Gelde lieber eine Hoffahrt kaufen möchte, und der Mann hängt ob der Hoffahrt des Weibes das Maul, weil er lieber Wein dafür trinken würde; so aber kann keines das andere bessern; denn das ist nur da möglich, wo die reine Liebe, ein gutes Gewissen, frommes Dulden dem einen Theil stille Thränen über die Fehler des andern ins Auge treibt; nur

da, wo der leidende Theil seine Liebe über den Fehlern seines Ehegenossen nicht verliert, sondern mit desto mehr Liebe und Sorgfalt zu Werke geht, je wichtiger der Fehler ist; nur da, wo der leidende Theil gleichsam jedes Wort abwiegt, daß er nicht beleidige und erzürne und das Herz des fehlenden Ehegenossen verliere.

E. Ich bin vollkommen deiner Meinung, und weiß auch, daß, wenn der Mensch das, was du da sagst, redlich und fromm thut, die Vorsehung dann auch immer Umstände und Vorfälle herbeiführen wird, welche dem Fehlenden das Herz bewegen, wie es hier dem Lienhard durch und durch bewegt und eingenommen wurde, als er seine Frau und seine Kinder in einem so entsetzlichen Jammer antraf.

J. Und Gertrud hat dann diesen Umstand so bedächtig und sorgfältig benutzt, als ich es nicht leicht von einem Weibe gesehn, und dann zugleich mit einer Klugheit verhütet, daß nicht das geringste unvorsichtige Wort auch den entferntesten unanständigen Gedanken über seinen Vater ins Herz ihres Kindes bringe, daß man wohl sagen kann, ihre Manier sei eine wahre Probe von ächtem Weiberverstande.

E. Auch dieses, daß sie durch Beten zu der ruhigen und bedächtigen Gemüthsverfassung zu gelangen sucht, die ihr bei dem wichtigen Entschlusse, ihrem Manne jetzt alle ihre Sorgen zu entdecken und ihr Herz auszuleeren, so nothwendig war, zeigt, daß sie aus Erfahrung wisse, wie man inwendig sein müsse, wenn einem gelingen soll, was man vorhat.

Chr. Eine solche Bedächtigkeit, einem Manne Vorwürfe zu machen, habe ich in meinem Leben nie gesehn.

E. Aber ist Gertrud vielleicht hierin nicht zu weit gegangen, daß sie ihren Mann zu viel und zu lange geschont hat? Die Sorgfalt eines Ehegenossen, den andern zu schonen und ihn nicht zu kränken, muß gewiß auch seine Grenzen haben.

J. Wir wissen ja nicht, was Gertrud vorher gethan, ihn von seinem Fehler abzuhalten; also können wir nicht behaupten, daß sie hierin zu weit gegangen sei; hingegen

sehen wir deutlich, daß sie wohl verstanden habe, wie weit diese Schonung getrieben werden durfte, da sie zu ihrem Manne sagte: „Ich wäre nicht treu an dir und deinen Kindern, wenn ich dir meine Sorge verhehlen würde.“ Sobald die Pflichten der Treue und Sorgfalt es fordern, daß man rede, so darf man freilich nicht mehr schweigen; und das ist auch der einzige rechte Weg, um zu finden, ob man hier zu weit gehe oder nicht.

Chr. Aber wie war es auch möglich, daß Lienhard bei einem solchen Weibe so viele Jahre lang in seinem Fehler verharren konnte? Ich wenigstens glaube, Else, wenn ich dich nur ein einziges Mal ob meinem Ins-Wirthshausgehn so weinen sähe, ich könnte ohne Herzklopfen kein Glas Wein mehr trinken.

E. Du bist gut, Vater, ich weiß es wohl.

J. Aber, Meister, du mußt deinem armen Lienhard auch nicht Unrecht thun. Du denkst gewiß nicht an die dreißig Gulden, die hintennach kommen, sonst könntest du wohl begreifen, daß er bei seinem Weintrinken auch Herzklopfens genug haben mußte. Ich zweifle nicht daran, daß er hundertmal aufhören wollte, und nicht konnte. Wenn du, wie ich, das Land hinauf und hinunter gelaufen wärest, so würdest du dich hierüber weniger verwundern und auch gelernt haben, wie die kleinsten Fehler, die ein Mensch hat, ihn so leicht an einem Orte unwiederbringlich zu Grunde richten können, wo Schelme eingenistet sind und den Meister spielen.

Chr. Ich wünschte deine Erfahrungen hierüber nicht, Joost! Aber, wie kommt es, daß die Obrigkeiten, wo es so ist, nicht Hülfe schaffen?

J. Das ist gar nicht so leicht, insonderheit auf dem Lande. Die schlimmsten Leute stehen da der Obrigkeit oft näher, als die bravsten, welche Händel und Streit scheuen und der Obrigkeit wenig nachgehn; und sehr oft sind die Reichsten die Schlimmsten, und die Vorgesetzten halten es zuweilen mit ihnen. Selbst auf den Schlössern gibt es Personen, die solchen Burschen das Wort reden. Der alte

Arner mag auch solche Leute um und an sich gehabt haben. Es sind Hausdiener, Schreiber, Jäger, Kammerdiener und Kammerjungfern, die beim Aufstehen, beim Niederlegen, beim Essen, beim Trinken, bei der guten und bei der übeln Laune ihrer Herrschaft immer um dieselbe sind und so ihre schwache Seite genau kennen und ihr in gelegenen Stunden beibringen können, was sie wollen. Diese Leute sind es, unter denen landesverderbliche Burschen gemeiniglich immer einen geheimen Arm finden, der gegen baare Bezahlung den Kopf ihrer Herrschaft zu ihrem Vortheil einnehmen und wenigstens das Böse, das man von ihnen sagt, ablenken und verdrehen kann. Ja, es gibt da und dort sogar selber Edelleute, Amtleute, Vögte, die solche Schelmenbuben in schwach regierten Dörfern zu ihren eigenen Absichten wohl brauchen können, z. B. um Sachen auszuspioniren, die sie gern strafen oder büßen möchten, oder selbige sogar zu veranlassen, oder auch etwa einem Pfarrer oder Vorgesetzten, den sie hassen, allen Verdruß und alles Herzeleid anzurichten. So sind es hundert Ursachen, wodurch die größten Schelme in den Dörfern sich bei der Herrschaft einnisten, und wenn sie sich einmal eingenistet haben, sich so fest setzen können, daß es meistens eine so kitzliche Sache wird, über solche Leute zu klagen, daß es fast Niemand wagt; und dann zeigt die Erfahrung zu oft, daß ein angeklagter Dorfmeister beinah allemal mit Ehren hinausschlüpft und seine Ankläger mit Schand und Spott dahinten stehen müssen. Denn wenn es auch noch so ein ehrlicher Mann ist, der über sie klagt, so hat er doch das halbe Dorf wider sich; ist es aber ein Schelm, so ist dem Beklagten erst recht geholfen, wenn er zeigen kann, was das für ein Kerl war, der ihn anklagte. Der größte Dorftyrann, den ich kenne, hat sich hauptsächlich dadurch bei seinem Oberherrn einschmeicheln und festsetzen können, daß er das Glück gehabt, von Leuten verklagt zu werden, denen er selbst Schelmenstücke und in deren Klagepunkten er Lügen nachweisen konnte. Von dieser Zeit an glaubte sein Oberherr diesen Leuten kein Wort mehr, und der Bursche setzte, ohne daß ihn weiter Jemand

verklagen durfte, im Dorfe durch, was er auf der Welt wollte.

Chr. Man weiß nicht, was man in einem Dorfe Gutes hat, wo keine solche Schelmenordnung ist, und wie sehr man Sorge dafür tragen sollte, daß kein solch Unglück einreiße.

J. Ja wohl, wir haben Gott zu danken für unsern lieben, alten Wirth. Das ist ein Mann, wie man weit und breit keinen solchen findet. Er ist im Stand, wenn er merkt, daß etwas Ungeschicktes bei ihm vorgehn soll und etwa einer dem andern etwas Verfängliches zumuthet, Frau und Vogt und Bruder und Schwester zu berichten, was vorgehen soll. Auch wo immer von ihm gesprochen wird, hört man ihn allemal loben und rühmen. Ich habe erst gestern eine arme, fremde Frau auf der Straße angetroffen, die, so müde sie auch war, sich doch noch zwang, hierher zu kommen und hier übernachten wollte. Diese Frau sagte mir, man bekomme für seinen Kreuzer weit und breit kein so großes Stück Brod wie bei ihm, und eben darum habe sie diese halbe Stunde noch erzwingen wollen, so müde sie auch sei. Wäre ich Wirth, es würde mich mehr freuen, wenn man das von mir sagte, als wenn man erzählte, daß Kaiser und Könige bei mir abgestiegen wären.

E. Ich hasse die Wirthshäuser, und es könnte mir kein größeres Unglück begegnen, als wenn ich Wirthin sein müßte. Aber so ein Lob ist doch auch etwas, daß ich nicht viel Schöneres kenne.

J. Um aber wieder auf unsern Lienhard zurückzukommen, mußt du auch in Acht nehmen, Meister, daß ein Handwerksmann, der meistens nicht zu Hause arbeitet und folglich auch im Essen und Trinken nicht in der Ordnung besorgt wird, mit dem Wein auch weit leichter verführt wird als ein Bauersmann, der sein Essen und Trinken alle Tage ordentlich an seinem Tische, bei seinem Weibe und bei seinen Kindern findet.

Chr. Es ist wahr, und ich begreife es jetzt selber, der Fehler Lienhard's ist blos dadurch, daß er in Bonnal und

unter Leuten lebte, welche diesem Fehler auflauerten, so wichtig geworden.

J. Dieser Umstand zeigt auch, was ich in andern Fällen hundertmal schon bemerkt habe, daß es eine armselige Sache ist, die Menschen so überhaupt in den Tag hinein und ins Allgemein vor Fehlern zu warnen. Wenn man nicht blind ist, so sieht man an allen Ecken, daß in den Versuchungen, die alle Fehler veranlassen, Jedermann gefangen und verstrickt wird, der nicht sehr viel Kenntniß von den Umständen hat, unter denen er lebt, und nicht gar wohl zur Vorsicht und Sorgfalt in allen seinen Sachen gezogen ist. Z. B. hier kommt es nicht einmal in die Frage, ob das Gelüst nach einem Glas Wein an sich selbst ein Fehler gewesen; hingegen aber ist es unzweideutig, daß die Unklugheit, der Mangel an Kenntniß der Leute, mit denen er sich einließ, und der Mangel an Muth, sich, sobald er sie erkannt, von ihnen loszumachen, die eigentlichen Fehler waren, die den armen Mann und seine Haushaltung unglücklich machten; und, Meister, glaube nur, daß aus diesem Grunde tausend Menschen mit dem besten Herzen unglücklich werden, denen man nachsagt, ihr Leichtsinn sei daran Schuld, obgleich oft nichts weniger wahr ist als dieses, und sie vielmehr blos aus Mangel an Menschenkenntniß und an der nöthigen Klugheit, mit unbekannten Leuten umzugehn, unglücklich geworden. Und dieser Mangel an Klugheit und Vorsicht, mit den Leuten umzugehn, wird im täglichen Leben immer allgemeiner, und findet sich oft bei Leuten, die sonst viel wissen und viel schwatzen können. Ich glaube, man lehrt die Kinder dasjenige, was sie zu dieser nöthigen Bedächtlichkeit und Klugheit führen könnte, nicht genugsam. Und doch ist das ein großes Unglück im Lande; denn dadurch, daß dieses den Menschen so oft mangelt, entstehn die vielen Unglücksfälle in Handel und Wandel und das tausenderlei offenbare und geheime Hauskreuz, das allenthalben täglich mehr zunimmt, und dem man unmöglich abhelfen kann, wenn man nicht anfängt, in der Erziehung der Kinder mehr auf Bedächtigkeit, Klugheit und Menschenkenntniß abzuzwecken.

E. Man sollte meinen, etwas so Wichtiges dürfte denen, die uns lehren, was Menschen erziehn sei, nicht leicht entgehn.

J. So viel ist wenigstens gewiß, daß oft vielerlei Lehrsachen, die man den Kindern in den Kopf bringt, so wenig zum Hausbrauch gut sind, als wächserne Aepfel und Birnen zum Essen. Es merkt auch ein jeder Mensch, der die Leute in ihren Häusern und in ihren Wohnstuben kennt, daß es überall zweierlei Sachen sind, für die Schule, für die Kirche und für den Pfarrer ganz ausgelernt, und hingegen für Vater und Mutter, für Haus und Hof, für seine Geschäfte und Bestimmung geschеidt, wohlgezogen und brauchbar zu sein, und es ist gewiß schlimm, daß die Eltern, anstatt ihren Kindern die Hauptsache ihres Erdenlebens, die Erfahrungen über Umstände und Leute, mit denen sie am meisten beschäftigt sein werden, beizubringen, lieber mit ihnen von Sachen aus jenem Leben, die sie nicht verstehen, und von Geschichten aus diesem Leben, mit denen sie die Kalenderschreiber narren, reden. Dafür aber haben wir auch so viele lüderliche Lienhards, die übrigens wohl unterwiesen und geschult sein mögen.

Chr. Aber es wird spät, Else, weißt du noch etwas über diesen Abschnitt?

E. Nein, Vater, nicht viel. Doch noch das, daß es bei Allem, was man einem Menschen beibringen will, so viel darauf ankommt, wie man's ihm beibringt, und doch wollen das so wenig Leute begreifen und verderben fast immer mit dem übeln Anbringen ihre gute Absicht und das, was sie haben wollen und sollen zurecht machen.

Chr. Und die meisten solcher Leute, die so mit ihrer Dummheit Alles, was sie anbringen und anstellen wollen, selber verderben, dürfen dann, wenn man ihnen ihre Unvorsichtigkeit vorwirft, noch sagen: „Ich hatte doch Recht."

J. Das „ich hatte doch Recht" war, seitdem die Welt steht, der Trost aller Narren und Schalke; und doch ist es ewig wahr, daß wer immer etwas, das er zurechtmachen könnte, verdirbt, nie Recht hat.

E. Das ist wohl wahr; aber dieser Probestein wäre den meisten Leuten für ihren Verstand und ihr Herz zu gut.

Chr. Jetzt wollen wir's gut sein lassen. Fritz! sage mir nur noch kurz, was du von dem, was wir zusammen geredet, im Gedächtnisse behalten hast.

F. Einmal das habe ich behalten, daß wir einen braven Wirth und einen braven Vogt haben, und daß das an vielen Orten nicht so ist.

Chr. Was noch mehr?

F. Daß wenn Schelme an einem Orte einnisten, sie schwer daraus zu vertreiben sind.

Chr. Und dann?

F. Daß wer etwas verdirbt, nie Recht hat.

Chr. Was mehr?

F. Daß wer Schelme anklagt, eine schlimme Arbeit auf dem Halse hat.

Chr. Weiter.

F. Daß der Dienst nur halb sei, wenn man Jemand sagt, er solle sich vor Fehlern hüten, und daß, um ihn ganz zu machen, man ihm auch zeigen müsse, wie er das könne.

Chr. Und du, Else, was weißt du?

E. Daß ich und noch viele Weiber nicht so gescheidt sind als Gertrud, und nicht so äußerst artig mit unsern lieben Männern umgehn können wie sie.

Chr. Weißt du nichts Gescheideres?

E. Ei — du hörst doch das so ungern nicht, Meister.

Chr. Vielleicht.

J. Du traust dir wohl, Else, sonst hättest du geschwiegen.

Chr. Weißt du nichts mehr, Else?

E. Wohl. Das Unglück der Eltern sei groß, die Kinder in Noth und Elend anklagen können, daß sie Schuld daran seien.

Chr. Und du, Joost?

J. Es fällt mir jetzt nichts mehr bei.

Chr. Aber ich weiß noch etwas.

E. Was denn, Vater?

Chr. Daß ich Gott danke, den Schloßdienst und die Schloßordnung nicht so wohl zu verstehn als Joost.

J. War's nur das?

Chr. Es ist mir gerade genug.

Zweite Abendstunde.

Vielerlei ungleiche Arten und Manieren, arme Leute zu verhören. — Was eine Tasse Thee Gutes und Böses anstellen könne. — Von einem Schweizerlandvogt, wie es wenige gibt. — Vom Aufschreiben und von der Hausordnung. — Worüber Kinder für die Obrigkeit beten lernen, und worüber sie es vergessen lernen. — Von einem Sparhafen, von Muttertreue, vom Geldverstecken und von David's Schaubroten.

Es ist doch der geradeste Weg, im Druck und in der Noth bei der Obrigkeit Rath und Hülfe zu suchen, so sehr man sich auch davor scheut, sagte Christoph, als er den zweiten Abschnitt gelesen.

Joost. Das ist wahr und nicht wahr, je nachdem man eine Sache und eine Obrigkeit hat; aber ich wollte es nicht allen Weibern rathen, mit Kindern auf dem Arme in die Schlösser zu kommen und da die Herren Untervögte zu verklagen.

Christoph. Ich meine das eigentlich selber nicht; aber doch dünkt mich, es wäre vielleicht für ein Land das größte Glück, wenn die Obrigkeiten auch von Weibern, welche im Drucke sind, und von Kindern, denen Unrecht geschieht, ihre Klagen mit Liebe und Aufmerksamkeit annehmen würden.

J. Das hat so seine großen und vielen Schwierigkeiten. Amtleute, die so leicht Jedermann Gehör geben wollen, müssen ihre Leute und deren Rechte äußerst wohl kennen; sie müssen an ihrem Platze mit Kopf und Herz ganz Meister sein und Niemand, der unter ihnen steht, allzusehr lieben, und noch weniger fürchten oder nöthig haben. Wo das nicht ist und wo Edelleute und Amtleute, ohne genug Klugheit, Geschäftskenntniß, Muth und Unab-

hängigkeit zu besitzen, dennoch Jedermann, der etwas anbringen wollte, wie Arner, der Länge und der Breite nach abhören wollten, so würden sich unfehlbar alle Tage aus jedem Weibergewäsche lauttönende Rechtshändel anspinnen lassen, deren lächerliche und schändliche Ausgänge das Elend und Unglück, das im Lande ist, sicher noch verdoppeln würden. Dieß geschieht auch nicht selten, daß gute, aber schwache Herren bei angehenden Regierungen*) in diesen Fehler verfallen; das Ende vom Lied aber ist meistens dieses, wenn sie einige Zeit von Klägern und Beklagten mißbraucht und irregeführt worden, so werden sie nach und nach so müde, daß sie endlich selbst vor dem Klopfen an der Audienzstube erschrecken und in der Annahme von Klagen so behutsam werden, daß Weib und Kind von selbst zu Hause bleiben. Es muß ein Mann sein, wie man ihn selten findet, auf den Weib und Kind im Lande sich wie auf einen Vater verlassen und bei ihm ohne Gefahr ihr Herz über alles, was sie drückt, ausleeren dürfen.

E. Ja, es muß ein Himmel auf Erden und die größte Freude sein, unter einem solchen Herrn zu wohnen.

J. Es verstehen diese Art, mit dem Volke umzugehn, wenig Menschen; aber die, so es verstehn, sind eigentliche, geborne Obrigkeiten und Amtleute und können, wo sie immer angestellt sind, mit dem Volke Alles ausrichten, was sie wollen. Viele hundert andere, sonst gute Richter hätten Gertrud auch Alles klagen lassen und sie mit aller Geduld abgehört, aber dann am Ende zu ihr gesagt: „Gute Frau, dein Mann sagt jetzt das, aber du mußt denken, er ist Partei; der Vogt wird auch etwas anzubringen haben, und ich bin Richter, ich muß ihn auch anhören.“ Ja, die meisten von ihnen hätten ganz gewiß noch die herzabdrückende

*) In der Schweiz wechselten die Regierungen der Amtleute, welche Landvögte hießen, gewöhnlich alle sechs Jahre; die meisten Gerichte im Lande wurden mit Männern besetzt, welche die Studien, die ihre Stellung erforderte, nicht hatten; die Landschreiberstelle war lebenslänglich und ihr Einfluß unter diesen Umständen bleibend und hie und da willkürlich.

Bemerkung beigefügt: „Wenn du und dein Mann das nicht beweisen können, so kommt ihr in große Verlegenheit, wenn auch schon etwas daran wahr wäre; darum bedenkt, was ihr thut, und hütet euch.“ So hätten hundert der besten gemeinen Richter der guten Frau geantwortet, ohne daß ich's ihnen im geringsten würde verargen können. Denn wahrlich ihrer hundert hätten im Ernst und in der Wahrheit nicht abgesehn, wie und wo sie dem Elend abhelfen könnten, ohne daß die Klage vorher bewiesen wäre. Andere schlechte Beamte, die mit Leuten, wie der Hummel einer ist, gut gestanden wären, hätten sich kürzer gefaßt und gesagt: „Das steht einem braven Weib nicht an, mit einem neugebackenen Kind im Land herum und den Schlössern nachzuziehn; ich kenne euern Untervogt auch; er ist in vielen Stücken ein trefflicher, brauchbarer Mann. Wenn aber du oder dein Mann eine Klage gegen ihn haben, so wißt ihr ja, wann Rechtstage im Lande sind; da könnt ihr sie in aller Form und Ordnung anbringen, und man wird dann darüber erkennen, was recht ist.“

E. So ist der Unterschied doch entsetzlich groß, wie eine klagende, arme Tröpfin in den Schlössern auf- und angenommen wird.

J. Du wirst doch nicht glauben, daß alle Junker den armen Bauerfrauen, die ihnen etwas klagen, Thee und Milch anbieten sollen?

E. Nein, so närrisch bin ich doch noch nicht, Joost.

J. Du thust Recht, Else. Es gibt Junker, die eigentlich meinen würden, ihre Theeschale wäre vergiftet, und die eher Hunde und Katzen daraus trinken ließen, als eine Bauerfrau.

Chr. Das mögen mir aber Junker sein, die einem Arner nicht genug wären die Schuhriemen aufzulösen.

J. Das ist wahr. Denn solche Handlungen, wie diese — der Gertrud so etwas, das man selber genießt und das eben bei der Hand ist, zur Erquickung zu geben, sind doch das, was allem Volk im Land das Herz abgewinnt, und es für seine Obrigkeit einnimmt; und es ist gewiß, wenn man so handelt, so thut man dem Lande mehr Gutes, als wenn

man Streithändel nach allerlei künstlichen Formen und Ordnungen links und rechts lange herumdreht, und dann endlich ausmacht.

Chr. Es ist, wie du sagst, eine solche Handlung, wie diese ist, kann z. B. hundert Menschen aufmuntern, Hilfe und Rath bei einem Herrn zu suchen, den sie sonst nicht anreden dürften, und ebenso hundert Bösewichter von ihren Streichen abhalten und behutsam machen, die an Orten, wo die Obrigkeit keine Klage, als auf Stempelpapier und am Audienztag bei gesessenem vollem Verhöre aufrichtet, gar nicht behutsam sind.

J. So ein Mann, wie Arner, wird immer das Herz seiner Leute gewinnen, und ein jedes Volk in der Welt wird einen solchen Herrn für einen Vater und eine solche Obrigkeit für eine väterliche Obrigkeit erkennen, und wo das ist, aber auch nur da, fühlt ein Volk bis in die niederste Hütte hinab, daß es ein Vaterland hat und gibt in jedem Fall, wo es Noth thut, Gut und Blut für's Vaterland gern dahin.

E. Wenigstens du, Joost, wenn dir unser Junker so treuherzig die Hand reichte, er möchte dann fordern, was er wollte, du würdest für ihn durch Feuer und Wasser laufen.

J. Das denk ich.

E. Und du, Fritz, was würdest du wohl thun, wenn dir der Junker einmal so ein Geschenk machte, wie Arner den Kindern der Gertrud?

F. Ich weiß nicht, Mutter, was ich ihm in meinem ganzen Leben dafür thun könnte.

Chr. So brauchte es doch sehr wenig, das Volk zu Allem, was die Obrigkeit will, mit dem besten Willen hinzubringen. Aber es ist traurig, daß so viele Beamte hie und da lieber eine Kleinigkeit aus dem Geldsäckel des Volkes erhaschen, als das Volk selbst sich mit Leib und Seele und Allem, was es hat, verbinden und anhänglich machen wollen; und eben so traurig ist es, daß hie und da Amtleute, die zwar Geldhalber nichts Ungerechtes vom Volk wollen, den

guten Willen desselben aus Unfreundlichkeit, Nachlässigkeit und Hochmuth verlieren.

J. Das steife Wesen der Formalitäten, die auch in unserm Land anfangen, sich zwischen der Obrigkeit und dem Volk wie eine Wand und eine Mauer festzusetzen, macht, daß Obrigkeit und Volk auch nie gegen einander stehen wie Mensch gegen Mensch und Leute, die im gleichen Schiff fahren, sondern immer nur, wie zwei Parteien, die sich nie ganz einander vertrauen, sich vor einander fürchten und gegen einander auf der Hut sind, ist meistens Schuld, daß das Land von den Obrigkeiten, und die Obrigkeiten vom Land oft auch so gar viel weniger Nutzen und Freude und Gutes ziehen, als sie könnten und würden, wenn es anders wäre und wenn die Schweizer-Einfachheit, die ehemals zwischen unsern obrigkeitlichen Personen und dem Volke statt hatte, sich noch mit unsern Sitten, Gebräuchen und Anmaßungen vertragen würde.

Chr. Arner besaß diese hohe Einfachheit der Vorzeit im höchsten Grade. Wenn des Maurers Frau völlig seines Gleichen gewesen wäre, er hätte nicht mehr Antheil an ihrem Leiden nehmen können; er läßt sie ihre Noth von vorn bis hinten erzählen, er hört das, was nicht zur Sache gehört, so geduldig ab, als das, was die Hauptsache ist, er läßt sie völlig reden, wie sie kann und mag und wie es ihr ums Herz ist, während jetzt fast jeder obrigkeitliche Thürsteher nur in guter Form und Ordnung und nur mit drei oder vier Worten von einem klagenden Menschen, wenn er aus dem Volke ist, berichtet sein will.

J. Dieses Neumodische, sich nur mit drei oder vier Worten berichten zu lassen, wird nach und nach die Obrigkeiten über die Ursachen alles dessen, was sie in Ordnung bringen sollten, völlig blind machen. Denn so lange die Welt steht, war Abhören, so viel man kann, und Nachforschen, so viel man kann, immer die größte Regententugend, und in Ewigkeit wird der, der nicht geduldig anhört, keiner Sache aus dem Grunde helfen lernen; auch wäre Hummel ganz gewiß noch lange Vogt und Teufel im Dorf geblieben,

wenn das erste Wort des Arner zu Gertrud gewesen wäre: Fasse kurz, was du willst, und sein zweites: Das — und das — und das — gehört jetzt nicht zur Sache. —

Chr. Es ist in der Welt nichts so gewiß als dieses, daß bei sehr vielen Berichten die Nebensachen einen weit leichter auf den Grund führen, was an der Sache sei, als die einseitige und von den Nebenumständen abgerissene Darlegung einer eingeklagten Hauptsache; denn auf diese ist man gemeiniglich zum Voraus so wohl bedacht, daß hierin selten Jemand irrt; und es ist überhaupt sicher, daß alle Obrigkeiten, die mit ihren Unterthanen wie mit Menschen umgehen, die sie lieben und die vor ihnen so reden dürfen, wie's ihnen ums Herz ist, aller Wahrheit, allem Rechten und allem, was dem Lande nützlich oder schädlich ist, ohne Vergleichung geschwinder auf die Spur kommen, als die, die das nicht thun.

J. Es wohnt etwa 8 Stunden von uns ein Landvogt auf einer kleinen Herrschaft, der das vortrefflich versteht, und der mich sehr oft an unsern Arner mahnt. Man sähe ihm nicht an, wenn man mit ihm redet, daß er eine Obrigkeit ist, und doch fürchten ihn seine Beamten und Alles, was in der Herrschaft den Kopf hoch trägt, mehr als sie noch keinen Landvogt gefürchtet haben, aber er spürt seinen Bauern auf ihrem Heerd und auf ihrem Mist noch mehr als in der Audienzstube nach; auch hat er in einem Monat mehr gelernt, wie es um ihr Herz und um ihr Leben stehe und wo er mit ihnen zu Hause sei, als sonst der gescheidteste Amtmann, der in seinem Schlosse gern allein ist, und es haßt, mit einem Bauer unter vier Augen zu reden, in seinem ganzen Leben lernen und erfahren wird.

Chr. Ich habe auch schon von diesem Landvogt gehört.

J. Ich denk's wohl, das ganze Land ist voll von ihm, es kann aber auch nicht anders sein; denn er macht Alles anders, als es vorher Brauch war. Er erlaubt z. B. fast niemals einem Kläger, geradezu das Recht zu gebrauchen, sondern geht mehrentheils selbst an Ort und Stelle, wo Kläger und Beklagte zu Haus sind, läßt beide auf dem

Platz, wo ihre Streitsache ist, vor sich kommen, und redet mit ihnen ganz wie ein anderer Nachbar, der ihnen beiden gleich gut ist und gern Frieden unter ihnen hätte; er läßt sich Erläuterung geben, gibt wiederum Erläuterung. Er setzt den, der etwas unrichtig ansieht, in Stand, seinen Irrthum zu erkennen, und läßt den, der seine Ansprüche zu weit treibt, empfinden, daß unnachbarlicher und unfreundlicher Gebrauch seines Rechtes Unrecht und nur das Thun schlechter Leute sei; so gelingt es ihm fast immer, die Streitigkeiten seiner Leute durch solche Augenscheine in Ordnung zu bringen, ehe er als Richter die Klage davon abgenommen; und vorher war es etwas ganz Unerhörtes, an einen Augenschein zu denken, bis ein Rechtshandel zuerst in der Audienzstube hundertfach gekaut, gebläut, verdreht und verflochten worden.

Chr. Das ist wohl ein guter Landvogt.

J. Es sehen's doch auch nicht alle Leute so an; z. B. der Wirth in seinem Dorf will sein Wirthshaus verkaufen, weil er ihm sein Einkommen verderbe; und das ist wahr. Wo er immer merkt, daß Jemand eben aus dem Wirthshaus zu ihm kommt und schon ein Glas Wein im Kopf hat, sendet er ihn mit dem Bericht weiter, er sehe Wirthshausbuben nicht gern im Schlosse und gebe Niemand, der besoffen zu ihm komme, eine Antwort. Hiermit hat er es dahin gebracht, daß seine Bauern vor dem Wirthshaus vorbeistreichen, wie wenn ein Gespenst darin hause, und die Spieler und Jäger, die Wildschützen und Bettler lehrt er, wenn es Gelegenheit dazu gibt, oft ganz unbarmherzig Arbeit zur Hand nehmen und Hausordnung lieb haben.

Chr. Das ist mir ein ganz eigener Mann!

J. Ein ganz eigner Mann ist er, das ist wahr; er ist z. B. im Stand, auf einem Spaziergang oder auf der Jagd, im Holz und Feld bei seinen Bauern sich niederzulassen, und, wenn sie ihn nicht kennen, mit ihnen über die Ordnung in der Herrschaft und über den Landvogt selbst zu schwatzen, daß es eine Lust ist, und er redet so gemein, daß Weib und Kind ihm über Alles antworten, was er fragt. Jüngst

erst hat ihm ein Bauer, da er so unbekannt mit ihm und seinen Mädern schwatzte, von seiner Morgensuppe angeboten, er nahm's auch ohne Weiteres an, aß mit ihnen, und hatte dann seine Herzensfreude, den guten Leuten, die inzwischen allerlei mit ihm geschwatzt, ein paar Thaler zu geben und ihnen dann zu sagen, wer er sei.

Chr. Aber du könntest bis morgen von diesem Manne erzählen, und wir müssen doch bei unserm Lienhard und Gertrud bleiben.

E. Ja wirklich, ihr Meister! Ich dachte es schon lange, ihr thätet besser, ihr redetet von Sachen, die für unsere Wohnstube gut sind, als immer von Sachen, welche Audienzstuben und größere Leute angehen.

J. Was einem doch die Weiber immer für Wahrheiten sagen!

E. Und die Männer uns gar viel von Wahrheiten schwatzen, die uns nichts angehen.

J. Nun, damit du zufrieden seiest und wir zu unsrer Gertrud zurückkehren, wie gefällt dir's, daß sie so einen geheimen Sparhafen hat?

E. Daß du mich fragst, Joost. So wie sie ihn anwendet, wird's so übel damit nicht sein; und überhaupt dünkt es mich, es sei zuletzt noch immer besser, die Weiber verbergen den Männern Geld, das sie im Säckel haben, als Schulden, die sie machen, wenn der Säckel leer ist.

Chr. Wenn's Ernst gilt, von der Sache zu reden und ich auch ein Wort dazu sagen darf, so ist eigentlich keines von beiden recht; überhaupt darf eine Frau weder ihr Geld noch ihre Schulden ihrem Mann verbergen, den Fall ausgenommen, daß sie einen Mann hat, der vollkommen so lüderlich wie Lienhard, sie hingegen selber vollkommen so brav ist wie Gertrud und die Umstände vollkommen so betrübt und dringend, wie diese; in diesem Fall möchte ich dann aber auch nicht sagen, daß es Unrecht wäre.

E. Der Meinung bin ich auch. Die Umstände machen zuletzt in der Welt fast Alles aus; das war vor mehr als tausend Jahren bei Davids Schaubroten wahr, und ist gewiß

auch bei dem Geldverstecken der Gertrud wahr; so wie sie's that, ist's wahrlich himmelschön; denn das heißt etwas, Mangel und Noth und Elend Jahre lang tragen, und Hunger leiden und Kälte und Blöße, und das Geld seiner Kinder in Händen haben, und es nicht angreifen, und um keinen Heller schwächen, das ist Muttertreu, Christoph, mein Lieber, große Muttertreue!

Chr. Ja, Mutter, das wäre auch Vatertreu, große Vatertreu, aber wenig Männer würden diese Probe aushalten.

J. Und diese Muttertreu ist es dann auch gewiß, was Arnern so gar für sie eingenommen hatte.

Chr. Man müßte kein Mensch sein, wenn einen so etwas nicht einnehmen würde, und dann kam noch das Erröthen ob ihrem braven, braven Zettel dazu.

E. Auch das war viel. Es ist wohl unerhört für eine Bauernfrau, so viel Ordnung und Rechnung zu halten.

Chr. Ja, Else! Man ist's unter den Bauersleuten noch wenig gewohnt, alles ordentlich und richtig aufzuschreiben; wir selbst sind hierin auch nicht gar so genau; wir trauen einander hier im Haus, und schreiben dies und jenes nicht auf, wie's in den Städten und Schlössern, wo gute Ordnung herrscht, der Gebrauch ist. Es ist uns zwar bis jetzt, Gottlob, weder wenig noch viel auf die Seite gekommen; aber doch hat man's nie so ganz richtig, wie wenn Alles, Großes und Kleines, ordentlich aufgeschrieben wäre; und es wird bei den Dienstboten und bei allen Leuten, mit denen man zu thun hat, je länger je schlimmer mit Treu und Glauben; darum wird's auch je länger je nöthiger, alles genau und ordentlich aufzuschreiben.

E. Du sollst das nicht vergebens gesagt haben, Vater! Ich will mir Gertrud zum Beispiel nehmen, und in Zukunft muß mir ganz gewiß Alles im Haus, Großes und Kleines immer aufgeschrieben werden, wenn's auch nur wäre, die Kinder an diese Ordnung zu gewöhnen.

J. Du hast Recht, Else, und kannst nicht glauben, wie ein Mensch, der Alles genau aufzuschreiben und in Ordnung

zu halten gewohnt ist, in der Welt allenthalben so unaussprechlich leichter fortkommt, als der, der das nicht gewohnt ist.

E. Das ist mir sehr wichtig.

Chr. Aber wir haben doch die Hauptsache in diesem Abschnitt vergessen.

E. Und was ist denn die?

Chr. Daß der arme Maurer seiner Frau es mit den dreißig Gulden bekannt und sie dadurch in den Stand gesetzt hat, Hülfe und Rath zu schaffen; denn ohne das hätte die gute Frau, was sie auch immer gethan und vorgenommen hätte, nichts schaffen können.

E. Das ist wahr und man kann's immer für das größte Unglück in einem Hauswesen ansehen, wenn Eheleute einander etwas verschweigen, das ein fressender Schade ist; man mag verwickelt oder in Unordnung sein, wie man will, wenn man nur Muth faßt, unverholen einander die Wahrheit zu sagen, so kann man, es mag stehen, wie es will, das Uebel am rechten Fleck doch angreifen, und zuletzt kommt man immer auf diese oder jene Weise zur Ordnung und zur Ruhe. Aber mit dem Verhehlen, Verleugnen, Halbsagen, den Schaden bedecken wollen, mit Furcht und Muthlosigkeit, mit Zögern und Warten kommt nie etwas heraus, als daß man den Schaden immer größer macht, sich ein ganzes, langes, mühseliges Leben durch quält, und zuletzt ohne alle Hülfsmittel verloren geht, und es ist keine unglücklichere Sache und keine größere Dummheit in der Welt, als wenn man sich aus Furcht vor Bösewichtern oder Blutsaugern, denen man unter den Händen ist, lange von ihnen herumschleppen läßt; denn es ist nichts so gewiß, als was Gertrud sagt, sie richten den Furchtsamen, der schweigt, zehnmal gewisser zu Grunde, als den, der das Herz in die Hand nimmt, es wagt, sich gegen sie stellt, klagt, und zeigt, wie sie es mit ihm haben.

Chr. Aber er war doch ein Tropf, daß er, da nun das Geheimniß einmal heraus war, nicht selbst zu Arner wollte und so gottserbärmlich seine Frau dahin zu gehen bat.

J. Nein doch! Er hatte Recht. Er war im Fehler und konnte nicht gehen, es war ein höchst kitzliches Ding! Und es wären immer hundert gegen eins zu setzen, ein Mann wie er, mit einer Klage wie seine, müßte vor einer jeden Obrigkeit zu kurz kommen, und man muß da gerade heraus sagen: Es ist gar nicht sicher, daß der Maurer mit seiner Klage den gleichen Eindruck wie Gertrud mit der ihrigen beim Junker gemacht hätte. Es fällt auf, daß es der hohe Charakter der Gertrud selbst war, der Arner zu seinem zutraumgsvollen Benehmen brachte. Ein Mann, wie der Maurer war, hätte beinahe bei jeder Obrigkeit mit seiner Klage zurückstehen und sich noch lange vom Vogt das Blut unter den Nägeln herausdrücken lassen müssen. Solche Dorftyrannen haben auf der Welt keinen sicherern Griff auf einen armen Tropf, der unter ihren Klauen ist und sich sträuben und gegen sie klagen will, als wenn sie sich kaltblütig auf's ganze Dorf berufen können, daß er ein schlechter Kerl sei; und diese Antwort hätte der gute Lienhard bei jeder Klage blitzschnell auf dem Hals gehabt —; er hat's auch vollkommen wohl begriffen, was auf ihn warten würde.

Chr. Aber dafür mußte sich der arme Tropf auf eine Art vor seiner Frau erniedrigen, die keinem Ehemann, der ein Ehrenmann ist, anstehn würde; ich würde mich ins Herz hinein schämen, dich, Else, für was es immer wäre, zu einer Obrigkeit zu schicken und dich so darum bitten zu müssen.

E. Es ist mir gerade eben so; ich würde auch nicht hingehn.

Chr. Das glaub' ich dir herzlich gern.

J. Es ist immer ein Unglück, wo ein Mann seine Frau um etwas bitten muß, das ihn so weit herabsetzt; wenn Gertrud nicht eine so herzgute Frau gewesen wäre, so wäre es Lienhard gewiß hernach übel bekommen, daß er ihr hierin so viel zu danken hatte. Weiber, wie die meisten sind, vergessen nur gar zu leicht, daß sie im Hause nur die Weiber und nicht die Männer sein sollen. Es ist vielen von ihnen wie angethan, sich im Hause ein Ansehn zu geben,

das ihnen nicht gebührt und bei dem die Männer, so sehr die Weiber ihnen die Pillen zu verzuckern suchen, dennoch immer in der Hauptsache zu kurz kommen. Das Hauptübel aber in diesem Falle ist, daß Kinder und Dienstleute in Haushaltungen, wo es so ist, zu den vielerlei Arten von Fehlern und Untugenden gereizt werden, die allenthalben statt finden, wo der Mann nicht Mann, und das Weib mehr als Weib ist.

Chr. Das alles mag so wahr sein als es will, so kann doch Niemand denken, daß Gertrud den Dienst, den sie ihrem Manne beim Junker gethan, ihm je auf eine Weise werde entgelten lassen.

J. (hastig) Aber zeig' mir ein Weib in Kaisers Land, von dem du das eben so sicher als von Gertrud sagen könntest.

Chr. Joost, ich will dir eins in meiner Stube zeigen.

E. Getraust du dir das, Vater?

Chr. Zweifelst du, Else? Du bist mir nicht minder lieb und für mich nicht minder brav, als Gertrud für ihren Lienhard.

E. Das ist viel.

Chr. Ja, wenn du mir nicht recht lieb und nicht recht brav wärest, ich würde das nicht sagen. Gertrud ist wirklich eine außerordentliche Frau. Sie ist allenthalben, bei der Obrigkeit sowohl als in ihrer Wohnstube gleich brav für ihren Mann. Es ist so schön und geht einem ans Herz, wie sie heimging und ihre Kinder lehrte, alle Tage Gott im Himmel für den Oberherrn, der ihnen Gutes gethan, mit eben den Gefühlen und eben der Herzenserhebung zu beten, mit denen sie für Vater und Mutter, die ihnen alle Tage Gutes thun, beten.

J. Es ist wahr, sie ist auch hierin sich selbst gleich. Aber mir fiel hierin besonders auf, daß der Einfluß, den Arner's Thun hierin auf sie hatte, beweist, in welch einem hohen Grad die Hülfe, der Rath und der Beistand, den das Volk bei einer guten Obrigkeit findet, geeignet ist, das Herz desselben zu den reinsten, kindlichen Gesinnungen und damit zu den Fundamenten einer unauslöschlichen, ewigen

Treue und Dankbarkeit zu erheben. Denn so viel Gutes wir immer von Gertrud wissen, so hätte es ohne Arners Gutthat doch noch lange gedauert, bis sie dahin gekommen wäre, ihren Kindern über den Stand der Obrigkeit und den Genuß, den das Volk von ihr hat, Lehren zu geben, ihr Herz von sich selbst und von freien Stücken außer dem Kreis ihrer Wohnstube herauszuführen und zur Empfindung von Bürgerpflichten und Bürgerfreuden und zu dem Gedanken emporzuheben, in der Gebetsstunde Eltern und Obrigkeit, als gleichen Wohlthätern der Menschheit, Lob und Dank zu sagen. Denn natürlich zu reden, erhellt daraus, daß sie an diesem Tag angefangen, für ihren Oberherrn zu beten, ganz deutlich, daß sie es vorher noch nicht gethan hat.

E. Ich möchte alle obrigkeitlichen Personen in der Welt zu diesem Herzenstisch der Gertrud und zu ihren frommen Gebetsstunden führen und ihnen die guten Kinder zeigen, wenn sie mit Thränen in den Augen und mit den Geschenken des Junkers in ihren Händen an ihre Obrigkeit als an einen Schutzengel, der ihnen so viel als Vater und Mutter ist, denken! Wüßten doch alle obrigkeitlichen Personen, was eine mit persönlicher Liebe und Theilnahme verbundene Wohlthat von ihnen in der Hütte des Armen für seelerhebende Folgen haben kann, sie würden ihre Wohlthaten geradezu aus ihrer Hand in die Hand des Armen legen!

J. Es ist wahr, man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was es für ein Unterschied ist, zwischen Wohlthaten, welche eine obrigkeitliche Person durch die Untervögte, Weibel, und selbst durch Pfarrer austheilen läßt, und zwischen denen, die sie selber in die Hand des Armen, Leidenden legen. —

Wiederholung des Wichtigsten.

Daß die Menschen es nicht von sich selbst lernen, recht und gründlich für die Obrigkeit zu beten, sondern vielmehr bei Anlaß der Gutthaten, die ihnen die Obrigkeit thut und die ihnen ans Herz gehen.

Daß eine Kleinigkeit, wie eine Tasse Thee, ein Glas Wein, und so was in einem ganzen Dorf einen sehr großen Einfluß auf die Treue und Liebe der Unterthanen haben könne.

Daß Ordnung halten und Aufschreiben lernen einem durch die Welt helfe.

Daß Nebensachen Licht geben können, wie Hauptsachen, und daß, wer einem Klagenden helfen will, ihn geduldig abhören muß.[2])

Daß die größte Elterntreue sich im Unglück zeigt, und daß eine Frau, die einen braven Mann hat, kaum in den Fall kommen kann, eine Probe davon, wie Gertrud, zu geben.

Daß von Angesicht zu Angesicht mit einander reden etwas ganz anderes ist, als durch einen Dritten.

Daß obrigkeitliche Personen ihre Liebe zum Volk ihm so viel und oft sie könnten, von Angesicht zu Angesicht zeigen und nie durch Wohldiener, die sie umschwärmen, an dasselbe gelangen lassen sollten.

Daß Wohlthaten, die gedrückte, leidende Personen aus der Hand obrigkeitlicher Personen selber erhalten, einen unaussprechlich segensvollen Eindruck auf ganze Haushaltungen und durch sie auf ein ganzes Dorf machen können.

Dritte Abendstunde.

Projekt zu einem Signalement. — Ob die Türken ihren Sklaven Nasen und Ohren abhauen. — Von den Dorfwirthen und denen, so ihnen schuldig sind. — Von der Seltenheit des Löwenmuths bei armen Weibern. — Daß die Laster der Menschen dumm machen. — Was der Schelme Verstand sei, und was er nicht sei. — Von Ehrbewahrnißscheinen aus den Canzleien, und vom guten Leumund selber. — Von Weiberthränen. — Von Lügen und Ausflüchten. — Vom Vogelfangen. — Vom Zeugnißgeben. — Vom Elend eines Gefangenen im Wirthshaus. — Vom Vielwissen eines Bauernknechts. — Vom Wenigwissen seines Meisters, auch wie sie sich beiderseits trösten.

Als Christoph den dritten Abschnitt gelesen, sagte er: So sollte man alle seines Gleichen abzeichnen und sie so

kenntlich abmalen, daß sich Jedermann vor ihnen segnen und behüten, und sie wie Leute, die von der Pest angesteckt sind, fliehen würde.

Und Jooſt antwortete: Das ist wahr; und wenn sie recht getroffen, so sollte man sie allenthalben, besonders an die Wirths- und Schenkhäuser anschlagen und mit großen Buchstaben unter die Zettel schreiben: „Das sind Sieche, die einen jeden, den sie anrühren, mit unheilbaren Krankheiten anstecken.“

Chr. Aber, Jooſt, wer sollte wohl solche Signalements in den Dörfern anschlagen? Die Dorfvögte und Weibel, die sonst solche Zettel anschlagen, werden es nicht thun wollen. Sie sind hie und da die ersten Dorftyrannen selber, und wo sie es nicht sind, sind sie ihnen doch nahe verwandt. Aber, Jooſt, du könntest das Signalement von ihnen am besten machen; du kennst sie, ich weiß es, durch und durch. Du hast einmal bei einem Hauptschelm dieser Art gedient.

J. Sie sehen einander in der Hauptsache fast alle gleich, und sind alle eben so, wie der Vogt im Buch abgemalt dasteht.[3])

Chr. Du mußt sie uns noch näher beschreiben, weil du sie so gut kennst.

J. Wenn es sein muß, so kann ich's wohl. Sie lauern allenthalben, sei es im Hause oder außer demselben, wie die Katze auf Mäuse und Vögel, wo sie besonders arme und unglückliche Leute in ihr Netz bringen und erhaschen können. Sie haben auch beim Anpacken, wo etwas zu gewinnen ist, eine Gewandtheit, daß ihnen nicht leicht etwas entwischt. Sie wissen aus Allem Vortheil zu ziehn; wenn's überschwemmt oder wenn's brennt, wenn's Krieg ist oder Viehpresten, wenn du eine Hochzeit hast oder eine Leiche, sie wissen aus Allem ihren Kreuzer zu ziehn. Wenn du ein Glück hast, so theilen sie es mit dir; wenn du ein Unglück hast, so begnügen sie sich, dir zu rauben, was noch übrig ist; sie stehen früh auf und gehen, ehe der Tag am Himmel ist, auf ihre Spur, und um Mitternacht noch auf die Lauer. Wenn sie einen Raub hoffen, so scheuen sie die Arbeit nicht;

sie laufen und rennen in die Nähe und in die Ferne, wo etwas um den Weg ist, das ihnen in den Kram dienen möchte. Wäre es auch nach Mitternacht gewesen, mein hungriger Vogt wäre noch beim Maurer vorbeigelaufen, seine gute Botschaft zu erzählen, von der er wenigstens die Hälfte in seinen Sack hoffte.

E. Er hat sie doch nicht erzählt.

J. Aber er hat es doch gut im Sinn gehabt, und wäre es seinem Vorhaben gemäß abgelaufen, der Maurer hätte wahrlich noch diesen Abend mit ihm ins Wirthshaus wandeln und gerade den ersten Augenblick den Anfang machen müssen, den Verdienst, auf den er ihm Hoffnung machte, bei und mit ihm zu versaufen.

E. Er hat sich das Spiel selber verdorben. Er hätte ob seinem Jagdhunds-Geruch das Maul halten und diese Leute ihres Nachtessens halber ungekränkt lassen sollen.

J. Ach, der Teufel, wenn er gewußt hätte, wie es herauskäme, er hätte sich gewiß stille gehalten; aber er dachte nicht daran, daß Gertrud ihren Mund gegen ihn so würde brauchen dürfen, wie sie es gethan. Solche Burschen wissen, wie muthlos und zerschlagen die Armen fast immer gegen sie sind.*)

Und dann mußt du auch wissen, Else, es ist dergleichen Schelmenwirthen immer nicht recht, wenn die Leute im Dorf daheim bei ihren Weibern und Kindern Freude haben und sich daselbst mit einander in Eintracht etwas zu Gute thun, denn das verdirbt die Wirthshauslust im Volk; auch werden sie die, die ihnen schuldig, immer wohl hüten, daß sie nicht in diese Sünde gegen das Wirthshaus fallen; es ist ein allgemeiner Grundsatz bei ihnen, ein Mann, der ihnen schuldig, sei verbunden, ihnen, wie sie sagen, den Kreuzer

*) Joost sagt nicht, daß die Armen überhaupt in Allem und gegen Jedermann muthlos seien; ich denke, er wisse wie wir, daß sie oft gegen viele Leute, und besonders gegen ihre Wohlthäter nur zu viel Muth und wirklich Unverschämtheit haben. Aber gegen die Dorftyrannen sind die Dorfarmen, die in ihren Klauen sind, wie Joost sagt, fast immer muthlos.

zu Handen zu haben, dieses aber will so viel sagen, er sei schuldig, täglich bei ihnen zu fressen und zu saufen, und dann noch das, was seine Leute daheim brauchen, von ihnen zu nehmen, wenn er's auch um die Hälfte wohlfeiler bei Jemand anderm bekäme; auch verstehen die armen Leute in den Dörfern ihre Lage vollkommen und werden allemal, wenn sie etwa etwas wohlfeiler als vom Wirth gekauft und im Hause haben, dasselbe, wie der Lienhard, hinter sieben Mauern verstecken, wenn etwa der Wirth oder seine Frau, oder sein Kind oder seine Magd ihnen so zur Unzeit an die Thür kommen.

E. Auf diese Art hat doch so ein angebundener Tropf ein erbärmliches Leben.

J. Das ist gewiß. Das Leben eines Menschen in den Klauen eines solchen Dorftyrannen ist gewiß elender, als das Leben eines Sklaven in der Türkei.

E. Das doch nicht, Joost! denen haut man ja allen Nase und Ohren ab.

J. Ach, das ist nicht wahr, Else! Die Türkenherren sind auch Menschen und keine Hunde. Ich habe mir das in der Jugend auch so angeben lassen, und daran geglaubt, wie an die Gespenster, aber es sind Narrenreden. Ich habe jetzt selber mit solchen Sklaven aus der Türkei geredet, und sie haben mir deutlich und klar gesagt, sie hätten nie Hunger und Mangel gelitten, so lange sie gefangen gewesen, wohl aber viel, seitdem sie erlöst worden.

Chr. Ich glaube dir's Joost. Die Türkenherren werden gewiß wie die christlichen Herrschaften begreifen, daß Knechte bei Hunger und Mangel nicht gut arbeiten, und daß sie, wenn sie übertrieben hart gehalten sind, zum Schaden der Herrschaft verderbt und unbrauchbar werden.

J. Daran läßt sich keinen Augenblick zweifeln, und sicher ist, daß einem Türkenherrn an seinen Knechten gewiß hundertmal mehr gelegen sein muß, als einem solchen Dorfteufel an seinen Mitchristen, die er ausgesogen.

Chr. Das Beste wäre, solche angebundene arme Tröpfe

hätten allemal eine gute Gertrud an der Hand, die sie so ordentlich wieder-erlöste.

J. Damit dürfen sich wenige trösten. Die Weiber von den Männern, welche sich so in den Wirthshäusern anbinden lassen, sind meistens so schlecht als sie; und die es nicht sind, werden gewöhnlich von ihren Sorgen und Leiden so völlig zu Boden gedrückt, daß sie sich selber nicht zu helfen wissen, geschweige ihren Männern.

E. Das kann ich mir wohl denken.

J. Es braucht unter diesen Umständen sich wie Gertrud zu stellen einen Löwenmuth, und der ist auf den Dörfern gewöhnlich nicht die Sache der armen Leute. Hundert andere hätten, wenn so ein Vogt ein gutes Nachtessen bei ihnen gerochen, sich gekrümmt und gewunden, und tausenderlei Entschuldigungen und Lügen hervorgebracht; entweder hätte es der Herr Pfarrer ihnen müssen geschenkt haben, oder der Gevatter von Liestorf, oder sie hätten behauptet, es sei nur ein Bein und kein $^1/_4$ Pfund Fleisch daran gewesen, oder sie hätten über Schmerz und Fieber geklagt, und weil es der Scheerer in Gottes Namen befohlen, es einmal kaufen müssen; einige hätten sich verflucht und verschworen, daß sie seit 10 Jahren nichts so in der Küche gehabt; wieder andere hätten die lieben Thränen zu Hülfe genommen, und nachdem sie mit dem schwarzen Nastuch die Augen getrocknet, dem Herrn Untervogt unter vielem Schluchzen gesagt, sie wüßten leider, Gott erbarm! wohl, wie viel sie ihm schuldig; es müsse, will's Gott, auch bezahlt sein, es sei ihnen in der Seele Leid, daß er dazu gekommen, weil sie diesen Mund voll gegessen, denn sie wüßten gar wohl, daß das nicht recht und nicht brav sei u. s. w. — Aber wenn der Vogt so ein Weib unter den Händen gehabt hätte, dann hättest du sehen und erleben sollen, wie er mit ihm umgegangen, es ausgehudelt, beschimpft, mit Lumpen und Pack herumgeworfen und ihnen das Brateneſſen auf eine Art versalzen haben würde, daß sie Jahr und Tag nach keinem neuen mehr gelüstet hätten.

E. So ein Jammerhandel wäre eben nicht, was mich

am besten freuen würde zu sehen; es ist viel besser, daß Gertrud dem Nachbar recht deutsch von der Wahrheit und von dem geredet, was ihm ihren Braten oder Salat, oder was es sonst war, ordentlich vergessen gemacht.

J. Es ist wahr, Gertrud zeigte dem Vogt gut, daß er mit Frechheit nichts Gutes bei ihr schaffen werde; er zog auch bald gelindere Saiten auf; aber die gelinden Saiten sind auch das, womit solche Burschen noch mehr Leute ins Garn bringen, als der rohe Tyrannenton, den sie bei denen brauchen, die ihnen nicht mehr entschlüpfen können.

Chr. Die Freundlichkeit ist in der Hand schlechter und böser Leute immer ein weit gefährlicherer Fallstrick, als Furcht und Angst. Der Geängstigte weiß, daß er gefangen; der aber, den man mit Freundlichkeit verblendet, weiß es nicht, und denkt nicht zu fliehen.

E. Aber können solche Burschen immer so leicht ihren Ton ändern?

J. Ja, Else, sie können das vollkommen; sobald sie sehen, daß Frechheit und Angstmachen nicht mehr angeht, brauchen sie so eine verfängliche Freundlichkeit, und wenn sie z. B. ein Weib sehen, das wie Gertrud mit Muth über die Fehler ihres Mannes klagt, so sind sie im Stand, sie reden öffentlich von den Fehlern des Mannes, sie gestehen gerade und ungezwungen selbst, er sei lüderlich; ja, sie können ihm noch selber vor ihren Augen zusprechen, auch vor diesem und jenem warnen, insonderheit, wenn noch etwa ein Schelm, dem sie's nicht gönnen mögen, auch an ihm rupft und ihnen so ihr Stück Brod schmälern will; sie sind sogar im Stande, einem solchen armen Tropf in Gegenwart seiner Frau aus Gottes Wort zu beweisen, daß er hausen und sparen müsse und daß, wenn er es nicht thue, er gewiß nicht selig sterben könne, weil geschrieben stehe, daß wer für die Seinen nicht sorge, ärger sei als ein Heide; und dann eine Viertelstunde darnach, wenn die Frau wieder fort ist, ihm ein paar Würfel oder ein Kartenspiel und einen Krug Wein vorzusetzen und mit Hohngelächter beizufügen, daß dieses eigentlich gut sei, allen Prediger- und allen Weiber-

Schrecken zu vertreiben. Kurz: es ist ein Grausen, zu erzählen, was sie Alles können, brauchen und treiben, um arme Leute in ihren Klauen zu halten. Zwang und Güte, Angst und Lust, Freude und Schrecken, alles ist in ihrer Gewalt, den zu fesseln, bei dem noch etwas zu erhaschen ist; sie leihen und geben; sie fordern zurück und lassen das Geforderte wieder stehn; auch ist es eine große Kunst, von diesen Leuten loszukommen; du mußt fliehen, wie einer im dunkeln Wald vor Mördern flieht, die ihn schon angegriffen, wenn du siehest, mit wem du zu thun hast, und wenn du spürest, daß sie dir nachjagen, so darfst du weniger zurücksehen, als die aus Sodoma und Gomorra; rede nicht mehr mit ihnen; laß lieber eine Zehrung oder zwei, oder zehn zu viel sein, und zahle und streite und rechne nicht mehr mit ihnen. Denn jetzt, da du geflohen, werden sie dir mit Güte nachjagen, sie werden dir nachgeben, wo sie Recht und wo sie Unrecht haben, dich wieder zu gewinnen. Sie werden dir es selber zeigen, wenn du etwa vergessen, ihnen etwas anzurechnen. Wenn du einen Hauptposten, in dem sie dich betrogen, findest, so kommen sie mit einem so ehrlichen: „Dafür ist man bei einander, daß man nachsehe, wo etwas fehle" und streichen das Ding so kaltblütig und gutmüthig durch, daß sie dir während der Rechnung, in der sie das Meisterstück ihrer Schelmereien gegen dich ausüben, wieder an's Herz wachsen; du wirst ihnen nun auch nicht mehr so gar viel Böses zutrauen, als vor einer Stunde; und dann haben sie dich eben wo sie wollen. Bist du aber nicht so nachgiebig, so werden sie dich dahin locken, daß du selber etwa dies oder jenes mit Unrecht suchest; denn es ist ihnen nichts lieber, als dem Mann, mit dem sie in Streit stehen, ein Unrecht gegen sie vorweisen und darstellen zu können. Gewiß wäre es auch dem Hummel eine Herzensfreude gewesen, wenn der Maurer ihm die Schuld, für welche er einen Zettel in der Hand hatte, weggeleugnet hätte; er legte es ihm auch auf die Zunge und reizte ihn dazu, aber es glückte ihm nicht.

Chr. Sie waren glücklich; er setzte hart an sie, und

auf vielerlei Art; so schlimm der Mann ist, so viel Verstand zeigte er.

J. Wer sich auf Schelmenstreiche legt, dem begegnet es oft, daß man seinen Verstand groß findet, ohne daß er es eben ist, und das darum, weil ein Schelm sein bischen Verstand Tag und Nacht in Sachen übt, darin ehrliche Leute, so lange sie leben, ungeübt und ungewandt bleiben; und eben so gewiß ist, jeder schlechte Kerl zeigt sich hier und da in Sachen auf eine Weise dumm und ungewandt, wie brave Leute, wenn sie auch eben nicht besonders viel Verstand haben, darin nie so dumm und ungewandt erscheinen.

Chr. Das zeigt sich jetzt doch am Vogt noch nicht.

J. Laß ihn nur fortmachen und bleiben, was er ist, du wirst ihn gewiß bald wie ein Narr handeln sehen. Es kann kein Schelm, so fein er ist, der Thorheit und der Unvernunft, die im Laster selber ist, mit seiner Klugheit so sehr die Stange halten, daß das Laster nicht zuletzt die Narrheit, die in ihm steckt, ganz hervorgucken lassen müsse. Auch jetzt faselt der Vogt schon in seiner Weisheit und springt darin von einem Ast auf den andern, wie ein ruhiger, ehrlicher Mann in seinem Leben nie thun wird. Siehe dich nur um, Meister! wenn du nicht alle Arten von lasterhaften Leuten Dummheiten machen sehen wirst, die dir unbegreiflich scheinen, so widersprich mir dann.

Chr. Nein, ich will dir nicht widersprechen. Ich glaube selber, das Laster ende mit Unvernunft.

J. Nein, es geht aus ihr hervor und fängt mit ihr an. Die Vernunftschwäche, die im einzelnen Falle die Unvernunft selber ist, geht dem Laster als sein Vorläufer immer voraus. Das Ende des Lasters ist dann freilich, was die Unvernunft desselben zu Tage fördert und Jedermann in die Augen fallen macht.

E. Mir ist immer, der Schelmenverstand sei kein wirklicher Verstand, und man müsse nur denjenigen des ehrlichen Mannes für einen wahren Verstand achten.

Chr. Es ist mir auch so; aber ich kann mir doch den Unterschied des einen vom andern nicht deutlich vorstellen.

J. Er ist klar. Der gute, rechte Verstand geht aus Liebe hervor und bringt Heil, Friede und Segen für den Mann, der ihn hat, und für alle die, denen er damit dienen kann. Schelmenverstand hingegen geht aus Selbstsucht und Lieblosigkeit hervor und bringt Jammer, Unruhe, Kränkung und Leiden über den Mann, der ihn hat, und über alle die, so um ihn und an ihm sind, und über alle die, so ob und unter ihm leben. Und wundert es dich noch mehr, was der Schelmenverstand eigentlich sei, so gehe zu dem Armen, den er am Seil hat, und zum Knecht und Handlanger, die er zu seinen Verstandeskünsten braucht. Jeder von diesen wird dir sagen, was es eigentlich mit dem Verstand eines solchen Menschen sei. Einer wird dir sagen, er müsse seinen magern Ochsen auf dem Markt einem Unkundigen als fett anpreisen, ein anderer, er müsse ihm einen Fremden ins Garn jagen, der Geld im Sack hat; hier muß ein solcher unter seinen Augen seine Treue und Wahrheit loben, wenn ihm eben sein Herz vor seiner Ungerechtigkeit blutet; dort muß er die Sünde seines Meisters bedecken und die Grausamkeit seines Henkers verleugnen; er darf die Rechnungsart, mit der er bestohlen worden, Niemand entdecken; er muß die Streiche, um deren willen er sein Erbgut verloren, selber bemänteln, und seine Armuth eher dem Ungewitter oder dem Wasserschaden, oder einer Feuersbrunst zuschreiben; und daß ihn alle Heiligen bewahren, daß er dieses (unter was für Händen er seufze) weder seinem Vater noch seinem Weibe entdecke, sonst mag er zusehen, was er gethan hat!

Chr. Es würde ihm, denke ich, auch gehen wie dem Maurer, da der Hummel merkte, daß er seine Schelmenstücke seiner Frau entdeckt.

J. Ganz gewiß. Das erste, das in einem solchen Fall so ein Kerl thut, ist dieses, daß er wie der Hummel gegen den Lienert, ein Geschrei erhebt: „Bist du so ein G'sell, Lienert, daß du so etwas von mir sagst, und muß

ich noch in meinen Bart hinein hören, wie ihr Lumpenvolk mich alten Mann um Ehre und guten Namen bringen wollt?"

Chr. Aber man möchte doch mit beiden Füßen stampfen, daß ein Kerl, wie der ist, Ehre und guten Namen ins Maul nehmen darf.

J. Es ist allenthalben, wo man hinkommt, der Brauch, daß die größten Schelme am lautesten von ihrer Ehre und ihrem guten Namen reden. Auch hat mir einst ein ehrlicher, alter Kanzlei-Substitut geradezu eingestanden, daß die Kanzleien hie und da am meisten Ehrbewahrnißscheine für Leute ausstellen müssen, die nur darum sich vor Schimpf und Scheltung zu bewahren suchen, weil sie Schimpf und Schande im höchsten Grade verdienen. Ich würde mich ins Herz hinein schämen, wenn ich je in meinem Leben in den Fall käme, mir einen Ehrenbewahrnißschein machen zu müssen. Aber solche Burschen springen mit dergleichen Scheinen in den Wirthshäusern herum, als wenn's Gültbriefe wären, und rühmen mit dem Papier in den Händen ihre Ehre und ihren unbescholtenen Namen, als wenn ihr Thun und Lassen und Alles, was man von ihnen weiß, nun nichts mehr zu bedeuten hätte gegen das Papier, das sie im Sack allenthalben herumtragen.

Chr. Unser Hummel wird doch, glaube ich jetzt, mit seinem unbescholtenen Namen nicht mehr große Sprünge machen, wenn er auch zehn Ehrenbewahrnißscheine im Sack hat.

E. Seine arme Frau Schuldnerin hat ihm hiefür eine Falle gelegt, in welcher er, wie ich denke, mit Haut und Haar stecken bleiben wird.

J. Der Junker hat ihr auch recht brav geholfen, ihm diese Falle zu legen.

E. Wie so?

J. Denkst du nicht mehr daran, wie er gestern den Hummel gefragt, was der Maurer und seine Frau für Leute seien?

E. Ja, es ist wahr; das war eine Hauptfrage für diese Falle.

J. Es nimmt mich nur Wunder, daß der Vogt es nicht gemerkt hat; denn es ist nicht eine kleine Kunst, solche Vögel ins Garn zu locken; hätte Arner nur mit einem Wort und mit einer Miene merken lassen, daß der Hummel bei ihm verklagt war, so hätte er hundert Auswege und Ausflüchte gefunden; man muß aber solche Burschen eben damit fangen, daß man ihnen zum voraus, ehe man sie anklagt, die Auswege und Ausflüchte, deren sie sich etwa bedienen möchten, abschneidet.

Chr. Das mag aber eben das Schwere in dieser Kunst sein.

J. Das ist es. Sie merken es unbeschreiblich schnell, wenn man ihnen eine Falle legen will. Aenderst du nur ein wenig deinen Ton mit ihnen; bist du nur mehr als sonst gesprächig, nachforschend, oder zurückhaltend, redest du etwa plötzlich und unerwartet von Sachen mit ihnen, die du sonst nicht achtest, entfährt dir nur die geringste, unvorsichtige Rede oder Handlung, sehen dir solche Leute schnell, ehe du dich dessen versiehst, in die Karten, merken deine Absichten, entdecken dein Herz und stellen sich in Fassung; Arner selber hat sich beinahe hierin versehen; im Anfang zwar nicht, er war wie gewohnt kurz, und ohne einige Abänderung seines Tons; die Art, wie er von dem Maurer und seiner Frau redete, konnte keinen Verdacht erregen, denn er redete bei Anlaß der Mauer, um deren willen der Vogt da war, von ihnen; hingegen, daß er fragte, ob des Maurers Frau keine Schwätzerin, das war schon ein Wort, das Verdacht bringen konnte, und dann, daß er das mit besonderm Nachdruck fragte, war gewiß unvorsichtig und es nimmt mich Wunder, daß der Vogt nicht darob stutzte.

Chr. Ich wäre nicht gut, Leuten Fallen zu legen, gegen die man so sehr auf seiner Hut sein muß.

E. Und ich noch tausendmal weniger; aber doch nimmt mich Wunder, daß er dem Maurer und seiner Frau kein schlimmeres Zeugniß gegeben.

J. Meinst du, Schelme dürften allen ehrlichen Leuten böse Zeugnisse geben?

E. Was weiß ich?

J. Nein, Meisterin, sie dürfen das nicht, denn sie wollen insonderheit vor der Obrigkeit reine Wahrheitsmänner sein, und das hindert sie gar oft, von braven Leuten vor ihr Böses zu sagen. Freilich ist's richtig, daß solche Leute von Niemand viel Gutes glauben und Niemand von Herzen rühmen, auch ihre Zeugnisse gar gern so auf die Spitze stellen, daß sie dieselben bei Gelegenheit nach Belieben rechts oder links drehen können.

E. Eben darum nimmt mich Wunder, daß seine Zeugnisse über den Maurer und seine Frau so gerade heraus sind.

J. So gerade sind sie eben nicht. Als der Junker fragt: „Ist der Maurer ein braver Mann, daß ich mich auf ihn verlassen kann?" antwortet der Vogt: „Ja, er ist ein braver Mann. Euer Gnaden können sich auf ihn verlassen, er ist nur gar zu treuherzig." Aus diesem „gar zu treuherzig" aber kann der Gaudieb alle Augenblicke, wenn er will, entweder Lump und Narr, oder die allerherrlichste und frömmste Seele unter der Sonne herausdrehen.

Chr. Aber der Gertrud gab er doch ohne alle Zweideutigkeit ein gutes Zeugniß.

J. Wo gar nichts Böses ist, kann auch der böse Feind nicht allemal etwas Böses hineinbringen. Da, wo ein allgemeiner guter Leumund verdient oder unverdient Jemand in Schutz nimmt, da blasen die größten Schelme gemeiniglich auch laut in dieses Horn; aber genade Gott einem, der mit oder ohne seine Schuld aus der Höhe eines allgemeinen guten Rufs herabfällt; da haben solche Leute für ihr böses Maul und für ihr böses Herz ein offenes Feld.

Chr. Ich denke aber doch, ein recht verdienter, guter Leumund habe das nicht leicht zu besorgen.

J. Du hast Recht. Der gute Leumund eines stillen, braven Mannes ist wenigstens auch so still und geräuschlos als er selber, und darum selten großen Abwechslungen unterworfen. Es ist eine feste Burg um einen Mann, der einen guten Leumund hat.

Chr. Und um ein Weib ist ein guter Leumund wie eine Glorie, die um einen Heiligen strahlt.

E. Dein guter Leumund ist mir wie ein Balsam, der mein Herz erquickt.

Chr. Und mir der deinige wie die Rosenhecke im Garten, die am schönen Sommermorgen vor meiner Laube duftet!

J. Aber — aber — wollen wir Lieder machen, wie alte Narren?

Chr. Laß uns! Lieder über den guten Leumund dürfen alte Leute dichten, aber junge sollen sie singen.

J. Gut entschuldigt, Meister!

Chr. Ich denke besser als gedichtet.

J. Aber da du über den guten Leumund dichten willst, Meister, so sage uns, was meinst du, wer am leichtesten und sichersten einen guten Leumund bekommen und erhalten könne?

Chr. Ich denke, der, der am meisten Gutes und Nützliches thut.

J. Nein, Meister, es ist der, der still lebt, ohne Anspruch recht thut, keine Ehre sucht, des Seinen wartet, vor fremden Dingen flieht, unberufen Niemand Lehren gibt und sich selber weder zu viel anmaßt, noch gar zu viel weiß und nur dem nachfrägt, was er braucht und was ihm dient; der, Meister, ist der Mann, der am leichtesten und sichersten einen guten Leumund erhalten und bekommen kann.

E. Du hast's getroffen, Joost; aber du, mein Lieber, warst noch weit vom Ziel. —

J. Wünsche ihm Glück, Else! Wer zu viel weiß über den guten Leumund, der kann gar leicht einen schlechten bekommen.

Chr. Es ist gut, daß wir dich kennen, und klar überzeugt sind, daß du bei deinem Wissen allenthalben einen guten Namen hast; aber mir ist's auch recht, daß ich bei meinem guten Namen weniger davon weiß als du, und so, wie ich bin, meine ich, man bekomme satt am Nachsinnen über Haus und Hof, daß es mich nie gelüstet, viel mehr

zu wissen, und wenn ich meine Nachbarn und das Land rings herum, so weit ich mein Vieh und Korn verkaufe, wohl kenne, so meine ich, ich kenne die Welt, so weit ich sie brauche.

J. Meister, das ist gut für einen Mann, der sein Haus und Hof geerbt, und wenn er ihn wohl nutzt und baut, ruhig darauf leben und sterben kann; aber ich erbte keinen, und mußte also, um durch die Welt zu kommen, nothwendig mehr wissen, kennen, erfahren und lernen, als du dafür nöthig hattest.

Chr. Dieses Lernen mag dir oft so sauer angekommen sein, daß du einen dauern möchtest; aber jetzt da du es überstanden, muß es dir, denke ich, auch wohl schmecken.

J. Ja, Meister, was ich weiß, macht mir Freude; ich trage daran nicht schwer, und das Lehrgeld ist lange vergessen.

E. Aber glaubst du, es gehe allen Leuten so, die viel wissen? und daß das von ihrem Wissen, so sie nicht brauchen und nicht anwenden können, ihnen nicht auch den Kopf unnützerweise groß und schwindlig mache?

J. Das darf ich nicht sagen, aber doch bei denen, die durch's Lernen ihr Brod suchen müssen, und nur in die Schule gingen, wenn die Noth sie dazu trieb, wird es eben wegen der großen Gefahr des Vielwissens keine Noth haben.

E. So ist's gut, daß es zweierlei Weg und Steg zum Vielwissen gibt; denn sonst habe ich noch immer gehört, daß vielwissende Leute nicht leicht gute Bauernknechte abgeben.

J. Du magst mich also fortschicken, wenn ich dir zu viel weiß.

Chr. Damit will ich jetzt noch warten bis zum Ziel. S'ist ja jetzt Winter.

J. Schuldigen Dank, Meister!

Chr. Ja, schlafe wohl auf diesen Bericht, Joost, es ist Zeit.

Wiederholung des Wichtigsten.

Daß das Schelmenvolk sich in der Welt allenthalben

gleich sehe, so daß wenn man einen recht abmalt, hundert andere meinen werden, sie seien mit Haut und Haar selber getroffen.

Daß, wenn sie getroffen, man sie an allen Wirths- und Schenkhäusern anschlagen sollte.

Daß der Schelmenverstand Unglück bringe, und beides, von der Dummheit ausgehe und zu Dummheiten führe.

Daß die Türken auch Menschen seien und ihre Sklaven es bei einigen von ihnen besser haben, als die armen Tröpfe, die in Christendörfern bösen Wirthen viel schuldig sind.

Daß die Freundlichkeit eines bösen Mannes noch mehr zu fürchten sei, als sein Zorn.

Daß arme Leute fliehen und nicht zurücksehen sollten, wie die zu Sodoma, wenn sie in Gefahr sind, so einem Blutsauger in die Hände zu fallen.

Daß wenn man Vögel fangen wolle, man nicht mit Bengeln drein werfen dürfe.

Daß auch der böse Feind nichts Böses finden könne, wo Alles gut ist.

Daß auch der schlimmste Mann einem Menschen, der einen ganz guten Leumund hat, schonen müsse und ihn nicht leicht anschwärzen dürfe.

Daß ein guter Leumund das Theil stiller Leute ist.

Daß Schelme ihre Zeugnisse auf die Spitzen stellen.

Daß daheim bei Weib und Kindern zu sein und mit ihnen Freude zu haben, das beste Mittel sei, selber einem durstigen Bruder die Wirthshausfreuden zu verleiden.

Daß oft Ehrbewahrnißscheine und Schelmenbriefe eins und eben dasselbe seien.

Daß die schlechtesten Kerls und selber die größten Schelme ihr Maul über ihre Ehre und ihren guten Namen am lautesten aufthun, und daß selber die Kanzleien und Gerichte gewisse Arten von schlechten Leuten bei Ehre und gutem Namen schützen müssen, bis sie fast völlig dem Henker unter die Hände fallen.

Daß es zweierlei Arten, zu vielem Wissen zu kommen, gebe, davon die eine den Menschen zum Schaffen und

Arbeiten ganz untauglich und unbrauchbar macht, die andere aber ihn nicht so verdirbt.

Vierte Abendstunde.

Von einem Paar Ochsen, und von Leuten die man brauchen darf, wie solche. — Vom Auflauern — Von der Großmuth der Schelme. — Von Hühnern, Hähnen, Enten, Butter und gedörrtem Obst. — Von Prinzen und Baronninnen. — Von einem geschenkten Kalbe. — Vom tröstlichen Kirchhofe. — Von Leichenpredigten. — Von der Schlaflosigkeit. — Von alten, elenden Tröpfen, die den Tod fürchten. — Von der Physiognomik der Kinder. — Von den guten Nasen der Weiber. — Von der Verstellung. — Von Altersschwachheiten und vom Ausfrägeln.

Es ist erschrecklich; in einem solchen Dorf wäre man ja keinen Augenblick sicher, daß einem ein jeder Schritt und Tritt, und ein jedes Wort, das man noch so unschuldig in seiner Wohnstube redet, nicht zum Strick und Fall gereichte — sagte Christoph, als er den vierten Abschnitt gelesen — und Joost antwortete: Es ist vollkommen, wie du sagst; in einem Dorfe, wo Menschen wohnen, die so wie der Vogt in allen Gassen ihre Leute haben, welche bestellt sind, auf alle Schritte und Tritte derer, denen sie nachstellen, und die sie hassen, zu lauern, in einem solchen Dorf bist du keinen Augenblick sicher, daß dir nicht das größte Unglück begegne. Der Mann, der mit dir unter einem Dache wohnt, der Knecht deines Hauses, der von deinem Brod ißt und seinen Bissen mit dir in eine Schüssel tunkt; der Mann, der an deiner Seite dein Korn drischt, und die Frau, die mit dir an einem Brunnen ihr Vieh tränkt; der Mann, dem du wie dem Sohn deines Hauses traust und in dem wirklich kein Funke Bosheit ist, kann dich so gut in's Unglück bringen, als der Bösewicht, vor dem du deine Thür verriegelst und dein Fenster zuschließest! In einem solchen Dorfe kann man dir dein eigen Kind, deinen Bruder, deine Schwester, ja selbst deinen Vater und deine Mutter aus-

forschen, ohne daß diese in ihrer Unschuld an irgend etwas Böses denken, bis dein Feind Jammer, Verdruß und tausenderlei Kränkungen unter dein Dach und in deine Wohnstube hineingebracht hat.

E. Ich kann nicht begreifen, wie es Menschen geben könne, die eine Freude daran haben, auf andrer Leute Thun und Lassen also zu lauern.

J. Das wird Niemand begreifen können, wer ein gutes Herz hat, außer er habe es erfahren, und das habe ich und kann dir also sagen: Durch dieses Mittel gelangen sie gemeiniglich zu der abscheulichen Gewalt, die sie auf ihren Dörfern ausüben. Denn sie entdecken hierdurch leider nur zu oft hier und da viel wirklich Schlimmes, und wenn sie dann etwas so Klagbares von Jemand in Händen haben, so ist er ihnen in den Klauen, wie hier der Buller und der Kreuel dem Vogt; — der Unglückliche muß sich dann anspannen lassen, wie die Jochochsen, die sie am Barren haben, sich anspannen lassen, und ziehen und pflügen müssen, wie und wo und wann sie wollen.

Chr. Das ist doch auch eine Vergleichung!

J. Eine grobe, aber eine wahre. Was könnte doch richtiger sein? Sieh nur auch, ob der Vogt es nicht mit beiden völlig gleich hat. Wenn er in den Stall kommt und klopft, so müssen seine Ochsen, wenn's auch Mitternacht wäre, von ihrem Lager aufstehn, ihm Kopf und Nacken darbieten, sich von ihm anschirren lassen, und so müde und hungrig sie sind, hinwandeln, wohin er sie führt; und was ist's anders, mußten diese Stiere im Buch ihrem Treiber nicht auch von ihrem Lager aufstehen, und, ob sie schlummerten oder müde waren, hinwandeln, um zu sehen, wozu er sie anspannen und ob er sie hüst oder hot*) hat führen wollen?

Chr. Du hast fast Recht! Der Dienst, den Ochsen und Esel ihrem Meister thun müssen, ist kaum schwerer als der, zu denen ein solcher Mann seine Tröpfe brauchen kann.

*) „Hüst oder hot" Fuhrmannsworte für links und rechts.

J. Mir und meinesgleichen hätte er indessen um Mitternacht lang rufen können, er hätte wahrlich mit einer Antwort, die ich ihm aus dem Bett überschickt, vorlieb nehmen müssen.

E. Und was wär's wohl für eine gewesen?

J. Hm — ich denke, ich hätte ihm sagen lassen, wenn es nicht brenne und Menschen und Vieh gesund seien, so wolle ich ausschlafen und morgen sehen, was er Gutes wolle.

Chr. Das denke ich auch von dir. Aber das waren andere Leute, die hier, die dir nicht völlig gleichen.

J. Gott Lob! Aber wer fürchten muß, man bringe ihm schlechte Streiche aus, und vor der Schande und Strafe Angst hat, der muß freilich auch um Mitternacht aufstehn, wenn ihm so ein Meister ruft.

Chr. Aber es ist doch entsetzlich, wie der Vogt mit diesen armen Schelmen umgeht und wie sie sich mit klaren Worten von ihm sagen lassen müssen, daß er sie nur so lange nicht hängen lasse, als er sie brauche. So abscheuliche Bursche sie waren, so muß man doch fast Mitleiden mit ihnen haben, wenn man sie hört so demüthig zu ihm sagen: „Was können wir thun? Was können wir machen, Herr Untervogt? Weder Tag noch Nacht ist uns zu viel zu thun, was du uns heißest." So huldigt doch kein Unterthan seinem Oberherrn, und kein Oberherr braucht seine Unterthanen zu so drückenden Diensten.

E. Da und dort brauchen doch auch Junker ihre Bauern zu allerhand, was sehr schwer ist.

J. Ich weiß es wohl, daß man von dieser Seite den Bauern auch allerhand auflader, das sehr schwer ist; aber auch das Stärkste davon führt doch nie weder zu einem solchen Herzklopfen und zu einer solchen innern Beängstigung seiner selbst, noch viel weniger zu einer solchen Verstärkung, Erhaltung und Belebung der tiefen Verruchtheit des menschlichen Charakters, als das, was solche schelmische Dorftyrannen von unglücklichen Leuten fordern, die auf eine solche Art an sie angebunden sind. Hat ein solcher Mann irgend eine Arbeit, so taglöhnern sie ihm geduldig ums Essen; hat

er einen Streit oder Schelthandel, so sind sie seine Zeugen, seine Beistände und seine Spione; hat er einen Feind auf der Straße, so sind sie es, die dem Mann aufpassen, ihn schlagen und lehren, was es sagen wolle, mit ihrem Meister übel zu stehen; will er etwas kaufen, so sind sie es, die herumlaufen, zu sehen, ob es bei einem Armen feil sei, dem sie es abdrücken können; will er etwas verkaufen, so sind sie es, die der schlechten Waare mit Verfälschung einen Schein geben und herumgehen, einen Narren zu suchen, der sie ihm zu theuer abnimmt; kurz, fast bis zum Giftmischen und Morden müssen sie dastehen, wo er sie hinstellt.

E. Es schauert einem vor Allem, was du erzählst, Joost!

J. Ich kann nicht helfen, es ist die Wahrheit.

Chr. Aber es müssen doch erschreckliche Sachen sein, die einen Menschen an so einen Dorftyrannen anbinden können.

J. Manchmal sind es Sachen, wozu sie ihr Treiber selber veranlaßt und verführt hat; und dann ist der Hang, das, so man gefehlt hat, zu verleugnen und zu verdecken, immer eine Sache in der Welt, die einen weiß Gott wie weit führen kann. Ich habe Leute gesehen, die, um sich von Sachen weiß zu waschen, die durchaus nichtswürdige Kleinigkeiten waren, sich zu Handlungen verleiten ließen, die halsbrechend geworden; ich habe Weiber gesehen, die, um den bösen Vorwurf einer bloßen Unanständigkeit abzulenken, sich in Reihen von Thaten haben einflechten lassen, die, allein genommen, unbegreifliche Abscheulichkeiten schienen; und überhaupt ist nichts, das so sehr das Herz verwirren, ängstigen und in Unglück bringen kann, als die Furcht vor einem Mann, der ein hartes Herz hat und Böses von dir weiß; auch kennen diese Tyrannen die ganze Macht, die ihre Grausamkeit über den Geängstigten hat, und brauchen sie gewöhnlich mit eben so viel List und Gewandtheit, als Gewaltthätigkeit. Die Folgen von allem diesem sind, daß von hundert Handlungen, womit elende Menschen ihr Leben verwirken, vielleicht allemal neunzig ihre Quellen in Sachen haben, welche nahe oder fern mit Umständen, von denen jetzt die Rede ist, verwandt sind.

Chr. So ist es für einen Menschen oft ein Glück, wenn ihm sein Fehler auskommt und er von der Obrigkeit dafür gestraft wird.

J. Ganz gewiß!

E. Ich wollte, Gott verhüte es! es möchte auch sein, was es wollte, immer lieber in die Hand der Obrigkeit, als in die Hand eines solchen Mannes fallen.

J. Es wird das ein Jeder sagen, so lange er nicht in diesem Fall ist; aber immer werden Schelme und Diebe im Fall selber es nicht so ansehen; das Laster macht den Menschen blind; die Sorge vor dem Entdecktwerden verwirrt den Kopf, und alle Strafen, die fern sind und vermieden werden können, führen die Menschen weit öfter in die Grube, als wieder hinaus; daher ist es ganz natürlich, daß Leute, denen solche Dorftyrannen Verbrechen ausbringen könnten, sich leicht von ihnen ans Seil bringen und im Joch halten lassen; zudem kommt noch, daß sie ihnen hier und da auch etwa etwas Angenehmes erweisen, daß sie z. B. ihren Lieblingslastern Vorschub thun und durch ihre List verhüten, daß ihnen ihre Fehler auskommen; sie treiben dieses zu Zeiten auch wirklich so weit, daß sie bis zum Schein der Großmuth zuvorkommend und gefällig gegen sie sind; wie z. B. der Vogt mit dem Buller, er nimmt ihn beiseits, daß nicht einmal der Kreuel hört, was sie mit einander sprechen; er sagt ihm gar nicht: Du hast Blumengeschirr gestohlen, sondern nur ganz unbeleidigend, ob er nichts davon wisse; er gibt ihm freilich zu verstehen, daß er in dieser Nacht mit den geladenen Eseln wohl nichts anderes möge über die Grenzen geführt haben; aber sobald er nur merkte, daß er's getroffen, half er dem stotternden Buller alsobald selbst aus der Noth und sagt ihm: Nu... nu... ich bin der Mann, der hilft, wenn's ansteht und Noth thut; dergleichen Sachen thun sie dann doch ihren Anhängern noch oft, so daß es nicht zu verwundern ist, daß sie, so lange sie auch Schelme sind, ihnen ganz gern auch um Mitternacht aufstehen und sich geduldig darein schicken, wenn sie, im Falle ihre Dienste nicht gut und ersprießlich erfunden werden, ausgehudelt und so behandelt

werden, wie Schelme und Diebe dieſes allenthalben zu befürchten haben.

E. Die armen Teufel können einen doch dauern.

J. Mich dauern in dieſen Umſtänden ganz andere Leute.

E. Welche?

J. Die unter dieſen Umſtänden um das Ihrige kommen, an Ehre und Gut Schaden nehmen, und dabei nicht einmal klagen dürfen, wenn ſie nicht doppelt Schaden leiden wollen. Denn ſolche Burſchen haben das Klagen nicht gern und werden einen Jeden, der es wagen wird, heimlich und öffentlich verfolgen und ihm Schaden thun; und ſie ſind hierin ſo kühn, daß ſie ſich mit ihrer Rache ſogar an obrigkeitliche Perſonen wagen, wenn dieſe ihrem Leben und Wandel Einhalt zu thun ſuchen; hingegen ſtehen ſie dann auch immer mit allen Schelmenleuten im Dorf wohl, wenn ſie aber gar das Glück haben ſollten, ſelber unter einer Obrigkeit zu leben, welche eben nicht viel Glauben an Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit und Geradſinn, hingegen einiges Gefallen an Krummſinn, Hinterliſt, Gewaltthätigkeit und einträglichem Unrecht haben möchte, ſo werden ſolche Burſchen unter ihrem Schutze ſicher immer wohl fahren und ihre Streiche ruhig, glücklich und ungekränkt ausführen, auch in ihren Häuſern als Leute von Anſehen und Ehre angeſehen und behandelt werden.

Chr. Solche Dorfhummel ſind alſo bei einer guten Obrigkeit unter ganz andern Umſtänden, als bei einer ſchlechten.

J. Das denke ich. Unter obrigkeitlichen Perſonen, die, ſteif und ſtolz, ihre Hunde und ihr Gewild beſſer kennen und mehr lieben, als ihre Bauern, unter ſolchen, die in wilden Lüften umhertaumeln und unter Obrigkeiten, denen die Bauernweiber junge Schweine, Gänſe, Enten, Hühner, Tauben oder auch wohl nur gedörrtes Obſt zum Geſchenk bringen dürfen, unter ſolchen wird ſo ein Vogt in ſeinem Amt und Dienſt wohl fahren, ſelten viel Unruhe und Sorgen haben, wahrſcheinlich auch recht alt werden und zuletzt noch oben drauf die Ehre der ſchönſten Leichenpredigt im Dorf

genießen, und im Leben und im Sterben Alles finden, was ihm Freude machen, Trost und Ehre bringen kann. Aber es hat eine ganz andere Bewandtniß mit einem solchen Mann unter einer Obrigkeit, die durch und durch brav ist, wie z. B. unter unserm jungen, muthigen, einfachen und kraftvollen Landvogt, von dem wir schon einmal geredet; unter einem Herrn, der noch früher aufsteht, als sein Vogt selber, und hoch herab, wie ein Adler, ein scharfes, durchdringendes Auge auf die Schritte und Tritte eines solchen Mannes wirft und dabei jedem Einzelnen seiner Angehörigen in jedem Fall freundlich, liebreich und edel begegnet; unter einer Obrigkeit, die reine Hände hat und den ersten Verwegenen, der es wagte, ein Kalb zum Geschenk in die Schloßküche zu tragen, wie unser braver Landvogt ins Loch sperrt, ihm das Kalb kochen und ihn dabei im Loch sitzen läßt, bis er es selber gefressen; unter einem solchen Herrn, der ein Vater seines Volkes ist, ist so ein Vogt ein geschlagener Mann, hat vielen Kummer, Sorgen und Angst; auch wird er unter solchen Umständen selten gar alt, geht auch meistens finster, mürrisch, melancholisch daher und hängt den Kopf oft wie ein Hund, der die stille Wuth hat; es ist ihm auch nicht zu verargen; seine Sorgen sind unter diesen Umständen recht schwer durch all sein Leben hindurch; und beim Sterben gefahrt er eben so sehr, unter den Galgen zu kommen, als auf den tröstlichen Kirchhof — von einer schönen Leichenpredigt aber ist dann hier gar nicht die Rede.

Chr. Ja, so ein Vogt muß unter einem guten Herrn seine liebe Noth haben.

J. Das ist gewiß. Auch sind ihrer viele arme geplagte Leute, besonders wenn sie anfangen alt zu werden, wenn ihre Kräfte abnehmen, ihre Freunde dahinsterben und ein junges Geschlecht aufwächst, welches sie nicht kennen, aber fürchten; wenn ihre Kinder und ihr Dorf bald auf ihren Tod hoffen und ihnen vor dem Sterben in ihren stillen Stunden angst und bang wird, wenn am Tage ihnen die Kraft zur Arbeit und des Nachts zum Schlafe mangelt, dann sind solche

Männer arme, elende Leute und tragen den Lohn ihres Lebens schwer auf ihrem Rücken.

Chr. Das schlaflose Alter deckt dem Menschen sein Herz auf, und der lasterhafte Elende hat in diesen Tagen große Plagen; auch ist es nichts Seltenes, daß solche Unglückliche, wie der Hummel, die Ihrigen ganze Nächte durch unruhig machen und selber noch fremde Leute um Mitternacht in's Haus rufen, damit ihnen die schwere Zeit leichter werde.

J. Das schlaflose Alter des frommen, braven Mannes ist nicht also. Er hat den Kopf voll Erfahrungen von nützlichen Sachen, die ihm in seinen schlaflosen Nächten ruhig im Kopf herumgehen und ihn oft wirklich angenehm beschäftigen; aber ja — die Schlaflosigkeit des alternden Bösewichts ist eine Marter, die sich Niemand vorstellen kann, als wer einen solchen grauen Mann unter seinem Dache Nächte durch ächzen gehört, ohne daß er am Morgen hätte sagen können, daß ihm ein Zahn oder ein Finger wehe gethan habe.

Chr. Das Alter schwächt überhaupt alle Leute; aber Lasterhafte dann auch gar!

J. Auch lassen die Leidenschaften und Fehler in einem gewissen Alter sich schlechthin nicht verbergen; in jüngeren Jahren wäre es auch dem Hummel gewiß nicht begegnet, daß ihm ein Weib hätte ansehen können, daß er von ersticktem Zorn blaß wäre und daß hinter seinem Lächeln verbissener Grimm verborgen läge.

Chr. Aber Gertrud mag dir doch eine besonders feine Nase gehabt haben; dem Lienert wäre es gewiß nicht in den Sinn gekommen, so etwas zu riechen.

J. Das ist nicht anders. Die Weiber merken dergleichen Sachen immer ein Jahr vorher, ehe die Männer daran denken.

Chr. Müssen denn die Männer immer einfältiger sein, als die Weiber?

E. Meinst etwa, sie seien's gar nie?

Chr. (lacht).

E. Verzeihe, Lieber! Sie sind's dann und wann gewiß.

Chr. Aber, Jooſt, wenn ihr Recht habt und es ſo iſt, ſo möchte ich doch auch wiſſen, wie es komme, daß die Weiber ſo oft vieles ſo geſchwind und leichter merken, als die Männer.

J. Ei — ich denke, die Männer haben immer zu viel Arbeit im Kopf und in den Händen, als daß es ihnen möglich wäre, den Leuten ſo ſteif und lang und genau auf's Maul und auf die Augen zu ſehen, als es die Weiber zu thun ſcheinen.

E. Gut erklärt!

Chr. Und zur Zufriedenheit beider Parteien.

J. Das ſollte mich freuen; aber, Elſe, weißt du bei dieſem Anlaß, wer dir am genaueſten und ſchärfſten ins Auge ſieht und am richtigſten merkt, ob du es gut oder böſe meinſt?

E. Nein!

J. Du ſollteſt's errathen.

E. Ich kann nicht.

J. Das nimmt mich Wunder.

E. Ei — ſo ſag's doch einmal.

J. Die kleinen Kinder, die merken dir, faſt ehe ſie reden können, die kleinſte Unruhe und Verdrießlichkeit an; ſie ſchleichen und herzen um dich, und lächeln dir nicht, bis du wieder durch und durch heiter und freudig mit ihnen biſt.

E. Es iſt wahr und wirklich unbegreiflich, wie ſchnell ſie einem die geringſte Unruhe und Beſorgniß anſehen und wie deutlich ſie einem zeigen können, daß ſie es merken; auch erkennen ſie einen unwilligen, häſſigen Menſchen ſogleich, und wenn er noch ſo jung und ſchön, wenn er weiß und rothe Backen und Haarlocken hätte wie Abſalom und Kleider von Seide und Scharlach, ſo werden ſie ihm dennoch nicht gut ſein, trotz aller ſeiner Schmeicheleien, nicht auf ſeinen Armen bleiben wollen — und hingegen einem ſchwarzen, alten Keſſelflicker, der's gut mit ihnen meint, wenn auch ſein Rock und ſein Hut noch ſo zerriſſen und ſein Haar noch ſo ſehr über ſeine Stirn herabhängen wird, dennoch mit Lachen und Nicken beide Hände entgegenſtrecken.

Chr. Aber daß doch alte Leute immer noch Sachen wagen und probiren mögen, denen sie nicht mehr gewachsen sind, und sich wie der Hummel mit ihren Verstellungskünsten noch lächerlich machen mögen!

J. Das würden sie wohl nicht thun, wenn sie im Alter nicht noch viel mehr Beweggründe zur Verstellung hätten, als in der Jugend.

Chr. Aber in der Jugend mag die Verstellung eines solchen Menschen, wie der Vogt ist, doch etwas Fürchterliches gewesen sein.

J. Das ist wahr. In seinen guten Jahren ist so ein Mann durch seine Verstellung schrecklicher Sachen fähig; wenn du am festesten in seiner Freundschaft zu stehen glaubst, wenn du schwören würdest, er gebe dir seine Tochter zur Ehe, so kann er falsches Zeugniß gegen dich bringen, dich in's Gefängniß werfen; die unschuldigsten Handlungen, die du thust, und das gutmüthigste Wort, das du redest, kann ihm Griff auf dich geben und Spuren, wie er dir zu Leib und ans Herz kommen könne; jeder kleine Umstand, z. B. wie das Liseli beim Brunnen den Schloßherrn gerühmt, ist genug, dich in die Grube zu bringen.

E. Ja, Fritz und Mareili, hört ihr, was der Anlaß gewesen, warum der Vogt über diese Leute so aufgebracht worden ist, daß er ihnen so viel Uebles anzuthun sich vorgenommen?

Fritz und Marei. Ja, ja, Mutter.

E. Sag' mir's wieder, Mareili.

Marei. Weil die Lise den Schloßherrn beim Brunnen rühmte.

E. Seht, Kinder, was unnützes Geschwätz für Unglück bringt, und hütet euch davor, besonders bei Leuten, die euch über Sachen, die sie nicht angehen, ausforschen und ausfrägeln.

J. Ich hasse auch in der Welt nichts so sehr, wie dieses Ausfrägeln und Ausforschen; und wenn ich so Jemand sehe, der's thut, so ist mir genau, ich höre einen dem andern den Schlüssel zu einem fremden Geldkasten ablocken.

E. Es hat eins mit dem andern wirklich viel Verwandtschaft.

Chr. Aber, es spätet! Wollen wir nicht genug haben für diesen Abend?

E. Ich denke ja, Vater!

Wiederholung des Wesentlichsten.

Daß ein Dorf übel geplagt sei, in welchem ein Mann wohnt, der sein Handwerk daraus macht, allenthalben aufzulauern, was Jedermann rede und thue.

Daß ein Mensch, der sich von einem andern zu allem brauchen lassen müsse, was dieser wolle, es ungefähr habe wie ein Ochs, der sich an jeden Pflug und an jeden Wagen anspannen lassen muß, wozu ihn sein Meister anspannen will.

Daß das Schwerste, was die Obrigkeit von Bauern fordre, eine leichte Last gegen das sei, was die eigentlichen Dorftyrannen denen aufladen, die sie an ihrem Seil haben.

Wer einen kleinen Fehler so zu sagen über's Teufels Gewalt verbergen will, solle Sorge tragen, daß ihn der kleine Fehler nicht bis zum Mord und Giftmischen führe.

Daß wer seinen Mann kennt, ihn an einen Strohhalm so gut, als an einer Kette herumführen könne.

Daß selbst die wildesten Dorftyrannen erkennen müssen, daß eine Art von vorkommender Gefälligkeit und Großmuth auch gegen sicher angeschlossene Sklaven unumgänglich nöthig sei, wenn man sie zu etwas brauchen und mit ihnen etwas ausrichten wolle.

Daß zwischen Hölle und Himmel ein großer Unterschied; daß aber zwischen einem recht guten Herrn und einem bösen der Unterschied fast eben so groß sei.

Daß die Hummel unter bösen Herren wachsen und gedeihen, wie das Unkraut in fetten Aeckern, die man nicht jätet und nicht pflügt.

Daß die Hummel oft auch arme, geplagte Leute seien.

Daß das Alter den Menschen schwäche, und Schelme ihre Tücke, wenn sie weißgrau seien, nicht mehr verbergen

können, wie sie's im Stand sind, so lange ihre Schnauze noch kohlschwarz oder kastanienbraun ist.

Daß einem die Kinder gut in den Augen lesen können.

Und daß hie und da die Weiber dieses auch so ziemlich gut verstehen.

Fünfte Abendstunde.

Vom Schaf vor der Schlachtbank. — Vom Dastehen wie ein Bock. — Vom Rothwerden. — Vom Frechsein. — Vom Gehorsam und von der Liebe. — Vom Hut auf dem Kopf, und vom Stock in der Hand. — Von einem Kapuziner. — Von Geheimnißmachereien. — Von Pfarrhäusern, Schlössern, Sigristen, Herrschaftbeamten, Profossen, Bettelvögten. — Vom Amtseid und vom Stillschweigen. — Von Nebengründen, von Hauptgründen. — Unter freiem Himmel ist nicht bei verschlossener Thür. — Von Conten. — Von Hunden, Katzen, von einem Rehböcklein. — Vom allgemeinen Wohl. — Von Schuhwachskugeln. — Von Almosen-Aemtern. — Von Leibgarden.

Auch diesmal war's gut, daß Gertrud und nicht ihr Mann mit dem Junker zu Rede gekommen, sagt Christoph, als er den fünften Abschnitt gelesen. Und Else antwortet: Meinst du, Vater, er hätte seine Sache nicht so gut gemacht, als sie?

Chr. (lächelnd). S'ist dir groß Ernst, dies zu fragen.

E. Ei — sie ist doch im Anfange da gestanden so redereich, wie ein Schaf vor der Schlachtbank.

J. Nun, du wirst doch das so übel nicht finden, Frau Meisterin? Mir wenigstens gefiel eine Bauernfrau eben nur halb, die ohne zu erröthen und ohne betroffen zu sein, vor so einer Menge Volks mit einem Oberherrn redete; und ich könnte sie nicht leicht für etwas besonders Feines und Gutes ansehen.

Chr. Ich auch nicht; den Fall ausgenommen, daß ein Weib unter Umständen lebte, in denen es zu Zeiten nothwendig in Gegenwart von vielen Leuten mit einer obrigkeitlichen Person reden müßte.

J. Und dann gibt es sonst noch Umstände, in denen

Weiber, besonders von niederm Stande, in die Lage kommen, beinahe bis zur Unanständigkeit muthvoll und herzhaft dastehen zu müssen, ohne darauf Rücksicht nehmen zu können, wer etwa um den Weg sei, der sich daran stoßen möchte.

E. Umstände hin und Umstände her! so wird es immer wahr bleiben, daß ein Weib, das bis zur Unanständigkeit herzhaft und kühn wird, eine Hauptsache verloren, mit der sie ihrem Mann und Kindern in ihrer Wohnstube hundert Stunden mehr versüßen würde, wenn sie selbige noch hätte.

J. Auch wissen's alle Weiber, daß sanft und nicht frech zu sein das Hauptkleinod ist, das man bei ihnen sucht; und daher kommt es auch, daß Weiber, die frech sind, ihren lieben Neid gegen die sanften und bescheidenen in jedem Fall gar deutlich hervorgucken lassen, da du hingegen in Ewigkeit kein sanftes Weib antreffen wirst, das seine Nachbarin ob ihres Frechseins und ob ihrer Kühnheit beneiden wird.

E. Das ist natürlich. Es wird auch kein Mädchen seinen schönen Wuchs um einen schönen Rock vertauschen.

Chr. Das Rothwerden der Unschuld und Schamhaftigkeit, das auch nur die Ahnung der Frechheit und des Unanständigen ausschließt, ist das erste Kleinod, das wir an einem Weibe, welches wir achten und schätzen, suchen. Darum gibt auch dieses im Anfange nicht reden dürfen und wie ein Schaf dastehn, das gewiß mit sichtbarer Schamröthe verbunden war, allem dem, was Gertrud hernach that, Würde und Eindruck.

J. Das ist wahr. In aller Welt muß ein Mensch, wenn er Eindruck machen will, unter seinen Mitmenschen dastehn, wie es ihm gebührt: ein Mann wie ein Mann; ein Weib wie ein Weib.

Chr. Du hast wohl Recht. Aber es geschieht doch sehr selten. So lange ich als Meister in meiner Haushaltung dastehn wollte, daß es Jedermann sah, wollte es noch nie recht gehn; und auch du, Joost, so ein guter Knecht du bist, thust doch fast täglich, ohne mich zu fragen, was du meinst, daß recht und gut sei; und ich bekümmere mich auch nicht

viel darum, vor den Leuten als der Meister im Hause dazustehn und ihnen zu zeigen, daß ich es bin.

E. Du bist wohl ein guter Meister, sonst müßten wir dir, denk' ich, auch mehr folgen.

Chr. Und du bist, denk' ich, wohl auch eine gute Frau, sonst würde ich dir wohl auch mehr befehlen müssen.

J. Es scheint fast, ihr versteht einander hierin recht gut.

Chr. Ich denke, man müsse Treue und Liebe auch etwa für Gehorsam nehmen, und wenn man's hie und da nicht thäte, so wäre gewiß viel Hauskreuz mehr in der Welt, als wirklich darin ist.

J. Es ist mit dem Gehorsam und mit der Treue vollkommen einerlei; man muß die Kraft und das Wesen von beiden fest in sich selbst haben, aber sich hüten, den Schein davon alle Augenblicke vor den Augen, den Geruch davon alle Augenblicke vor der Nase und die Worte davon alle Augenblicke im Munde haben zu wollen. Ihr könnt sicher sein, alle Herrschaften und Meisterleute, welche steif und wunderlich alle Stunden mit ihren Gehorsamsforderungen ein Probestückchen erzwingen wollen, sind mit dem Sack geschlagen, und zum Regieren gemacht, wie unser Schneider zum Pflughalten; und so ein Hausregierungsnarr wird die beste Frau von der Welt zuletzt unwillig machen und auch seine besten Dienstboten vor den Kopf stoßen und dann Schelme an die Hand bringen, die ihm alle Gehorsamsprobestückchen vor den Augen gut vorspielen, zum Lohn dann aber auch ihn tüchtig und sicher dafür bestehlen werden. Das Herz seiner Nebenmenschen zu schonen ist das erste, was zum Regieren gehört, und wer das nicht kann, der trägt den Stab in der linken Hand und wird damit denen, die ihm folgen sollten, zum Gespötte und Gelächter.

Chr. Arner hat ihn nicht in der linken, wie's mich dünkt; und an dem Ort und an der Stelle, wo er stand, war's nichts Leichtes, mit Schonung für's Menschenherz seine Meisterschaft zu zeigen.

J. Ganz gewiß war es nichts weniger als etwas Leichtes, bei einem Manne, wie der Vogt, ohne Stolz und Anmaßung,

ohne Schimpfen und Zanken und auch nur ohne den Schein eines unzeitigen Gewaltstreiches, blos durch Klugheit in Behandlung des Geschäfts, das vorlag, vor der ganzen Gemeinde zu zeigen, daß er einen Meister habe, wie ihm einer gebühre.

Chr. Ich kenne in unserm Lande viele Leute, die meinen, es brauche, um einem Untergeordneten unter allen Umständen den Meister zu zeigen, nichts weiter als Dickthun, den Hut auf dem Kopf sitzen lassen und machen, daß der Kerl sich oft und viel vor einem bücke bis auf den Boden.

J. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Bücken vor seinem Meister; es gibt ein Bücken, darin der Bückende mit lachendem Munde an die Steine herabsieht, die ihm so nahe an die Nase kommen; in diesem Fall ist der Bückende gewiß mehr Meister, als der Herr, vor dem er sich bückt. Aber es gibt auch ein Bücken, bei dem der sich Bückende todtblaß wird und vor Schrecken sein Bücken selber vergißt; in diesem Fall ist der, vor dem er sich bückt, gewiß sein Meister. Aber Arner stand weder auf diese noch auf jene Art als Meister dieses Burschen da.

Chr. Aber wie du sagst, es ist schwer, sehr schwer, über einen Mann, wie diesen, auf die Art als Meister dazustehn, wie Arner dasteht.

J. Es ist zum Bewundern, wie er ihn allenthalben bei einem jeden Wörtchen anpackt, und von dem Augenblick an, da er ihm unter die Augen gekommen, ihn, so zu sagen, nicht wieder zu sich selber kommen läßt.

Chr. Und Gottserbärmlicheres habe ich noch nicht gesehn, als wie der arme Schelm die Nachbarn, die er fortjagte, so im Augenblick fast wie außer Athem zurückrufen mußte.

J. Der Anlaß dazu war auch ganz bedeutend und gibt über den Charakter dieses Mannes großes Licht. Es hätte ihm auf der Welt nichts so zuwider sein können, als diese Nachbarn wieder zurückzurufen. Solche Dorftyrannen haben keine größere Angelegenheit, als Alles, was die Obrigkeit mit ihnen redet und was sie mit ihr reden, zu verbergen

und geheim zu halten. Es ist, als wenn sie glaubten, das Land würde untergehn, wenn das gemeine Volk irgend etwas von dem, was seine Obrigkeit mit ihm vorhat, einen Augenblick früher vernähme, als ihm dasselbe von der Kanzel verlesen wird. Die Staatsgeheimnißmacherei ist durch solche Leute bis in die niedersten Dörfer hinabgedrungen und wird in den elendesten, unbedeutendsten Sachen eigentlich comödiantenmäßig vorgespielt. Es hat aber einmal ein Kapaziner, da von der Geheimnißmacherei solcher Dorfvögel die Rede war, zu mir gesagt, es seien schon mehr Leute und Land zu Grunde gegangen, weil der gemeine Mann zu wenig aus dem Mund seines Herrn vernommen, als weil er zu viel davon vernommen. Und es ekelt mir, wenn ich alle Profossen und Bettelvögte bemüht sehe, sich damit ein Ansehn zu geben; auch haben mir einige von den ältesten Leuten im Dorfe schon gesagt, diese Geheimnißmachereien seien vor Zeiten mehr unter den Kirchenvorstehern und Sigristen, die in Pfarrhäusern sehr vertraut waren, als unter Herrschaftsbeamten in Uebung gewesen. Es gibt auch wahrlich wenig Fälle, wo Dorfbeamte pflichthalber aus dem, was sie von der Obrigkeit wissen, ein Geheimniß machen müssen; und es ist eine Thatsache, daß schlechte Vorgesetzte meistens in dem, was sie verschweigen sollten, vorlaut sind, und hingegen sehr oft mit vieler Sorgfalt Geheimnisse aus dem machen, wodurch das Volk das gute Herz, die Liebe und das Wohlwollen seiner Obrigkeit erkennen und dadurch auf Mittel und Wege gelangen könnte, sich in seinen Angelegenheiten ihr persönlich zu nähern. Auch ist gewiß, daß brave, obrigkeitliche Personen und Herrschaften diese Geheimnißmacherei in den Dörfern nicht gern haben.

Chr. Ich kenne aber auch obrigkeitliche Personen, die aus guten Gründen Liebhaber von dieser Art Geheimnißmacherei sind, insonderheit in Angelegenheit des öffentlichen Bauwesens.

J. Ich kenne auch dergleichen, habe aber auch allgemein gesehn, daß Regierungsbeamte, die im Fall sind, von ihren Unterbeamten ein Stillschweigen, z. B. über Maurer-, Zimmer-

mann- und Hafner-Conten zu begehren, dann auch nicht wohl verhindern können, daß diese Unterbeamten an ihrem Ort sich Geheimstreiche und Kühnheiten erlauben, von denen die Dörfer oft bis aufs Blut ausgesogen werden. Deßhalb wirst du auch fast allgemein finden, daß weise und gute Regenten in Geschäften von dieser Art gerade und offen zu Werke gehen, wie dieser Arner.

Chr. Einer, der das nicht thäte, hätte auch schwer, Unterbeamte, die im Fehler sind, so öffentlich zu beschämen und dem ersten besten Weib, das über einen solchen Mann eine Klage brächte, ohne vieles Bedenken die kurze und gerade Antwort zu geben: „Da vor deinen Augen und vor allem Volk will ich dir zeigen, daß ich meine Leute vor aller Bedrückung beschützt haben will."

J. Das ist mehr, als richtig; aber eben darum würde leider, Gott erbarm', auch mancher Oberamtmann und Obervogt bei solchen gegen ihren Herrn Untervogt eingegangenen Klagen gut gefunden haben, ihn unter vier Augen in ein Zimmer zu rufen und da ihm seine Strafpredigt bei verschlossener Thür zu halten, aber dann auch die Wirkung, die sie etwa auf den Maurer und seine Haushaltung hätte gehabt haben mögen, Gott und der Zeit zu überlassen.

Chr. Ein gutes Gewissen ist allenthalben das einzige, was in allen Verhältnissen und in allen Lagen dem Menschen den Muth gibt, seine Sache gerade öffentlich und ohne allen Umschweif zu behandeln.

J. Das ist freilich für die ersten obrigkeitlichen Personen so wahr, als für die geringsten Krämer, Handwerker und Bauern.

Chr. Wenn man es doch nur immer recht glaubte!

J. Man glaubt es freilich nicht nur nicht immer, sondern gar selten sehr recht. Wenn man aber doch dann und wann Leute antrifft, die, wie hier Arner, mit einer Stirn voll Ernst, mit einem Blick, der durch Mark und Bein dringt, den Bösewicht und Schelm verwirren und zu Boden schlagen sieht, daß er wie der Hummel betäubt und blaß, wie der Tod, den Schweiß von der Stirn wischt, und

mit bangem Keuchen antworten muß: „In meinem Leben, gnädiger Herr! ist mir nie so etwas begegnet, und so lang ich lebe und Vogt bin“ u. s. w. — und dann wieder: „Es ist erschrecklich, ich . . . ich . . . besinne . . . Sie haben mich . . . ich habe sie . . . dafür angesehn“ — ich sage, wenn man zu Zeiten auch Leute antrifft, die so handeln, so muß man dann wieder an die Macht des guten Gewissens glauben, wenn man fast auch nicht wollte.

E. Das ist gewiß so und es nimmt mich nur Wunder, wie der Vogt es noch habe wagen dürfen, Gertrud so anzufahren. Aber es scheint auch, er habe so zu sagen seine letzte Kraft zusammenraffen müssen und sei fast außer sich vor Zorn gewesen, da er sie so angefahren: „Was hast du mit meinem Wirthshaus?“

J. Es war aber auch Stoff, vor Verwirrung und Zorn ein wenig außer sich zu kommen. Denk nur einmal, wie ihm habe sein müssen, da das halbe Dorf, jung und alt, auf einmal in ein lautes Gelächter ausgebrochen, als Gertrud nach ihrem langen Schweigen endlich mit ihrem launigen: „Die Kirche ist so nahe am Wirthshaus“ hervorrückte.

Chr. Er hat sich aber auch hier noch einmal, und das recht fein herauszieh'n wollen, da er zur Antwort gab: „Das ist der Lohn, wenn man Lumpenleuten dient, und man hat allemal einen solchen Dank anstatt der Bezahlung.“

J. Das ist der gewohnte Kunstgriff aller Schelme, wenn sie verklagt werden, daß sie, anstatt auf die Klage zu antworten, die Sache umkehren und geschwind auch etwas Böses oder wenigstens Verdächtiges wider den Kläger anbringen; und es ist ein Glück, wenn die Richter es allemal wohl verstehen, so einen Burschen fest und gut beim Wesentlichen der Klage angeschnürt zu halten.

Chr. Arner verstand es; er ließ ihm keinen Seitensprung zu. „Mache dir für die Bezahlung keine Mühe; es ist nur die Frage, ob das Weib lüge.“ Das war ein Band, welches ihn sehr steif zur Ordnung und Hauptfrage zurückführte.

J. Arner verstand's freilich. Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Land und Leute sollten Gott danken, wo der Richter den Beklagten an der Hauptsache so angeschnürt zu halten und ihre Seitensprünge, Incidenzien und andere Aus- und Abwege abzuschneiden das Recht hat, und er nicht von Rechtsformularen und Landesgesetzen gehindert wird, in vorliegenden Rechtsfragen der Wahrheit auf einfachen, geraden Wegen nachzuspüren. Denn man kann sicher sein, daß an Orten, wo dem Richter über diesen Punkt die Hände gebunden sind und es sonst nicht in der Uebung ist, daß er in Untersuchung von Rechtssachen seinen Kopf und sein Herz nicht eben so frei und selbstständig brauchen und walten lassen dürfe, als Jedermann dieses bei Untersuchung von Hausstreitigkeiten und allen Arten von Geschäftsangelegenheiten zu thun gewohnt ist, da werden dergleichen Vögel gemeiniglich selten verklagt, und wenn es geschieht, so werden unter zehn allemal ihrer neune mit lachendem Munde vom Herrn wieder heim gehen, bei dem sie verklagt worden.

Chr. Das ist landskundig und Jedermann richtet sich darnach. Auch fällt es in die Augen, daß der Hummel im eigentlichen Verstand nur durch den geraden, ungekünstelten und von keinen Rechtsformen gebundenen Gang, den der Junker sich in diesem Geschäft erlaubte, in das Gerechtigkeitsgarn gebracht worden, in dem er hangen geblieben.

J. Das ist vollkommen richtig. Es verwirrt solche Bursche nichts so sehr, als wenn eine Rechtssache gegen sie, ohne viel Formalitäten, aber mit Eifer und Theilnahme behandelt wird; und nie sind sie glücklich, als wenn sie in solchen Geschäften kaltblütige Richter finden, die sich leicht vom Festhalten des Hauptgesichtspunkts ab- und in Nebenumstände, Nebenansichten und Nebenfragen hineinlenken lassen, wodurch die eigentliche Rechtsfrage, gleichsam wie das Licht unter dem Viertel, vergraben wird. Und es ist ein großes Unglück unserer Zeit, daß der Rechtslauf vieler Geschäfte vielseitig hie und da im Lande wirklich also geht.

Chr. Es ist auch begreiflich, daß bei einem solchen Rechtsgange dergleichen Burschen bei allen ihren Unthaten

meistens sicher bei Haus und Hof und bei Nasen und Ohren bleiben, wenn sie selbige auch zwanzigmal mögen verwirkt haben.

J. Es ist ihnen unter diesen Umständen immer ein Leichtes, sich bei Allem, was wider sie geklagt wird, mit heiler Haut herauszuhelfen. Sie bleiben auch mehrentheils Zeitlebens bei ihren Herrschaften in großen Gunsten, und verstehen es gewöhnlich ganz vorzüglich, sich darin zu erhalten.

Chr. Ich weiß auch, daß das wahr ist. Aber du weißt besser als ich, wie sie es machen; erzähle uns darüber etwas.

J. Sie machen es auf allerlei Art; vorzüglich verbergen sie allenthalben ihre bösen Absichten und bemänteln sie mit guten; sie stellen sich demüthig und gehorsam und dem Willen ihrer Herrschaft immer gar ergeben, nehmen auch ihre Meinung augenblicklich zurück, wenn ihre Herrschaft nur blicken läßt, daß sie eine andere hat; sie sind ferner sehr brauchbar, sie verstehen die Geschäfte und wissen Alles, was einem Herrn etwas eintragen oder ihm Freude machen kann; sie reinigen ihm Frucht und zählen ihm Garben, sie verkaufen ihm Wein, sie füttern ihm Hunde, sie bringen seinen Kindern Katzen und junge Rehböcklein; sie haben auch kein Gewissen; und wenn ihr Herr etwas wider das Recht und den Nutzen des Dorfs und ihrer Mitbürger gelüstet, so bieten sie ihm dienstfertig und schnell ihre beiden Hände und hüten sich noch, daß er nicht einmal vernehme, daß sein Thun unrecht sei. Aber ich will die Reihenfolge ihrer Dienstarten und Dienstkünste abbrechen, ich müßte sonst bis morgen erzählen.

Chr. Und wir müssen doch auch nicht vergessen, wie Gertrud dem Junker das Wirthshausleben so richtig abmalt.

J. Nein; ich möchte das auch nicht vergessen, denn der Schade, den die Wirthshäuser in den Dörfern machen, ist so richtig und wahr, daß man an vielen Orten selber den Aeckern und Weinbergen ansieht, ob ein Wirthshaus im Dorf ist, oder nicht.

Chr. Es zeigt sich sogar oft selbst in den Gassen eines

Dorfs, daß diejenigen, die die Nähern bei dem Wirthshaus sind, mehr Lumpen beherbergen, als die, so entfernter von ihm sind.

E. Kann man aber dem Uebel nicht helfen?

J. Erstaunlich schwer, insonderheit bei uns, wo die Wirthshäuser gekauft und ein rechtliches Eigenthum ihrer Besitzer sind. Die Fehler, die darin vorgehen und veranlaßt werden, sind auch mehrentheils mit Umständen verbunden, die tief hineingreifen, und oft gehört das Recht, zu wirthen, in die Schlösser, und verblendet die Herrschaften durch seine Abträglichkeit selber. Aber wir haben das Wichtigste dieses Abschnittes noch nicht einmal berührt.

Chr. Was ist das?

J. Es ist die Art und Weise, wie der Vogt von den Ursachen redet, um deren willen ihn Arner so behandle. Zuerst sagt er: das Land komme dadurch um seine Rechte und Freiheiten, weil der Junker Jedermann anhöre, Allem selbst nachforsche und Alles vor sich ziehe, was ehedem unter Vogtshänden ausgemacht worden; aber uns wird er hiermit nicht blenden; wir wissen es schon, wie groß das Unglück im Lande ist, wenn Edelleute und Oberbeamte nicht mit ihren eigenen Augen zu ihren Leuten schauen und aller Ordnung oder Unordnung nicht mit eigener Nase nachspüren; es braucht auch nichts als die Geschichte des Vogts unter dem alten Arner und die Erfahrung aller Orten, wo Schulzen und Dorfvorgesetzte so viel Gewalt und Ansehen haben, daß Niemand über sie klagen darf, um richtig einzusehen, was dem Vogt eigentlich am Herzen liegt.

Die zweite Manier, wie er die Ursache seines Unglücks verdreht und von sich selber ablenkt, ist diese, daß er sagt, der Junker wolle das Wirthshausrecht ins Schloß ziehen und es ihm aus diesem Grunde nehmen. Jedermann sieht, daß dem Arner kein Gedanke an so etwas gekommen, und der Hummel redet ganz gewiß über diesen Punkt wie jeder Mensch, der im Eifer und in einer starken Verblendung seiner Bosheit steckt und in dieser Gemüthslage alle Menschen auf Erden der abscheulichsten Dinge fähig glaubt, ohne

im Geringsten Spuren von Bosheit in sich selber zu vermuthen.

Es ist auch ganz gewiß, daß der Hummel selber in seiner Seele überzeugt war, daß dem Junker nie ein Sinn daran gekommen, ihm sein Wirthshausrecht also abzudrücken und daß er mit seinem Geschwätz über die Gefahren, in denen auch ihre Dorfrechte und ihre Dorffreiheiten unter einem solchen Junker seien, nichts anderes wollte, als sich unter den Bauern eine Partei verschaffen, die Alles, was der Junker thue und suche, in einem gehässigen Licht ins Auge fasse. Ein Arner ist freilich eines solchen Gedankens nicht fähig; aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß es hie und da auch einen Edelmann oder einen Oberamtmann geben könne, der zu einem solchen Gedanken nicht zu gut ist; und so unglücklich es ist, so kann man nicht leugnen, daß Beispiele dieser Art hier und da im Volk auch gegen väterliche obrigkeitliche Personen ein Mißtrauen erzeugen können, welches durch seine Folgen dem Lande unendlichen Schaden zu bringen im Stande ist.

Ich weiß unter einem Grafen eine Gegend, wo der Ausführung sehr vernünftiger und thunlicher Vorschläge, die Armen ohne Kosten des Landesherrn auf den Dörfern zu erhalten, gänzlich nichts im Wege gestanden, als die Vermuthung des Landvolkes, diese Vorschläge hätten nur zum Endzweck, sie, ihre Kinder und Kindeskinder allmählich von dem Genuß des Almosens aus den Spend- und Pfleghäusern, die sie als ihnen rechtmäßig zugehörend ansehen, zu entfernen. Ich kenne die dortige gräfliche Regierung und bin gewiß, daß sich diese Leute irren; aber sie sagen überlaut, sie hätten in der Nachbarschaft Beispiele, die ihnen ganz klar bewiesen, daß man in dergleichen Sachen nicht vorsichtig und nicht mißtrauisch genug sein könne. Und damit war es aus; sie ließen sich ihr Recht zum Mißtrauen, das sich aber auch wirklich auf Beispiel und Erfahrung gründete, durchaus nicht aus dem Kopf nehmen und boten hartnäckig keine Hand zu diesen Vorschlägen. Freilich sollten treue Unterthanen niemals etwas Arges in dem Guten suchen, wozu sie ihr Landesherr

hinleiten will; aber dann ist auch wahr, die Obrigkeiten sollten das Zutrauen, welches das Volk ihnen schuldig ist, mit aller Sorgfalt hüten und den Mann sehr ernsthaft ansehen, der dieses Zutrauen mißbraucht. Aber es hat allenthalben Leute, die die Regenten von der nöthigen Aufmerksamkeit auf das Bedürfniß dieses Zutrauens ablenken. Mein Großvater erzählte mir einmal, es habe zu seiner Zeit ein Minister eines großen Fürsten[4]) seinem Herrn mit eben so viel Eifer und Wärme als Klarheit begreiflich machen wollen, daß die Kraft, die Ruhe und das Heil seines Hauses und seiner Nachkommenschaft auf der Sorgfalt ruhe, die er auf die Erhaltung dieses Zutrauens lenke. Dafür aber seien ihm auch die bösen Umgebungen dieses Fürsten, die Alles dafür einzulenken suchten, daß er allein auf sie und auf niemand andern im Land Vertrauen habe, so gram geworden, daß der Minister den Hof verlassen und an einen Ort hinspazieren mußte, wo er keine Gelegenheit mehr hatte, irgend einem Fürsten etwas von der Nothwendigkeit, sich das Zutrauen des Volkes zu erhalten, wie sie sagten, vorpredigen, einflüstern und einschwatzen zu können. Um aber wieder auf unsern Grafen zu kommen, so würde ich ihm, wenn er mein Herr wäre und mich darum fragte, dennoch auch wieder das sagen, was dieser Minister seinem König: daß sein Haus, seine Ruhe und die Selbstständigkeit seiner Regierungskraft daran hange, das Zutrauen seines Volkes nicht zu verlieren; deshalb solle er seinen Grafschaftsleuten Sicherheit geben, daß diejenigen Gemeinden, welche die vorgeschlagenen Verpflegungsanstalten für ihre Armen machen würden, nichts desto weniger vom Spendamt- und Pfleg- und Almosenfonds ihren ehemaligen Genuß haben, sondern sogar vorzüglich bedacht werden sollen, in der Meinung, daß diese Gelder zu ewigen Zeiten nicht anders als immediat an die einzelnen Gemeinden verwendet, und nie unter keiner Art von Titel für das allgemeine Wohl von seiner Kammer requirirt und den Gemeinden entzogen werden, weder dürfen noch sollen. Denn das Volk fängt hier und da an, ganz besondere und eigene Begriffe über das allgemeine Wohl zu haben; doch

ich weiß nicht, warum ich über diesen Punkt so lang reden mag. So gut der Graf ist, den ich meine, so kann's doch sein, daß ein solcher Vorschlag auch bei ihm oder vielmehr bei seinen Nachkommen zu weit greifen würde. Bei Herren von einer andern Gattung, deren Regierungsherz durchaus nur ein selbstsüchtiges Herrenherz ist, in dem keine Ader eines wahren Volksherzens schlägt, bei solchen Herren muß man über dergleichen Sachen überall schweigen; wo z. B. die Garden eines kleinen Hofes oder Kantons für Puder und Schuhwachskugeln mehr Geld nöthig haben, als alle Pfleg- und Spendämter im Lande einnehmen, da bleibt dem ehrlichen Mann im Lande nichts übrig, als still und leise bei sich selber zu denken: Wenn die lieben Herren unseres kleinen, kleinen, armen Ländchens für den Puder und die Schuhwachskugeln der Stiefeln einer Wachtparade mehr Geld zu haben wünschen, als für die wesentlichen allgemeinen Fundamente des öffentlichen Wohlstandes des Volks und dieses mit Aufopferung des Zutrauens eines guten, dankbaren Volks sich erkaufen wollen, so mögen sie es in Gottes Namen probiren. Je weiter sie es treiben, desto schneller werden sie wieder zu sich selber und zu den bessern Grundsätzen unserer Väter gelangen.

Chr. Du hast uns eine lange Predigt gehalten, Joost.

J. Warum hast du nichts zwischen hineingesagt?

E. Er ist vielleicht schläfrig geworden.

Chr. Das doch nicht; aber es ist Zeit zu enden.

Wiederholung.

Daß recht Meister sein und es lang bleiben, eine große Kunst sei.

Daß Treue hinter dem Rücken besser sei, als Gehorsam vor den Augen.

Das Herz des Menschen schonen zu können, sei das Meisterstück in der Kunst zu regieren.

Daß wer gar zu gern den Gehorsam immer vor der Nase hat, damit gar leicht die Treue hinter dem Rücken verlieren kann.

Daß wo man Unkraut jätet, es dünn wird.

Daß ein Kapuziner gesagt hat, es seien mehr Land und Leute zu Grunde gegangen, weil das Volk zu wenig, als weil es zu viel von seinen Herrn wußte.

Daß die Beamten der Landedelleute und der Obrigkeiten vor altem offenherzig und bei weitem nicht so zurückhaltend gewesen seien, als jetzt die Sigristen und Kirchenältesten.

Daß gegenwärtig die herrschaftlich Angestellten bis auf Profossen und Bettelvögte hinunter gemeiniglich weit hinterhältiger und weniger offenherzig seien, als selbst Sigristen.

Daß ein gutes, reines Gewissen gar viel Geheimnißmachereien vertreibe und überflüssig mache.

Daß es ein gar großer Unterschied sei, ob man etwas unter freiem Himmel und vor allem Volk, oder nur bei verschlossener Thür unter vier Augen reden und sagen dürfe.

Daß den Richter von der Hauptklage abzulenken vielleicht die größte Kunst der Schelme, und hingegen seinen Mann fest und steif an der Hauptklage anzuschüren, die größte Kunst des Richters sei.

Daß wo das Recht viele Umtriebe gestattet und viele lange und steife Modelle und Formen hat, der Richter im Land selber nicht mehr Meister ist, den Verbrechen Einhalt zu thun.

Daß Schelme sich durch Hundefüttern, Rehböcklifangen u. s. w. hier und da Patrone machen, und sich vor wohlverdientem Lohn bewahren können.

Daß einmal ein Minister einem großen König gesagt habe, das Zutrauen des Volkes sei zur ruhigen und edelmüthigen Erhaltung seines Reiches und seiner persönlichen Regierungsselbstständigkeit wesentlich nothwendig.

Daß viele Höflinge diese Wahrheit nicht gern hören.

Daß einige eitle Leute von Stand, aber auch dergleichen, die beinahe an den Bettelstand grenzen, an gepuderten Köpfen und geputzten Stiefeln mehr Gefallen haben und größere Aufmerksamkeit darauf werfen, als auf den innern guten Zustand der Haushaltungen in allen Ständen.[5])

Daß das Volk im Land immer sonderbarere und irrigere

Begriffe über das, was das allgemeine Wohl sei, bekommen muß.

Daß das Volk in dem Grad immer weniger weiß und irrig und dumm darüber urtheilt, was das allgemeine und öffentliche Wohl sei, als es im Privatleben und in der Wohnstube wenig davon zu genießen bekommt.

Daß nichts Dümmeres in der Welt sein könne, als mit der Goldwaage abwägen zu wollen, was von dem, das an sich schlecht und nichts werth ist, mehr oder minder schlecht und mehr oder minder werth sein könne.

Daß die Weiber eher Alles auf der Welt als das Rothwerden verlieren sollen.

Sechste Abendstunde.

Von Bibel- und Glaubensworten. — Von der Ordnung im Kopfe. — Vom Religionsspotte. — Vom Trost im Leben und im Sterben. — Von Farben und Figuren hinter einem großen Nebel. — Vom Religionsstreit und Meinungen und Zank. — Vom Glauben und Anbeten. — Von der dicken Decke über dem himmlischen Bogen. — Von Patronen und von Gevatterschaften. — Von Rechtshändeln und von einem Mann, der einen Rücken hat. — Von Holz und Feld. — Von Eichen und Tannen und von Steinen, die von den Brunnen wegkommen. — Von Rechtsgefahren. — Vom Menschenverstand. — Von fünf und von vierzig. — Vom Unrechtleiden. — Vom Gewinnen und Verlieren. — Von Advokaten. — Vom Spielen. — Vom Saufen. — Vom Spazierengehen. — Von Rebgütern. — Von der Matte. — Von kitzlichen Sachen. — Von der Lumperei eines Bauernhandels — und von Mojemäuschen, die, Gott sei bei uns, der Teufel sein mögen.

Dieser Nickel wäre bei aller Wahrheit, die er dem Vogt sagt, doch nicht mein Mann, sagte Christoph, als er den sechsten Abschnitt gelesen; und Joost antwortete: Du hast Recht. Ein Mensch, der für Wein schweigt, wenn er so einen Schelm von Vogt vor den Fenstern eines armen

Tropfen lauernd antrifft, ist auch nicht der, mit dem ich gerade am liebsten unter einem Dach wohnte.

E. So wenig als einer, der mit Bibelsprüchen wie mit Weidsprüchen herumfährt, und Worte aus dem Evangelio und aus dem Glauben, wie Wirthshaussprüche und Wirthshauslieder anbringt.

J. Es ist mir auch eins wie das andere zuwider; obgleich man gegenwärtig die Bibelsprüche auch zum Text von Wirthshausgesprächen und Wirthshausgezänk zu machen, für weit weniger schlimm anzusehen anfängt, als das Auflauern vor den Fenstern armer Leute.

E. Wenn ich mich links und rechts umsehe, wie viel Schaden das eine und das andere allenthalben verursacht, so weiß ich wirklich nicht, welches ich für das Schlimmere halten soll.

J. Von der frühesten Jugend auf bringt man uns Alles, was in der Welt Rechtes und Gutes ist, mit Glaubens- und Bibelworten bei; man bindet uns alle Freuden und alle Pflichten dieses Lebens, und allen Trost und alle Hoffnungen für jenes Leben an solche Wort- und Glaubensbegriffe; man flößt uns diese Verbindung alles Guten an Bibel- und Glaubenswort so zu sagen mit der Muttermilch ein, und wenn man uns dann im spätern Alter diese Begriffe und Worte in Spott zieht, gleichgültig und verächtlich macht, so geht es uns wie Kindern, die von Jugend auf dahin gewohnt waren, in allem ihrem Thun und Lassen fest und steif auf ihre lieben Eltern zu sehen, und die man dann in reiferm Alter darüber auslacht und ausspottet. So wie man Gefahr läuft, das innere Triebwerk ihres ganzen Seins und Thuns im Mittelpunkt seiner Kraft zu zerstören, wenn man ihnen die Ordnung zu Grunde richtet, nach welcher sie von Jugend auf gewöhnt waren, dasselbe zu thun und zu denken: so hat es eben diese Bewandtniß ganz gewiß auch mit dem Volk, wenn man ihm die Worte seiner Andacht, seiner Gottesfurcht, seiner Liebe und seines Glaubens leichtsinniger- und frecherweise in Spaß und Gelächter zieht.

Chr. Dieser Leichtsinn ist leider auch in unsern Dörfern tief eingerissen.

J. Seine Folgen sind allgemein und höchst traurig. Der Ernst unsrer Väter ist in allem Volk von uns gewichen, wie ihre Treue. Es ist so weit gekommen, daß man auch auf den ärmsten Dörfern selber über die schlechtesten Handlungen von Vorgesetzten und dergleichen Leuten nicht mehr jammert und klagt, sondern nur sein Gespött und Gelächter darob hat, und ein jeder Bettelbube will das feine Handwerk schlechter Streiche besser verstehn, als alle andern, und rühmt sich dessen bei einem Glas Wein im Wirthshaus vor seinen Kameraden öffentlich; und wenn es geschieht, so hat das bei dem ganzen Tisch keine weitere Wirkung, als daß sie darüber lachen. Sie bekümmern sich sammt und sonders über die Folgen solcher lustigen, schlechten Streiche so wenig, als sich Wölfe, die einen Menschen gefressen, darüber bekümmern, was ihr Wolfsfraß für einen Einfluß auf die Haushaltung des armen, gefressenen Menschen haben möge.

Chr. Die Folgen dieses tief eingerissenen Leichtsinns zeigen sich, wie es mich dünkt, am auffallendsten in der Art und Weise, wie das Volk allgemein über vorfallende Rechtshändel urtheilt. Es berührt den Punkt, wer Recht oder Unrecht habe, beinahe gar nicht, es fragt nur: Wer gewinnt oder wer verspielt es? völlig wie wenn das Rechten ein Karten- oder ein Würfelspiel wäre.

J. Es ist wahr. Die Allgemeinheit des Worts: „Wer gewinnt oder wer verspielt im Rechtshandel?“ möchte einen fast auf den Gedanken bringen, die Ansicht des öffentlichen Rechts sei beim Volk ganz außer die Ansichten des wahren Christenthums und aller Bedürfnisse der häuslichen und öffentlichen Sicherheit hinausgeworfen und falle ihm als ein Gegenstand ins Auge, mit dem man von allen Seiten ein Spiel treibt.

Chr. Es ist aber auch ein himmelweiter Unterschied, wie unsere Alten hierüber dachten. Recht und Wahrheit lag den Leuten, auch wenn es einen Fremden betraf, am

Herzen, wie wenn es sie selber anginge. Jetzt sind Recht und Prozesse selber in den schlechtesten Dörfern eine Schlupfwinkelangelegenheit der bösesten Buben im Lande, und eine Spaßmacherbelustigung für Schimpfnickel, wie der in unserm Buche.

J. Deine Ansicht ist mehr als wahr. Es waren auch bei den Alten eben so wenig solche Schimpfnickel, als ehrlose Untervögte. Das Volk hatte auch in den niedern Ständen noch allgemein Ehre im Leibe, und wo das ist, kann das Schimpfen und Spötteln über Sachen, derenthalben man öffentlich seinen Unwillen zeigen oder sie billigen und rechtfertigen sollte, nicht so allgemein eingreifen. Aber es hat, leider, Gott erbarm! gar zu viele Ursachen, die das Verderben dieses Leichtsinns und seiner bis zur Religionsspötterei gehenden Folgen in unsere Mitte hineingebracht haben. Wo die menschliche Gerechtigkeit im Land dem Volk zum Gegenstand des Schimpfes, Spottes und der öffentlichen Verachtung geworden, da bleibt die göttliche Gerechtigkeit ihm auch nicht mehr ein Gegenstand der Verehrung und der Anbetung.

Chr. Die eigentlichen Ursachen, warum es mit uns in dieser Rücksicht so weit gekommen, sind mir doch noch ein Räthsel.

J. Mir nicht. Wir haben das Verderben unsers Leichtsinnes wesentlich den sogeheißenen, guten Zeiten unsers Landes zu danken.[6]) Unser Vaterland war auf keine Weise dazu vorbereitet, sie wohl zu benutzen; im Gegentheil, es fand sich auf die verschiedenste Weise dazu gereizt, sie zu mißbrauchen. An einzelnen Orten trugen dann noch Lokalumstände dazu bei, das Uebel dieses Leichtsinns in seinen Folgen auf einen hohen Grad zu bringen. Hier war die Unwissenheit und Lüderlichkeit eines Pfarrers, dort die Leichtfertigkeit und das gewissenlose Leben eines Amtmanns daran Schuld. Im Allgemeinen war auch die in unsrer Mitte sich täglich verfeinernde Kunst der Rechtsformeln und überhaupt des Regierungsbenehmens und der Regierungsansprüche eine Sache, die insonderheit im Anfang dieser sogeheißenen

guten Zeit auf das Verderben eines Volks, das seit Jahrhunderten der höchsten Einfachheit der Gesetzgebung und des Regierungsbenehmens gewohnt war, um so mehr einen großen Einfluß haben mußte, als bei diesen Abänderungen durchaus nicht genug Rücksicht auf die nöthige Sorgfalt ihres Einflusses auf das menschliche Gemüth statt gefunden hat.

Chr. So ungleich die Ursachen des Verlustes unsers bessern Landeszustandes waren, so ist immer gewiß, daß das Unglück eines Landes groß ist, in welchem ungebildete Bauersleute und Dorfeinwohner über die ernsten Gegenstände der öffentlichen Gerechtigkeit und über die heiligen Gegenstände des Glaubens und der Religion ihr Gespött treiben und ihren losen Zungen freien Lauf lassen und lassen dürfen.

J. Unter diesen Umständen kann ein Hausvater, dem das zeitliche und ewige Wohl seiner Kinder und Kindeskinder am Herzen liegt, nicht genug Sorge tragen, daß dieser Leichtsinn sich nicht unter das Dach seines Hauses einschleiche, seinen Segen auffresse, und ihr Erbe und Eigen nicht in die Hände von Bösewichtern hinübergehen, die sie verführen, aussaugen und um das Ihrige bringen. Denn der Spott über Recht und Wahrheit, über Religion und Glaubenssachen bringt gemeiniglich den Leichtsinn eines Menschen und besonders eines unwissenden und ungebildeten Menschen auf einen so hohen Grad, daß sein Haus und Hof unter diesen Umständen gar selten auf den dritten Erben kommt.*) Selber der Ernst, mit dem gemeine, unwissende Menschen Religionswahrheiten zu Gegenständen ihres Streites, ihrer Zänkereien und ihrer Leidenschaften machen, wird ihnen für ihr zeitliches Leben beinahe so verderblich als andern ihr leichtsinniges Gespötte über dieselben. Das innere Wesen der Religion und des Glaubens ist durchaus kein Gegenstand menschlicher Meinungen, noch weniger menschlicher Zänkereien. Die Verschiedenheit der menschlichen Meinungen über Religionssachen ist nicht eine Verschiedenheit über das Wesen der Religion, sondern nur über ihre Schale; und es ist ein großes Unglück, daß Menschen sich über diese Schale ereifern

und einander darüber verdammen. Ich möchte auch allemal, wenn ich Jemand in seiner Ansicht über göttliche Dinge gegen Jemand anders sich ereifern sehe, ihm zurufen:

Weilen doch über den himmlischen Bogen
Eine so dicke Decke gezogen,
Daß es auf Erden finster und Nacht —
Welches uns alle so schläfrig macht,
Liebster Gott, so wollest verschaffen,
Daß wir doch friedlich nehmen Bedacht:
Unser Aug' sei für das Nahe geschaffen,
Und nicht gar für die Ferne gemacht. —
Mächtiger König, wehre dem Teufel,
Wenn er uns reizet zu Zank und zu Zweifel,
Wenn er die Poltergeister erweckt,
Und uns mit streitigen Meinungen neckt —
Denn er damit den Seelen aufpasset,
Sonderlich auch dem Frieden nachstellt,
Welchen der Mörder grimmiglich hasset,
Dem nur, was uns schadet, gefällt.
Mächtiger König, wehre dem Teufel!
Wenn er uns reizet zu Zank und zu Zweifel,
Wenn er die Poltergeister erweckt,
Und uns mit streitigen Meinungen neckt!

Beim eingerissenen Leichtsinn in den Dörfern zeigt sich dieser Religionseifer bei den Bauern in den Wirthshäusern meistens, wenn sie halb besoffen sind, und vermischt sich gar öfters mit den Rohheiten und Unfläthereien ihrer übrigen Wirthshausgespräche. In allen Fällen aber führen die Ereiferungen über die menschlichen Meinungen in Religionssachen auch gebildetere Menschen zu Aeußerungen, denen die Zartheit, der Edelmuth und der hohe, reine, liebevolle Sinn des wahren Christenthums gänzlich mangelt. Ich habe mir einst aus der Predigt eines Stadtpfarrers folgende Worte mitgenommen und aufgeschrieben:

„Was ist doch der Mensch, und was bildet er sich ein, daß er von dem, das er über sich und über der Erde, seinem Wohnplatz, nur wie in einem Nebel von Ferne sieht, reden

will, wie wenn er schon dort gewesen wäre! Danke der Mensch Gott, wenn er eine Sonne sieht jenseit des Grabes; er falle auf seine Knie und bete an, wenn sie ihm hell scheint; sein Anbeten, sein Glaube wird seine Brüder erquicken, daß sie mit ihm zur Erde fallen und anbeten werden die Sonne, die jenseits der Gräber scheint; aber wenn ein Mann neben ihm steht und zu ihm sagen wird: Ich sehe andere Figuren, andere Farben und andere Gestalten jenseit des Nebels, so hüte er sich aufzustehen von seiner Anbetung und dem Mann zu widersprechen, der dieses sagt; thut er's nicht, stehet er auf von seiner Anbetung und widerspricht seinem Gegner, so werden auch die, so mit ihm anbeten, was er jenseits der Gräber sieht, von ihrer Anbetung aufstehen, ihm helfen, seinem Widersacher widersprechen, und zanken lernen, und sie werden wahrlich aufhören im Geist und in der Wahrheit anzubeten, was er jenseits des großen Nebels und der großen Meere sieht und anbetet. Darum zanke doch Niemand mit seinem Bruder ob dem, was jenseits des Grabes und was Gottes Sache ist; Gott wird alles dieses einem Jeden zeigen und offenbaren, der ihn lieb hat, wenn die Stunde da ist, in welcher dieses zu wissen ihm möglich und nützlich sein wird."

E. Das ist eine schöne Stelle; aber es braucht viel Religion ihr zu folgen, und die am meisten über sie zanken, haben immer wenig.

J. Es ist noch zu viel gesagt, sie haben wenig, denn die wahre Religion sättigt ganz gewiß auch die, so nur wenig von ihr haben so weit, daß sie ob ihr nicht zanken.

Chr. Aber wir haben doch des Nickels Art und Manier zu reden auch nur von der schlimmsten Seite angesehn; eine lachende und scherzende Art, die Wahrheit zu sagen, hat gewiß oft recht großen Nutzen.

J. Es kommt in dieser Manier alles darauf an, wer sie braucht; es kann ein Mensch lachend und scherzend die Wahrheit sagen, der's gut meint und weiß, daß Liebe und Freude mehr wirkt, als Eifer und Ernst; aber ein anderer wird lachend und scherzend von Recht und Wahrheit reden,

weil ihm nichts an ihr liegt. Der eine scherzt, weil er schonen, der andere, weil er weh thun will; einer lächelt und sein Herz möchte bluten, ein anderer spottet mit einem Herzen, das einer Katze gleicht, die mit ihren Mäusen spielt, mitten indem sie selbige zu Tod beißt, und es sind ganz gewiß die besten, weisesten und frömmsten Menschen, welche im Stand sind, der Wahrheit und ihrem Nebenmenschen zu lieb ihr eigen Herz und ihre Thränen zu besiegen, und mitten durch ihre Beklemmungen heiterer Ruhe und lächelnder Liebe ein Ziel zu suchen, welches sie ohne diese Ueberwindung verfehlen würden; — aber Nickel ist mit seinem kaltblütigen, spaßenden und lachenden Wahrheitsgeschwätz nichts als ein liederlicher Spottvogel, der weder sich selbst, noch andern Leuten viel Gutes zutraut, und mit Recht und Wahrheit und der Religion Spiel und Scherz zu haben scheint.

Chr. Es ist wahr; er verräth mit einem jeden Wort, daß er in Allem nur die Absicht zu kränken und wehe zu thun hat, und das ist just das Gegentheil von dem, was die Kunst, Wahrheiten mit heiterm Gesicht und mit lachendem, munterm Scherz nützlich und wohl anzubringen, ausmacht. Ich kannte beiderlei Leute, aber dann auch solche, die in der Jugend an Alles, was sie wollten, mit einem feurigen Eifer gingen, und dann im Alter über Alles mit einem kaltblütigen, aber bittern Spott redeten.

J. Auch von dieser Art hat es zweierlei Leute. Die einen wollen, wenn ihnen unvernünftige und unrechtmäßige Endzwecke, an die sie mit leidenschaftlichem Eifer gingen, mißlungen, dann am Ende mit einer Spötterrache ihren Muth kühlen; aber ihr Spott fällt meistens so aus, daß das Niederträchtige, das in ihrem Herzen, und das Leere, das in ihrem Kopf ist, nur desto stärker auffällt, je mehr sie spotten. Aber andere hingegen, welche mit redlichem Herzen ihr Leben guten, rechtschaffenen Endzwecken gewidmet, aber mit allem ihrem eifrigen Streben nur den Kopf gegen die Wand gestoßen, werden oft, wenn sie endlich erliegen, und Alles aufgeben müssen, auch so in einen kalten,

gleichgültigen Ton fallen und vielleicht selber scherzend von dem reden, was ihnen am stärksten am Herzen gelegen. Aber ihr Ton wird immer so sehr von dem der erstern verschieden sein, als der Schall eines irdenen Beckens und der Laut einer ausgehöhlten Rübe von dem Klang einer silbernen Schale verschieden ist. Ich kannte einen Mann, der in einem wichtigen Geschäft auch so den Kopf gegen die Wand gestoßen und zuletzt sogar noch aus Rache und Muthwillen darin unterdrückt worden. Dieser Mann konnte von seiner verlornen Herzensangelegenheit dem Anschein nach reden, wie wenn sie auf Gottes Boden Niemand weniger anginge als ihn; aber wenn du ihm steif ins Angesicht sahst, so fandest du sicher in der Tiefe seines Auges die stille Glut seines schwellenden Herzens, und wenn du nahe an seiner Seite horchtest, entdecktest du sicher den Athem des zurückgehaltenen Seufzers; zwei Schritte von ihm weg glaubtest du, er rede von Zeitungen aus Afrika, und zwanzig Schritte von ihm erblaßte der Herr, der ihn unterdrückt, wenn er nur den Mund öffnete; ja wie ein Kind, das von der einfältigsten Amme gezogen des Nachts sich vor dem schwarzen Hund und vor der weißen Frau fürchtet, so fürchtete dieser Herr das kalte Lächeln des Mannes, den er unterdrückt.

Ein solches Lächeln, das sich auf Recht und Wahrheit, auf ein gutes Gewissen, gute Endzwecke und erlittenes Unrecht gründet, und ein solches kaltblütiges Reden über Gegenstände, die Rache schreien, aus dem Mund des Leidenden sind zweischneidende Schwerter in die Seele des Mannes, der Recht und Wahrheit unterdrückt hat. Aber behüte mich Gott davor, zu glauben, daß Nickel auch nur wisse, was das für eine Kaltblütigkeit und für ein Lächeln sei.

Chr. Aber wir haben über Nickels Schimpfreden beinahe vergessen zu sehen, ob sonst noch etwas im Abschnitt für uns sei.

J. Es ist wahr, wir müssen des Vogt's Kühnheit, die man in diesem Gespräche so vielseitig hervorgucken sieht, nicht aus den Augen lassen; denn sie ist das Fundament,

worauf er das ganze Haus seiner Verbrechen gebaut hat, und bei dem er den Herrschaftsschreiber, den Weibel und selber den alten Junker gleichsam zu Handlangern und Dienstknechten seiner Verbrechen gebraucht hat.

Chr. u. E. (beinahe aus einem Munde.) Es schaudert einem, selber den alten Junker als einen Dienstknecht und Handlanger seiner bösen Streiche ins Auge fassen zu müssen, und doch ist es wahr, er war das wirklich.

J. Und es ist gewiß, jeder brave Landmann sollte sich vor Nachdenken fast den Kopf zerbrechen, wie es anzustellen sei, um dahin zu kommen, daß Edelleute und obere Beamte einsehn lernen, wie weit es führen könne, wenn sie niederträchtige Wohldiener, die noch dazu freche und kühne Buben sind, zu Amtsschreibern, Untervögten und Weibeln machen.

Chr. Es sollte ihnen wenigstens davor angst werden, als Handlanger und Dienstknechte solcher bösen Burschen dazustehn und dem Volk selber als solche in die Augen zu fallen.

J. Wir haben noch den Vikar vergessen. Auch schwache und schlechte Geistliche fallen manchmal in die Stricke solcher Burschen und werden eben, wie der Junker, Handlanger und Lohnknechte solcher Burschen. Wo ich immer einen hummelartigen Untervogt sehe, der den Herrn Amtsschreiber und den Herren Pfarrer seine guten, und den Herrn Landvogt seinen hohen Patron nennt, mache ich mir das Kreuz und sage zu mir selber: Behüte mir Gott das sicher übelbevogtete Dorf. Aber auch da, wo ein solcher Patron von Amtsschreiber und Vikar hundertmal weniger schlecht und ein solcher Patron von Landvogt hundertmal weniger schwach ist, als die Patrone im Buch, so ist immer gleich wahr, daß wo kühne und freche Dorfvorgesetzte ein solches Patrocinat genießen, das stille, ruhige und glückliche Leben in einem Dorf in einem hohen Grad gefährdet ist. Ich glaube auch, es sei aus diesen Gründen, warum einmal eine unsrer Obrigkeiten ein Mandat ausgegeben, darin sie befohlen, es solle Jedermann nur Leute von seinem Rang und Stand zu Gevattern nehmen und nie Leute von einem höhern, mit

Hinzusatz, diese gottesdienstliche Handlung sei seit einem Jahrhundert zu einem Hauptmittel geworden, dessen sich schlaue, verfängliche Landleute bedienen, sich bei Leuten von höherm Stand einzuschleichen, durch seine Hülfe und Handbietung zu unbilligen, hochmüthigen Absichten Schutz und Gunst bei ausgeübten Frechheiten und Bosheiten zu finden.

Diese Art Gevatterschaften in höhern Ständen zu suchen, fängt freilich an, bei uns außer Mode zu kommen, aber ohne eben die Ursache davon zu loben, ist die Thatsache wahr, daß diese Mode abgenommen. Indessen kenne ich doch noch einen so beschützten Meister Gevatter, der ohne Titel und Recht ein beträchtliches Stück gemeines Land, das an seine Güter stieß, angesprochen. Die Gemeinde kannte die Kühnheit dieses Mannes und die Gefahr, sich mit ihm einzulassen, und die Härte, mit welcher der Landvogt Jedermann, der mit seinem Günstling nicht gut stand, begegnete. Sie zögerte Jahre lang, ihn anzuklagen, und als sie es endlich that, versäumte sie eine Antwort im Rechten und war dafür unter dem Vorwand der Nichterscheinung für den ganzen Handel verurtheilt. Zwei einzige Männer im Dorfe hatten den Muth zu sagen, man müsse gegen dieses landvögtliche Urtheil appelliren; aber es unterstützte ihre Meinung kein Mensch; die andern alle sagten: Wir wollen das gute Geld nicht dem faulen nachwerfen, mit Hinzusatz: Gewalt ist über Recht, und wo das der Fall ist, da ist das Rechten selber die größte Thorheit, die man in der Welt begehen kann. Und ich lobe mir noch diesen Trost im Unrecht, und glaube fast, wenn ich in diesem Dorf gelebt, ich hätte es mit der Gemeinde und nicht mit diesen zweien gehalten. Doch, ich weiß das auch nicht recht. Es hätte mir das Herz abgedrückt, sehen zu müssen, wie der Mann täglich und stündlich that, was ihn gut dünkte, und keinen Menschen zu schädigen sich fürchtete; und je mehr er that, je mehr ihn Alles haßte, je mehr Alles über ihn fluchte, je mehr er empfand, daß Alle über ihn klagen sollten, desto weniger wagte es von Allen ein Einziger. So blieb es Jahre lang, ehe der Krug am Brunnen zerbrach. Doch er brach. Der

Nachfolger des Landvogts war brav. Er öffnete dem Dorf selber über unter diesen Umständen verjährte Klagen und Ansprüche das Recht, und der Gevattermeister des alten Landvogts sitzt wirklich gefangen in Untersuchung.

E. Das ist ein abscheulicher Mensch.

Alle mit einander. Ja wohl, ja wohl, das ist ein abscheulicher Mensch.

E. Gott Lob! daß er jetzt in Untersuchung ist.

J. Wenn nur der neue Landvogt von den Fehlern und Schwächen des alten keine einzige hat, sonst könnte es leicht begegnen, daß er der Untersuchung so leicht entschlüpfte, als ein Vogel aus einem offenen Käficht.

E. Das wolle Gott verhüten! Aber es gibt doch, will's Gott, nicht viele Orte im Land, in welchen Bösewichte dieser Art so viel Böses thun können und so viel Einfluß selber auf die öffentliche Gerechtigkeit haben.

J. Du kannst dich hierin sehr betrügen. Allenthalben, wo bestimmte, klare Gesetze mangeln und die Willkür des Richters in Prozessen offenen Spielraum hat, da finden dergleichen Burschen leichten Zutritt in seine Audienz- und in seine Schreibstube. Allenthalben, wo das Recht an viele langweilige Formen gebunden und der Richter den Krümmungen und Wendungen der Advokatur um der Landesgesetze willen freien Lauf lassen muß, da ist die öffentliche Gerechtigkeit eine Pflanzschule und ein eigentliches Seminarium solcher verfänglicher, landesverderblicher Menschen. Man darf sicher annehmen, allenthalben, wo das in den individuellen Charakteren der Streitenden liegende, innere Wesen aller Prozesse dem Richter nicht mit der Lebendigkeit und mit dem Interesse, das Wahrheit und Recht dem edlern Sinn der Menschennatur einflößt, vor die Augen gebracht werden kann, da hat die Gunst oder Ungunst der Personen, die den Richter umgeben und ihm gelegentlich in den Ohren liegen oder gar in dem Papier der Prozesse herumhurschen können, einen unermeßlichen Einfluß auf das Unglück, das solche kühne und schlaue Verbrecher auf jedes Dorf hinbringen können.

Jooſt ſchwieg jetzt einen Augenblick. Alles war ſtille, dann kam er wieder auf die künſtlichen Rechtsformen, die auch in unſerm Land immer mehr Mode werden wollen, und ſagte: Wenn das Geſetzbuch des Landes den Krümmungen und Auswegen der Trölſucht, nicht ſo zu ſagen auf allen Blättern wehrt, da ſage man mir nur nichts dawider — es iſt Erfahrungsſache, daß die Advokatur und mit ihr jeder ſchlaue und kühne Mann im Lande in ſo weit und ſo lang über eine jede Rechtsſache Meiſter bleiben und die Koſten und die Gefahr des Rechts ſo groß machen kann, daß wer nicht ein Narr iſt und aus bloßer Leidenſchaft handeln will, in zehn Fällen, wo er klagen ſollte, gewiß neunmal ſchweigen muß; denn ſo lange der Menſch bei ſeinen Sinnen und bei gutem Verſtand iſt, leidet er lieber Unrecht, als daß er z. B. um fünf Batzen wieder zu bekommen, vierzig daran wagt, und am Ende noch gefahre, durch den Fehler des Advokaten, durch Verſäumniß eines Rechtsſchrittes, oder was weiß ich noch, durch was für tauſend Zufälligkeiten die fünf Batzen, um welche es ſich im Prozeſſe handelt, ſelber noch zu verlieren. Und dieſer Fall iſt nichts weniger als ſelten. Wenn einer, z. B., eine Stunde ehe er plädirt, unglücklich Tarok ſpielt, oder in ſeinem Rebgut, in ſeinem Garten oder auf einer Matte Verdruß gehabt hat, und nun nicht in der Laune iſt, der Lumperei eines Bauernhandels eine halbe Stunde im Ernſte nachzudenken, ſo geht des armen Mannes Prozeß ſicher verloren.

Hier erzählte der Chriſtoph einige, ihm bekannte Beiſpiele von Prozeſſen, die durch eine unbeſchreibliche Advokatenlüderlichkeit verloren gegangen. Dann fügte der Jooſt noch mit Wehmuth hinzu, daß es nicht abzuſehn, in welche Gewalt ſich ſolche Landesbedrücker hinaufſchwingen, und in welche große Gefahren und Unglück ſie ihre Mitlandleute bringen können, wo die Geſetzgebung den Gang der Prozeſſe nicht vereinfacht und verkürzt, und wo die Sitten und Lebensart der Edelleute und der Perſonen, welche zu Richter- und Schreiberſtellen im Lande gelangen, auf einem Fuß ſind, daß das Zufällige ihres Einkommens größer iſt als ihre Beſoldung.

Chr. Schweig' einmal, Jooſt! Schweig' einmal; es könnten noch Sachen im Abſchnitt ſtecken, daß Einem Hören und Sehen vergehen möchte.

J. Ich will gern ſchweigen; aber doch habe ich ſchon manchmal gedacht, es wäre vielleicht nicht das Schlimmſte, wenn einmal ein treuer, vaterländiſcher Mann den Menſchenfreunden ſeines Landes aus allen Ständen dieſen Geſichtspunkt mit unbefangener Offenherzigkeit ans Herz legen würde.

Chr. Ich wünſche dem Mann Glück, der's thun wird, aber wenn ich's mir vornähme, ſo würde ich auch mir zum Voraus für ein gutes Reiſegeld ſorgen, um hernach ohne Verdruß außer dem Lande zu leben; denn im Lande ſelber, denke ich, kriegte ich die ſchwere Menge.

J. Doch gewiß nicht von der Obrigkeit, wie ich hoffe.

Chr. Aber von den Moſe-Mäuschen.

J. Was Teufel ſind das für Thiere?

Chr. Ich weiß es ſelber nicht; aber der alte Franz, der mit zwei Krücken aus Batavia heim kam, hat den Leuten, die ſich allenthalben einſchleichen und einſchmeicheln, dieſen Titel gegeben, und ſeitdem iſt es mir zum Sprüchwort geworden.

J. Dein Sprüchwort mag wirklich ein böſes Thier für einen Mann bedeuten, der die Wahrheit über ſeine Hausthür hinauszutragen wagen wollte.

Chr. Aber wir wollen jetzt darüber enden. —

Wiederholung des Wichtigſten.

Daß Leichtſinn, Lüderlichkeit und Religionsſpott gemeiniglich bei einander ſeien, und eines wie das andere die Menſchen unglücklich mache und ihnen im eigentlichſten Verſtand ihre Häuſer freſſe.

Daß kein Menſch, der ein gutes Herz und Ehre im Leib hat, einen andern ob Religion und Glaubensſachen ſchimpfen und auslachen, noch viel weniger verdammen ſoll.

Daß der gemeine Mann im Lande faſt allenthalben gleich wenig in Religionsſachen verſtehe und die vielerlei Glaubensformeln gemeiniglich allenthalben ohne Verſtand daher brummele.

Daß wir alle miteinander gar wenig von dem wissen, was über dem himmlischen Bogen, und deshalb wohl thun, wenn wir nicht gar zu viel auf eine Weise davon reden, wie wenn wir schon da gewesen wären.

Daß man wenigstens bei der zweiten Kanne im Wirthshause nicht viel von Religionssachen reden sollte.

Auch nicht beim Dessert an Tischen, die von Leckerbissen und feinen Weinen strotzen und sprudeln.

Daß ich mir nicht gerne von einem spitzigen Nickel die Wahrheit vorhalten lassen möchte.

Daß gute Launen die Würze aller Wahrheit und Neigung zum Kränken mit der Wahrheit sie selber zu einem bösen Gift mache.

Daß man kühnen und frechen Burschen nicht leicht auch nur ein Quintli von Rechtsgewalt im Lande in die Hände spielen sollte, um sich in diesen Ständen Patrone, d. h. einen Schutzrücken gegen die Gefahr, die ihnen ihre bösen Streiche zuziehen möchten, zu verschaffen.

Daß einmal eine Obrigkeit diese Art von Gevatterschaften verboten.

Daß Gunst und Ungunst Prozesse gewinnen und verlieren machen können.

Daß Krümmungen im Rechtsgang eine böse, und Einfachheit und Geradsinn darin eine gute Sache sei.

Daß man, um fünf Batzen zu retten, nicht vierzig auf's Spiel setzen solle.

Daß die Mojemäuschen böse Thiere im Lande seien.

Daß bei fehlerhaften Prozeßformen der Kläger und der Beklagte den Prozeß beiderseits bezahlen müssen; daß aber sein Gewinnen und sein Verlieren oft in der Hand eines dritten Mannes steht, dessen Thun und Lassen, dessen Dichten und Trachten, dessen Dummheit und Bosheit, dessen Frechheit und Lüderlichkeit, dessen Spielen und Saufen, dessen Galanterien und Ehebrüche gar nicht in der Hand des Klägers und des Beklagten sind, ob sie gleich gar oft das Opfer von alle diesem sein müssen.

Siebente Abendstunde.

Von verfänglichen Leuten. — Von Frucht, Wein, Milch, Käs, baumwollenen Tüchern. — Von Hundsställen, und vom Hüten. — Von Maulhängern und von Stubenbrütern. — Vom Netscher von Rebstall; vom Wunderli von Torlikon. — Von Huren. Von Hexen. Von Schelmen. — Vom Vergeßwein. — Vom Zusammenrechnen; vom Zahlen; vom Warten. — Vom Nöthigen, vom Aengstigen. — Von Heu und Stroh. — Vom Korn im Feld, und vom Schwein im Stall. — Vom Dankgeld; von Obligationen. — Von Zeugen. — Vom Zins und Markzins. — Vom Fälligsein, und wieder neu machen, und vom Herzklopfen des Schuldners. —

Als Christoph den siebenten Abschnitt gelesen hatte, sagte er: Wir sind schon wieder bei einer Menge Sachen, ob denen einem das Hören und Sehen vergehen möchte.

Es ist wahr, erwiederte Joost.

Chr. Aber in einem solchen Dorf und unter solchen Leuten! Nur die Beschreibung davon macht mir so bang, daß mir nicht bänger sein könnte, wenn ich ein Hochgewitter gegen meine angesäeten Aecker anrücken sähe, das mir den ganzen Ertrag eines Jahrgangs zu Grunde zu richten drohte.

J. Es kann nicht anders sein, es muß einem jeden ehrlichen Menschen schwer ums Herz werden, an einem solchen Orte leben zu müssen, wenn er denkt, es brauche nur einen Zufall, nur ein ich weiß nicht was, so könne heute oder morgen ein solcher Mann in einem Dorfe aufstehn und alles Elend hineinbringen, das wir hier sehn. Sobald man bei uns einem schlauen, verfänglichen Buben, der der Obrigkeit brauchbar erscheint, ihre Bedrückungskünste an den Mann zu bringen, einen von unsern zweifarbigen Mänteln um den Hals oder einen solchen Schild an seinen Rock hängt, so ist ihm das Thor, so ein böser Land- und Leuteverderber zu werden, auf beiden Angeln aufgesperrt.

Chr. Ich habe auch schon oft bemerkt, und es ist eine allgemeine Erfahrung, daß wenn man einen Menschen, der nicht durch und durch gut ist, völlig zu Grunde richten und zu einem durchaus schlechten Menschen machen will, so muß

man ihm nur ein Amt geben, worin er täglich auf die Fehler und Schwächen seiner Nebenmenschen zu lauern und Acht zu haben verpflichtet wird.

J. Es ist wahr. Jeder Mensch, den man so zur Jagd und zur Lauer gegen alles Verbotene und Schlechte braucht, wird dadurch gewöhnlich selber so schlecht, daß man beinahe sagen möchte, es wäre zu wünschen, daß man solche Lauer- und Jagdgeschöpfe gleich nach der Jagd, zu der man sie gebraucht, wieder in einen Stall sperren könnte, bis man sie wieder zu einer solchen Arbeit braucht.

Chr. Mir könnten dergleichen Ställe für solche Jagdgeschöpfe eben so wenig gefallen, als diese Geschöpfe selber. Es dünkt mich, das Beste wäre, es brauchte überall so wenig Leute zur Jagd und zur Lauer als immer möglich.

J. Du hast Recht. Es ist ein Unglück, wenn man das Hüten, Wachen, Auflauern und Aufpassen zu einer Hauptsache im öffentlichen Dienst macht und alle Winkel im Land mit Leuten anfüllt, die, wie die Laurer allgemein, zu allem Bösen weit mehr taugen und weit brauchbarer sind, als zu irgend etwas Gutem. Man macht dadurch aus dem Volk selber allenthalben ein verfängliches, auflauerndes, mißtrauisches und untreues Gesindel.

Chr. Auch die Armseligkeit des Stichelredens kommt in diesem Abschnitte wieder zum Vorschein.

J. Es sind aber durchaus nicht alle Leute, die diesen Fehler haben, so halbgutmüthige, der Wahrheit und dem Recht dem Schein nach das Wort redende Nickel.

Chr. Du hast ganz Recht.

J. Ich kenne deren, die die Hartherzigkeit selber und unter die abgehärtetesten Dorfschelme zu zählen sind. Hast du niemals von einem Heinrich Netscher von Rebstall, den man als ein Meisterstück von einem solchen boshaften und hartherzigen Stichelredner kannte, gehört?

Chr. Ich kann mich nicht erinnern, jemals etwas von ihm gehört zu haben.

J. Er war der Sohn eines verganteten Bauern, kam aber theils durch Anstelligkeit, theils durch Schlauheit und

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

Betrug und viele böse Künste zu einem beträchtlichen Vermögen, und so wie alle Bettler, die reich werden, auch stolzer und härter sind, als die Leute, die von Vater und Großvater her in ererbten Häusern wohnen und ererbte Güter bauen, so ward er auch hart und stolz; und so wie er durch wilde rohe Gewaltthätigkeit und ein Herz, das weder Menschen noch Vieh schonte, sein Vermögen zusammengebracht, so blieb ihm natürlich das Rohe und Boshafte, mit dem er Zeit seines Lebens in und außer dem Hause mit den Seinen und mit Fremden umging, auch im Alter; da er aber in dieser Zeit weder die vorigen Kräfte zum Arbeiten, noch das vorige Ansehen zum Unterdrücken, noch das vorige Zutrauen, mit Betrügen viel zu gewinnen, mehr hatte, so fing er an, sich zur Ruhe zu begeben und sich auf seinem mit sauerm Schweiß errungenen Mist gütlich zu thun und in lieber Behaglichkeit zu genießen, was ihm, wie er sagte, der liebe Gott bescheert. Er ging also jetzt mit der Tabakspfeife im Maul meistens müßig, und begnügte sich, den Leuten nichts weiter Böses zu thun, als sie mit Stichelreden zu kränken und zu quälen. Er ging bei keinem Menschen vorbei, dem er nicht eine Bosheit sagte oder einen Vorwurf machte oder einen Schimpf anhängte; und er besaß die entsetzliche Kunst im höchsten Grad, wo er nur immer einen Elenden und Betrübten antraf, ihm allemal etwas zu sagen, oder ihn etwas zu fragen, wobei ihm ein Stich in's Herz geh'n mußte. „Wie alt ist deiner Jungfer Tochter ihr Kind?“ — „Wie lang ist's, seit dein Vater aus dem Schellenwerk heimkam?“ — „Es ist doch traurig, daß dein Bruder auch unter der Diebsbande!“ — „Gelt, wenn du dein altes, großes Haus noch hättest?“ — „Was hat deine Frau gesagt, daß du an deinen Stieren das Halbe verspielt?“ —

Das war seine gewohnte Art, die Leute anzureden. Wenn er einen armen Menschen bei seinem magern Acker antraf, so fragte er ihn, was doch die Ursache sei, daß der Mist hier nicht anschlage, oder er sagte zu ihm: Schneidest du über's Jahr auch genug, um den Ackerlohn zu bezahlen? —

Hörte er von ihm, daß er etwas Frucht oder Vieh zur Unzeit und unter dem Preis verkaufen mußte, so rühmte er ihm, wie es in Kurzem aufschlagen würde, und rechnete ihm nach, wie viel er dabei verloren, daß er jetzt schon verkauft habe. Das war seine Art; so quälte er einen jeden Unglücklichen, der ihm vor Augen kam; auch flohen alle arme und elende Leute vor ihm, wo sie ihn von Ferne erblickten. Einmal aber gab ihm ein Mann vor meinen Augen den Lohn, wie er ihn von Tausenden verdient, ob er ihn gleich vorher noch von keinem einzigen erhalten. Der ihn so zahlte, war Heini Wunderli von Torlikon, der im Rebstall Hintersäß ist. Der Netscher hatte diesem Mann einen Knecht angerathen, der höchst übel ausgefallen war, und nun fragte er ihn höhnisch vor meinen Augen: Wie geht's dir, Wunderli, mit dem Jakob? Bringst du ihn am Morgen aus dem Nest? Der Wunderli war feuerroth vor Zorn über diese Frage, und gab dem alten Schelm zur Antwort: Netscher! Du hast mir den Knecht angerathen und er ist ausgefallen, wie Alles, was du mir und allen andern Leuten gerathen; aber nun, Netscher, solltest du genug daran haben, daß du mich mit diesem Schlingel angeführt, und wenn du ein ehrlicher Mann wärest, so würde es dich reuen, daß du mich so übel berathen und du würdest dich vor mir schämen; aber jetzt kommst du noch, und spottest mir in's Gesicht über etwas, das du weißt, wie wehe es mir thun muß, weil du selbst schuld daran bist. Ich kann's noch ertragen, daß dein guter Rath mich in Schaden gebracht. Warum war ich ein Narr, und glaubte dir etwas; aber daß du jetzt noch meiner spottest, das ist nicht auszustehen; verstehst du mich, Netscher? Ein Schelm und ein Dieb, der einem das Seine nimmt, aber hernach doch auch flieht und einem aus den Augen geht, ist ein Engel gegen einen Mann, der mit einem umgeht, wie du, und der im Stand ist, nachdem er einem mehr Schaden gethan als zehn Diebe, ihm noch unter die Augen zu gehen, und seiner zu spotten; verstehst du mich, Netscher? So zahlte Wunderli

den alten Gaudieb vor meinen Augen. Dieser ging auch mausstill seiner Wege.

Chr. Diese Antwort war gewiß gut; aber oft thut man doch gewiß besser zu schweigen, wie der Scheerer, der zuletzt, da der Vogt immerfort wörtelte und stichelte, ihm gar keine Antwort mehr gab, sondern ruhig den Mann fortrasirte, der ihm just saß.

J. Es ist vollkommen richtig, daß in hundert Fällen Schweigen das Beste ist, und es gibt wirklich nur seltene Fälle, wo so ein herzhaftes Antworten gut ausschlägt. Leute, die des Schimpfens gewohnt und geübt sind, werden immer in jeder neuen Antwort, die man ihnen gibt, neues Gift finden, so daß man in Ewigkeit neue Antworten auf neue Bosheiten suchen müßte; schweigt man hingegen und läßt sie reden, so werden sie zu Zeiten betroffen, schämen sich, und schweigen auch, und wenn sie sich auch nicht schämen, begegnet ihnen manchmal, daß ihr Verstand und ihre Erfahrung ihnen keinen Stoff mehr verleiht, fortzusticheln. Ueberhaupt ist, seines Weges fortgehen, an seiner Arbeit fort machen, und bei keinem Müssiggänger stillstehen, sicher das beste Mittel, von Schimpf- und Stichelreden am leichtesten loszukommen.

Chr. Aber was mir noch in diesem Abschnitt wichtiger vorkommt, als die Stichelreden, ist, wie dieser Mann den Wein braucht, um Wunden und Schäden zu heilen.

J. Ja, Meister! lies doch noch den achten Abschnitt, damit wir sehen, wo es mit dieser Weinarznei hinauslaufe. Christoph liest den achten Abschnitt und sagt dann: Es geht mit dieser Weinarznei so gut, daß man über den Arzt vor Zorn zerbersten möchte. Joost antwortet: Man kann von Leuten, die umsonst Wein ausschenken, gewiß allemal sicher zum voraus behaupten, daß sie mit Sachen umgeh'n, die Land und Leute grenzenlos verderben, und wenn es einmal an einem Ort oder in einem Haus eingerissen, daß es täglicher Brauch und Mode da wird, Wein umsonst zu finden oder zu geben, so haben Schelme und Diebe an einem solchen Ort sicher gewonnenes Spiel; da mag einer

thun und sagen, was er will, ein Glas Wein heilt allen Schaden; da werden Zeugnisse erkauft; Aussagen verdreht; da werden der Unschuld Fallen gelegt; da werden die Arbeitszeiten verwüstet; da wird die Hausordnung unter die Bank geworfen, und Weib und Kinder, Haus und Hof, Nachbar und Bruder dem aufgeopfert und dem verrathen, der zu trinken gibt! Da magst du schimpfen und schelten; da magst du über Obrigkeit und Pfarrer, über Gericht und Ehrbarkeit schmälen und schänden, da magst du deinem Feind Schelm und was du willst sagen, alles wird mit einem Glas Wein wieder gut gemacht.

E. Das Entsetzlichste, was das Lumpengesindel bei dem Wein thut, ist, wie es über den guten Maurer loszieht, und, worob mir grauset, ist, daß selber ein Richter sich einmischt und sagt, er sei bei der Rechnung des Maurers gegenwärtig gewesen.

J. Wo man Wein dabei verdienen kann, über einen armen Tropf, wie hier über den Maurer, loszuziehn, da wird's gewiß allenthalben so gehn, und des Vorgesetzten Zeugniß hätte gewiß von allen den Leuten in der Scheerstube keinen Einzigen irr gemacht, wenn kein Wein da gewesen wäre. Denn in solchen Dörfern weiß Jedermann bis auf den Schweinhirten und Weidbuben hinab, was es mit solchen Rechnungen und Zeugnissen für eine Bewandtniß habe.

Chr. Nun — so weiß ich's doch nicht.

J. Du kannst hier auch wieder Gottlob sagen zu deinem Nichtwissen.

Chr. Nun, Gottlob, daß ich's so lang nicht erfahren, und erst jetzt bei dir nachfragen muß, wie sie es machen.

J. Ich kann's dir, wie ich glaube, gar verständlich erklären. Man läßt so einen armen Tropf, ganz ohne daß er an so etwas denkt, gerade zu einer Zeit, wo man eigentlich weiß, daß er keinen Heller Geld im Haus hat, zu sich kommen, und sagt ihm mit liebreichen Worten, aber so andringend, daß ihm darüber der Schweiß über die Stirn läuft, man habe Geld nöthig, und hoffe, er werde, ohne

daß er es zu ernstlichen Mitteln kommen lasse, in Gottes Namen jetzt zahlen. Wenn dann so ein gefangener Tropf antwortet, er habe in Gottes Namen jetzt kein Geld und in der Angst alle Heiligen und vielleicht den Teufel selbst zum Zeugen anruft, daß es wahr sei, so antwortet man ihm ganz kalt, es sei vergebens, es müsse jetzt Geld sein. Nach und nach fängt denn der arme Mann von großen Zinsen, von noch etwas darüber aus, zum Dank für's Warten, vom Heu und Stroh, vom Korn im Feld, von einem Kalb, das er noch habe, oder von einem halbgemästeten Schwein, oder von einem Stück Bett, das noch im Hause sei, oder von etwas anderm dergleichen zu reden; dann handelt man ihm in der Angst so etwas um einen Spottpreis ab; rechnet das Uebrige in dieser Gemüthsverfassung mit ihm zusammen, und bringt Zins und Markzins, und das versprochene Dankgeld für's Warten richtig oder doppelt hinein, und läßt sich dann endlich bewegen, unter Zeugen eine Obligation, welche alle Augenblicke auf erstes Begehren fällig und zahlbar sei, anzunehmen; und auf diese Art kann man ihm diese Rechnungstyrannei im Jahr mehr als einmal erneuern, und darin dasjenige wieder hinzusetzen, was so ein geängstigter Tropf unter diesen Umständen anbieten wird. Ist dann dieses Spiel vollendet, so zahlt der Schuldner noch einen Krug Wein, und erst dann läßt man die Zeugen kommen, die, obgleich sie in der Seele wissen, daß ähnliche Sachen unter gleichen Umständen immer begegnen, dennoch auf das herausgeseufzte Wort des Schuldner's, „die Rechnung sei richtig," flugs unterschreiben: — daß sie dieser obstehenden Rechnung beigewohnt und auf beiderseitiges, freiwilliges Begehren selbige zur Steuer der Wahrheit unterschrieben — mit dem sorgfältigen Anhange, daß beide Theile mit einander angelobt, ohne einigen Vorbehalt bei der Rechnung zu bleiben, auch unter keinem Vorwand jemals eine neue zu begehren und Mißrechnung, oder was es immer wäre, dießfalls vorzuschützen.

Chr. Das ist doch eine abscheuliche Art von Zeugnißmacherei.

J. Aber eine hie und da ziemlich gewöhnliche!

Chr. Es folgt morgen „von den Rechten im Lande,“ und der Bursch wird gewiß damit herumspringen, wie mit den Rechten seines Schuldners.

J. Ich denk's auch; aber ich werde den Punkt vom Rechten im Land nicht so gut verstehen.

Chr. Du hast mich mit deiner Erklärung über seine Rechnungsart im Ernst klar gemacht; aber die Sache vom Rechten im Lande liegt mir noch viel mehr am Herzen, und ich wünsche sehr, daß du sie eben so wohl verstündest.

J. Ich wünschte es selber. Auch mir ist dieser Punkt schon oft und viel so im Kopfe herumgegangen, daß ich ihm schon Stunden lang links und rechts nachgedacht; aber zuletzt bin ich allemal in einen Wirrwarr von Sachen und Meinungen hineingekommen, daß ich mir selber nicht mehr heraushelfen konnte.

Chr. So wird es uns morgen dieses Artikels halber übel gehen.

J. Es kommt mir in den Sinn, Meister, du kennst unsern Kirchmeyer und weißt, wie er in unsern Rechts- und Landessachen schon bis zum Fürsten berichtet und sich allemal mit guten Ehren herausgezogen hat, so sehr man auch oft vermuthet, daß es ihm übel gehen werde mit seinem eisernen Muth, den er so manchmal zeigte, wenn er das Recht im Lande antraf.

Chr. Ja, Joost, das ist ganz sicher der einzige Mann in unserm Dorf, der über diese Sache auch etwas sagen kann, das Händ' und Füße hat. Ich will mit ihm reden, daß er morgen zu uns komme, und ihm das Buch geben und den Artikel zeigen, damit er wisse, warum es zu thun sei.

Wiederholung.

Daß man mit Allzuvielhüten Schelme pflanze.

Daß man großen Bösewichtern oft auch dadurch Einhalt thun könne, wenn man machen kann, daß man sie oben und unten im Lande genau kennt, wie sie sind.

Daß ein boshafter Mann auch sogar noch, wenn er an

Händen und Füßen halb lahm, noch immer gern darein schlägt und schädigt, und wenn er sonst nichts mehr kann, noch sein böses Maul dazu braucht.

Daß Schweigen hundertmal gut sei, wo Vorlautsein ein einziges Mal.

Daß, wo das Volk keine Ehre mehr im Leib hat und Jedermann gern ein Glas Wein umsonst trinkt, alsdann ein jeder Gaudieb, der Geld im Sack hat, thun und sprechen, reden und handeln kann, wie er nur will.

Daß unterschriebene Rechnungen darum nicht allemal wahre Rechnungen seien.

Achte Abendstunde.

Vom Recht im Lande. — Von der Hausordnung und von Hausvätern. — Von der Landesordnung. — Von den Obrigkeiten. — Vom Fundament aller Brief und Siegel und Rechte im Land. — Vom Landesnutzen. — Vom Landes-Schaden. — Vom Eigennutz. — Von schädlichen Brief und Siegeln. — Vom Recht und Ansehn der Obrigkeit.

Christoph. Verzeih' uns, Kirchmeyer! Es kommt da in dem Buch, das wir mit einander lesen, etwas von Rechten im Lande vor; wir wissen, daß du diese Sache viel besser verstehen mußt, als ich und mein Joost; wir wären aber beide begierig, das von dir zu lernen, was du uns hierüber sagen wirst.

Kirchmeyer. Euer Zutrauen, Nachbarn, freut mich von Herzen; will's Gott, sollen diese meine grauen Haare hierüber mit Ehren ins Grab! und will's Gott, soll mir Niemand nachreden können, daß ich über diesen Punkt einen Menschen mit einem gefährlichen, oder ihn zu etwas Schädlichem verführenden Wort irrgeleitet, so wenig, als es mir Jemand nachreden kann, daß ich in den vielen Geschäften, die unser Land antrafen, unserm Fürsten oder seiner Regierung jemals etwas Unrechtes oder Unstatthaftes vorgebracht. So lang ich lebe, Nachbarn! oder wenigstens so lang ich

bei meinen Jahren und bei mannbarem Verstand bin, ist mir das Recht im Land immer sehr am Herzen gelegen; aber ich habe es nur zu oft erlebt, daß es mehrentheils böse und gottlose Buben gibt, welche das Maul am lautesten über die Rechte im Land brauchen, weshalb es auch oft bei der gerechtesten Sache äußerst gefährlich ist, sich unter Leute zu mischen, die sich der Rechte im Land anzunehmen scheinen.

Chr. Und doch bist du dagestanden für das Recht im Lande allemal, wo es nöthig war, wie sonst kein Grafschaftsmann. Das lohne dir Gott, alter Vater! Kind und Kindeskind haben's zu genießen.

K. Ich that eben wenig, Nachbarn, und wollte Gott, ich hätte mehr ausrichten können; aber doch, wenn ich jetzt wieder jung wäre, ich könnte weiß Gott jetzt noch viel weniger thun und ausrichten: die Leute im Land werden täglich frecher, unbesonnener, und brauchen ihr Maul über das, was wahr und nicht wahr ist, und über das, worin sie Unrecht haben, wie über das, worin sie Recht haben, so daß man gegenwärtig, auch wo das ganze Land von hundert Bitten und Klagen, Begehren und Wünschen voll ist, nicht darauf zählen kann, daß auch nur der halbe Theil davon wahr sei, noch viel weniger sehen kann, ob es denn auch um ein Haar besser und ordentlicher stände, wenn die hundert und tausenderlei Wünsche, die in allen Ecken laut werden, alle in einer Stunde erfüllt und alle Klagen aufgehoben würden. Man muß wissen, was dem Land wahrhaft nützlich ist und Segen bringt, wenn man von Rechten im Land reden will; sonst sind die zwei Worte Recht im Lande nur ein leerer Name, der denen, die ihn ohne Verstand brauchen, leider eben so oft Kreuz und Leiden auf den Hals ziehen kann, als Nutzen und Segen. Nachbarn! Das Recht im Lande und unsere Brief und Siegel sind nur dann werth, daß man davon rede und für sie Sorge trage, wenn sie uns etwas, das uns wirklich nothwendig oder wenigstens nützlich ist, versichern; darum gewahret euch wohl, wenn von Brief und Siegeln und von Rechten im Lande unter euch die

Rede ist, ob auch von etwas, das euch wirklich nützlich und wichtig, die Rede sei.

Gute Landesrechte, gute Briefe und Siegel müssen machen, daß es den Leuten, die sie haben, in ihren Herrschaften, in ihren Dörfern und in ihren Häusern besser gehe, als wenn sie selbe nicht hätten; daß sie besser hausen, besser zu dem Ihrigen schauen, besser Ordnung halten, aus ihrem Land, aus ihrem Gewerb, aus ihrer Zeit, aus ihrem Geld mehr Nutzen ziehen können, und besonders, daß sie ihre Kinder besser erziehen und in Stand stellen können, den Segen, den sie von ihren Vorfahren ererbt, in Ruhe und Stille auch wieder auf ihre Kinder und Kindeskinder herabzubringen, als wenn sie diese Rechte und Freiheiten nicht hätten. — Darum nehmt für ein und allemal an, daß ein Jeder, der für Recht im Lande, für Brief und Siegel, und Artikel, die keinen Nutzen bringen, eifert, am unrechten Seil ziehe, denn der Landesnutzen ist der wahre Grund aller Landesrechte, Nachbarn! Die Zeiten ändern sich; das, was ehemals des Landes Nutzen gewesen, ist es um deswillen jetzt nicht allemal mehr; sehet z. B. vor zweihundert Jahren haben zehn Bauern, die alle große Höfe gehabt, das ganze Land besessen, welches jetzt von dreißig kleinen und zehn mittlern Bauern bewohnt wird, so werdet ihr von selbst begreifen, daß die zehn alten Bauern ehedem ihre großen Weiden nothwendig gehabt haben, und hingegen die vierzig jetzigen Bauern bei der Beibehaltung des ehemaligen Weiderechts zu Grunde gehen müßten; ihr werdet begreifen, daß sie jetzt unumgänglich nothwendig haben, Klee und Grasarten zu bauen, und Einschläge zu machen, und daß sie ohne diese Neuerung unmöglich einen Viehstand halten könnten, welcher zur guten Anbauung dieser vertheilten Höfe erfordert wird; setzt jetzt aber den Fall, es begriffen unter den vierzig Bauern nur die dreißig kleinern die Nothwendigkeit dieser Veränderung, und die zehn mittlern Bauern hätten ihre Gründe, den Wohlstand der dreißig kleinern nicht gar zu herzlich zu wünschen und deshalb die Aufhebung der alten Weideordnung und das Ansuchen um die Freiheit, neue Ein-

schläge machen zu dürfen, für sich nicht betreiben, sondern vielmehr hindern zu wollen; seht, diese zehn Bauern kommen wirklich mit den dreißig erstern hierüber in Streit und vor die Obrigkeit: sollte nun die Obrigkeit ihnen Recht geben, wenn sie mit ihren alten Freiheiten und Weiderechten hervorkommen? Soll sie ihrem Muthwillen den Lauf lassen, wenn sie sich sogar mit Trotz und Kühnheit zu sagen unterstehen, sie ließen sich ihre Briefe und Siegel nicht nehmen? Begreifet ihr nicht, daß die Obrigkeit denen helfen und Recht geben muß, die um deswillen, weil sich die Umstände geändert, auch Rechte und Freiheiten zu neuen Einrichtungen und Ordnungen suchen müssen, und denen, welche das begehren, was allgemein sogar auch für die, welche dawider streiten, das Nützlichste war? Nachbarn! Brief und Siegel und alle Rechte im Lande müssen aufhören und ungültig gemacht werden, wenn sie nicht mehr Nutzen, sondern Schaden ins Land bringen.

Denn Nutzen im Lande schaffen, und Schaden im Lande wehren, ist der Grund und das Fundament aller Rechte im Lande und aller Briefe und Siegel; auch wird ein ehrlicher Mann, der für die Nachwelt ein Herz im Leib hat, immer mit der äußersten Sorgfalt auf diesen Umstand Acht haben, und ihr könnt versichert sein, Nachbarn! daß wer immer sich in Sachen, die die Rechte im Lande betreffen, ohne diesen Leitfaden einmischt, sich am Ende gewiß nicht mit Ehre aus dem Spiel ziehen wird.

Die Nachbarn staunen den Altvater an, der sie so lehret, und sagen kein Wort.

Der Kirchmeyer aber fährt fort, und sagt: Nachbarn! wer fürs Recht im Lande redet und sorgt, der mischt sich in die Pflichten und Sorgen der Landesväter, und das ist in sehr wenig Fällen des gemeinen Mannes sein Nutzen oder seine Pflicht, es können nicht alle Menschen Landesväter sein, und eben so wenig sollen oder können alle Menschen der Landesväter ihre Rathgeber sein; die so es sind, müssen das Land in Ordnung halten, wie ein Hausvater seine Kinder, sein Haus und seine Dienste; das aber könnten sie gewiß

nicht recht, wenn sie nicht im ganzen Land eben das Ansehen und eben die Gewalt hätten, welche ein jeder Hausvater, wenn er Ordnung haben will, auch in der kleinsten Wohnstube so unumgänglich nöthig hat. —

Die Obrigkeit ist dem Land Treu und Recht schuldig, wie der Haushalter in seiner Haushaltung seinen Kindern eine gute Auferziehung und seinen Dienstboten Schutz, Brod und billigen Lohn, oder überhaupt seiner Haushaltung weise und sorgfältig vorzustehen schuldig ist. — Aber mancher thut das auch nicht, zerrüttet seine Umstände, bringt Weib und Kinder und sich selbst an den Bettelstab, und handelt sogar auch an seinen Dienstboten ungerecht, unbarmherzig und untreu; aber wenn man um deswillen, daß hie und da ein Hausvater seine Pflichten nicht erfüllt, alle Hausväter in ihren Häusern nicht mehr Meister lassen, sondern sie zwingen wollte, in allen Fällen, wo sie in der Haushaltung etwas vornehmen oder abändern wollen, mit Weib und Kindern und Dienstboten Rath halten zu müssen, so würde es ganz gewiß in tausend Haushaltungen, in denen jetzt gute Ordnung ist, wie eine verkehrte Welt aussehn. Mit der Obrigkeit hat es eine völlig gleiche Bewandtniß. Sie muß große Gewalt und ein ungekränktes Ansehn im Lande besitzen, wo Ordnung, Ruhe und Sicherheit herrschen soll; auch wenn sie etwa einmal zu weit gehn und sich zu Fehlschritten verleiten lassen würde, muß ihr Ansehn, ihre Gewalt nicht leicht gekränkt werden, und das wahrlich nicht sowohl um ihrer selbst, als um der öffentlichen Ruhe und um der Sicherheit des Landes willen, welches allenthalben, wo man die obrigkeitliche Gewalt und das obrigkeitliche Ansehn leicht stören und kränken kann, unmöglich auf einen dauerhaften und festen Fuß kommen kann. Freilich ist es gewiß, daß Niemand in der Welt ehrlicher und treuer in Allem zu Werke gehen und daß sich Niemand mehr an sein Wort und an Brief und Siegel gebunden halten sollte, als eine Obrigkeit; aber gewiß ist's auch, daß, wo Brief und Siegel dem Lande anstatt Nutzen, Schaden brächten, die Obrigkeit in diesem Fall, um der Treue willen, die sie dem Lande

schuldig ist, nicht nur die Freiheit hat, sondern auch in ihrem Gewissen verbunden ist, solche Briefe und Siegel aufzuheben, und folglich alle Macht und Gewalt hierzu nothwendig in ihrer Hand haben muß; und ihr begreift, Nachbarn, daß in diesem Fall sogar ein jeder biedere Einwohner in seinem Gewissen verpflichtet ist, seiner Obrigkeit zu solchen Endzwecken zu verhelfen und Hand zu bieten. Alle Brief und Siegel, welche die Obrigkeit hindern, gleiche Ordnung im Lande zu halten oder die Abgaben des Volks mit Billigkeit und Gerechtigkeit zu vertheilen, sind wider den wahren Segen des Landes, und ihr Besitzer, wer er ist, hat großes Unrecht, sie als geeignet anzusehn, die Obrigkeit zu hindern, eine segensvollere Ordnung im Lande einzuführen. Briefe und Siegel für Wehren und Dämme, deren Einrichtungen Landesüberschwemmungen veranlassen und auf dem jenseitigen Ufer weit größern Schaden anzurichten geeignet sind, als sie auf dem diesseitigen verhüten; Briefe und Siegel für Freiheit von Abgaben, welche das ganze Land drücken und den Landessegen im Allgemeinen stören; Briefe und Siegel für Freiheiten, seine Mitbürger in Gewinn und Gewerb auf eine Art zu hemmen, daß Land und Leute in einer ganzen Gegend in Armuth und Elend bleiben müssen, solche Briefe und Siegel sind keine Landesrechte; es sind übelverstandene Schenkungen eines irrgeleiteten und überlisteten Vaters, und wer für solche Dinge mit der Obrigkeit zankt, der ist ein ungerathenes Kind, das seine Geschwister vervortheilen will. Seht, Nachbarn! Ich will euch ein Gleichniß geben, was es mit so übelverstandenen Briefen und Siegeln für eine Bewandtniß habe.

Ein Vater hatte vier Söhne, und der älteste der Söhne entdeckte auf dem Gute seines Vaters eine reiche Erzgrube, und ging dann hin, kaufte aus seinem Sparhafen das schönste Pferd, das er auf dem Markt fand, und schenkte es seinem Vater auf seinen Namenstag; denn er wußte, daß er ihm kaum mit etwas anderm eine solche Freude machen könnte.

Er irrte sich auch gar nicht; denn es freute den Vater so sehr, daß er in seiner Freude zu ihm sagte: Mein Sohn,

sage mir, womit kann ich dir hinwieder Freude machen? Der Sohn fiel dem Vater um seinen Hals und sagte: Ich wünsche wahrlich nichts als deine Liebe zu meiner Vergeltung. Aber er wußte wohl, daß der gute Vater in ihn dringen und nicht ablassen werde, bis er ihn um etwas gebeten. Nun so gib mir denn, Vater, den dürren Hügel, der in der Mitte deines Gutes, aber auch nicht fern von dem Gut, das mir meine Frau zugebracht, liegt, sprach der Sohn zu seinem Vater. Der Vater gab ihm diesen Hügel und schrieb ihm einen Brief, daß er sein Eigenthum sei und seine Brüder nichts angehen solle.

Hierauf eröffnete der böse Sohn alsobald die Erzgrube, führte das Erz auf das Gut seiner Frau und wurde bald reich; der Vater aber sah, daß er übel gehandelt, und es reuete ihn in seinem Herzen, daß er diesem Sohn seinen Hügel gegeben, denn er dachte: Sollen jetzt meine drei andern Söhne so übel vervortheilt, und des ältesten Knechte sein, weil er diese Grube entdeckt, und mich mit seinem Geschenk des schönen Rosses an der Nase herumgeführt hat?

Er ließ diesen seinen Sohn zu sich kommen und sagte zu ihm: Mein Sohn! Ich habe dir den Hügel gegeben, um den du mich batest, und nun zeigt es sich, daß in dem Hügel ohne Vergleichung weit mehr Reichthum und Gut ist, als ich sonst überall mit Haus und Hof besitze; und jetzt, mein Sohn, weinen und jammern deine Brüder, daß du den Hügel allein hast und bitten mich, daß ich ihnen auch etwas davon gebe.

Der böse Sohn aber antwortete seinem Vater: Du hast mir den Hügel gegeben, ich habe deine Handschrift und dein Petschaft; was geht es mich an, was die Brüder dazu sagen? Der Hügel ist mein; und wenn du auch schon wolltest, du könntest mir ihn jetzt nicht mehr nehmen.

Diese harte Rede des Sohnes erbitterte den guten Vater, daß er seine drei andern Söhne zu sich rief und ihnen sagte, er wolle ihm den erschlichenen Brief mit Gewalt wieder zurücknehmen. Aber der jüngste Sohn antwortete dem Vater: Nein; um unsertwillen sollst du ihm seinen

Brief nicht zurücknehmen und er soll um unsertwillen nicht von dir sagen, daß du ein böser Vater, und daß du mit Unrecht und Gewalt gehandelt und ihm dein Wort gebrochen; wir wollen lieber keinen Theil an diesem Hügel. Die andern zwei Brüder redeten auch also, so wehe es ihnen auch that. Indessen ward der älteste Sohn durch seine Erzgrube immer reicher und stolzer, also daß er auch seinem Vater und seinen Brüdern mit seinem Recht trotzte und ihnen höhnisch und übermüthig begegnete, wenn er seine Schätze von dem Gute seines Vaters auf das Seinige hinführte.

Einmals aber fiel dem Vater ein, er habe diesem bösen Sohn keinen Weg durch seine Güter verkauft, — und alsobald rief er seine drei Söhne und seine Knechte, und sagte zu ihnen: Gehet hin zum Hügel meines Sohnes und sagt ihm, daß ich ihm durchaus nicht mehr erlaube, irgend etwas durch mein Gut auf seinen Hügel hin oder von seinem Hügel durch mein Gut wegzuführen, denn ich habe ihm keinen Weg auf meinem Gut zu seinem Hügel weder geschenkt noch verkauft.

Erschrocken ob dieser Botschaft bot der böse Sohn jetzt dem Vater für den Weg den halben Hügel; der Vater aber sagte: Nein, du mußt mir den Hügel ganz wieder geben, oder mit keinem Fuß mehr den Weg dazu betreten, der auf meinem Lande ist.

Da gab der böse Sohn endlich den Hügel wieder in seines Vaters Hand und der Vater zerriß den Brief, mit dem er ihn seinem ältesten Sohne geschenkt hatte, und schrieb jetzt einen andern, mit dem er ihn allen seinen vier Söhnen zugleich gab, und starb bald darauf ruhig, da er jetzt das Glück seiner Kinder durch Billigkeit befestigt sah.

Nun, Nachbarn, sagt, ob es jetzt nicht Recht war, daß der Vater dem bösen Sohn einen Stein in den Weg gelegt, der ihn hinderte, diesen Hügel zu nützen, ob er ihm gleich Brief und Siegel in die Hände gab, daß er sein Eigenthum sei; und noch mehr, könntet ihr nicht sagen, daß es sogar recht gewesen wäre, wenn der Vater selbst Gewalt gebraucht,

und ohne so viele Umschweife ihm diesen erschlichenen Brief zurückgenommen und vor seinen Augen zerrissen hätte?

Nachbarn, es gibt ganz gewiß Fälle, wo Brief und Siegel zurückzunehmen, abzuändern, und selbst völlig aufzuheben und unnütz und unbrauchbar zu machen, eine wahre Wohlthat für's Land ist. — Nachbarn, nehmet jetzt das mit euch heim; denn das ist das Allerwichtigste, was man in Acht nehmen muß, wo von Brief und Siegeln und von Rechten im Land die Rede ist. Nachbarn, ich möchte meinem Alter gewiß nicht dadurch einen Schandfleck anhängen, daß ich irgend einer Obrigkeit schmeicheln und ihr Recht geben wollte, wo sie Unrecht hat; aber ich müßte mich auch der Sünde fürchten, wenn ich's verleugnen wollte, daß es die durchgängige Erfahrung meines langen Lebens ist, die Obrigkeit meine es in den weit mehrern Fällen von Herzen gut mit dem Land, und verstehe auch den Nutzen desselben fast immer besser und wichtiger als das Volk, das nicht wie sie den Anlaß hat, täglich über Landesgeschäfte zu rathschlagen und zu arbeiten.

Darum ist es unumgänglich nothwendig, wenn es darum zu thun ist, daß eine Obrigkeit Brief und Siegel unnütz machen und Sachen, die den Rechten im Land zuwider scheinen, vornehmen will, daß in diesem Fall verständige Landleute alle Mühe und Sorgfalt anwenden, sich wohl zu erkundigen und zu erforschen, ob so ein Vornehmen nicht etwa zum Nutzen des Landes gereiche, oder auch, ob dann wirklicher und wichtiger Schaden für's Land daraus entstehe, oder ob es vielleicht etwa eine gleichgültige und den Schaden des Landes nicht sehr berührende Sache sei.

Ich sage euch dies aus Erfahrung, daß die Obrigkeiten in solchen Fällen ehrlichen, braven Landleuten, welche mit gutem Herzen, mit Kindersinn und Landestreu sich über eine solche Sache erkundigen, gemeiniglich gern Licht und Erläuterung geben.

Der Kirchmeyer schwieg jetzt und sagte dann nach einer Weile: Da ich nun einmal über diese wichtige Sache angefangen, mit euch zu reden, so will ich morgen noch einmal

zu euch kommen, und dieser Sache reif und ernsthaft nachdenken, daß ich das, was ich denke und meine, euch heiter und unverwirrt vorbringen könne; denn man richtet wohl mit nichts größern Schaden an, als wenn man hierüber die Sache am unrechten Orte angreift; auch rede ich nicht in dieser Absicht mit euch, daß ihr hierüber wohl und viel schwatzen lernt; denn das ist nichts nütze. Obrigkeiten sind Eltern, und Kinder müssen das Thun ihrer Eltern nicht in das Geschwätz ihres Müßigganges und ihres Leichtsinns hineinziehn; Kinder, die das thun, sind böse, leichtfertige Kinder; aber ein erwachsener Sohn, der mit Beklemmung und Sorge für seine Geschwister und für das ganze Haus seines Vaters über die wichtigsten Vorfälle des Hauses mit seinem Vater, oder auch, wenn es thunlich, mit seinen Geschwistern selber redet, der thut hierin nicht Unrecht, darum rede ich auch mit euch, Nachbarn! Denn ich halte euch nicht für müßige Kinder, die zu ihrem Zeitvertreib unnützes Geschwätz zu treiben suchen, noch viel weniger für boshafte Leute, die die Rede eines ehrlichen Mannes verdrehen und zu etwas Bösem und Gottlosem mißbrauchen werden; nein, ich rede mit euch, daß ihr im Fall der Noth, bei öffentlichen Landessorgen, verständig und weise, als gute, treue, biedere Landleute reden und handeln lernt.

Da dankten die Nachbarn dem Kirchmeyer und sie redeten noch das eine und andere über das, was er ihnen vorgetragen, mit einander; ich kann aber dieses, da es mich zu Wiederholungen führte, die langweilig wären, hier nicht ausführlich beifügen, sondern schreite weiter zur —

Neunten Abendstunde.

Der Kirchmeyer fing diesen Abend das Gespräch also an:

Nachbarn! Ich zeigte euch gestern, daß es Fälle gebe, wo die Obrigkeit Brief und Siegel im Land um des Landes, um seines Nutzens und um seiner Nothdurft willen, brechen, abändern, vermindern, ja sogar aufheben, zernichten und unnütz machen müsse und daß in diesem Fall treue und

biedere Landleute, von welchem Stand, Rang und Charakter sie immer sein mögen, der Obrigkeit zur Aufhebung solcher Briefe und Siegel alle Hände bieten sollten.

Denn der Landesnutzen ist der Grund und das Fundament aller Landesrechte und aller Brief und Siegel; haltet euch daran fest, Nachbarn, denn ich will mich auch in allem, was ich weiter sagen werde, daran festhalten.

Es ist aber dann auch nicht zu leugnen, daß es da und dort Fälle gebe, wo die Obrigkeit Briefe und Siegel, Uebungen und Rechte im Land aufzuheben und einzuschränken suche, ohne daß eben der eigentliche Nutzen des Landes dieses erfordert, sondern bloß, weil ihr diese oder jene Ordnung und Einrichtung jetzt nicht mehr so beliebig und wohlgefällig ist, als eine andere und neue; ja, man muß sogar gestehen, daß Fürsten und Obrigkeiten hie und da gegen Brief und Siegel und die Rechte des Landes sogar auch solche Verfügungen treffen, die wirklich dem Nutzen und Wohlstand des Landes eben so offenbar zuwider, als den Rechten und Freiheiten desselben entgegen sind.

Liebe Nachbarn! Ihr wisset, wie ich von Jugend auf über diesen Punkt gedacht, und ich denke auch jetzt noch im geringsten nicht anders darüber und würde, wenn ich auch noch heute mit Fürsten und Obrigkeiten hierüber reden müßte, ganz gewiß so steif und fest, wie vor vierzig Jahren behaupten, daß Brief und Siegel des Landes wahres Eigenthum seien, und daß sie zum Schaden des Landes zu brechen, ein Raub und ein Wortbruch sei, wozu Fürsten kein Recht haben.

Ich würde zwar jetzt in meinem Alter zittern und erblassen, aber ich würde dem Fürsten, vor dem ich stünde, es dennoch sagen, wenn Untreue und Wortbruch dem Stand des Fürsten keine Schande wäre, so sei Untreue und Wortbruch gegen seine Kinder dennoch ewig ein Greuel für's Menschenherz. Ich würde, so sehr ich zitterte, meine Hand vor ihm gegen mein weißes Haupt halten und ihm sagen, der Fürstenstand rette nicht vor der Unruhe des grauen Alters und den Schrecknissen, mit denen Gottes Natur den

Erdenmann lohnt, der Unrecht thut und Treue und Wort bricht! — Ich würde dem Fürsten, vor dem ich stünde, wenn auch mein schwacher, alter Leib ganz bebte, es dennoch sagen: Du bist Mensch, Fürst! und mußt Treue und Wahrheit halten wie ein Mensch! Thust du es nicht, so helfe dir Gott, wenn deine Stunde kommt und dein Tag nahet, wo deine Gebeine faulen werden, wie die Gebeine deines Bettlers! —

Ich würde ihm sagen: Fürst! du bist Vater! und mußt deinen Kindern deine Treue und deine Wahrheit beweisen; thust du's nicht, so helfe dir Gott am Tage des Entsetzens, wo auch sie ihre Pflicht gegen dich verkennen werden! —

Ich würde ihm sagen: Wenn du nur Gottes Ruthe ob uns und wie ein Feuer bist, und wie ein Waldwasser, das uns verheeret, so wird unsere Treue gegen dich auch sein, wie das Dulden des Feuers oder des Wassers, das uns verheert; und wie ein leichter Morgennebel vom Berge weicht, sobald die Sonne Gottes nun aufgehet, so wird auch unsere Treue von dir weichen, so bald ein Strahl der Hoffnung, daß wir deinem Verderben entrinnen können, uns erscheint. — So würde ich ganz gewiß vor jedem Fürsten reden, von dem ich glaubte, er wäre fähig, sein Land gegen Brief und Siegel und gegen Recht und Freiheiten zu drücken und zu schädigen! Aber ich rede jetzt nicht mit Fürsten, sondern mit euch, liebe Nachbarn, und ich denke, ihr erwartet, daß ich euch sage, was ihr in diesem unglücklichen Falle zu thun hättet! Liebe Nachbarn! Wenn auch eure Obrigkeit aus dem Kreis ihrer Pflichten austreten sollte, so müßtet ihr nichts desto weniger immer darin bleiben und denken, daß die Obrigkeit der Vater, und ihr die Kinder seid; und dann in Gottes Namen, wenn ihr erwachsene und verständige Kinder seid und das Thun des Vaters in seinem Hause versteht und richtig erkennt, daß ihr auch nicht mehr zweifeln dürft, daß sein Thun übel sei, so redet mit dem Vater als erwachsene und verständige Kinder, so wie ihr ihn kennt und wie ihr wisset, daß es ihm ans Herz gehet, und je gefährlicher sein Thun und sein

Vornehmen sein wird, desto bedächtiger und sorgfältiger müßt ihr sein, ihn mit keinem Wort zu stoßen und zu beleidigen, sondern ihn vollkommen zur Ueberzeugung zu bringen, daß ihr nicht ungehorsam und frech seid, daß ihr durchaus nichts Böses und Unrechtes sucht; ihr müßt dieses auch, beides, um seinet-, um eurer- und um euers ganzen Hauses willen thun.

Nehmt immer an, Streit mit der Obrigkeit ist das Aeußerste, worauf es ein unglückliches Land nur im Fall der Noth ankommen lassen darf; und dieser Nothfall ist nie da, als wenn alle Hoffnung, mit Geduld und dem bravsten Kinderleben die Obrigkeit wieder zu gewinnen, verloren ist. Liebe Nachbarn! Ich bin ferne davon, der Obrigkeit über die rechten Schranken das Wort zu reden, ich habe es gesagt und wiederhole es: Ich würde einer jeden, sich selbst und ihrer Pflicht vergessenen, recht- und treulosen obrigkeitlichen Person gewiß Alles sagen, was ich einem andern, pflichtvergessenen, treu- und wortbrüchigen Manne im gleichen Falle sagen müßte. Aber wenn ich auch einen in diesem Grad fehlenden Fürsten nicht entschuldigte, wenn er vor meinen Augen stünde und mich hörte, so muß ich ihn hingegen entschuldigen, wenn er nicht vor mir steht und mich nicht hört. Ich muß ihn entschuldigen, wenn ich, beladen mit den Fehlern meiner Natur, denke, der Fürst ist Mensch wie ich. Ich muß ihn entschuldigen, wenn ich denke, er ist mein Vater und ich sein Kind! Ich muß ihn entschuldigen, wenn ich verhüten will, daß meine Geschwister und ich selber uns nicht Fehler angewöhnen, die noch größer sind als die des Vaters. Ich muß ihn entschuldigen, wenn ich verhüten will, daß die Fehler des Volks gegen den Fürsten nicht zehnfach größeres Elend über das Land bringen, als die Fehler des Fürsten gegen das Volk*)! Und nun, wenn

*) Wesentlicher, hier einschlagender Zusatz zur neuen Ausgabe.[8]) — Und auch das Vaterverhältniß der Obrigkeit abgerechnet, ist es billig, daß jeder Mensch, der unter einer Obrigkeit steht, denke, daß die obrigkeitlichen Personen Menschen sind wie wir alle, mit allen Schwächen, Leidenschaften und Gebrechen unsrer Natur, und daß

ihr euch in der ganzen Welt umseht, so werdet ihr allenthalben finden, daß beinahe alle Menschen, welche glauben,

---

nicht einmal die obrigkeitlichen Personen allein, sondern überhaupt die Reichen dieser Welt und alle so geheißenen vornehmen Leute in Verhältnissen, unter Umständen und Versuchungen leben, die so oft auch wider ihren Willen und gegen ihr Herz zu Ansichten, Gesinnungen, Grundsätzen, Neigungen und zu einer Handlungsweise hinleiten, welche aus eben dieser Selbstsucht und Selbstliebe herfließen, um deren willen auch ein jeder von uns mehr auf seine eigenen Rechte und auf seinen eigenen Besitzstand, als auf die Rechte und den Besitzstand irgend eines andern Menschen, den er auch noch so gern hat, aufmerksam ist, und daß er hinwieder mehr den Wohlstand, den Ueberfluß, die Ehre und Gemächlichkeit seiner eigenen Familie, seiner eigenen Kinder, als den Wohlstand, den Ueberfluß, die Ehre und Gemächlichkeit aller andern Familien und aller andern Kinder, die ihm auch noch so nahe sind, zu Herzen nimmt. Es ist aller braven Leute eigentliche Schuldigkeit, nicht aus dem Auge zu verlieren, daß die Großen dieser Welt und selber auch unsre vaterländischen, nur bürgerlich obrigkeitlichen Personen von der Wiege auf an unzählige Aufmerksamkeiten, Handbietungen und Bedienungen gewöhnt sind, und von allen ihren Umgebungen mit einer zuvorkommenden Achtung und Deferenz behandelt werden, die für die Schwäche der anmaßlichen Menschennatur unendlich verführerisch ist. Wahrlich ihrer Viele werden von der Wiege an im ganzen Umfange ihrer Umgebungen gleichsam als höhere Wesen und auf eine Weise behandelt, durch welche ihnen die reine menschliche Aufmerksamkeit auf die Individualverhältnisse und auf den Individualwohlstand der niedern Stände in einem Grad aus den Augen gerückt wird, daß es ihrem Herzen unbegreiflich schwer fallen muß, die Befriedigung der wesentlichsten Bedürfnisse der Menschennatur in den Individuen des Volks als Gegenstände anzusehn, die für sie von großer Wichtigkeit sein und ihre Aufmerksamkeit in einem hohen Grade als eigentliche Pflichtsache ansprechen sollen. Viele von ihnen sind im Fall, das Menschengeschlecht nur als einzelne Haufen ihrer Bedienungsarten und als Mittel der Befriedigung ihrer Ansprüche, Gelüste und Kommlichkeiten anzusehn. Es ist ihnen unter ihren Umständen gar nicht zu verargen. Sein eigenes, wohl oder übelverstandenes Interesse liegt jedem Menschenkinde mehr als das Interesse aller übrigen Welt am Herzen, und je weiter es einer (wer er sei) an Macht, Ehre, Geld und Ansehen gebracht hat, desto stärker und desto unwiderstehlicher wirkt der sinnliche Reiz hinwieder auf die Belebung seines Interesses für die Erhaltung seines Besitzstandes mit dem ganzen Umfange der natürlichen Triebe seiner Selbstsucht und aller ihrer Mittel und Kräfte. Der Mensch der Macht, der Ehre und des Geldes ist Mensch wie der im Staube — und nun denke Jeder, wenn

sich um einander verdient gemacht zu haben, einen äußerst ausgedehnten Grad von Hochachtung und Nachgeben zum

---

er erzogen worden wäre und unter den Umständen, Versuchungen und Reizen gelebt hätte, wie das in Rücksicht auf die Erdengenießungen begünstigte Geschlecht, ob er für die Erhaltung dessen, was er von jeher genossen, nicht ebenso das große Interesse in sich selber fühlen würde, welches Geld, Macht, Ehre und Ansehn der menschlichen Selbstsucht in allen Lagen und Umständen einflößt. Er frage sich selbst, ob es nicht eine Höhe der christlichen Selbstüberwindung fordere, die beinahe an die Höhe eines Heiligen und Märtyrers grenzt, aussprechen zu dürfen: Ich nehme mitten im Genusse der Macht, des Reichthums und der Ehre, das Interesse des gemeinen Vols und die Sache seines menschlichen Wohlbefindens in eben dem Umfange zu Herzen, wie das meinige. Kein Mensch darf das von sich selber aussprechen, aber darum darf es auch kein Mensch von einem andern fordern. Das menschliche Vereinigungsband der Großen mit den Kleinen, der Mächtigen mit den Ohnmächtigen, der Reichen mit den Armen ruht wahrlich unendlich mehr auf der Erhaltung der Segensmittel und Segenskräfte, die in der Macht zu Gunsten der Ohnmacht, in der Ehre zu Gunsten der Erniedrigten, in dem Reichthum zu Gunsten der Armen, in dem Edelmuth zu Gunsten der Schutz- und Rechtsbedürftigen liegen, als in der Belebung von Ansprüchen an Einrichtungen und Maßregeln, die begründete oder unbegründete Besorgnisse veranlassen und erregen könnten; und die Art und Weise, wie die Schwäche des unkultivirten Volkes in den niedern Ständen, insonderheit in einem irreligiösen und leidenschaftlichen Zeitpunkte, die Gegenstände der Rechte und Freiheiten im Lande gewöhnlich ins Auge faßt und unter diesen Umständen nothwendig ins Auge fassen muß, ist wahrlich mehr als geeignet, bei dem Personale, in dessen Hand das Geld, die Ehre und die Macht des Landes liegt, begründete Besorgnisse über die Gefahr, in die der Besitzstand wegen der sinnlichen Lebensgenießungen, deren sie gewohnt sind, durch leidenschaftlich belebte Ansichten der Volksfreiheiten und Volksrechte gelangen möchte, zu erregen. Es ist aber unaussprechlich wichtig, daß diese Besorgnisse in den obern Ständen durch keine diesfälligen Fehler des Volks rege gemacht werden. Der beruhigte Zustand der Macht, der Ehre und des Reichthums ist zur Sicherstellung der wesentlichen Fundamente, auf denen ein befriedigter, guter Zustand des Volkes wesentlich ruht, unumgänglich nothwendig, und die Mittel hierzu gehen unendlich mehr aus dem, was das Volk zur Bildung seiner selbst für diesen Zustand thun kann, als aus dem, was seine Privilegien und Rechte dazu beizutragen vermögen, hervor, daß das Volk in seiner Hütte brav sei und für seine Kinder und Hausgenossen in seiner Wohnstube mit Thätigkeit und Einsicht sorge und dadurch von fremder und selber von

Dank erwarten und gleichsam als Pflicht fodern; — und damit ihr mich näher versteht, so nehmt z. B. den Fall

---

obrigkeitlicher Hülfe so viel als möglich unabhängig werde, ist das eigentliche Mittel, durch welches die obern Stände zur Ueberzeugung gebracht und in die Lage gesetzt werden, auf die Bildung des Volks für diesen Zweck einen Einfluß zu suchen und zu finden, der mit gesichertem Erfolg zu wahrhafter, innniger und segensvoller Vereinigung der obern und untern Stände hinführt; und in dem Grad als dieses Ziel erreicht wird, werden die obern Stände auch an Achtung und Sorgfalt für's Volk und seine wahren Bedürfnisse zunehmen und in sittlicher und geistiger Hinsicht ihm auf eine Weise näher kommen, die den allgemeinen Landessegen in den obern und untern Ständen gleich zu befördern geeignet ist. Das Volk muß sich selbst nicht mangeln, es muß sich selbst mit Ernst und Kraft zu der Würde der Menschennatur zu erheben suchen, und in dem Grad als es dieses thut, wird ihm auch die Sorgfalt der obern Stände in allen Rücksichten weniger mangeln. Die Menschennatur ist auch im Bettler erhaben und groß, und wenn die Kinder des Armen den höhern Ständen an Leib und Seele menschlich besser besorgt in die Augen fallen, so wird auch die Unaufmerksamkeit auf alles das, was das Menschengeschlecht der Erhabenheit der Menschennatur, die in den Individuen der niedern Stände wie in denjenigen der höhern gleich erhaben strahlt, schuldig ist, im Wesen ihrer verführerischen Reize abnehmen und mit ihnen auch die Zahl der verirrten Reichen und Mächtigen, die einen ihnen zugehörenden Stall voll schöner Jagdhunde und Pferde höher achten, als hundert ihnen eben so zugehörende Haushaltungen ihres eigenen, göttlichen Geschlechts, womit sich denn die Gesinnungen des reinen, menschlichen Vatersinnes gegen die niedern Stände und die Armen im Lande wesentlich wieder vermehren. Aber wenn die niedern Stände je länger je mehr in sich selber verwildern, so wird ihr Anblick bei den Reichen und Vornehmen im Lande nicht diesen, sondern einen ganz entgegengesetzten Eindruck machen. Das Verderben aller Rechte im Land geht allgemein vorzüglich aus dem Mangel von gebildetem Vatersinn und von gebildetem Muttersinn aus; und der gegenseitige Mangel dieses reinen und edeln Sinnes ist mit dem Mangel von Weisheit und Kraft in der Selbstsorge eines jeden Standes für sich selber innig verwoben. Die wahre, menschliche Erhaltung der Vorzüge der obern Stände ruht wesentlich auf der gebildeten Selbstsorge der niedern Stände für sich selbst und für ihr individuelles, von allen äußern Verhältnissen unabhängiges Hausglück. Diese Sorgfalt aber mangelt den obern und den untern Ständen in unserm Zeitpunkte in einem hohen Grad. Und so lange dieses mangelt, darf wahrlich kein Stand auch in Rücksicht auf die Rechte und Freiheiten im Land die Schuld der Fehler, die ihrenthalben vorgehn, und der Segenslosigkeit

an, ihr hättet selber in euern Dörfern einen Mann, der, ob er sonst gleich nicht mehr wäre, als ihr, seines Herkommens ein gemeiner Landmann, aber wohlvermögend, sehr verständig und gutmüthig; setzet, dieser angesehene Mann hätte jetzt viele Jahre lang täglich etwas gethan, das euerm Dorf nützlich und ersprießlich gewesen wäre und seine Zeit und sein Geld und seine Anschlägigkeit dazu angewendet, daß es euch immer besser gehe, und nehmt dann an, ihr hättet um dieser Ursache willen diesem braven, treuen Mann Gewalt und Vollmacht über viele von euern Einrichtungen gegeben und zu seiner Zeit zu ihm gesprochen: Wir wissen, wie ehrlich und treu du es mit uns meinst und wie du in den meisten Sachen besser als wir verstehst, was uns nützlich, so mache also in diesen und jenen Sachen, die wir dir übergeben, was du willst; aber versprich uns hingegen in einigen andern Punkten, die wir dir auch vorlegen, nichts gegen unsern Willen und Vorschrift zu handeln. Nehmt jetzt an, dieser Mann hätte Jahre lang sein Versprechen und euern Willen erfüllt und gethan, was er immer gekonnt, euch nützlich zu sein, und es sei euch wirklich wohl und glücklich dabei gegangen, aber einsmals sei der Mann über einen Artikel, in welchem ihr ihm die Hände gebunden, verdrüßlich geworden, nehmt an, er hätte in dieser Sache anders handeln wollen, als ihr ihm vorgeschrieben und als

---

ihres Einflusses überhaupt, einem andern zuschreiben. Diese Segenslosigkeit der Rechte und Freiheiten im Lande hängt gegenseitig von den Fehlern der obern und der untern Stände gleich ab. Da indessen diese letztern vorzüglich und unmittelbar darunter leiden, so sollten sie auch die ersten sein, die den Ursachen und Folgen der Segenslosigkeit derselben am wesentlichsten entgegenarbeiten. Nachbarn! Faßt die Verhältnisse und Lagen aller, in großen Ehren lebenden, mit hoher Gewalt begabten und große Schätze besitzenden Personen in dieser Rücksicht ins Auge und beherzigt vorzüglich die diesfällige Lage aller obrigkeitlichen Personen. Es kann Keinem von Euch entgehn, auch der unbilligste und undankbarste Unterthan muß doch gestehn, daß alle Obrigkeiten neben dem, was ich schon von der Lage und den Umständen aller Geld-, Ehr- und Gewaltsmenschen gesagt habe, noch dazu viele Sorgen mit ihren Landeskindern haben und sich auf tausenderlei Weise um dieselben verdient machen.

er versprochen, und er hätte diesfalls mit sich selber ungefähr also geredet: „Ich habe für diese Leute in meinem ganzen Leben mehr als für mich selbst gethan, ich will nun einmal auch sehen, ob sie unverschämt oder dankbar sind; ich will in Rücksicht auf diesen Artikel jetzt nicht so handeln, wie sie erwarten und wie sie mir ihn vorgeschrieben haben, ich hätte mir gar nichts von ihnen vorschreiben lassen sollen;“ so wäre es freilich ein Hochmuth und eine Schwäche von dem Mann, der also redete; es wäre Schande und Schade, daß dieser treue Mann sich selbst seinen Wortbruch und sein Unrecht also bemäntelte; aber solltet ihr darum denn eures Dankes und aller Arbeit und aller Sorgen, die er für euch hatte, und aller Treue und Liebe, die er euch erwiesen, alsobald gänzlich vergessen? Solltet ihr jetzt um dieses Hochmuths und um dieser Schwäche willen ihm trotzen, wider ihn aufstehn und ihm ins Angesicht sagen: Wenn du ein einziges Pünktchen von unsern Artikeln, die wir dir vorgeschrieben, nicht erfüllst oder änderst, so halten wir dich für einen wortbrüchigen Mann und nehmen dir alle Gewalt wieder, die wir dir gegeben? Was für eine Schande würde es für ein Dorf sein, wenn es sich gegen einen Mann, der durch sein ganzes Leben alle seine Zeit, sein Vermögen und seine Ruhe dem Nutzen desselben aufgeopfert hätte, sich also aufführen würde? Und, Nachbarn! Empfindet ihr jetzt nicht, daß es die völlig gleiche Sache ist mit einem Volk, das sich gegen eine Obrigkeit, von der es überhaupt sehr viel Gutes hatte, alsobald auflehnen und Ungehorsam zeigen wollte, wenn diese auch in einem besondern Fall schon beträchtlich fehlen würde? Empfindet ihr nicht, daß, da ein jeder Mensch von denjenigen, um die er sich verdient gemacht, viel Nachgeben und eine bescheidene Aufmerksamkeit erwartet, es ganz natürlich sei, daß die Obrigkeit in gleichem Fall es auch fordere?

Nachbarn! Die obrigkeitlichen Personen sind, wie ich eben gesagt, Menschen, mit allen Leidenschaften und Fehlern, die wir alle haben, aber auch mit allem Guten und mit allem Wohlthätigen, das allgemein im Menschenherz liegt,

und man darf von sehr vielen mit Zuverlässigkeit hinzusetzen: sie sind wie Eltern, sie theilen das Herz im Leib mit ihren Kindern; wenn die Kinder das Vaterherz, das alle*) Obrigkeiten haben, recht an sich zu ziehn wissen.

Auf dieses Vaterherz muß man wahrlich in der Welt, oft gegen allen Anschein, zu Zeiten auch mit Furcht und Zittern trauen und bauen; hundertmal aber hilft einem in den schwierigsten Fällen von Landesrecht die einfache Betrachtung heraus, daß man nie für Siegel und Briefe, sondern nur für das, was darin ist, streiten müsse und nie stärker, als die Sache, wofür man streitet, werth ist. Nachbarn! Die Rechte und Freiheiten, die Briefe und Siegel in einem Lande sind immer von gar mancherlei Art, und immer sind die einen ohne alle Vergleichung mehr werth, als die andern; ein Hauptunterschied aber ist zwischen den Rechten, die dem Lande wahren Nutzen bringen, und den Freiheiten, die etwa nur hie und da einen hochmüthigen, nach Geld und Ehre dürstenden Mann im Lande bei guter Laune und so zu sagen, auf dem Throne halten. Aber allenthalben ist ein Land übel daran, wenn es Rechte und Freiheiten um deßwillen hoch und werth achtet, weil sie seinen Hochmuth kitzeln oder seiner bösen Gewalt gegen irgend eine Klasse seiner Mitmenschen Mittel und Spielraum in die Hand geben, besonders wenn es Rechte und Freiheiten betrifft, die dem Landesfürsten unangenehm und zuwider sind. — Nachbarn, die größte Ehre eines Volks ist immer, wenn es seinem Fürsten lieb ist; und die Rechte im Land und alle Siegel und Freiheiten haben, wie Alles in der Welt, auch ihren Preis; und man mag sagen, was man will, so ist gewiß immer eine Narrheit, wenn man einem kleinen

*) „Alle Obrigkeiten." Leser! Halte deswegen den Kirchmeyer weder für einen Schmeichler noch für einen Dummkopf, sondern bedenke, daß in der unbestimmten Sprache der ländlichen Einfalt ein ganz verständiger Mann sagen könne: „alle Eltern haben ein Vater- oder Mutterherz," wenn auch wirklich in seinem Dorfe zwei bis drei Väter wohnten, welche ihre Kinder elender behandeln, als die Thiere.

Recht einen großen Genuß aufopfert. Liebe Nachbarn, nehmt über diesen Punkt folgende Grundsätze zum Leitfaden eurer Gesinnungen und Handlungsweisen an.

Je näher und mehr ein Landesrecht und eine Freiheit die wahren Fundamente des Hausglücks aller oder wenigstens der meisten Individuen im Lande antrifft, desto mehr soll euch ein solches Recht am Herzen liegen und wichtig sein.

Je weniger aber dieses der Fall ist, desto weniger darf sich ein allgemeiner Eifer für die Erhaltung dieses Rechts zeigen.

Wenn so ein Recht überall nur eine Hoffahrts- und Hochmuthssache ist, so soll es euch ganz und gar nur nicht zu Sinn kommen, für dasselbe gegen den Willen des Fürsten auch nur den Mund aufzuthun.

Ich muß euch hierüber ein Beispiel erzählen.

Das Dorf Oberstreulingen hatte vor Alters her das Recht, und ich glaube gar Briefe und Siegel dafür, daß sein Vogt jeden Rechtstag im Schloß an des Oberamtmanns Tisch essen durfte. Der Vogt aber war ein alter, abgesoffener Kerl, den die Frau Oberamtmännen nicht vor sich leiden konnte und mit dem sie also auch nicht alle Wochen einmal an einem Tische essen wollte. Sie bat deshalb bei der ersten Aufwartung die Fürstin, daß man dieses unnütze und ihr beschwerliche Recht abschaffen möchte, worauf denn auch bald der Befehl nach Streulingen kam, der Vogt solle an jedem Rechtstag einen Gulden zu beziehen haben und im Wirthshaus zehren. Der alte hochmüthige Narr fing über diese Abänderung Lärm an, die Bauern im Dorf rotteten sich zusammen, klagten laut, daß man ihnen Brief und Siegel breche und brachten auch die Sache wirklich vor die höchste Rechtsbehörde, welche dann folgende Resolution ertheilte: „Der Vogt in Streulingen mag ferner laut des anmaßlichen Dorfrechts alle Audienztage an des Amtmanns Tisch essen, aber ohne daß Jemand im Schlosse verbunden sei, ihm an diesem Tische Gesellschaft zu leisten; auch solle der Amtmann gar nicht verpflichtet sein, ihm über den Werth von fünf Batzen aufzustellen, indem das

Dorf gar keine Briefe und Siegel dafür habe, wie man den Vogt traktiren müsse." Das erhielten die Bauern, oben drein aber hatten sie, so lange der Vogt lebte, noch einen ungnädigen Fürsten.[9])

Nun, Nachbarn, sagt mir, geschah jetzt dem alten Untervogt Unrecht? Wer im Lande hätte etwas verloren, wenn er ruhig im Wirthshaus seinen Gulden verzehrt hätte? Würde ein gefälliges Nachgeben des Volks gegen den Vaterwillen des Fürsten nicht verständig und dem Dorf wahrhaft nützlich gewesen sein? Es ist mit dem Fürsten und der Obrigkeit, wie mit Hausvätern. Kindertrotz verdirbt das beste zärtliche Vaterherz, und Gehorsam, stiller dankender Kindersinn macht lieb und gewinnt das härteste unter den Vaterherzen. Ich kann es nicht genug wiederholen, ein irrender und fehlender Hausvater, selbst wenn er seine Haushaltung unglücklich macht, bleibt dennoch Vater; und zehnfach ist das Unglück des Hauses, in welchem ungerathene Kinder dem fehlenden Vater keine Dankbarkeit, keine Hochachtung, und keinen Gehorsam mehr erzeigen wollen; und zehnfach leichter ist die Wiederherstellung eines Hauses, in welchem tugendhafte und verständige Kinder den lieben, irrenden verführten Vater mit Thränen in den Augen und mit sanftem, stillem, leidendem Dulden von dem Schädlichen, das er liebt und thut, abzuhalten und zurückzuführen suchen.[10]) Nachbarn! Es ist ganz gewiß vielseitig der Mißbrauch der Briefe und Siegel, welcher verursacht, daß sie den Obrigkeiten und Fürsten mißfallen; und wenn es gleich nicht immer der Fall ist, daß die Aufhebung derselben ursprünglich durch ein trotziges und rohes Benehmen des Volks veranlaßt worden ist, so ist es ganz gewiß fast immer das ungewandte und ungeschickte Benehmen der Personen, denen das Volk in dergleichen Landesangelegenheiten Vertrauen schenkt und deren unbedachte Aeußerungen und Schritte das Volk später zu einem leidenschaftlichen und trotzigen Benehmen hinlenkt, das in Sachen der Landesrechte dem Volk schon so oft nachtheilig geworden; und man muß auch hierin sagen, man muß allen Uebeln in seinen Anfängen vorbeugen; wenn sie

ſtark eingewurzelt und gichtig geworden, ſo iſt ihre Heilung in jedem Falle ſchwer. Dieſer Anfang im Vorbeugen aller bürgerlichen Uebel ruht in der Sorgfalt des gegenſeitigen Zutrauens zwiſchen der Obrigkeit und dem Volk.

Harmonie mit dem Hausvater iſt immer der weſentliche Grund alles Hausglückes, und wohl werth, daß man ihm hie und da eine alte Hausſitte, einen alten Hausbrauch, den er nicht mehr gern hat, aufopfere.

Harmonie mit dem Fürſten iſt immer das Hauptfundament des allgemeinen Wohlſtandes, und hiermit wohl werth, daß man ihm hie und da eine alte Uebung, Gewohnheit, Liebhaberei, oder auch wohl einen alten, unwichtigen, geſtegelten, ſtaubigen Brief aufopfere.

Was aber auch immer in Bezug auf Brief und Siegel und Recht im Land vorfallen mag, ſo iſt in allen Landesgeſchäften dieſes höchſt wichtig, daß ein Unterthan niemals einen Unwillen oder einige Bitterkeit gegen die Obrigkeit im Land zeige, und in dieſer Abſicht muß man immer den Willen des Vaters und Herrn von dem Thun und Willen ſeiner Knechte, die den Meiſter ſpielen, unterſcheiden.

Und, Nachbarn, wenn ſo ein böſer Knecht eures Fürſten oder eurer Obrigkeit euch plagt und euch Unrecht thut, ſo haſſet und verachtet meinetwegen den böſen Knecht, wenn ihr euern Feind nicht zu lieben und zu ſegnen vermögt, aber laßt nie Groll und Unwillen über euern Fürſten in euer Herz kommen und geht nie aus dem Geleiſe eurer Pflichten. Die Wahrheit wird vor den Fürſten verhehlt, ihr gutes Herz wird mißbraucht und oft wird der beſte Mann im Lande von ihnen verleumdet und ſein Recht verdreht; daher denn oft Unrecht im Lande geſchieht. Aber ſoll man denn zuſammenlaufen, das Land in Bewegung ſetzen, über den Fürſten ſchmählen und reden, und handeln, als ob gar kein Recht im Lande wäre? Nachbarn, damit hilft man dem Recht im Lande nicht auf, ſondern macht oft aus einem kleinen Uebel ein großes.

Darum, wenn es einmal geſchehen ſollte, daß ein Mann in eurer Mitte übervortheilt und unterdrückt würde und ihr

wüßtet und sähet deutlich, daß dem armen Manne Unrecht geschehen und daß der, der ihm Unrecht gethan, Schutz und Recht bei der Obrigkeit findet, also daß von dieser Seite keine Hülfe mehr zu erwarten ist, so seid ihr dann freilich dem Recht im Lande und dem Armen, der an eurer Seite unterdrückt worden, Hülfe und Unterstützung schuldig, aber bedenkt, daß mit Lärm und Geräusch Landesübel nur vergrößert werden, und schwatzt nicht und verliert unnütze Worte über das geschehene Unrecht, sondern steht muthvoll und entschlossen zusammen, entschädigt den Mann, der Unrecht gelitten, vor den Augen seines Unterdrückers, und schweigt. Der Fürst wird euer braves Thun vernehmen, darüber erstaunen und euch lieben ; der Unterdrücker wird vor euerm Thun erzittern und Recht und Freiheit im Land wird dadurch mehr gewinnen, als es durch alles Zusammenrotten, durch alle Suppliken und selbst durch redereiche Vorstellungen der gesammten Landstände gewonnen hätte.

Ihr merkt aus dem Gesagten, daß weise und verständige, dem Land und dem Fürsten gleich getreue und in jedem Falle herzlich, menschlich, sanft und mitleidend handelnde Menschen immer auch diejenigen sind, von denen das Land die Beschützung seiner Rechte und Freiheiten erwarten kann und erwarten soll.

Hingegen sind alle Arten von Leuten, deren Thun und Lassen, deren Leben und Wandel öffentliches Unglück im Lande pflanzt und vergrößert],[11]) alle Arten von Leuten, welche Rechte und Freiheiten zur Nahrung ihrer Selbstsucht, zum Schaden ihrer Landsleute, zum Nachtheil der öffentlichen Landesordnung und des öffentlichen Landessegens und sogar zum Trotz des Fürsten gebrauchen: das alles sind Leute, denen ein verständiges Volk in keinem Falle die Beschützung seiner Rechte und Freiheiten anvertrauen wird.

Wer sich selber, seine Kinder, seine Verwandten, seine Nachbarn verdirbt, und die, so die nächsten um ihn sind, zu Grunde richtet, der wird mit den gleichen Fehlern auch sein Land zu Grund richten, so laut er auch für die Freiheit, Rechte und den Nutzen des Landes sonst das Maul

brauchen wird. Deshalb darf man auf solche Leute unter keinen Umständen viel zählen, ihnen niemals die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten und die Besorgungen der Rechte und Freiheiten eines Landes anvertrauen; am wenigsten aber kann man sie in den mißlichen Lagen eines Streits zwischen dem Land und dem Fürsten gebrauchen. Denn, Nachbarn, sehet selbst, ob es auch möglich sei, daß Kinder auf eine kränkendere und schimpflichere Art ihren Vater beleidigen können, als wenn sie ihm durch den unordentlichsten und unhäuslichsten Nachbar, der im Dorfe wohnt, Vorstellungen machen lassen, daß er besser hause.[12])

Zehnte Abendstunde.

Diesen Abend redete der Kirchmeyer zu dem Christoph und seinen Leuten also:

Ich kann den Punkt, wie viel die Selbstsorge des Volks und eines jeden Individuums im Lande für sein eigenes Wohl und überhaupt ein stilles, frommes und braves Leben dazu beitragen könne, die Rechte und Freiheiten eines Landes zu beschützen und zu erhalten, nicht abschließen, sondern will diesen Abend noch fortfahren, mit euch davon zu reden.

Nachbarn! Der Nutzen und Vortheil der Obrigkeit besteht wesentlich darin, daß ihre Angehörigen wohlhabend und leicht im Stande seien, die öffentlichen Abgaben zu zahlen, und zu den allgemeinen Bedürfnissen des Landes das Nöthige beizutragen, und eine stille, eingeschränkte, häusliche, arbeitsame Aufführung ist in der ganzen Welt das, was allem Volk den Weg bahnt, wohlhabend zu werden und folglich die allgemeinen Landeslasten mit Leichtigkeit zu tragen. Unter diesen Umständen wird eine jede Obrigkeit ihren größten Gewinn und Vortheil von der Beschützung der Freiheiten finden, durch welche das Hausglück stiller, gewerblicher und arbeitsamer Einwohner gesichert und vermehrt wird; wo hingegen ein Volk händelsüchtig, unruhig, boshaft, gewaltthätig, müßig und lasterhaft ist, da werden einige Obrigkeiten gar leicht Beweggründe finden, um von

den Lastern und Bosheiten dieses Volks Vortheil zu ziehn, ihm hie und da Rechte und Freiheiten, die dem Segen des häuslichen Lebens vortheilhaft waren, einzuschränken und ihm Gesetze zu geben, die die Hausverwirrung, welche ihre Laster veranlaßt haben, noch mehr erhöhen werden.

Indessen werden dann an solchen Orten, an welchen die Einwohner ihren Herrschaften durch ihr schlechtes Leben sehr viel eintragen, die Hauptquellen der solidesten und wichtigsten Landeseinkünfte in ihrem Wesen untergraben, hingegen bei einem frommen tugendhaften Volk, welches seinem Gewerbe und seinem Beruf mit Fleiß und Treue obliegt, wird diese Hauptquelle der öffentlichen Einkünfte sich immer vermehren und erhöhen; ein solcher Ort wird auch durch die Ausdehnung seiner Gewerbsamkeit und den wahren Nutzen, den er von seiner Freiheit zieht, alle Landesauflagen mit einer Leichtigkeit zusammenlegen, von der man sich bei einem unwerthsamen, müßiggängerischen Sclaven- und Trölervolk keine Begriffe machen kann; aber er wird seine Landesobrigkeit auch praktisch und thätlich überzeugen, daß selbst die Erhöhung der Landesauflagen seine häuslichen Umstände bei weitem nicht so schnell zerrüttet, als sie es an denjenigen Orten allgemein und unausweichlich thut, deren Glück nicht auf ein stilles, häusliches und wirthschaftliches Leben gebaut ist; daher auch einer jeden Obrigkeit selbst sehr vieles daran liegen muß, einen solchen Ort in dem Genusse derjenigen Freiheiten und Rechte, auf denen sein häusliches Wohl beruht, nicht zu kränken und zu beeinträchtigen. Ein solcher Ort aber läßt sich dann auch nicht vom bloßen Wort: Recht und Freiheit, und von den vielerlei Einbildungen des Hochmuths und Ehrgeizes, denen man so oft den Namen Freiheit und Recht gibt, an der Nase herumführen, sondern schaut steif und fest ohne Nebenabsichten auf die Sache selber und auf ihren Nutzen; ein solcher Ort geht nicht leicht aus dem Gleis seiner Ordnung und seines Friedens. Der stille Fortgang seiner Berufsarbeiten ist ihm äußerst wichtig, und so entfernt er davon ist, Unrecht ohne Klagen und schweigend zu ertragen, so

entfernt ist er auch, schnell Unruhe anzufangen und leicht Alles in Bewegung zu setzen; mit Zutrauen auf sein Recht bittet er seine Obrigkeit im stillen ehrbaren Ton eines bescheidenen Orts um Schutz und Hülfe, wenn er glaubt, daß seine Rechte gekränkt werden sollten; er erlangt bei seiner Arbeitsamkeit richtige Einsichten in den Nutzen seiner Freiheiten und Rechte; er wird also darüber leicht Rede und Antwort, helle Erläuterung und klares Licht geben können; es wird ihm leicht sein, den Schaden und Nachtheil zu zeigen, den er und das Land leiden würden, wenn ihm diese oder jene Freiheit, dieses oder jenes Recht entrissen werden sollte; aber er hütet sich, diesen Schaden um ein Haar größer und stärker vorzustellen, als er wirklich wäre, und bleibt steif und fest bei der reinen Wahrheit; ohne im Geringsten mit seinem Recht zu trotzen, zeigt er den Nutzen dieser Rechte für ihn selbst und das gemeine Wesen; er zeigt den bescheidnen stillen Gebrauch, der davon gemacht worden, und den Unterschied der Glücksumstände derjenigen Orte, die diese Rechte und Freiheiten nicht haben.

Auf diese Weise wird ein treues, weises, wirthschaftliches Volk sein Recht, seine Freiheiten sich durch seine Tugend selber versichern und höchst selten in ihrer Beschützung unglücklich sein; denn der Vortheil des Landes hängt bei einem solchen Volk zu auffallend mit der Aufrechthaltung seiner Freiheit zusammen.

Aller dieser Vortheile aber entbehrt ein unwirthschaftliches Volk, dessen Umstände voll Verwirrung, dessen Gewerb Lotto's und Karten, dessen Einkünfte Sporteln und Taxen, dessen Sitten voll Hochmuth, dessen Herz voller Gelüste, dessen Augen voll Neid, dessen Mäuler voll Unsinn, dessen Zungen voll Frechheit, dessen Köpfe voll Wind, und dessen Hände voll Müßiggang sind. Die Freiheit eines solchen Volks ist dem Landessegen und der ob ihm wachenden Landesregierung kein Vortheil; sie erscheint dir wie das Schäumen des sprudelnden Wein's, den man in den Becher schüttet; der Schaum des Augenblicks vergeht und der Becher ist leer, beinahe bis an den Boden; ein solches Volk ist zum Aus-

trinken gut, weil es noch Schaum hat, man gewinnt nichts mit ihm durch Warten und Sparen.

Aber ich sehe es, Nachbarn, es ist auf eurer Zunge, und ihr wollt mir vorwerfen, daß es Fälle gebe, wo alles dieses nicht passe, Fälle, wo der Irrthum und die Hartnäckigkeit der Macht aller Weisheit, aller Güte, und aller Gerechtigkeit spotte und trotze, den wahren Nutzen der Regierung wie denjenigen des Landes mit Füßen trete, und dem gerechtesten, frömmsten Betragen des Volks, insofern es den blinden Gelüsten ihrer Selbstsucht mißfällt und zuwider ist, desto größere Wuth und Bosheit entgegen setze; Fälle, wo Raub und Zerstörung und Unglück das leidenschaftliche Ziel der Rachsucht und Verblendung gewaltthätiger Menschen und Ungerechtigkeit und Wortbruch das offenbare Mittel ihres bösen und landesverblichen Einflusses sei.

Nachbarn! Euer Einwurf ist wahr. Es gab solche tyrannische Fürstenknechte selbst auf unsern Bergen. Ihre Handlungsweise empörte das Menschenherz. Es war nicht mehr zu ertragen. Fromme, treue Männer setzten Leib und Leben daran, das Vaterland von der bösen Gewalt und dem Unrecht, das wir litten, zu retten. Unser Tell lauerte, nachdem sein Vaterherz persönlich zur höchsten Verzweiflung gebracht wurde, dem Geßler hinter dem Gebüsch auf und erschoß ihn. Wir danken Gott für die Folgen der Handlung dieses Mannes und überhaupt für die Folgen der Treue und des Muthes der Stifter unsrer Freiheit. Aber das Einzelne ihrer Handlungsweise, die eine Folge der eigentlichen Verzweiflung ihres unglücklichen Landes war, kann in keinem Fall, welche Segenswirkungen es auch immer gehabt haben mag, als das Beispiel der Rechtlichkeit irgend einer bürgerlichen Handlung angesehn und behandelt werden.

Wir dürfen für unbedingt annehmen und die Geschichte zeigt es uns klar, daß unsere Väter alle Mittel erschöpft haben, durch Demuth, Geduld und Rechtlichkeit das Menschenherz der ihre Gewalt mißbrauchenden Vögte zu gewinnen, ehe sie sich zu einem Schritte der Selbsthülfe entschlossen.

Aber so wie wir Gott bitten müssen, daß kein Volk in diese unglückliche Lage versinke, so müssen wir zugleich beifügen, daß das Beispiel der Selbsthülfe unserer Väter durchaus nicht geeignet sei, irgend einen Menschen zu berechtigen, sein Land, unter welchen Umständen es auch sein möchte, den Gefahren auszusetzen, denen jedes Land durch den Versuch einer solchen Selbsthülfe nothwendig ausgesetzt ist und denen auch unser Land nothwendig hätte unterliegen müssen, wenn Gottes Vorsehung uns nicht auf eine wunderbare Weise davor bewahrt hätte. Oder wer hat je die Wage in die Hand genommen, gewogen, und den Fall ausgezeichnet, wo Recht und Gerechtigkeit, wo Klugheit und Menschlichkeit, und wo des Landes Nutzen und seine Noth erlauben und fordern, daß ein Mensch wider den Tyrannen seines Landes das Schwert in seine Hand nehme, und ihn tödte? Ich meinestheils nehme hierüber die Hand vor meinen Mund und schweige. Gott Lob aber ist die Zeit des Faustrechts und der rohen Barbarei, in der man die gesetzlosesten Gewaltthätigkeiten der Obern gegen die Untern und umgekehrt als gesetzlich und recht in die Augen fallen machte, vorüber. Gott Lob! Die Stimme der Menschlichkeit, Weisheit und Liebe, die sich im göttlichen Wort ausspricht: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn alle, die das Schwert brauchen, werden durch dasselbe umkommen" — wird in unsrer civilisirten Welt trotz ihrer bedauerlich steigenden Schwäche und eben so bedauerlich steigenden Verirrungen immer vielseitiger gefühlt. Auch unsre Schwächen und Verirrungen tragen dazu bei, daß dieses göttliche Wort der Liebe in unsrer Mitte immer mehr erkannt und gefühlt werde. Der Sinn der Gewaltthätigkeit ist im einzelnen Menschen schon schrecklich und fürchterlich; collectiv in den Sinn von Menschenhaufen und Menschenmassen übergegangen, ist er entsetzlich und schauerlich. Das fällt nicht nur im öffentlichen, es fällt selbst im häuslichen Leben auf. Man kann sich nichts Gräuelhafteres, nichts Entsetzlicheres denken, als wenn die Kinder im häuslichen Leben in diesem Sinne der Gewaltthätigkeit gelenkt und ihnen die Lehre eingeflößt würde, sie

brauchten ihren Eltern nur so lange zu gehorchen, als ihre Befehle gerecht und gut und die Eltern noch bei Verstand und guten Sinnen seien; sie dürften aber ihren Vater und ihre Mutter, wenn sie verrückt und rasend werden sollten, mit eigener Gewalt und eigener Hand an Händen und Füßen binden.

Es vernichtet allen Menschensinn im Kinderunterrichte, dem einfachen Befehl Gottes: „Du sollst Vater und Mutter gehorchen" den Zusatz zu machen: „so lange sie dir nichts Unrechtes befehlen."

Solche kleinmünzige Beiträge zu mächtig großen seelerhebenden Wahrheiten schwächen und verderben das menschliche Herz im Innersten seiner heiligsten Kräfte. Das Kind kann in seiner Unschuld nie denken und soll im Unterrichte nie auf den Gedanken geführt werden, daß ihm seine Eltern je etwas Böses und Gottloses befehlen, und eben so wenig auf denjenigen, daß sein Vater und seine Mutter je unsinnig werden könnten; es soll noch viel weniger unterrichtet werden, wie es sich in so einem traurigen Falle zu benehmen hätte.

Der Unterthan einer Obrigkeit soll eben so wenig dahin geführt und unterrichtet werden, wie er sich gegen die böse Gewalt einer wüthenden, gottlosen, Recht und Gerechtigkeit mit Füßen tretenden, obrigkeitlichen Person oder Behörde schützen und schirmen könne, solle und dürfe. Aber der Mann, der mit redlichem Herzen seine Obrigkeit liebt und seine Pflichten gegen sie erfüllt, und der Ort, der seine Rechte und Freiheiten mit weiser, sorgfältiger Bescheidenheit braucht, der Ort, der durch die Weisheit und Mäßigung seiner häuslichen Einrichtungen seine Einwohner weise, sorgfältig und bedächtig gebildet, dieser Ort wird, im Fall allgemeiner Landesbedrückung, im Fall allgemeiner landesverderbender Handlungen, welche Tyrannen, die aufhörten Menschen und Fürsten zu sein, an ihm ausüben würden, immer Männer finden, welche die Pflichten gegen ihre Nebenmenschen, gegen ihre Kinder und Nachkommenschaft und gegen ihr

Vaterland mit Standhaftigkeit, Weisheit und Landestreu erfüllen werden.

Aber hierüber sollte jeder Unterthan zum voraus berichtet sein, daß, wenn Kinder sich bei irgend einem Fehler ihres Vaters sogleich zusammenrotten und rathschlagen würden, wie sie ihn mit Gewalt hindern könnten, in Zukunft eine ähnliche Handlung zu ihrem Nachtheil zu begehen, sich dadurch einen über sie unwilligen und empörten Vater zuziehen und auch an den härtesten Maßregeln, die dieser zum Schutz seiner Vaterrechte gegen sie brauchen möchte, selbst schuldig sein würden, und daß bei ähnlichem Benehmen der Völker gegen einen fehlenden Fürsten die Folgen davon die nämlichen sein müßten. Ich will damit gar nicht behaupten, daß obrigkeitliche Personen nicht oft eine sehr fehlerhafte Neigung zeigen, dem Volke nützliche und dem Lande ersprießliche Rechte, Freiheiten, Briefe und Siegel zu schmälern und einzuschränken. Ich behaupte nur so viel, daß wenn ihre Unterthanen verständiger, arbeitsamer und wahrhaft kultivirter wären, so würden sich die Fürsten über das, was ihr und ihres Landes wahrer Nutzen ist, weniger irren.

Wenn z. B. nur die Einkünfte, die sie von der Bosheit, von der Trölsucht, von Schlag- und Rechtshändeln beziehn, anfingen, nicht mehr viel einzutragen, wie dieses bei der wachsenden, häuslichen Vernunft und Sorgfalt des Volks nothwendig der Fall sein müßte, so würden sie auch anfangen zu begreifen, daß diese Auflagen nicht der Vortheil des Landes seien, und noch mehr, wenn sich ein Land durch eine wahre Kultur dahin erheben würde, ihrem Landesherren eine einfache, auf den Werth ihrer Besitzungen und ihres ganzen Eigenthums gegründete Vermögenssteuer anzubieten und sicher zu stellen, welche ihm das Alles ersetzen würde, was ihm die zufälligen und verwirrten Auflagen eintragen, mit denen die Freiheit des Landes so oft gekränkt, die Ordnung der häuslichen Wirthschaft so oft unterbrochen, die Hebung des Eigenthums und Gewerbes so oft eingeschränkt und gehindert, folglich das Glück des Landes und der Werth der Besitzungen so oft verringert wird, so glaube ich, keine

obrigkeitliche Behörde in der Welt würde ihre eigenen Vortheile so verkennen und lieber ein Sklavenvolk und wenig unsichere und verwirrte Einkünfte haben, als ein freies Volk und mehr und sicherere Einkünfte. Und Nachbarn, so viel nehmt sicher an, daß die meisten Oerter durch mehr Hausordnung und Arbeit und Gewerbsamkeit ungleich mehr an die öffentlichen Bedürfnisse und an das Land abgeben könnten und gern abgeben würden, wenn nur Gleichheit, Ordnung, Billigkeit und Weisheit der Eintheilung dieser Abgaben zum Grund läge und der Fall nicht so oft einträte, daß man durch die Abgaben die Hühner selber tödtet, die Eier legen, deren einziger Jahresbetrag mehr werth ist, als einige Hühner zusammen. Der häusliche Wohlstand eines Volkes ist das einzig solide Fundament der öffentlichen Einkünfte und dieser gründet sich auf eine Hausordnung und Anstelligkeit, die ohne wirklich großen und sichern Spielraum in der Wirthschaft nicht möglich und nicht denkbar ist, d. i. ohne einen bestimmten Grad von bürgerlicher Freiheit und Sicherheit.

Der Christoph dankte hierauf dem Kirchmeyer, und sagte ihm, er glaube Alles, was er über Recht, Freiheit und Auflagen gesagt, verstanden zu haben, aber doch wolle ihm der Punkt mit der allgemeinen Vermögenssteuer nicht in den Kopf. Siehe Kirchmeyer, sagte Christoph, diese Vermögenssteuer müßte so viel abtragen, als alle Auflagen zusammen, sonst nähme man sie nicht ab, und nun weißt du doch wohl, daß viel Auflagen und Landeslasten nur auf Müßiggänger, Verschwender, Tröler, auf unruhige, boshafte Köpfe fallen; und nun? Wenn man jetzt dieses alles von den häuslichen Einwohnern durch Vermögenssteuer zu erhalten suchen würde: würde man nicht dem stillen Mann im Lande damit Unrecht thun und anstatt die Hummel, deren Verderben des Landes Wohl ist, zu brandschatzen, den guten Bienen, deren Fleiß und Wohlbefinden des Landes Segen ist, den Honig, der ihr Leben fristet, nehmen?

Der Kirchmeyer antwortete: Die Sache hat wirklich

diesen Anschein, aber sie ist nicht so; und ich bin froh, daß du mir diesen Einwurf gemacht hast, ich will ihm bis morgen nachsinnen, und euch so deutlich als möglich zu sagen suchen, wie ich darüber denke.

Eine Zwischenbemerkung zwischen die zehnte und eilfte Abendstunde.

Es ist jetzt vierzig Jahre, seitdem ich den Kirchmeyer über die Rechte und Freiheiten der Völker in dem Sinne dieser Blätter reden ließ. Die Epoche, in der dieses geschah, war gleichsam auch für die Schweiz der Vorläufer des Zeitpunkts, in welchem sich die fürchterlichen Volksbewegungen über die Begriffe von Freiheit und Recht verbreiteten, die kurze Zeit hernach in ganz Europa so viel Unglück veranlaßten. Die Berichtigung der Volksbegriffe über diese Gegenstände war für mein Vaterland in diesem Zeitpunkt um so wichtiger, da die Einfachheit des väterlichen und kindlichen Freiheitssinnes der alten Schweizer im Leben des Regierungspersonals sowohl als im Volksleben schon lange verschwunden, und die in unsrer Mitte zwar moralisch und religiös kraftvoll begründete, aber äußerlich und bürgerlich durch Briefe und Siegel in allen Ständen beschränkte, obrigkeitliche Gewalt über ihre Angehörigen schon seit mehrern Menschenaltern angefangen, sich nach Regierungsformen und Mitteln hinzulenken, die einerseits von dem bestimmten Geist reiner Kronrechte über unbedingte Unterthanen ausgingen, und anderseits auch äußerlich in ihren Formen das Gepräge derselben ganz an sich trugen. Ich konnte mir unter diesen Umständen nicht verhehlen, daß diese Grundabänderung unsers diesfälligen Fühlens, Denkens und Handelns sowohl dem Geist, als dem buchstäblichen Sinne vieler Rechte, Freiheiten und Privilegien im Lande entgegen stand und in dieser Rücksicht natürlich in den verschiedenen Volksklassen des Landes nicht ganz unbegründete Besorgnisse über ihre Rechte und Freiheiten anregen und veranlassen konnte. Ich habe es deshalb für gut gefunden, in diesem Zeitpunkte dem Kirchmeyer Worte in den Mund zu legen, die mir geeignet schienen, unser gutes Volk in der Beurtheilung der diesfälligen

obrigkeitlichen Verfügungen zu einer Mäßigung, Sorgfalt und Bescheidenheit hinzulenken, die der Sicherstellung der Ruhe und der Segensgenießungen unsers freien Vaterlandes dienlich und ersprießlich schienen. Dieses Denkmal meiner diesfälligen Gesinnungen und Handlungsweise ist mir auch um so wichtiger, da die spätern Begegnisse meines Vaterlandes die gegenseitigen Leidenschaften über diesen Gegenstand auf eine Weise steigerten, daß auch meine Ansichten vielseitig mißkannt und mit den unlautern, selbstsuchts- und anmaßungsvollen Ansichten und Ansprüchen dieser Epoche unwürdig vermischt wurden. So sehr ich aber auch jetzt noch mit den Ansichten des Kirchmeyer in Rücksicht auf die zu erzweckende Volksstimmung übereinstimme und die Selbsthülfe, die sich Väter und Mütter zur Erzielung der ersten Segnungen aller wahren Rechte und Freiheiten des Landes in ihren Wohnstuben selbst geben können und sollen, als das eigentliche Fundament alles wahren Landessegens, folglich auch alles wahren Segens, den Briefe und Siegel dem Lande verschaffen können, ansehe, so kann ich bei der, in unsrer Mitte stattfindenden Abschwächung der Wohnstubenkräfte aller Stände und bei der verlornen Einfachheit der väterlichen und kindlichen Gemüthsstimmung, die gegenseitig in den Ansichten über Rechte und Freiheiten in unserm Lande statt finden, die Schwierigkeiten, die die Wiederherstellung einer solchen Gemüthsstimmung im Wege stehn, mir nicht verhehlen, und die Aeußerungen des Kirchmeyer über die Selbsthülfe, die sich das Volk auf die wesentlichsten Segensgenießungen der Rechte und Freiheiten im Lande selbst geben kann und soll, sind um so weniger geeignet, mir auch jetzt noch hierin ein Genüge zu leisten, weil seit den vierzig Jahren, als ich ihm diese Aeußerungen in den Mund legte, die Wohnstubenkräfte und Mittel des Volks in allen Rücksichten, folglich auch in Rücksicht ihres Einflusses auf ein edles und weises Fühlen, Denken und Handeln für die Rechte und Freiheiten im Land in unsrer Mitte unendlich abgenommen. Ich habe auch meine Ueberzeugung in dem Zusatze zu den Aeußerungen des Kirchmeyer, den ich vor

einigen Jahren dem alten Manuscript dieser Abendstunden beigefügt und jetzt in die neue Ausgabe derselben aufgenommen, bestimmt ausgedrückt.

Das, was ich in den folgenden drei Abendstunden dem Kirchmeyer allgemein und besonders in Rücksicht auf die Gleichheit der Abgaben, sowie überhaupt in Rücksicht auf alle Maßregeln zur Wiederherstellung der väterlichen und kindlichen Ansichten der Rechte und Freiheiten im Lande in den Mund gelegt, befriedigt mich noch weniger. Die Gründe, die auch nur noch vor vierzig Jahren einen wohlwollenden Schweizer vermögen konnten, von den Bestrebungen zur Verbesserung der Wohnstubenkräfte und ihres Einflusses auf die Bildung aller Stände solide Anbahnungsmittel zur Wiederherstellung des väterlichen und kindlichen Sinnes, der dem alten Segensgenuß der Rechte und Freiheiten zum Grunde lag, zu erwarten, haben in unsrer Mitte im Allgemeinen alle Kraft verloren. Es braucht gegenwärtig unendlich mehr, um die Grundkräfte der Menschennatur, die in der alten Schweizerzeit den Realsegen unsrer Briefe und Siegel innerlich begründeten, aus dem Todesschlafe, in den sie vielseitig versunken, zu erwecken und ihnen auch nur die ersten Keime eines, im Geist und in der Wahrheit erneuerten, jugendlichen Lebens wieder einzuhauchen. Vaterland! Nosce te ipsum. Die Segenstage deiner alten Einfachheit sind für dich auf ewig vorüber! Bloßes, in dir hie und da individuell belebtes Wohlwollen hilft dir im Allgemeinen in vorliegender Rücksicht zu nichts mehr. Der Umfang und die Natur der Abschwächung der innern Segenskräfte, die die böse Verkünstlung unsers Fühlens, Denkens und Handelns in allen Ständen herbeigeführt, fordert ganz andere Fundamente und eine weit tiefer greifende Kunst zur Wiederherstellung unsrer selbst, als ehedem die bloße Erhaltung unsrer selbst in Kräften, die wir hierfür wirklich besaßen, erfordert hätte.

Das Bedürfniß tief greifender Maßregeln und Kräfte zu unsrer Wiederherstellung ist indessen in unserer Mitte in dem Grad groß, als wir, durch den Sinnlichkeitsgeist unsrer

Tage abgeschwächt, beinahe unfähig geworden, diese Maßregeln zu ergreifen; und doch ist ihre Ergreifung für uns dringend; unser Zeitalter ist im ganzen Umfang unsrer Existenz bis zur Unnatur der Kunstwelt versunken. Die selbstständige Existenz der Individuen aller Stände, dieses hohe Resultat des kraftvollen Erwerbs- und Berufslebens der Bürger, ist in unsrer Mitte gefährdet und schwierig gemacht. Je mehr wir individualiter verschuldet und abhängig werden, desto mehr Genießungen verlangen wir und desto mehr Dienstleistungen fordert man von uns. Es ist wahr, je mehr unsere Kräfte zu einer befriedigenden Selbsterhaltung in unsrer Mitte abnehmen, desto mehr wächst auf der einen Seite die ausschweifende Neigung zu einem unbestreitbaren Luxus, und desto mehr steigen auf der andern Seite die Ansprüche des Staates auf die Mitwirkung der Individuen aller Stände zum öffentlichen Dienst; und je mehr sich die Individualkräfte aller Stände für ihre Selbstbefriedigung schwach fühlen, desto mehr wird ihre Kraft zur Mithülfe am öffentlichen Dienst angesprochen und desto mehr versinken wir in allen Ständen zugleich in Rücksicht auf die Befriedigung der Privatbedürfnisse allgemein in eine drückende und erniedrigende Gunst- und Gnadenabhänglichkeit zur Befriedigung unsrer an sich überflüssigen und zu unserm Stande und unsern Verhältnissen unpassenden, aber uns unentbehrlich gewordenen Angewöhnungen und Bedürfnissen. Dadurch steigern sich die Schwierigkeiten der Wiederherstellung unsrer selbst in Rücksicht auf die Fundamente der wesentlichen Segensgenießungen aller Stände ins Unendliche. Die Erziehungs- und Bildungsmittel, die uns diesem Ziel entgegen führen und allmählich dazu vorbereiten könnten, müssen ihrer Natur nach nothwendig von einer weit höhern, weit tiefer greifenden und hierin weit raffinirtern Kunst ausgehn, als unsre Väter zur Erhaltung der Segensgenießungen ihrer einfachen Verhältnisse und der mit diesen übereinstimmenden Rechte und Freiheiten des Landes bedurften. Es ist deshalb aber auch ein dringendes Bedürfniß unsrer Zeit, das Wesen des einzigen Mittels, von dem die Wiederherstellung unsrer

selbst in dieser Rücksicht möglich ist, die Naturgemäßheit des Erziehungswesens in seiner innersten Tiefe zu erforschen, und es ist die Sache des Menschengeschlechtes, zu trachten, hierin zu den ersten Elementen dieses Gegenstandes durchzudringen.

Ich habe mich durch mein Leben bestrebt, mein Scherflein zur Befriedigung dieses großen Bedürfnisses unsrer Zeit beizutragen. Ich darf sagen, das wesentliche Resultat meiner Lebensbestrebungen, meine Nachforschungen über das Wesen und die Mittel der Idee der Elementarbildung hat mein Dasein verschlungen. Ich darf sagen, die Welt, mit allem ihrem Wissen und Können, mit allem ihrem Treiben und Thun, ist mir in meinem Innern zu nichts geworden gegen die Gewalt, in der das Streben nach der Erforschung dieser Idee in mir lebt, und noch heute sehe ich keine Möglichkeit, zu dem großen Ziel der Wiederherstellung der wesentlichen Kräfte, die dem Wesen der Privat- und öffentlichen Segnungen unsers Geschlechts zum Grunde liegen, zu gelangen, als in der Fortsetzung, Erweiterung und Allgemeinmachung der Nachforschungen über seine Natur und das Wesen der Elementarbildungsmittel unsers Geschlechts. Meine Ansichten über diesen Gegenstand, die sich mir selbst noch nicht klar bewußt, schon in Lienhard und Gertrud ausgesprochen, haben den bon sens meiner Zeitgenossen vielseitig angesprochen und sie die Wahrheit und Wichtigkeit einiger meiner diesfälligen wesentlichen Ansichten wirklich lebendiger fühlen gemacht, als ich sie damals selbst fühlte.

Die Fortsetzung und Erweiterung meiner Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und die vielseitigen, wenn auch nur empirischen Erfahrungen meines diesfalls thätigen Lebenslaufs haben mir die Begriffe von der ächten Naturgemäßheit der Erziehung und ihrer Mittel und mit ihr die Begriffe von der Natur und dem Wesen der Idee der Elementarbildung immer klarer gemacht und allmählich zu bestimmtern und klarern Begriffen über einige Theile dieses großen Gegenstands hingeführt. Die ersten und größten Aufschlüsse über diesen Gegenstand gaben mir die Versuche der Ver-

einfachung und Versinnlichung der Zahl- und Formlehre, als reines Entfaltungs- und Bildungsmittel der menschlichen Denkkraft. Diese Versuche haben, ungeachtet der Beschränkung und Einseitigkeit, in der sie in Burgdorf in unsrer Mitte hervortraten, ihre innere Wichtigkeit schon bei ihrer ersten Erscheinung durch Resultate erprobt, die die Aufmerksamkeit jenes Zeitpunkts allgemein auf diesen Gegenstand hinlenkte. Auch hat sich die Wichtigkeit dieser Versuche durch alle Schwierigkeiten und Störungen meiner Lebensbestrebungen fortdauernd bewährt, und allmählich das Wesen der Idee der Elementarbildung in unserer Mitte in einem weitern Umfange ins Licht gesetzt und hauptsächlich klar gemacht, daß die elementarische Entfaltung der menschlichen Kräfte von den elementarischen Uebungen der Anwendungsmittel derselben wesentlich gesondert werden müssen. Die erste, die elementarische Entfaltung unsrer Kräfte ist ewig und unveränderlich in allen Lagen und Verhältnissen des Menschengeschlechts die nämliche und immer sich selbst gleich; sie ruht auf unveränderlichen und ewigen Gesetzen der Menschennatur selber; weder Stand, noch Verhältnisse, noch Umstände vermögen irgend eine Abänderung in der Befolgung ihrer ewigen Gesetze zu beanspruchen. Das ganze Menschengeschlecht hat in allen seinen Individuen ein Recht, die Befolgung dieser ewigen Gesetze in Rücksicht auf die Entfaltung seiner Kräfte und Anlagen unter allen Umständen als ihr unabänderliches Recht anzusehen und zu beanspruchen.

Die zweiten, die Anwendungsmittel unserer Kräfte, deren Dasein und Beschaffenheit von der Lage, den Bedürfnissen und Umständen, so wie von dem Grad der innern Anlagen und äußern Gelegenheiten und Handbietungen bestimmt und so wohl erweitert als beschränkt und verengert werden, abhängen, sind unter sich so verschieden und ungleich, als die Umstände, Anlagen, Gelegenheiten und Handbietungen zur Anwendung dieser Kräfte im gesellschaftlichen Leben beim einzelnen Menschen verschieden sind. Es haben in Rücksicht auf die elementarische Bearbeitung, beider, sowohl der Entfaltungs- als der Anwendungsmittel unsrer Kräfte in

unsrer Mitte wesentliche und einige erfolgreiche Versuche statt gefunden, aber das Ganze der für die Menschheit so wichtigen Bearbeitung der Idee der Elementarbildung und des Umfangs ihrer Ausführungsmittel ist nicht die Sache eines einzelnen Menschen oder einiger wenigen, unter sich dafür verbundenen, unreifen Menschen und Neulinge, noch viel weniger die Sache meiner individuellen Schwäche, meiner Beschränkung und meines Alters, der ich selber in Rücksicht auf die Bearbeitung des Gegenstands so viel als allgemein unreif und mich noch heute, am Ende meiner Laufbahn, als einen Neuling dieses Gegenstandes anerkenne und anerkennen muß. Die allgemeine Bearbeitung des Gegenstands der Idee der Elementarbildung ist die Sache des Menschengeschlechts, sie ist die Sache des Menschenherzens und aller Menschenfreunde. Indessen will ich für die Fortsetzung dieser Versuche, die in meinem Hause und an meiner Seite statt gefunden haben, bis an mein Grab thun, was in meinen kleinen Kräften liegt, und auf der einen Seite das Umständliche meiner diesfälligen Anstrengungen, Erfahrungen und Versuche in dem Journal, das mit Anfang künftigen Jahres erscheint, dem Publikum umständliche Rechenschaft geben, auf der andern Seite aber die Ausführungsmittel dieser großen Idee, soweit sie in mir selber heiter und klar dastehn, im 5ten und 6ten Theil von Lienhard und Gertrud als unter den Augen Arner's in ihren Anfangspunkten ausgeführte Thatsache dem Publikum darlegen und dadurch einerseits die Möglichkeit ihrer Ausführung, anderseits die Größe und Wichtigkeit der Folgen, die diese Ausführung ihrer Natur nach auf die Erneuerung der Wohnstubenkräfte aller Stände und dadurch auf die Fundamente aller häuslichen und bürgerlichen Segnungen und aller Kräfte, die diesen Segnungen zum Grunde liegen, sowie aller Mittel, durch die sie erzielt werden müssen, in ein klares Licht zu setzen suchen, wodurch denn auch natürlich ihr Einfluß auf den innern, heiligen Segen aller wahren Rechte und Freiheiten, sowie aller Briefe und Siegel, die zu ihrer Sicherstellung in die Hände der Völker gelegt sind, in seiner Wahrheit und Reinheit an

den Tag gelegt und folglich auch die reine Gemüthsstimmung, die zu ihrer richtigen Beurtheilung nothwendig ist, befördert werden kann und soll. Gott gebe nur, daß ich am Ende meiner Laufbahn noch die nöthige Ruhe und den nöthigen Frieden erhalte, die ich zu einer erwünschten Ausführung dieses mir am Herzen liegenden Zweckes bedarf.

Eilfte Abendstunde.

Der Kirchmeyer fing sogleich an: Es ist allerdings wahr, daß viele Auflagen und Landeslasten nur auf Müßiggänger, Verschwender, Tröler, auf unruhige, boshafte Köpfe fallen; und nun, wenn man jetzt dieses alles von den häuslichen Einwohnern durch eine Vermögenssteuer zu erhalten suchte, so scheint offenbar, daß man dem stillen Mann im Lande damit Unrecht thun würde. Es ist ferner wahr, daß Auflagen, die auf alle Individuen eines Landes vertheilt sind, vom Einzelnen an sich ganz kleine Beiträge erfordern; eben so, daß der arme Mann durch seine Umstände und Lagen an Einschränkungen und Entbehrungen gewohnt ist; daß es am Ende des Jahres bei ihm im Allgemeinen gleichviel ist, ob er z. B. das Pfund Salz um einen Kreuzer theurer oder wohlfeiler bezahlt habe, daß hingegen der reiche Eigenthümer, wenn das Resultat der Salzsteuer durch eine Vermögenssteuer herbeigeschafft werden sollte, sehr beträchtliche Summen als Beitrag dazu leisten müßte, und da er dessen gar nicht gewohnt ist, so würde er es als eine Ungerechtigkeit ansehen und alle Mittel, die in seiner Hand sind, dafür brauchen, zu verhüten, daß diese Last nicht auf ihn falle. Je größer der Reichthum eines Mannes ist, desto unverhältnißmäßig kleiner ist die Staatslast, die ohne sein Zuthun, ohne seine Fehler, und ohne seinen Willen auf ihn fällt; daraus entsteht, daß er seinen ganzen Reichthum nach seinem Belieben, ohne alle verhältnißmäßige Rücksicht auf die Bedürfnisse und Vortheile seiner Mitmenschen und ihrer kollektiven Vereinigung im Staat gebraucht, und in dieser Rücksicht in demselben wie ein ver-

wöhntes Kind in einer übel und launig geführten Haushaltung lebt und mit seinem Vermögen umgeht, und in Rücksicht auf die Auflagen selber das für eine unerträgliche Last ansieht, was nicht der hundertste Theil dessen ist, das er bei einer gerechten Ansicht des Auflagensystems zahlen müßte. Diese Verwöhnung geht auch bei den mittleren in's Unglaubliche. Die Uebel aber, die daraus entstehn, sind nicht zu berechnen. Der unverhältnißmäßig leicht belastete Reiche ist unendlich leichtsinniger, gedankenloser, eitler und flatterhafter im Gebrauche seiner Einkünfte, als er es sein würde, wenn er in einem gerechten Ebenmaß mit seinen Mitbürgern belastet wäre. Daraus entsteht dann aber, daß nicht nur jährlich Millionen Einkünfte im Lande segenslos in Rauch aufgehn, die bei einer gerechten Belastung des Reichthums vernünftiger, sorgfältiger und folglich auch segensreicher gebraucht worden wären. Die Folgen davon führen in Rücksicht auf den innern wesentlichen Zustand der Fundamente des öffentlichen Wohlstands in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht unendlich weit; der leichtsinnige, flatterhafte, eitle und gedankenlose Gebrauch des Großreichthums führt durch den unausweichlich nothwendigen Zusammenhang der Sinnlichkeitsgenießungen aller Stände nicht nur die mittelmäßig Reichen, sondern selber den gemeinen Mann, den Armen und Nothdürftigen zu eben der Flatterhaftigkeit, Gedankenlosigkeit, Eitelkeit und dem Leichtsinn in seinen Ansprüchen zu aller Art von Sinnlichkeitsgenießungen und mithin zum leichtsinnigen Gebrauch des letzten Pfennings, den er per fas und nefas in sein Haus zu bringen vermag. Dieser Zustand aber greift dann natürlich in sittlicher, geistiger und physischer Hinsicht in die Fundamente des öffentlichen und Privatwohlstandes und seiner heiligsten Segnungen ein. Es ist also offenbar, daß die Großreichen, wenn sie des wahren Menschensegens, selber auch nur in Rücksicht auf ihr eigenes Familienglück Rechnung tragen würden, die ersten sein müßten, die wünschen sollten, daß die Landesauflagen mit großer Rücksicht auf das Realvermögen eines jeden Landeinwohners eingerichtet würden.

Diese Ansicht überzeugte den Christoph, und sie redeten noch eine Weile in verschiedenen Rücksichten über diesen Gegenstand.

Das Recht der Obrigkeit, Auflagen zu machen, war einmal selber der Vorwurf ihres Gesprächs. Der Kirchmeyer sagte: Dieses Recht ist seiner Natur nach so heilig, als das Recht der Eltern, von ihren Kindern Hülfe, Handbietung und Mitwirkung zu allem dem zu fordern, was zur Führung eines gesegneten, glücklichen und ruhigen Hauswesens nothwendig ist. Wider dieses Recht zu reden, wäre offenbar gegen die Ruhe und Sicherheit des Landes und gegen die Fundamente der Möglichkeit eines ruhigen und gesegneten Beieinanderwohnens aller und jeder Glieder des Staates geredet. Die Art und Weise aber, wie das Geld, welches die Obrigkeiten vermöge dieses Rechts beziehen, herbeigeschafft wird, ist nicht das Recht selber und es ist allerdings erlaubt, jede Untersuchung anzustellen, durch welche der wahre Nutzen der Obrigkeit und des Landes hierüber in ein klares Licht gesetzt werden kann; und dieses ist um so mehr nothwendig, weil nicht geleugnet werden kann, daß die Art und Weise, wie dieses Geld hier und da herbeigeschafft wird, die meisten Einwohner im Lande oft mehr bedrückt, als wenn sie das Doppelte auf eine andere Art und Weise geben müßten. Die Obrigkeiten kennen gar oft den gemeinen Mann im Land zu wenig, und wissen oft nicht eigentlich, worin und wie diese Auflagen sein Hausglück und die Ordnung seines Hauswesens befördern oder zerstören, und wir Landleute, die das alle Tage vor unsern Augen sehen, sollten es den Vätern des Landes zeigen und sagen; aber es ist leider Gott erbarm so, daß die, so es am besten wissen und sehen, und Pflicht- und Amtshalber mit der Obrigkeit davon reden sollten, oft ihren Vortheil davon haben, wenn die Obrigkeit hierin unwissend, wenn das Hauswesen der Einwohner in Unordnung, und in allen Ecken allerlei Bedrückungssachen durch ihre Hände gehen; indessen bleibt immer gewiß wahr, daß die Auflagen des Landes auf eine Art eingerichtet sein sollten, welche die

Hausordnung und Gewerbthätigkeit und den Fleiß der Einwohner nicht stören, sondern heben und befördern würden; der niederste Einwohner im Land hat wie der oberste nöthig, daß er alle seine Ausgaben, alle seine Pflichten und Schuldigkeiten richtig und bestimmt kenne, und sogar die Zeit und Weise, wie er alles zahlen und abschaffen muß, genau wisse. Der Geist der Ordnung, der beim niedersten Bauern, wie bei seinem Erbherrn den Wohlstand seines Hauswesens sichert, und im eigentlichen Verstand der Grundstein des Nationalhaushaltes und der Gewerbsamkeit eines Volks ist, dieser Geist der Ordnung muß vorzüglich in den niedern Ständen erzielt und befördert werden.

Festgesetzte und ordentliche Abgaben machen, daß Alles im Land sich nach ihnen richtet. Die Landesauflagen werden durch Gerechtigkeit in allen Ständen, eben wie alles Rechtthun und die höchste Stufe des Rechtthuns, die Pflichten des Christenthums, zu einer Last, die ihnen leicht, und zu einem Joch, das kommlich ist. Aber auch die Auflagen, von denen man nicht im reinen Sinn des Wortes sagen kann, daß sie gerecht vertheilt seien, werden dadurch auch dem Unrechtleidenden unendlich erleichtert, wenn ihre Beziehungen nur auf festen Einrichtungen ruhen und von aller Gewaltthätigkeit und entehrender, erniedrigender Rechtlosigkeit frei sind. Wesentlich erleichtert es alle Arten von Auflagen, wenn diejenigen, die sie zu entrichten verpflichtet sind, über die Art, sie zusammen zu bringen, sich bis auf einen gewissen Punkt selbstständig zu berathen befugt sind.[13])

Wenn z. B. ein Dorf eine Landstraße auch ohne Rücksicht auf die Frage, ob es seine Schuldigkeit sei, oder ob sie ihm diene, machen muß, so ist das eine Auflage; wenn nun das Dorf unter sich selbst berathschlagen und ausmachen kann, auf welche Art und Weise es am kommlichsten sei, mit dem wenigsten Zeit- und Geldverlust seine Schuldigkeit zu erfüllen, so wird es, wenn verständige Leute im Dorf wohnen, seinen Weg um die Hälfte leichter machen, als wenn es willkürlich von Leuten aufgeboten wird, die sich wenig

nach den Umständen und Bedürfnissen armer Dorfleute richten, sondern vielmehr ihren Vortheil dabei finden, wenn eine solche Arbeit lange dauert, und allerlei Arten von Aufsehern, Müßiggängern, Rathgebern, Aufschreibern, Tabakrauchern und sonstigen Halb- und Viertels-Honoratiores viel einträgt; und so wie es in diesem Fall ist, ist es in tausend andern. Wenn auch die Sache selber, die Auflage, Landesvortheil und nothwendig ist, so kann die Art, wie sie entrichtet werden muß, die Last derselben dem Volk um die Hälfte leichter oder schwerer machen.

Ich will hierüber kein Blatt vor den Mund nehmen. Es ist ganz gewiß, daß, so wie es Auflagen und Beziehungsarten der Auflagen gibt, welche den Fleiß, die Anstelligkeit und überhaupt die Fundamente eines gesegneten, häuslichen Lebens und mit ihnen diejenigen der öffentlichen Einnahmen stärken und befördern, so gibt es auch Auflagen und Beziehungsarten derselben, welche, indem sie auf die selbstsüchtigen Gelüste und Fehler, die von Unordnung, Unfähigkeit und Ungewerbsamkeit herrühren, auf ein lüderliches, unsittliches, verschwenderisches und segenloses Leben einen entscheidenden Einfluß haben und folglich die Quellen der öffentlichen Einnahmen, eben wie die Fundamente des Privatwohlstandes der Bürger untergraben. Solche Auflagen und solche Beziehungsarten von Auflagen schaden und drücken und verwirren die Einwohner des Landes, besonders in den niedern Ständen unendlich mehr, als doppelt und dreifach größere Auflagen, die diesen Fehler nicht haben. Selber die Verwaltung der Gerechtigkeit im Land hat mit solchen Auflagen einen innigen Zusammenhang. Wenn die Gerechtigkeitspflege und die Gerichtsstellen im Lande, bis auf den niedersten Schuldeneintreiber hinab, auf eine Weise gesetzlich organisirt sind, daß die Justizbeamten sich durch die steigende Unordnung, Lasterhaftigkeit und Gedankenlosigkeit im Volke immer mehr bereichern können, so wird sie zu einer Auflage aufs Volk, deren Verderblichkeit in ihren Folgen beinahe unabsehbar ist. Auflagen von dieser Art haben dann aber auch das heilige Fundament, aus dem alle Auflagen hervorgehen

sollten, nicht mehr in sich selbst, und das Geld, das unter diesen Umständen dem Volk abgenommen wird, hat eine große Aehnlichkeit mit dem Unsinn von Eltern, die das nöthige Brod ihren Kindern vom Munde wegnehmen und es Wohldienern zuwerfen, die sich bei ihnen einschmeicheln und sie betrügen. Das Geld von solchen Auflagen fällt durchaus nicht in seinem ganzen Werth und Umfang in die Hand der Obrigkeit, die es zum Wohl des Landes anwenden würde, es bleibt vielmehr meistens in der Hand von Unterbeamten, Schreibern und begünstigten, müßiggängerischen Bettelbürgern, die unter dem Schutze unrichtiger Gesetze das Land in Contribution setzen und in aller Form der äußerlichen Rechtsordnung besonders den Armen und Elenden, den Furchtsamen und Schwachen, die Wittwen und die Waisen und den unglücklichen Mann im Land oft bis aufs Blut aussaugen. Diese Leute brauchen dann auch meistens ihr Geld wieder, wie sie es erworben; sie spielen, wie sie lügen; sie thun sich groß mit ihrem Geld, wie sie es stehlen; sie sind eben so leichtsinnig als heimtückisch; eben so verschwenderisch als raubgierig; eben so unkeusch als ehrlos; eben so lüderlich als frech, und eben so untreu als freundlich. Daher ist es klar, welch unverhältnißmäßigen und unglücklichen Gewinn die Privatpersonen aus den Lastern und Uebelthaten, aus der Unordnung und dem Unglück des Volkes ziehen und wie durch das schlaue und böse Gefolge, welches sich solchen Günstlingen häufig hinten anhängt, das Land wieder mit eben dem Geld, das ihm abgenommen worden, angesteckt und doppelt verheert wird. Und das Gift, welches in diesen Umständen das Land wieder ansteckt, liegt für das Volk am allergefährlichsten Ort, nämlich in seinem Brodkorb; denn indem diesem alles nachläuft und noch Jedermann sein Stück gern so groß hätte als möglich, so entsteht daraus, daß wo der Tröler, der Jurist und der Advokat, der Schreiber ohne alles Verhältniß mehr gewinnt, als der arbeitsame, stille, gewerbsame Einwohner, daß dann natürlich alle Welt, die glaubt, sie habe Hirn im Kopf, alle Welt, die gern mit aufrechtem Rücken Brod ißt und es lieber mit einem frechen

Maul, als mit müden Händen verdient, sich auf die Gesetzkünste legt u. s. w. Und dann hat man richtig eine Pflanzschule von Leuten im Lande, welche die ganze Nation zu demjenigen Ton stimmen werden, welcher dem Seckel dieser gesetzverständigen Leute der einträglichste ist. Ich sage hier nicht zu viel, sondern es ist in eigentlichstem Verstande wahr, daß das Gift einer irrigen, den verfänglichen Mann im Land begünstigenden, bereichernden Gesetzgebung sich mit erstaunlicher Schnelligkeit aus den Gerichtstuben bis in die untersten, niedersten Strohhütten hinab verbreitet und Weib und Kind, und Sohn und Tochter im Land mit einem gottlosen und alles Gefühl für Recht und Unschuld erstickenden Trölergeist ansteckt.

Unter diesen Umständen verliert das gute Volk im Land weniger nicht, als die Sicherheit seines ganzen Hausglücks, und noch oben drauf sein ganzes Herz und Zutrauen für seine Obrigkeit.

Das ist viel gesagt, aber man widerspreche mir, wenn ich Unrecht habe; man bestrafe mich, wenn meine Worte nicht Worte des treuen Mannes sind; man stehe auf und sage, das ist nicht wahr. Man stehe auf und behaupte: wenn gleich in allen Ecken dem stillen Mann im Land Unrecht droht, wenn schon der Tröler allenthalben Meister, wenn schon der gesetzkundige Bösewicht in seinem Unrecht immer ungestraft bleibt, wenn er schon durchsetzt, was er nur will, wenn er schon immer sicher den Mann leiden, verlieren und schweigen macht, den er angreift, so macht das dem Volk nichts; seine Hausumstände werden dadurch nicht schlimmer, und sein gutes, Leib und Blut, Hab und Gut, für Obrigkeit und Vaterland aufopferndes Herz wird nicht kälter und lauer. Man stehe auf und behaupte, daß wo eine Menge verfänglicher Leute sich von den Fehlern ihrer Nebenmenschen gleichsam mästen, und an Oertern, wo vielerlei Stellen und Berufsarten im Lande sind, die nur in dem Maß und Verhältniß Geld eintragen, als Händel und Streit, als Auffall und Ganten, als Hurereien und Ehebruch, als Frevel und Diebstahl, als Scheltungen und Betrügereien vorkommen

oder wenigstens geklagt werden: man stehe auf, und behaupte, daß an solchen Orten das Volk dennoch seine Vaterlandsliebe, sein Hausglück und seine Landestreu immer gleich rein und warm erhalten könne! Ich rede nicht im Eifer, aber aus innigster Ueberzeugung. Denn wenn ich immer in meinem ganzen Leben etwas sicher und klar erfahren, so ist es dieses, daß allenthalben, wo die Obrigkeit von Unordnung, Sünden und Lastern große Einkünfte zieht, dann auch immer im Land, besonders von Unterbeamten und in niedern Regierungsstellen Leute begünstigt, beschützt und angefrischt werden, welche in allen Winkeln und Ecken aufsuchen, was Streit und Unruhe anzetteln und der sorglosen Unschuld Strick und Falle legen kann.

Diese Leute und Umstände sind es dann auch, welche das Volk lehren, daß Gewinnen besser ist, als Recht haben; sie sind es, die das Volk lehren, auf seine gute Sache und auf das Vaterherz des Fürsten und auf das Vaterherz der Gesetze nicht mehr zu trauen; sie sind es, die durch redende Beispiele beweisen, daß der Verbrecher mit Schlauheit und Verdrehung sich von aller Strafe loswindet, und daß die unterdrückte Unschuld oft selber bei ihrem Fürsten und bei ihrem Richter nur Mitleiden und keine Hülfe findet; und hiermit hoffe ich, begreift ihr, daß euer Einwurf, die Einkünfte, die die Obrigkeit von der Unordnung, von der Bosheit und von den Lastern der Einwohner zieht, träfen nur den Fehlenden, und schadeten dem stillen, braven Mann im Lande nicht, unrichtig ist.

Es ist vielmehr umgekehrt: Große Einkünfte, welche die Obrigkeit von Unordnung, Fehlern und Lastern im Lande zieht, verursachen selber Unordnung und Laster und Fehler im Land, die nicht da wären, wenn die Landeseinkünfte anders eingerichtet wären. Und nun, liebe Nachbarn, wenn dieses jetzt alles wahr ist, so ist dann auch richtig, daß ein verständiges, gewerbsames Volk seinem Fürsten eigentliche und festgesetzte Vermögenssteuern anbieten sollte, um sich von der Last unordentlicher, das Hauswesen des gemeinen Mannes störender Abgaben zu befreien.

Ich weiß gar wohl, daß die Einrichtungen zu allgemeiner Vermögenssteuer nicht allenthalben leicht und thunlich und wünschte für jetzt nur, daß die Fürsten und Obrigkeiten wenigstens so weit von der Schädlichkeit der Einkünfte, die von Unordnung und Lastern herrühren und sie wieder zu erzeugen geeignet sind, überzeugt, dahin gebracht würden, diese Art von Landesauflagen so viel als möglich einzuschränken.

Zwölfte Abendstunde.

Heute kam der Kirchmeyer zum letzten Mal und wiederholte den Nachbarn beinahe Alles, was er schon gesagt hatte; besonders empfahl er ihnen noch einmal, in Sachen der Landesrechte und Freiheiten immer daran festzuhalten, daß der Landesnutzen zu allen Zeiten der Grund und das Fundament aller Rechte und Freiheiten sei und sein müsse. Er zeigte ihnen ferner, daß alle Rechte und Freiheiten ohne allgemein arbeitsame, fleißige und bescheidene Landessitten ein Schatten von etwas seien, der Niemand wohl thue und den Niemand brauchen könne, während Fleiß, Ordnung und wohlgeleiteter, stiller und befriedigender Broderwerb allen Völkern zu einem ruhigen, häuslichen Wohlstand, und dadurch auch zu einer segensvollen Benutzung ihrer Rechte und Freiheiten verhülfen. Er redete dann weiter vom Hummel und überhaupt von dem gottlosen, landesverrätherischen Betragen aller derjenigen Volksaufwiegler, welche aus Rache und Eigennutz selbst das Beste und Nützlichste, das Obrigkeiten und Herrschaften einzuführen suchen, verdrehen und in ein falsches, lügenhaftes Licht setzen, Bosheit und Niederträchtigkeit aber unter dem Deckmantel ihrer Sorgfalt für die Rechte und Freiheiten des Landes verbergen. Er setzte hinzu: Das geschieht vorzüglich in den Fällen, wo Obrigkeiten und Herrschaften die wirksamsten Maßregeln ergreifen, dem nachtheiligen Einflusse schlechter Vorgesetzten und Beamten Einhalt zu thun und sie in den Mitteln, das Volk zu ihrem Privatvortheil auszusaugen, einzuschränken,

wie dieses bei Arner in seiner Handlungsweise gegen den Hummel offenbar der Fall war.

Das alles aber will ich jetzt nicht wiederholen, sondern bloß noch die letzten Worte, die er zum Beschluß seiner Betrachtungen angebracht, noch erzählen.

Nachbarn! sagte der alte Mann, Brief und Siegel, Rechte und Freiheiten müssen in der Wohnstube des gemeinen Mannes, in seinen Scheunen und Kästen, auf seinem Tische und in seiner Kammer zeigen, daß sie gut sind. Sie müssen in seiner Ruhe, Stille, in seinem wachsenden häuslichen und bürgerlichen Segen ihren wahren Werth bewähren. Man fängt aber, Gottlob! auch jetzt an vielen bedeutenden Orten an einzusehn, daß es wahre Staatskunst ist, für die kleinen Häuser im Lande Sorge zu tragen und den mittleren und größern Einhalt zu thun, wenn sie den Armen im Land unnatürlich überladen und ihm Schweiß und Blut altmodisch mit herrschaftlicher, Kloster- und Untervogtsgewalt willkürlich aussaugen wollen. Und man darf sicher hoffen, daß, wenn die Bescheidenheit und Rechtschaffenheit und die wachsenden Einsichten des gemeinen Volkes der Gutmüthigkeit und Aufmerksamkeit edler, menschenfreundlicher, obrigkeitlicher Personen und durch sie dem Herzen erhabener Fürsten näher gebracht werden, als sie es gegenwärtig, leider, Gotterbarm', hie und da nicht zu sein scheinen, sich Zeiten nähern mögen, wo Millionen Menschen mehr ruhiges und sicheres Brod und häusliche Freuden, das heißt, mehr wahre Freiheit genießen werden, als bis hieher.

Hiermit endete der Kirchmeyer über die Rechte und Freiheiten des Landes. In diesen Abendstunden aber waren immer noch etwa ein Halbdutzend der angesehensten und biedersten Nachbarn bei Christoph; Else aber war mit ihren Kindern diese ganze Zeit über in ihrer Nebenstube, und hörte von dieser Sache, die sie ausschließlich für Männerarbeit hielt, nichts mit an. Denn es war nicht ihre Gewohnheit, ihren Kopf mit Sachen zu füllen, welche zu brauchen und anzuwenden vermuthlich niemals ihr Thun werden könnte.

Dreizehnte Abendstunde.

Heute las der Christoph sein Buch wieder mit seiner lieben Else, seinem Joost und seinen Kindern; aber es kommen im zehnten und elften Abschnitt, die er jetzt mit ihnen las, viele Sachen vor, davon sie auch schon geredet; darum will ich nur den Inhalt dieser Abendstunde, wie sie ihn am Ende wiederholt, erzählen.

Daß des Scheerer's Hund mit seinem Wassersaufen die Bauern weit leichter zum Glauben gebracht, daß sie einen Schurken zum Untervogt haben, als es sieben Pfarrer und vierzehn Junker mit halbjährlichen Vorstellungen nicht dahin gebracht hätten.

Das kommt daher, weil der Mensch so genaturt ist, daß er ohne alle Vergleichung weit lieber glaubt, was er selbst schmeckt, sieht, hört und greift, als was ihm ein anderer angibt.

Daß es gut ist, daß der Mensch so ist, man würde ihm sonst hier und dort angeben, Stroh fressen wäre gut für den Magen, und nackend gehen mache, daß die Leute alt werden, und Dienst gegen Amerika*) helfe zum ewigen Leben.

Daß der Vogt, wenn Jemand anders, als ein Hund, zuerst das verschüttete Wasser gemerkt hätte, gewiß Mittel gefunden hätte, dem andern das Maul still zu halten.

Daß unerwartete Zufälligkeiten, wie hier das Wassersaufen des Hundes, Leuten, wie der Vogt, gefährlicher sind und ihnen ihre Schelmenstücke viel eher ausbringen, als die Nachbarn und Dorfgenossen, die darunter leiden, selber.

Daß ein lüderliches Leben Leute von den besten Gaben und von sonst gutem Herzen zu armseligen Tröpfen mache, die dann zuletzt, wie hier im Buch der elende Christen, durcheinander saufen, Lieder singen, das Maul wischen, wieder singen, und wieder saufen.

Daß wahrhaft verständige und redliche Männer, wenn

*) Diese Zeile bezieht sich auf den Zeitpunkt, in dem sie geschrieben worden.

Schelmenvögte und Richter von dieser Art in Wirthshäusern und Scheerstuben mit und an den Leuten so allerlei krummes und böses Zeug probiren wollen, den Bartlohn zahlen und fortgehn; und daß sie daran sehr wohl thun.

Daß ein hungriger Hund einem stinkenden Bein nicht so nachlaufe, als ein durstiger Lump einem Schelm, von dem er ein Glas Wein hofft.

Daß ein Mensch, der plötzlich bei einem Gespräche aufsteht und seinen Nachbarn nicht: „b'hüt Gott" sagt und die Thüre zuschließt, daß die Stube zittert, gewiß allgemein mißfällt und mit Recht Verdacht gegen sich erregt.

Daß man nicht leicht Jemand anders in seiner Stube meistern und rumoren lassen solle.

Daß ein Bösewicht keine ordentliche Haushaltung führen könne, sondern alle Augenblicke im Fall sei, bald ein Glas Wein, bald ein Mittagessen, bald zwei Thaler, bald fünf Batzen, oft aber auch fünf oder zehn Thaler umsonst auszugeben, und so zu sagen, an seine Bosheit zu steuern.

Daß daher Bösewichte oft so schnell um Hab und Gut kommen, und nichts in der Welt wahrhafter sei, als daß ein durch Ordnung und Fleiß erworbener Batzen weit mehr werth ist, als ein unter Unordnung und Bubenstreichen gewonnener Thaler.

Daß daher auch so oft Kinder von reichen Dorfschelmen in Armuth und Elend gerathen, weil sie von ihren Eltern nicht zur Ordnung, zur Handarbeit, zu einer alles richtig und genau zusammenhaltenden Sparsammlung und allen stillen Tugenden des erwerbenden Fleißes gezogen und gewöhnt worden.

Daß diese Erfahrung allgemein sei und man allenthalben unzählige Kinder in abträglichen Aemtern und Diensten gestandener Männer geistlichen und weltlichen Standes in Armuth und Elend gerathen sieht, weil ihre Eltern nur ans Einnehmen und nicht ans Erwerben gewöhnt, in ihren Haushaltungen Ordnung, Handarbeit und Genauigkeit, welche allein den Hauswohlstand auf Kind und Kindeskind herabbringt, vernachlässigt.

Daß es gar viel brauche, in Amtsstellen und öffentlichen Geschäften die rechten Haustugenden in der Wohnstube zu erhalten und seine Kinder so leicht, so anmuthsvoll und zugleich so kraftvoll und anhaltend für Hausordnung und Hauswohlstand zu ziehn, wie es die gemeinen Leute können, die keine Amtsstellen haben.

Daß daher Heerschaaren von Aemtern, Amtleuten und Dienstposten in allen Winkeln den Hauswohlstand und die Hausordnung, die für's Arbeiten und Erwerben schicklich ist, in einem Land leicht verderben können.

Daß Schelme zu ihren Streichen solche Leute aussuchen, die viele Gelüste und wenig Geld haben.

Daß der größte Stein des Anstoßes für Schelme und verfängliche Leute ist, wenn sie fürchten müssen, daß diejenigen Personen, die über ihnen stehen und denen sie verantwortlich sind, die gemeinen Arbeits- und Berufssachen und ihren Werth und Unwerth wohl kennen und mit der Denkungs- und Handlungsweise der niedern Stände gar wohl bekannt sind.

Daß überhaupt die Menschen unbegreiflich leicht zu verführen sind und in ihrer Schwäche, wenn das Gute und Rechte nicht mit Kraft in sie eingeübt ist, das Böse und Schlechte fast immer mit beiden Händen ergreifen und annehmen. Daß Schelme auch unter sich selbst gegenseitig an einander untreu und falsch sind.

Daß Schelmenmuth, Schelmentrost und Schelmenhoffnung Nebel ist, hinter dem sich ihnen Galgen und Rad wohl eine Weile verbirgt; daß sie aber just, wenn sie glauben, der Himmel hange voll Geigen, dem Tanz nahe sein können, bei dem ihre Füße zwar lahm, das Herz im Leib aber gar hüpfend wird.

Vierzehnte Abendstunde.

Von Wohnstuben. Von Schulbuben. — Vom selber genug haben. Von bei andern erbetteln. — Vom Lernen. Vom Arbeiten. — Vom Weben und Spinnen. — Vom Rechnen und Schreiben. — Von Bergweiden. Von Hausweiden. — Vom Schulkopf. Vom Naturkopf. — Vom König im Kegelspiel. — Von Schulzierden. Von Böcken unter der Schulheerde. — Von Tröpfen unter den Schulmeistern. — Vom blinden Glauben. — Von Spinnrädern und alten und neuen Moden. — Von Sonntagsarbeiten. Und von etwas, das der Trölmeister Tollfuß nicht glaubt.

Ha! Das ist mein Abschnitt, Vater: Eine brave Mutter, die ihre Kinder selber lehrt, ist immer das, was mich auf Gottes Boden das schönste dünkt, das sagte Else, als Christoph den zwölften Abschnitt unsres Buches las.

Es ist wenigstens etwas anderes, als eine Schulstube, antwortete der Joost. —

E. So viel habe ich doch nicht sagen wollen, Joost.

J. Aber doch ists wahr, daß kein Schulunterricht den Kindern je so ans Herz gehen wird, wie das, was sie ihre Eltern lehren, und daß es um das Schulwesen überhaupt gewiß nicht so gut steht, als man glaubt.

Chr. Joost, Joost, ich fürchte, ich fürchte, man müsse dir noch sagen, wie einst einem alten Schuhmacher: Bleib beim Leisten; man muß Gott dankbar sein für alles Gute, das in der Welt ist; und für die Schulen, die im Land sind, kann man Gott nicht genug danken. —

J. Du hast Recht, Meister! Es ist gut, daß Schulen im Lande sind, und bewahre mich Gott, daß ich für irgend etwas Gutes, das man uns thut, undankbar sein sollte. Aber übrigens Schuhmacher hin und Schuhmacher her, Bauernknecht hin und Bauernknecht her, so ist doch der Mensch ein Narr, der aus dem Haus läuft, Almosen zu betteln, wenn er Ueberfluß daheim hat; und in diesem Fall sind hundert und tausend der allerverständigsten und bravsten Landleute, die den großen Ueberfluß der besten Lehre für ihre Kinder, die sie in ihrer Wohnstube und in sich selber

haben, vernachlässigen und versäumen, und den Kindern nicht geben, sondern sie vielmehr alle Tage fortsenden, die dürren Brosamen in den oft so armselig und elend bestellten Schulstuben aufzusammeln; und das ist doch gewiß nicht Recht.

Chr. Vielleicht aber auch nicht so ganz wahr.

J. Wohl, Meister! Betracht's nur recht, du wirst's gewiß finden, wie ich. Das, was Eltern die Kinder lehren können, ist und bleibt immer die Hauptsache fürs menschliche Leben; und das versäumen die Eltern den Kindern in ihrer Wohnstube zu geben und bauen auf Wörter, die ihnen ein Schulmeister vorsagt, die zwar wohl recht und gut sind und viel Schönes und Braves bedeuten, aber immer doch nur Wörter sind und aus einem fremden Mund kommen, und den Kindern nie so anpassen und ans Herz gehen, wie ein Vater- und ein Mutterwort.

Chr. Ich verstehe dich nicht recht, Joost.

J. Sieh, Meister, es kommt bei einer guten Auferziehung eines Kindes darauf an, daß es für sein Haus recht gezogen werde; es muß die Sachen, die ihm durch sein Leben Brod und Ruhe schaffen, vorzüglich kennen, thun und angreifen lernen: und nun dünkt mich doch, falle in die Augen, daß ein jeder Vater und eine jede Mutter ihrem Kinde das in ihrer Wohnstube ohne alle Vergleichung leichter und besser zeigen können, als irgend ein Schulmeister dieses in seiner Schulstube im Stande ist. Es fällt in die Augen, daß die Wohnstube mit dem ganzen Umfang ihrer menschlichen Mittel unendlich mehr geeignet ist, als die in Rücksicht auf diese Verhältnisse leere Schulstube. Die Schulmeister sagen zwar freilich immer den Kindern auch recht viele Dinge vor, die schön und brav sind, aber die schönen, braven Dinge, die sie ihnen sagen, sind in ihrem Mund nie so viel werth, was sie im Mund eines braven Vaters und einer braven Mutter werth sind. Der Schulmeister sagt da in seiner Schulstube dem Kind, sei fromm, folge dem Vater und der Mutter, denn es ist Gottes Wort; aber das Kind versteht wenig von dem, was er sagt, und

vergißt es gemeiniglich, ehe es nach Hause kommt. Aber wenn der Vater daheim ihm Brod und Milch gibt, und die Mutter ihren Bissen spart und ihn ihm gibt, dann merkt und fühlt und versteht das Kind, daß es Gottes Wort, daß es seinem Vater, der ihm Brod gibt, und seiner Mutter, die ihren Bissen mit ihm theilt, gehorsam sei, und es vergißt das Wort des Vaters, der es täglich auch an dieses Wort Gottes mahnt, nicht, wie das leere Wort des Schulmeisters.

Eben so ist's, wenn dieser in der Schule dem Kind sagt: Sei mitleidig, und liebe den Nächsten, so hört das Kind das schöne Sprüchlein und erbaut sich vielleicht einige Tage damit, ehe die guten Worte seinem Gedächtnisse wieder entschlüpfen; aber daheim in seiner Wohnstube kommt die arme elende Nachbarin zu seiner Mutter, klagt über Hunger und Elend, über Mangel und Blöße; sie steht da im Angesicht des Kindes abgezehrt, eingeschrumpft, entkräftet und zitternd, ein Bild des Hungers und Elends; das Kind sieht die Elende, sein Herz erbebt, seine Augen sind naß; es hebt sein Angesicht wehmüthig und angstvoll empor zu seiner Mutter, wie wenn es selber hungerte; die Mutter läuft und sucht, was sie hat, ihre Nachbarin zu erquicken, — das Kind sieht im Auge der Elenden jetzt Trost und wieder lebende Hoffnung, — sein Herz bebet nicht mehr, seine Thränen lassen nach, — es hebt jetzt lächelnd sein Antlitz zu der Elenden empor, die auf die Hülfe seiner Mutter wartet, — jetzt kommt die liebe Mutter zurück, — sein Herz bebt wieder, sein Auge weinet von Neuem, — es hört das Schluchzen der dankenden Elenden und siehet das Beben der zitternden Hand, mit der sie die Wohlthat empfing, die das Schmachten ihres Lebens erleichtert.

Da ist dann die wirkliche Wahrheit, die ohne Worte das Kind unterrichtet; es ist die Sache selber, die ihm die Lehre der Wahrheit darstellt und es ist das allerverständlichste und unzweideutigste Wort Gottes, mit welchem er zu den Menschen geredet, ehe denn Abraham war.

So sagt der Schulmeister seinem Kind wieder: Sei fleißig und arbeitsam; aber es wird gewöhnlich in der Schule

selber am allermüßigsten und trägsten und ganz entwöhnt von der Anstelligkeit und anhaltender Anwendung seiner Kräfte, wie es sie zu seinem Hausbrauch am nöthigsten hat; es kommt also aus der Schule heim und hat die Lehre vom Arbeiten im Kopf, aber dabei durch versäumte Hausübung weniger Kräfte und weniger Lust zu thun, was das Lehrsprüchlein ihm anräth; aber daheim bei seinem Vater sieht das Kind den Garten grünen, den er umgräbt und düngt; es sieht die Bäume und die Reben Früchte tragen, die er reinigt, schneidet, und bauet; es siehet der Ernte Garben und die Früchte des Schweißes seines Vaters; es merkt und fühlt, warum er sich am Morgen den Schlaf abbricht, warum er die Mittagshitze trägt und dem Winterfroste trotzt; es sieht den Segen seines Fleißes, wenn er seine fetten Ochsen verkauft und den Sack voll Geld heimbringt, und es merkt ihn, wenn er seine Speicher zuschließt und mit dem Verkauf seiner Früchte warten kann, bis sie den Werth haben, den er wünscht; auf dem Tische seines Vaters sieht es den Segen seines Fleißes, wenn er Brod und Fleisch nicht sparen muß wie ein Träger, und an der Seite der Mutter spinnt das Kind und sieht am Ende der Woche den Lohn der Arbeit in ihrer Hand und spinnt gern.

Und so ist es Gottes Ordnung, daß alle Menschheit das Wichtigste, so sie nöthig hat, in ihrer Wohnstube lerne. Und nun, Meister, sage mir, ob es dich jetzt noch zu viel dünke, daß ich behauptet, es sei nicht recht, daß brave Eltern ihre Kinder mit nüchternem Magen von den vollen Tischen, die sie in ihrer Wohnstube haben, wegjagen, damit sie in elenden Schulstuben mühselig kleine Brosamen zusammenlesen? Du wirst mir jetzt nicht mehr widersprechen und gewiß finden, daß allenthalben die verständigsten Eltern und die am meisten mit ihren Kindern ausrichten, just die sind, welche die abgedroschenen Schulmeisterspüchlein: „Sei fromm; sei gehorsam und fleißig“ am wenigsten im Mund führen. Diese üben den Gehorsam des Kindes, ohne von ihm zu reden, sie erweichen sein Herz, ohne zu sagen: Sei mitleidig, sie machen es arbeiten, ohne ihm zu sagen: Die Arbeit ist

deine Pflicht; sie machen es die Eltern lieben, ohne viel zu sagen: „Du sollst, oder du mußt."

So, Meister, meine ich, sei es in die Augen fallend, daß der Mensch die Hauptsache, die er braucht und wissen und lernen muß, am besten zu Hause und in seiner Wohnstube lerne und daß alle Väter und Mütter ihren Kindern diesen Unterricht so weit als sie es immer könnten, selbst geben sollten. Denn ich bin vollkommen überzeugt, der väterliche und mütterliche Einfluß auf die Kinder müsse allem Schulunterricht vorhergehen und als das Fundament desselben angesehen werden.

Chr. Ich muß bekennen, Joost, es fängt mir an einzuleuchten, du habest recht und man baue zu viel auf den Schulunterricht.

J. Es ist ganz natürlich, Meister, daß es so kommt. Sieh nur, wenn du deine Schafe auf den Berg gibst, so denkst du, der Hirt, der den Lohn nimmt, hüte sie auch und sorge für sie, und du läufst ihnen nicht auf den Berg nach; hast du sie aber im Stall und an deinem Haus weiden, so gehst du selber nach und siehst, was deine Knechte mit ihnen machen, und so ist es zum Theil auch mit der Schule; doch ist hierin noch dieser Unterschied, daß man dafür nicht so leicht, als für Schafe gute Bergweiden findet, die Stallfütterung und die Hausweide zu ersetzen. Denn für die Kinder wird in alle Ewigkeit die Väterlehre der Kern bleiben, und für die Schulmeisterarbeit kannst Gott danken, wenn sie eine gute Schale über den Kern herausbringt.

E. Du kannst den Leuten den Kopf herumdrehen, Joost, daß es einem armen Weib, das seine Kinder lieb hat, bald schwindeln möchte. Doch verstehe ich dich jetzt fast, und deine Meinung würde weiß Gott hundert Weibern willkommen sein, die bloß aus Gewohnheit, weil's allenthalben also der Brauch ist, so ganz auf die Schulen trauen und bauen und denen jetzt kein Sinn dran kommt, daß sie hierin etwas Unrechtes thun.

J. Die Sache hat noch eine Seite, Else. Das, was dem gemeinen Mann in der Welt durchhilft, das, was ihm

Brod und Freude und guten Muth schafft, ist natürlicher Verstand und Mutterwitz, und ich mag mich umsehen, wo ich will, so finde ich nirgends, daß der recht brauchbare Mann in der Welt das habe, was man einen Schulkopf heißt; der rechte Verstand beim gemeinen Mann ist so ein heiteres, offenes Wesen, das allemal am rechten Ort, wo es Zeit und Noth ist, sich zeigt; es ist, wie wenn sein Wort nur immer auf den Augenblick passe, in dem ers anbringt, und eine Viertelstunde früher oder später wäre es nie mehr das gleiche treffende, ganz auf den Augenblick schickliche Wort: der Schulverstand aber kommt allenthalben immer mit Sprüchen, die im Sommer und Winter, bei Frost und Hitze, in der Fastnacht und an Ostern sich gleich anbringen lassen; darum ist dann aber auch dieser Schulverstand für den gemeinen Mann, der mit Haut und Haar und Kopf und Herzen sich so nothwendig in den Augenblick schicken muß, in dem er lebt, gemeiniglich nichts nütze, und deßwegen ist's für ihn auch so unumgänglich nöthig, daß sein Mutterwitz und das natürliche Eigenthümliche, das in jedem Menschen liegt, recht herausgeholt werde; und hierzu ist wieder Wohnstube, Vaterliebe, Hausarbeit, Noth, Bedürfniß und dergleichen Sachen gemeiniglich der beste Lehrmeister; wo aber der Mensch das nicht hat, oder sonst noch oben darauf in die Schule muß, so sollte doch wenigstens sein Schulmeister ein offener, heiterer, lieber, menschlicher und frohsinniger Mann sein, dem seine Dorfkinder so zu sagen ans Vaterherz gewachsen wären; es sollte ein Mann sein, recht dazu gemacht, den Kindern Herz und Mund zu öffnen und ihren Naturverstand und Mutterwitz, so zu sagen, aus dem hintersten Winkel hervorzulocken; aber leider ist's just an den meisten Orten gerade umgekehrt; die Schulmeister scheinen oft wie dazu gemacht, ihnen Mund und Herz zuzuschließen und den Naturverstand und Mutterwitz recht tief unter den Boden zu vergraben; auch liebt das muntere, gesunde, auf Gottes Boden Freude und Lust suchende Kind die Schule selten; hingegen das eingesperrte Kind des Heuchlers, das hochmüthige Kind des Vorgesetzten und die

steifen Pinsel, die mit keinen Kindern Freude haben und zu allen Spielen zu dumm sind, diese sind mehrentheils die schönen Schulzierden und halten den Kopf unter den andern Kindern in die Höhe, wie der hölzerne König im Kegelspiel unter den acht andern Gespanen hervorragt; hingegen muß dann der lebhafte Knabe, dem es unmöglich, Auge und Ohr stundenlang auf ein halb Dutzend Buchstaben, die er haßt, zu heften, und das hüpfende Mädchen, das, während der Herr Schulmeister vom ewigen Leben redet, mit seinen zeitlichen Händen unter dem Tisch kleine Narrheiten treibt, die müssen denn so oft nach des Herrn Schulmeisters Urtheil die Böcke unter der Heerde sein und Kinder, die sich nicht um ihr ewiges Heil bekümmern. — Der Tropf that freilich Unrecht, sie haben nur Langeweile, indessen wenn der Schulmeister das stille Kind des Heuchlers, das verbissene Kind des Vorgesetzten, und den dummen, steifen Pinsel, der Alles auswendig lernt und nie lacht, diesen lebhaften Kindern vorziehen wird, so werden diese sicher fühlen, daß ihnen Unrecht geschieht, und so zart und jung sie sind, dennoch ganz gewiß einen kleinen Unwillen gegen die vorgezogenen Kinder und wohl bald auch gegen ihren Herrn Schulmeister ins Herz fassen.

Indessen ist es eine unumgängliche Pflicht für Jedermann, dem es nicht gleichgültig, ob den Hauptursachen der größten menschlichen Schwächen und Laster Einhalt geschehe oder nicht, es geradezu und unverholen zu gestehn, daß aus dem Unwillen und Haß, der sich so oft schon in der Schule gegen Mitschüler und Vorgesetzte einschleicht und einwurzelt, Gesinnungen und Handlungsweisen entspringen, die oft auf die Sittlichkeit und den Wohlstand nicht nur einzelner Haushaltungen, sondern selber ganzer Dörfer und Oerter die nachtheiligsten und gefährlichsten Folgen haben können.

So viel und weniger nicht, kann ein unglücklicher Vater ernten, wenn er sich mit blindem Zutrauen darauf verläßt, sein Kind könne in der Schule nichts Böses lernen.

O, es ist ein heiliger Ort um die Wohnung des Menschen; da kennt, da versteht man einander, da geht einem so Alles

ans Herz; da soll man einander lieb sein, wie man sonst nirgend in der Welt einander lieb ist; da ist es so still; da ist nichts Fremdes und kein Schulgewühl; da schneidet ein Sohn Rüben und rechnet mit dem Vater; da spinnt die Tochter und lernt im Spinnen die Lieder alle, die ihre Mutter neben ihr singt; da hält man keine Hand still um des Lernens willen; und für das Landvolk ist das, keine Arbeitszeit beim Lernen verlieren, und keine Hand beim Lernen stille halten, das Allerwichtigste; auch wenn ich Zeit und Geduld hätte und Schulmeister auf meinem Dorf sein könnte, so würde ich Spinnräder und Webstühle in meine Schulstube nehmen, und meine Bauerkinder müßten mir einmal reden und reiten mit einander lernen. Ich würde ihnen so laut, wie ein Lieutenant, der das erste Mal mustert, das, was sie lernen müßten, vorsprechen; ich würde mit großen, weißen Buchstaben Lehre und Rechnung an die schwarze Wand kreiden, und sie müßten mir nach seinen Lehren, mitten im Spinnen und Weben, und um deßwillen keine Hand still halten; denn Arbeiten ist für das Landvolk das Nöthigste; darum müßten mir die Landschulen das Nöthigste am meisten treiben und üben, und darum würde ich dann das weniger Nöthige den Kindern auch so leicht und kurz, als immer möglich in den Kopf zu bringen suchen.

In der Stadt möchte mir dann meinethalben diese Ordnung ganz nicht die rechte sein, denn da sucht und findet man Brod und Zuckerbrod vielseitig mit Sitzen und Staunen, und braucht dazu den schweren Karst und die schwere Schaufel gar nicht, sondern den Federkiel und viele andere Mittel, die so leicht sind, als er. Darum muß man ihnen denn auch solche Mittel nicht im Scherz und Spaß, sondern ganz im Ernst als Bildungsmittel ihrer Arbeitsamkeit und Thätigkeit beizubringen suchen. Denn der Mensch lernt das, was einst seine Berufs- und seine Tagsarbeit sein soll, auf keine Weise im Scherz und im Spaß; bei meinen Landkindern aber wäre dann die Handarbeit das wesentliche Bildungsmittel zu ihrem Stand und Beruf, das anderweitige, ihnen nützliche und dienliche Lernen eine dieser untergeordnete

Nebensache, die ich aber auch sehr im Ernst betreiben würde, indem auch der niederste Mensch sein ganzes Sein und Thun sich nie von Beruf und Arbeit verschlingen lassen muß, sondern mitten bei seiner Arbeit in Kopf und Herzen belebt, in der Liebe thätig und in der Thätigkeit fromm und verständig dazustehn gewöhnt und erzogen werden soll. Ja, Meister, hätte ich so eine Schulstube und ging's mir gut, und lernten meine Kinder brav neben der Arbeit, so würde ich mir einbilden, ich könnte mit meiner Arbeit die schlechten Schulen, in denen die Kinder für ihre Wohnstuben mehr verdorben als zurecht gemacht werden, ganz umgießen, ja, Meister, wenn ich's so in der Ordnung hätte, so ging ich zu jedem braven Vater, zu jeder braven Mutter in meinem Dorf, führte sie in meine Schule, gäbe ihnen mein Buch, aus dem ich meine Kinder lehrte, in die Hände, und sagte zu ihnen: Braver Vater, brave Mutter, sehet, wie wenig es braucht, die Kinder zu lehren und wie leicht ihr das daheim selbst thun könnet! Ich würde nicht ruhen, und nicht nachlassen, bis sie es versuchten; ich würde sie heimlich in ihr Haus verfolgen; ich würde sie treiben und stoßen, ihnen rathen und helfen, bis sie es könnten; und ich würde, will's Gott, die Freude erleben, selber zu sehen, daß sie in ihren Wohnstuben viel mehr und Besseres mit ihren Kindern ausrichten würden, als ich mit allem meinem Eifer in meiner Dorfschule.*)

So redete der gute Joost in seinem Eifer über das Ungenügende und Zweckwidrige besonders der Landschulen, und sein Meister und Else wurden gar aufmerksam auf das, was er sagte. Aber dennoch sagte der gute

*) Anmerkung. Es ist merkwürdig, daß ich schon vor vierzig Jahren die Möglichkeit der Erhöhung der Wohnstubenkräfte des Volks für die Erziehung und den Unterricht, den die Idee der Elementarbildung so wesentlich anspricht und zu erzielen sucht, in diesem Grad erkannt und ebenso die Mittel, zu diesem Ziel zu gelangen, auch schon damals in der höchsten psychologischen Vereinfachung der Erziehungs- und Unterrichtsmittel gesucht und den Traum dieser großen Idee mit so viel Bestimmtheit einem Bauernknechte in den Mund gelegt habe.

Christoph: Das Ding wird auch noch ein paar andere Seiten haben.

Else hingegen antwortete ihm lebhaft: Meinetwegen mag's jetzt siebenzehn Seiten haben oder achtzehn, so will ich jetzt einmal meine Kinder mehr um mich und an mich haben, und es ist offenbar die natürlichste Arbeit von Vater und Mutter, ihre Kinder so viel selbst zu lehren, als sie nur können; und über das ist es mir jetzt, wie dem Joost: es geht einem ein Schauer durch Leib und Seel, wenn man denkt, was die Schulmeister auf den Dörfern hie und da für Leute sind.*) Nenne mir, Vater, aus der ganzen Nachbarschaft einen, außer dem in Wollau, den du in deiner Wohnstube gern hättest oder nur als Hausknecht brauchen könntest! Unser hier ist der hochmüthigste, dümmste, hässigste Mann im Dorf; der in Hierzau ist der größte Tellerschlecker in der ganzen Herrschaft; der in Arnheim hat jetzt zwanzig Jahre nach einander alle Haushaltungen hinter einander gerichtet, und wenn der junge Junker nicht so wäre, wie er ist, er triebe auch dieses Spiel zwischen ihm und dem Pfarrer, wie unter dem alten; der in Lonkofen stinkt alle Morgen von Branntwein und der in Oberhofen, sagt man öffentlich, sei ein Dieb, und ich weiß, Vater, du würdest keinem von diesen ruhig über einen Winter eine Kuh oder nur ein Kalb anvertrauen, und darum ist in Gottes Namen nichts dagegen zu sagen, man muß mehr selbst zu seinen Kindern schauen und sollte nicht blindlings und in den Tag hinein glauben, es gehe alles gut, wenn man Kinder nur in die Schule schicke.**)

*) Ich bitte auch hier zu bemerken, daß diese Stelle vor vierzig Jahren geschrieben worden, und also durchaus nicht von ihr gefordert werden könne, daß sie auch jetzt noch in ihrem ganzen Umfange auf die Schulen meines Vaterlandes, wie sie gegenwärtig sind, passen müsse.

**) Anmerkung. Nach diesem Gespräch suchten Christoph und Else wirklich ihre Kinder mehr um und an sich zu haben, und so viel sie konnten, selber zu lehren; sie sandten sie auch dann und wann, aber nicht mehr so ordentlich und richtig, in die Dorfschule des Schulmeisters; die Nachbarn stießen aber bald ob dieser neuen Hausordnung

Chr. Liebe Else! Du bist sehr im Eifer; ich will dich auch gar nicht hindern. Es bleibt dabei, ich will noch gern zuhören, und dir helfen an der Schulmeisterarbeit, die du dir so vornimmst. Aber, Joost, wenn mir deine Meinung, die Kinder während der Arbeit zu lehren, auch noch so wohl gefiele, so muß ich doch sagen, daß es Sachen zu lernen gibt, wobei man nicht arbeiten kann. Das Schreiben z. B. und das Rechnen fordert durchaus, daß man die Hände dazu brauche.

J. Du hast hierin ganz Recht; aber es braucht hierzu nicht so viel Zeit, als man glaubt; es kommt hierin weit mehr auf Ordnung und steifes, fortgesetztes, anhaltendes Ueben, als auf viele Zeit an; und am Samstag und Sonntag Abends müßten mir alle Landkinder schreiben und rechnen, daß es eine Lust ist; und dieß wäre Zeit zum Ueberfluß für diese Arbeit.

E. Und gewiß ein kräftiges und christliches Mittel, dem gottlosen, leichtfertigen, müßiggängerischen Leben, das von Jahr zu Jahr am Sonntag immer mehr zunimmt, ein Ziel zu setzen.

Ja, das wäre jetzt etwas Schönes, die Kinder am Sonntag noch arbeiten machen. Nein, das muß nicht sein,

---

die Köpfe zusammen, und man erzählte allenthalben, links und rechts, und unten und oben im Dorf allerhand unchristliche Dinge, die der Christoph so daheim seine Kinder lehre; aber der Pfarrer war des Christophs guter Mann und fragte ihn, eh er das Gerücht glauben wollte, gar ordentlich und liebreich, was eigentlich an der Sache sei. Der Christoph aber und die Else sagten ihm so gerade und natürlich ihre Meinung und zeigten ihm so deutsch und klar, daß er es auch mit Händen hätte greifen können, es stecke nichts Unlauteres hinter der Sache, daß der gute Mann sich in seinem Gewissen verbunden glaubte, der bösen Nachrede dieser Leute mit ganzem Ernst ein Ende zu machen. Er machte auch wirklich den nächsten Sonntag eine öffentliche Anzeige darüber und erklärte sich ganz unverholen, daß diese Gerüchte allesammt und sonders nichts anderes als baare Lügen und gottlose Verleumdungen seien, und daß es dem Christoph und der Else gar nicht um neue Meinungen und Lehren, sondern um ihre Kinder zu thun sei, daß sie fromm und brav und für ihre Haushaltung erzogen würden, und daß es zu wünschen wäre, daß andere Eltern auch mehr an ihren Kindern thäten, als leider geschehe.

sagte der Tröllmeister Tollfuß, der des Christoph guter Nachbar war und über das ganze Gespräch stillschweigend auf der Ofenbank lag und eine Pfeife rauchte.

Else antwortete ihm: Du musterst ja alle Sonntag mit dem jungen Volk auf dem Platz, und redest jetzt so.

Ja, das ist was anderes, das hatte die Obrigkeit befohlen, sagte der Tröllmeister. — Und, will's Gott, wird das andere die Obrigkeit auch noch befehlen, sagte Else. —

Aber ich glaube das nicht, antwortete der Tollfuß.

Wiederholung.

Daß der Mensch ein Narr ist, außer dem Haus Almosen zu betteln, wenn er Ueberfluß zu Hause hat.

Daß man Landkinder für Haus und Hof, für Feld und Aecker, für Scheuren und Wohnstuben, und nicht für Lesen, Wissen und Schwatzen erziehn müsse.

Daß in einem jeden Haus Väter und Mütter gar viel besser verstehen, was ihre Kinder bei Haus und Hof, in der Scheuer, und in der Wohnstube, und im Holz und Feld wissen müssen, als ein Schulmeister.

Die verständigsten Eltern machen mit den Kindern am wenigsten Worte und finden in der Wohnstube und in ihren nächsten Umgebungen die allervorzüglichsten Mittel, ihnen alles das thatsächlich wahr einzuüben, und sie dadurch in allem dem vorzüglich wohl zu unterrichten, was ihnen in ihrer Lage und in ihren Umständen hauptsächlich nützlich und dienlich sein kann.

Der Schulunterricht sei dem Hauskind in jedem Falle eine Art von fremdem Futter, und man sollte die Kinder nicht den ganzen Winter über heerdenweise mit solchem Futter versorgen.

Die Väterlehre sei der Kern, und die Schulmeistersprüchlein aufs höchste eine gute Schaale darüber.

Daß der gemeine Mann Mutterwitz nöthig habe.

Kinder lernen in Schulen, besonders in schlechten Schulen, allerlei Böses, wozu sie in der Wohnstube keinen Anlaß hätten, und verlernen in denselben allerlei Gutes, was sie in der Wohnstube ganz gewiß nicht verlernen würden. Das

Schlimmste, was ich darüber erfahren, ist, daß die Kinder in allen schlechten Schulen gleichsam mit Haaren dazu getrieben werden, Haß und Feindschaft an einander zu legen, und auch in den besten gar nicht genug zu der gegenseitigen Freundschaft, Liebe und anmuthigen Theilnahme angereizt werden, die das häusliche Leben so einfach und kraftvoll in der Menschennatur entwickelt.

Daß man Spinnräder in der Schule so gut als Dinte und Federn brauchen könne.

Daß die Menschengattung, zu welcher gesagt ist: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen," ihr Handwerk nicht in der Komödie lerne.

Auch daß Bauersleute, die auf Gottes Boden mit Händen und Füßen schwarzes Brod suchen müssen, in allen Rücksichten eine andere Schulstube nöthig haben, als diejenigen, die mit aufrechtem Rücken und mit Maulbrauchen und allfällig mit Staunen und Kopfarbeit Zuckerbrod nachgehn und nachzugehn sich berechtigt oder gar berufen glauben.

Wenn gleich alle Samen 2, 3, 4, ja 17 und 18 Seiten haben, so sei doch immer nur eine von allen 17 die Hauptseite.

Daß wir in der Nachbarschaft viel schlechte Schulmeister haben.

Daß die Schule nichts ist, nichts sein kann, und nichts sein solle, als Nachhülfe für das, was Vater und Mutter an ihren Kindern in der Wohnstube thun sollen.

Daß Zeitersparen und in der Handarbeit sich üben, für Landkinder die Hauptsache ist, daß sie darum am Samstag und Sonntag Abend schreiben und rechnen sollten.

Daß der Nachbar Tollfuß gesagt hat, er glaube in Ewigkeit nie, daß die Obrigkeit, so lang die Welt stehe, befehlen werde, daß man am Sonntag Abends schreibe und rechne.

Fünfzehnte Abendstunde.

Vom Schwatzen und Träumen. — Von Aegypten und dem Appenzellerland. — Von der Lebhaftigkeit und der Eigenthümlichkeit. — Vom Vieh. — Vom Kochen und Essen. — Vom Strumpfflicken und Haarkämmen. — Von Stauden und Stöcken. — Vom Stolpern in der Wohnstube. — Vom Brod und von der Liebe als den zwei Hauptgründen zum Arbeiten und Lernen. — Von Großvaterliedern und von neuen Liedern. — Vom Altwerden und wieder Ausputzen. — Vom ohne Verstand beten und vom Vater Unser.

Else. Wir haben gestern in allem Eifer ob den Schulen vergessen, worauf das Gespräch eigentlich hätte gehen sollen.

Joost. Das geschieht eben oft, wenn man so zusammensitzt, bloß miteinander zu schwatzen. Die meisten Gespräche sind wahrlich so den Morgenträumen gleich, in denen man in einem Augenblick aus dem Stall nach Aegypten, und aus Aegypten ins Appenzellerland hinkommt.

Christoph. Es ist wahr, man ist in solchen Unterredungen nur dann recht in der Ordnung und kommt nur dann zu einem bestimmten Ziel, wenn man an dem Gegenstand unzerstreut festhält, von dem das Gespräch im Anfang ausging. Das aber geschieht nur in dem Fall, wenn der Gegenstand, von dem man ausging, selber von einer Natur ist, daß er uns im ganzen Umfang unsers Wesens, d. i. mit Herz, Geist und Hand zugleich ergreift.

J. Ich habe die Nothwendigkeit und die Vortheile dieses Ergriffenwerdens im ganzen Wesen unserer Natur nirgends so auffallend gesehen, als im Thun der Gertrud. Bis auf die kleinsten, uns bedrückend scheinenden Umstände hinab ist sie in Allem, was sie thut, mit Geist, Herz und Hand zugleich bei dem Gegenstand, der sie jetzt in diesem Augenblick beschäftigt.

Chr. Du hast Recht. Sie zeigt in den kleinen Samstagsarbeiten, beim Reinigen ihrer Stube und beim Kämmen ihrer Kinder nicht weniger, daß sie ihren Kopf

und ihr Herz ganz dabei hat, als gestern bei der Unterredung mit Arner.

J. Und das ist, weiß Gott, Else, was in allen Ständen in der Welt macht, daß einer seiner Stelle und seinem Platz, worin er steht, gewachsen ist: Weib und Mann, Herr und Knecht müssen, so zu sagen, täglich und stündlich ihren Kopf bei hundert abwechselnden Kleinigkeiten festhalten, indem diese zusammen die Hauptsache fast aller Berufe ausmachen.

E. Das, was du hier sagst, bringt mir etwas wieder lebhafter ins Gedächtniß, das ich seit Jahren nicht mehr mit dieser Lebhaftigkeit dachte, daß nämlich unsere Alten bei allem ihrem Thun und besonders bei Sachen, die wir jetzt als Kleinigkeiten ansehen und behandeln, ihr Herz, ihren Kopf und ihre Hand weit mehr beieinander hatten, als es jetzt geschieht.

J. Das ist ganz gewiß, und besonders in Rücksicht auf unsere Erziehungsweise allgemein wahr. Es ist kein Grundsatz, keine Uebung und keine Fertigkeit in uns zur Reifung gelangt, wenn wir sie nicht in allen Kleinigkeiten eben so leicht und eben so gewiß anwenden, als in Gegenständen, die wir für wichtig halten. Eingeübte Fertigkeiten wenden sich unbedingt und gleichsam unwillkürlich an, wo immer die Gelegenheit, sie anwenden zu können, sich vorfindet. Der Gebrauch eingeübter Fertigkeiten wird den Menschen gleichsam zur andern Natur. Das, was wir nur bei gewissen Gelegenheiten, die uns werth genug scheinen, thun, ist uns durchaus noch nicht zur andern Natur geworden. Wir brauchen es, wie ein Sonntags- und Feiertagskleid, nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Das, was die Alten wesentlich waren und konnten, war ihnen eigentlich ihr Werktagskleid, ihr Alltagsrock.

E. Ich sehe das ganz ein. Es ist ein wahres Unglück unsrer Zeit, daß man in der Erziehung der Kinder immer mehr nur auf das Achtung gibt, was man einzeln für sehr wichtig achtet.

J. Das ist um so wichtiger, weil jeder Narr in der

Welt das, was seine eigene Narrheit kitzelt und was in seiner Umgebung jetzt Mode ist, für das Wichtigste hält, dessen seine Kinder bedürfen.

E. Das ist bei der Gertrud gar nicht. Sie ist ihrer Kinder und ihrer Erziehung halber gleichsam in der Wohnstube vergraben und findet in ihrer Einfalt und Unschuld das Rechte, dessen ihre Kinder bedürfen, doch mit solcher Sicherheit in derselben.

J. Das Unglück ist, die meisten Väter und Mütter unserer Zeit sind der Erziehung und ihrer Kinder halber aus ihrer Wohnstube hinausgeworfen, wie Gertrud in dieselbe vergraben ist. Dadurch allein kommt sie dahin, daß sie den ganzen Tag jede Kleinigkeit, welche zur Bildung ihrer Kinder dient, mit dieser Sorgfalt festhält und benützt.

E. Und wenn die Eltern so aus ihrer Wohnstube und Kinderstube hinaus geworfen sind, so geht es in derselben der guten Besorgung der Kinder halber eben auch, wie es ihnen in einem Stalle mit dem lieben Vieh gehen würde, wenn der Bauernknecht, der das Vieh besorgen sollte, die größere Zeit des Tags im Herrenhaus mit Herrengeschäften, zwischen Herrenknechten und Herrenmägden oder gar im Wirthshaus zubringen würde.

J. Deine Vergleichung ist richtig; aber wenige Weiber werden geneigt sein, diese Ordnung für den Maßstab, wie sie in ihren Wohnstuben leben sollten, anzuerkennen.

E. Und doch ist es gewiß, daß ein Hausleben in der Wohnstube, wie Gertrud eins führt, diese Stube einer Mutter zu einem wahren Himmel auf Erden machen kann.

J. Das war sie wenigstens der Gertrud, und das ist sie allenthalben, wo Vater und Mutter mit Herz und Seele in derselben leben und darin Ordnung halten. Das Wohnstubenleben besteht, wie das Leben überhaupt, aus einem Zusammenfluß sich täglich durchkreuzender und in einander greifender Kleinigkeiten. Wo nun der Wohnstubeneinfluß nicht mit gleicher Kraft auf den Umfang dieser Kleinigkeiten einwirkt, da ist der bildende Einfluß derselben in seinem Wesen untergraben. Jede Gedankenlosigkeit, jede Sorglosigkeit

und Unaufmerksamkeit in denselben veranlaßt Unordnungen und Verwirrungen im Hauswesen und untergräbt unzweideutig die wesentlichen Fundamente, auf welchen der bildende und segnende Einfluß des häuslichen Lebens ruht und von denen er ausgeht.

Chr. Die Unordnung verdirbt allen Genuß, den der Mensch von seinem Hausleben hat; auch der geringste Mensch wird so maßleidig, wenn er müde von der Arbeit heimkommt und in der Wohnstube, wie im Wald, über Stauden und Stöcke stolpern muß und eine Frau antrifft, die, bis sie ins Bett will, nie Zeit hat, ein Wort mit Ruhe zu reden, oder etwa auch einen Spaß, den man zweimal gern hörte, zweimal zu erzählen.

J. In dieser Rücksicht war die Sorgfalt der Gertrud, mit ihrer ganzen Samstagsarbeit fertig zu werden, ehe ihr Mann heim kam, ein Meisterstück von einem Weibe, ihren Mann bei guter Laune zu erhalten und zum frohen Genuß aller Freuden des häuslichen Lebens hinzulenken.

E. Es ist wahr, diese Samstagssorgfalt ist auch noch als Vorbereitung für den Ruhetag des Sonntags und seine häuslichen Freuden vom größten Einflusse.

J. Sie ist es auf den ganzen Umfang der Segnungen des häuslichen Lebens. Ich fühle es, ohne diese ihre feste und liebliche Hausordnung wäre es auch nicht möglich gewesen, daß sie die Zeit, Kraft und Ruhe gefunden hätte, die es brauchte, ihre Kinder so weit zu lehren, zu unterrichten und auszubilden, wie sie es wirklich that. Es hängt in der Haushaltung, wie in der Welt, alles so innig zusammen. Das brav und treu Sein in seinem innersten Herzen ist das Fundament jeder Hausordnung, und als brave, treue Hausmutter ist sie durch sich selbst und dadurch innerlich belebt die beste Schulmeisterin; und eben diese innerliche Treue macht sie hinwieder das alles wohl können und gerne thun, was ihrem Manne in seiner Wohnstube Freude machen, eben so wie das, was sie bei Arner für ihn und seine Rettung thun konnte.

Der Gesichtspunkt, wie Gertrud eine so gute Schul-

meisterin geworden, beschäftigte sie am meisten, und sie wurden darüber einig, die Wohnstube habe für jede Mutter, die das Herz für ihre Kinder am rechten Fleck habe, vielseitige Reize und kraftvolle Mittel, sie eben so leicht zu einer guten Schulmeisterin als zu einer guten Hausfrau zu machen, und zwar solche, die auch einer guten Schule wesentlich mangeln. Eben so gehen aus der Wohnstube die sichersten Mittel hervor, die Kinder dahin zu bringen, dem Vater, wenn er Abends von der Arbeit heim kommt, Freude machen zu können. So offenbar liegen die Bildungsmittel zu allem dem, was man wissen und können muß, um angenehm zu sein vor Gott und den Menschen, mit großen Reizen vereinigt in der Wohnstube. Die Kräfte der Menschennatur haben alle den Reiz, sich zu bilden, in sich selbst. Das Kind denkt so gern, als es gern geht, und lernt so gern, als es gern ißt, wenn man ihm die Lehre so wohl gekocht und wohl vorbereitet vor den Mund legt, als seine Speisen; und unstreitig ist, daß die Wohnstube für dieses wohl Kochen und wohl Vorbereiten der Lehre der beste Boden ist, den die Welt hierzu hat. Das Gefühl: Ich kann etwas, ist für jedes junge Kind eine größere Belohnung und eine größere Freude, als alle die Zierrathen sein können, die ihm die Kunst und die Gunst der Menschen zur Aufmunterung, etwas zu lernen, je zu ertheilen vermag. Diese Kunst ist in den Schulen unermeßlich vernachlässigt, aber auch unendlich leichter in der Wohnstube, als in der Schule. Die meisten Schulkünste, mit denen man die Kinder anreizt, etwas zu lernen, sind erbärmlich und widernatürlich. Sie machen das Kind höchstens geduldig für das, was man von außen her in dasselbe hineinzubringen und ihm einzupfropfen sucht. Sie sind gar nicht geeignet, die Kinder dahin zu bringen, die Kraft, die sie zu dem, was sie lernen sollen, nothwendig brauchen, in sich selbst zu fühlen, zu suchen und zu finden. Man setzt in der Schule die, die gut lernen, oben, und die, die nicht recht lernen, unten an; in der Kirche rühmt der Pfarrer die, die gut aufsagen, oft aber auch keinen weitern Verdienst haben, als daß sie frech sind, herzhaft ins Buch

hineinschielen, und sich ordentlich die Antwort einblasen lassen; und er schilt dann die, die nicht gut aufsagen, ob sie gleich keinen weitern Fehler haben, als daß sie furchtsam und schüchtern sind; aber das sind alles Sachen, womit man gewiß nicht wahrhaft lernbegierige, stille und arbeitsame Leute macht. — Der Knabe, der in der Schule oben aufkommt, pocht und trotzt, der, der hinunter muß, wird entweder niederträchtig und achtet es nicht, oder giftig, und verwildert, und glaubt meistens, er leide Unrecht; und wenn der Pfarrer ein Kind von der Kanzel herunter rühmt, so brüstet es sich wahrlich während des Gottesdienstes und mitten in der Kirche: Das ist aber gar nicht so, wenn der Vater heim kommt und sich freut über das, was seine Kinder gethan und gelernt; er mag rühmen, was er will, das Kind wird darum nicht stolz, es wird vielmehr ihm um den Hals fallen und weinen, und wenn sein Herz noch so durch und durch erquickt ist von des Vaters Lob, so wird es doch kaum eine Spur von Eitelkeit in sich selber fühlen; deßwegen finde ich, ich mag's kehren und drehen, wie ich will, daß es zum Lernen und Arbeiten nur zwei gute Triebräder gibt: entweder muß das Kind den Vortheil von der Lehre selbst sehen und wünschen, oder seine Eltern müssen ihm so lieb sein, daß es von ganzem Herzen und um seiner selbst willen gern lernt und arbeitet, damit es ihnen Freude mache; und die wenigen Worte: „Du hast Brod, Kind, wenn du arbeitest, und machst uns Freude, wenn du lernst," sind also der wahre Schulstab, womit man Kinder zum Lernen und Arbeiten treiben kann; und alle die Schulmeisterkünste, die nichts Böses hervorbringen sollen, müssen ganz gewiß dahinauslaufen, daß Pfarrer und Schulmeister den Kindern, wie Vater und Mutter lieb werden und folglich auch ihnen zu gefallen und Freude zu machen, gern lernen; oder daß Kinder den Nutzen ihrer Arbeit und ihres Lernens selber einzusehn vermögen.

Endlich kamen sie noch an das Lied der Gertrud: „Der du von dem Himmel bist, ꝛc." — und Else sagte: Dieses Lied will mir für die Kinder nur halb gefallen.

J. Was hättest du denn für eins mit ihnen gesungen?

E. Was weiß ich jetzt grad? Ich denke, „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Fritz. Ja, das wäre gewiß ein schöneres Lied! Sing's doch mit uns, Mutter! — Gelt, Vater, wir wollen's doch singen? —

Chr. Ei ja — gern, wenn ihr wollt. Sie singen jetzt das Lied.[14])

E. Das wäre einmal gewiß ein besseres Lied für diese Leute und ihre Umstände gewesen, als das: „Der du von dem Himmel bist."

J. Es ist doch auch schön. — Der Friede im Herzen, der vom Himmel ist und in Leid und Freude einem die stille Ruhe gibt, der auch doppelt den Elenden glücklich machen kann, und allen Menschen das Umtreiben von Freud und Leid, von Kummer und Sorgen, mit dem man sich in der Welt plagen mag, abnimmt, dieser Friede im Herzen ist doch auch eines Liedes werth, das alle Menschen singen sollten.

Chr. Ja, wenn man's so begreift und erklärt, wie du jetzt sagst; aber das unsere ist so einfältig und leicht.

J. Es schadet doch aber auch nichts, wenn man bei dem, was man singt, etwas nachzusinnen hat, und ich kann nicht bergen, das: „Der du von dem Himmel bist," gefällt mir eben so gut, als dein älteres Lied.

Chr. Aber, Joost, wenn ich das „Wer nur den lieben Gott läßt walten" singen höre, so ist mir allemal, mein alter lieber Großvater stehe vor mir und singe das Lied. — Ja, Joost, man sah es ihm immer so an, wie das Lied ihm Freude und Trost war, daß mir allemal Thränen in die Augen kommen möchten, wenn ich dran denke; darum kann mir auch in alle Ewigkeit kein Lied so lieb werden, als das.

J. Das ist wohl gut und recht, Meister, aber das ist etwas für dich allein und steht nicht im Liede. Und du mußt doch auch denken, es hat nicht Jedermann dasselbe von einem so lieben Altvater gelernt, und man sieht hingegen tausend Menschen, die so alte Lieder, wie den Rosenkranz

herunter beten, weil sie ihrer gar zu gewohnt sind. Selbst das heilige Vater Unser hat leider Gott erbarm dieses Schicksal, daß es von Jugend auf gar zu viel und zu oft von den Leuten ausgesprochen und herabgesagt wird. Der Mensch gibt auf alles, dessen er gar zu gewohnt ist, wenig Achtung, und darum thut auch das Erneuern so Vielem in der Welt gar oft wohl.

Chr. Nun Fritz! du mußt das Lied: „Der du von dem Himmel bist," auch lernen.

Fritz. Gar gern, Vater!

Wiederholung.[15])

Daß man beim so Beieinandersitzen und Sprächeln gar oft nicht beim Gegenstand bleibe, von dem man angefangen, sondern von einem Ast auf den andern springe, und daß das nicht gut sei.

Es sei beim Arbeiten wie beim Schwatzen; man komme und bleibe darin nicht in der Ordnung, wie man sein sollte, wenn das, was man arbeitet, nicht ein großes Interesse für unsern Kopf und unser Herz hat, und die Umstände, die uns umgeben, nicht von einer Natur sind, daß sie uns gleichsam nöthigen, den Gegenstand unseres Gesprächs festzuhalten und nicht aus den Augen zu lassen.

Daß die Aufmerksamkeit auf hunderterlei Kleinigkeiten wesentlich zur Behandlung jeder Hauptsache gehöre, und daß diese Kleinigkeiten zusammengenommen gar oft das Wesen der Hauptsache ausmachen.

Daß daher die Menschen gewöhnt sein müssen, ihren Kopf bei kleinen Sachen bei einander zu halten, wie bei großen.

Daß Ruhe und Stille bei der Arbeit die Menschen pünktlich macht und dabei ihre Eigenthümlichkeit vorzüglich ausbildet, und daß diese Ruhe und Selbstständigkeit durch die Umgebungen einer guten Wohnstube vorzüglich gefördert und belebt werden.

Die Art, wie die Kinder gewöhnlich von den Schulmeistern und auch zu Zeiten von den Pfarrern in der Kirche zum Lernen gereizt und angetrieben werden, fördere und

schütze die Unschuld, die Reinigkeit des Herzens und die Gemüthsruhe der Kinder gar nicht in dem Grad, wie die Uebungen der Wohnstuben dieses zu thun geeignet sind.

Man kann die Kinder mit Sachen zum Arbeiten reizen und antreiben, die der Tod aller Unschuld, der Reinigkeit des Herzens und der Gemüthsruhe derselben sind, und ihnen unendlich mehr schaden, als die Kleinigkeiten, die sie gewöhnlich nur auswendig lernen, ihnen nützen können.

Daß, wenn von zwei schönen Sachen dem einen diese, und dem andern jene am besten gefällt, ein jeder von beiden nach seiner Ansicht Recht haben kann.

Daß man bei einer alten Leier entschläft, und bei einem neuen Lied wieder erwacht.

Daß man daher wohl thue, alte Schlösser, alte Kirchen, alte Mandate, alte Lieder und alte Kutten zu Zeiten auch wieder auszuputzen und neu darzustellen.

Sechszehnte Abendstunde.

Von mit den Weibern sprechen. — Von der seltensten Kunst auf der Erde. — Von Kenntnissen, die den Geistlichen und den Obrigkeiten sehr oft mangeln. — Von Tabellen. — Von Kalendern. — Von dem, was einem Jeden gehört. — Vom Aufladen. — Vom Thier, das die Last tragen muß. — Vom Kameel und vom Nadelöhr. — Vom Regieren. — Von der Armuth. — Vom „helf dir Gott!“ — Von Wochenbrödlen. — Vom großen Landsalmosen. — Von kleinen Hausalmosen. — Vom Hildebrand und vom Tannegger. — Noth lehrt beten und Freude macht singen. — Von Kräften und von der Schwachheit. — Vom Spannen und vom Ueberspannen des Bogens. — Von dem Läupi mit dem nüchternen Magen. — Von des Meyers fettem Joggeli. — Von Kindern, die Narren und Schälke werden. — Von Städtli Rütscher Loch. — Von Jagdrechten. — Vom Todtschießen. — Vom Unrecht thun und von einer Prise Tabak.

Richtiger könnte man's nicht beweisen, daß Gertrud dem Lienhard lieb war, sagte Joost, da Christoph den 13ten Abschnitt unseres Buches gelesen.

Wie verstehst du das? erwiedert ihm Christoph.

J. Nun, weil er ihr so lang nacheinander erzählt, was er, so zu sagen, im hintersten Winkel auftreiben konnte.

E. Meinst etwa, Joost, wenn man den Männern nicht lieb sei, so erzählen sie einem nicht viel?

J. Du meinst es auch selber, Else.

E. Es ist wahr, ich meine das; aber ich meine doch auch, daß es Männer gebe, die ihre Weiber lieb haben und ihnen doch wenig erzählen.

J. Darüber streite ich nicht mit dir.

E. Aber hier war auch Stoff dazu. Es ist ein altes Sprichwort: „Wovon das Herz voll ist, davon überläuft der Mund.“ Und Arner hat dem guten Lienhard das Herz so voll gemacht, daß ihm der Mund nothwendig aufgehen mußte, da er zu seiner Frau heimkam.

J. Die Art, wie Arner mit dem Maurer umging, war ein Meisterstück von einer seltenen Kunst.

Chr. Was meinst du für eine Kunst?

J. Ich meine die Kunst, einen Menschen, der in großen Fehlern verhärtet ist, so zu behandeln, daß Muth und Eifer, sich zu bessern und im Grunde zu ändern, fast nothwendig in ihn hineinkommen müssen.

Chr. Es ist wahr, diese Kunst ist selten.

J. Arner übt sie unübertrefflich aus. Er gibt dem Maurer, der wegen des Vielweintrinkens bei ihm verklagt ist, zuerst ein Glas Wein und zeigt ihm so gutmüthig und herzlich, daß er es ihm gönne und den rechten Gebrauch davon billige, und selber wohl begreife, daß seine Umstände und seine Arbeit ihm den Wein angenehm und wirklich nothwendig machen. So schickt er Liebe, Billigkeit, Verstand und die rechte Unterscheidung voraus und kommt erst hernach mit dem mäßigen Rath, den auch ein Bösewicht nicht zu hart finden könnte: „Thue nicht zu viel zur Sache, und wenn du trinkst, so denk, daß du ein Weib und 7 Kinder zu Haus hast, die dir doch auch nicht für einen Rausch feil sein werden.“ Das, meine ich, Meister, heiße die Kunst, einem Fehlenden ans Herz zu kommen, recht gut ausüben.

Ich habe noch nicht viele Geistliche gesehn, die dem Laster auf der Kanzel mit so viel Sorgfalt, Klugheit und Kenntniß des menschlichen Herzens zu Leibe gehen, als Arner.

Chr. Das ist auf der Kanzel ewig nicht so möglich.

J. Du hast Recht; aber es geschieht im Privatumgange eben so wenig, und doch ist ewig wahr, wer nicht, wie hier Arner, in die kleinsten Umstände des Fehlenden eintritt, wer nicht selber sieht und fühlt, wie dieser so nach und nach in Alles hineingekommen, wer nicht Liebe und Wohlwollen vorauszeigt, und noch gern selber ein Glas Wein daran wagt, damit der Fehlende merke, daß es lautere Wahrheit und kein Schatten von Hartherzigkeit ist, was man ihm sagt, der richtet nichts aus, und es ist, weiß Gott, wahr, wer zu stolz oder zu fromm*) ist, um, wo es nöthig, auch mit einem Glas Wein in der Hand den Mann anzureden, den er bekehren will, der versteht die Kunst nicht und thäte dann auch besser, er triebe das Handwerk nicht.

Chr. Das Glas Wein hat dich weit geführt, Joost.

J. Das Glas Wein, wie es ihm Arner gab, und was er dazu sagt, mag wohl Jedermann weit führen. Die Kenntnisse der Berufsarten des Volkes und des Entschuldigenden, das sie für die Fehler der Menschen haben, und die richtige Einsicht auf Alles, was ein jeder Mensch in seiner Lage und in seinen Umständen beinahe nothwendig und mit Recht zu fordern hat, ist vielleicht das Wichtigste, was Seelsorger und obrigkeitliche Personen nicht genug studiren. Denn der Fehlende, den man ohne Aufmerksamkeit auf die entschuldigenden Umstände, unter denen er lebt, schilt und straft, wird immer den Bestrafenden nur hassen oder verachten, und wenn er auch nur ein halbböser Mensch ist, Rache gegen ihn ausüben. Das Gefühl, daß man keine Rücksicht auf die Umstände nimmt, unter denen Jemand einen Fehler begangen, ist mit dem Gefühl, daß man Unrecht gelitten, innig verbunden, und das Gefühl, Unrecht gelitten zu haben, macht die Menschennatur allgemein zu Mitteln

*) „affectirt" hat die C. A.

der Selbstsucht geneigt, bei denen sie eben auch keine Rücksicht auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit derselben nimmt. Unter hundert und hundert Arbeits- und Dienstleuten ist freilich kaum einer, der, wenn er meint, man nehme nicht gehörige Rücksicht auf das, was man ihm schuldig ist, nicht durch Nebenwege zu erschleichen sucht, was man ihm nicht schuldig, und der Unterthan, dem man ohne sorgfältige Rücksicht auf die Natur und den Ertrag seines Berufes aufladet, was in Tabellen steht, die man wie Kalender in Studirstuben ausheckt, verliert durch diese Unaufmerksamkeit nothwendig alles Zutrauen und alle Liebe zu seiner Herrschaft, und mit ihm ist das Wesentliche der Segensgenießungen, das die höhern und niedern Stände gegenseitig unter sich vereinigt, in seinen Fundamenten untergraben. Das innere, heilige Band, das diese Stände vereinigt, geht wesentlich aus der Zartheit der Rücksichten der höhern Stände auf die Lage und die Bedürfnisse der niedern hervor, und man darf sicher annehmen, die Kunst, das Herz der niedern Stände an sich zu fesseln und ihre Fehler zu mindern, geht wesentlich aus dem Edelmuth und der Weisheit der obern Stände, die Fehler der untern, so weit es mit Wahrheit und Liebe geschehn kann, zu entschuldigen, hervor, sowie in allen Ständen die Kunst, sich vor Schelmen und Dieben zu sichern, wesentlich im Verstehen und Gönnen und Geben dessen besteht, was einem jeden rechtmäßig gehört. Es ist ja auch bei einem Lastthier der nämliche Fall. Die Kunst, den größten Nutzen von ihm zu ziehn, besteht immer wesentlich in der richtigen Kenntniß und guten Behandlung des Thiers, dem man auf die Länge und in die Dauer große Lasten auflegen will, ohne es zu verderben.

Chr. Joost, Joost! Du sagst wieder etwas, das einen fast denken macht, mit deinen Rücksichten auf die niedern Stände habest du etwas von der Zartheit deiner Rücksichten auf die obern verloren. Wenn ich deine Bemerkungen zu Herzen nehmen wollte, so möchte ich fast vom Regieren sagen, was im Evangelio vom Reichthum steht, es sei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß

ein Mensch ein Volk regiere, wie du glaubst, daß es regiert sein sollte.

J. Ich kenne das Regieren nur im Kreis der häuslichen Meister- und Dienerschaft, und davon kann ich nur so viel sagen, die Zartheit in der Aufmerksamkeit auf das Recht und die Bedürfnisse der niederern Glieder ist in jedem Fall in dem Grad schwer, als die Haushaltung groß ist.[16])

Chr. Aber ein Mann wie Arner, würde, denke ich, auch ein großes Volk wohl regieren können.

J. Das weiß ich nicht, aber das habe ich erfahren, daß es in der Welt, so weit als ich sie einmal kenne, wenig Herren gibt, wie er einer ist. Wenn er selber ein armer Mann wäre, er könnte für die Armen und Unglücklichen nicht mehr und nicht besser Sorge tragen.

Chr. Es ist nicht möglich, die Herrschaften können nicht mehr so werden, wie Arner ist. Nur bei meinem Denken hat sich das Sein und Leben der Herrschaften und obrigkeitlichen Personen so sehr von aller persönlichen Näherung gegen das Volk entfernt, daß die Kenntnisse, Einsichten und Fertigkeiten, die ein menschenfreundlicher, seelenerhebender und gemüthlicher Einfluß auf die Untergebenen voraussetzt, ihnen täglich mehr mangeln.

J. Daraus fließt dann aber auch, daß wir Landleute, eben weil es nun einmal so ist, für die Armen und Elenden im Lande jetzo mehr als je thun sollten. Wir können es auch besser und leichter als alle Herren und alle fremde Leute. Der Arme ist ja an unserer Seite, man sieht auf's Haar, und alle Stunden, wo's ihm eigentlich fehlt. — Man kann so leicht und natürlich mit der Hilfe guten Rath, und mit dem guten Rath Hilfe verbinden; das aber kann der, der Stunden weit von ihm weg wohnt und eine andere Lebensart, als er führt, mit allem guten Herzen, das er haben mag, nicht; und doch ist es wesentlich nothwendig, daß man die Quellen und Ursachen seines Zurückstehens und seiner Nothdurft, so wie die Umstände und Verhältnisse, die sie mehr oder minder drücken, genau kenne, um richtig zu beurtheilen, auf welche Weise ihm mit gesicherten Erfolg

und auf die Dauer abgeholfen werden könne, und hierfür ist es unstreitig wesentlich, ihm an der Seite und in der Nähe zu wohnen, um ihm in den Augenblicken seiner Noth und seiner Unruhe bei der Hand zu sein. Die liebende Menschenseele ist doppelt beim Armen und Elenden, wenn er ihm mit seinem Auge und mit seiner Seele zusammen nahe steht. Deßwegen wäre wohl das eigentliche wahre und allgemeine Landesalmosen, welches Obrigkeiten und kirchliche Vorsteher des Volks dem Armen im Lande geben könnten und sollten, dieses, das Opfer der Liebe in den Dörfern selber wieder anzuzünden und dahin zu wirken, daß die gemeinen Leute im Lande sich unter einander auch wieder mehr selber Hülfe, Rath und Trost sein könnten und wollten, als es leider gegenwärtig wirklich ist. Ich bin überzeugt, hätten wir das auch nur in dem Grad als dieses noch vor hundert Jahren bei uns der Fall war, so könnten wir das Almosen, das die Obrigkeiten den Armen im Lande geben, ohne allen Nachtheil ihnen mehr als halb schenken.

Chr. Du meinst es gut, Joost, und hast auch Recht, aber bis wir's haben, wollen wir noch Gott danken für die Armenbrödlein, die unser Pfleger austheilt; denn unsere reichen Bauern lernen von den reichen Stadtleuten immer mehr dem Armen „helfe dir Gott" zum Fenster hinaus zurufen und ihm nichts geben, und es kommt noch dahin, daß man auf den Dörfern, eben wie in den Städten, das Almosen, das der Anblick der Armen vor den Fenstern dem guten Herzen der Reichen abdrängt, verbietet, ohne ihm diese, freilich unzulängliche und in gewisser Rücksicht schädliche Hülfe durch etwas in die Besserung seiner Lage und seiner Verhältnisse tiefer und wirksamer Eingreifendes zu ersetzen.

Der Anblick der Armen und ihres Elends selber ist das beste psychologische Mittel, das Herz der Reichen zu wahren, wirksamen Almosen für sie zu bewegen. Der Geist des Christenthums führt den Menschenfreund in die Hütte und an die Seite des Armen als seines Bruders; aber die,

wahrlich in dieser Rücksicht unchristlichen Zeitsitten scheuchen ihn von den Gelegenheiten und Oertern weg, wo sein Elend dem Reichen am deutlichsten und auf eine, sein Herz zu einer wahren Hülfe zu bewegen fähige Weise in die Augen fallen würde.

J. Es ist traurig, aber es ist wahr, das Zeitleben, das bald jeden Bauern von dem trennte, der auch nur ein paar Kühe und ein paar Stiere weniger hat, als wenn sie nicht gleichen Standes wären, hat die Einfachheit des Hülfeleistens gegen einander, die in der alten Zeit so allgemein und natürlich war, in unserer Mitte allgemein verschwinden gemacht.

E. Ich denke, anstatt ein Wort mehr davon zu reden, sei es besser, wir fangen an unserm Ort selber an, diesfalls zu thun, was wir können.

Chr. Du hast Recht. Wenn wir den Geist der alten Zeit in uns selbst wieder erneuern, so können wir, will's Gott, auch machen, daß er sich in einigen unserer Nachbarn von Neuem wieder belebe.

Else fiel ihm mit Lebhaftigkeit ein: Ja, das wollen wir thun, und zwar sogleich. Der Hildebrand und der Tannegger, unsere nächsten Nachbarn, sind in solchen Umständen, daß sie unsere Hülfe und unsern Rath gewiß alle Tage nöthig haben, und die wollen wir ihnen von heute an geben und nicht warten, bis sie uns darum bitten.

J. Das ist, weiß Gott! der einzig rechte Weg; und wenn man schon der Obrigkeit und den Geistlichen für alles Gute, das man von ihnen hat, allen Dank schuldig ist, so ist doch wahr, es kann und wird in Ewigkeit in den Dörfern nicht besser gehen und stehen, bis die Nachbarn einander selber liebreich und gutmüthig an die Hand gehen.

Chr. Nun, wir wollen, will's Gott, das Unsere thun.

J. Segne Gott euch euer Vorhaben!

E. Es macht einem in der Welt gewiß nichts so wohl, als dieses.

J. Und je mehr ihr's thun werdet, je mehr werdet

ihr finden, wie leicht es auf dem Lande ist, der Armuth zu helfen.

E. Ist es in den Städten mit der Armuth viel anders?

J. Ja, Else, der Unterschied ist unglaublich. Auf dem Land ist alles gar einfach und an der Thür, was man haben muß; aber in den Städten ist alles gekünstelt und nicht zur Hand; selbst das, was Brod gibt und was man unumgänglich haben muß, ist oft so ungewiß und unsicher, und hängt von so tausenderlei Umständen ab, und fordert so viel, daß einem schauern möchte vor dem Stadtleben, wenn man nicht wohl mit Geld versehen ist. Denn je künstlicher dir dein Brod kommt und je mehr du nöthig hast, desto leichter kannst du arm werden, und desto schwieriger hast du es, dir wieder zu helfen. Auf dem Land erstreitet man mit muthigem Harren und Einschränken leicht wieder das Nöthige, um ruhig zu leben; aber in der Stadt, wenn du einmal in Unordnung bist, helf dann Gott, was für hundert Künste es braucht, wieder auf ein halbes Bein zu kommen. Doch muß ich das auch wieder sagen, daß die Armuth in Stadt und Land dieses wieder gleich hat, daß hie und da die Noth selbst das ist, was den meisten Leuten wieder auf die Beine hilft.

Chr. Wie kommt das?

J. Das kommt daher, weil die Noth keine Complimente mit unsern Fehlern macht. Steckst du recht darin, so magst du es lang probiren, dir tausenderlei Entschuldigungen über deine Fehler vorzulügen, du wirst bald merken, daß dir das nichts hilft und daß du mit Kopf und Händen da angreifen mußt, wo dich die Noth drückt; das Alles aber lernst du gewiß nicht so, wenn du nicht in der Noth bist; darum wirst du auch immer finden, daß wer viel in Noth und Sorgen war, gemeiniglich mehr ist, mehr kann und mehr wird, als die guten Hansen ohne Sorgen.

E. Das ist so wahr und nicht wahr. Die Noth kann einen eben so leicht abschwächen, als stark machen, und wenn's zu hart geht, so kann's im Menschen brechen, wie die Saiten im Bogen, die du zu hart spannst. Einer mag

viel tragen, der andere wenig; oft sinkt einer nieder und steht nicht mehr auf unter einer Bürde, die ein anderer wie nichts trägt.

J. Es ist wahr; aber doch muß man auch sagen: es ist das völlige Versinken in der Noth auch selten, außer bei Leuten, die so erzogen sind oder so leben, als wenn sie sich just einrichteten zum nichts Tragen und nichts Ueberwinden; und dann sind sie in Gottes Namen selber schuld, daß sie mit allem, so wenig es ist, dennoch so geschwind überladen sind. Indessen aber kann man es nicht genug sagen, wie gut es dem Menschen ist, wenn er, besonders in der Jugend, nicht Alles hat, was er will, sondern fest und steif dazu erzogen wird, sich in tausenderlei Sachen zu überwinden.

E. Das ist gewiß gut; aber die Vorsehung hat auch auf tausenderlei Arten dafür gesorgt, das Jedermann auf Gottes Boden, der Reiche nicht weniger, als der Arme, sich täglich bei einer Menge Sachen zu überwinden hat.

J. Es ist aber doch ein Unterschied in dem, wo sich der Arme, und in dem, wo sich der Reiche zu überwinden hat; könntest du mir ihn sagen, Fritz?

F. Der Reiche hat wenigstens Essen und Trinken und Kleider, und muß sich also nur in Sachen überwinden, die er ohne Schaden entbehren kann. Der Arme hingegen muß sich oft ob Sachen überwinden, die er so nothwendig hat, als Schuh und Brod.

J. Wessen Ueberwinden braucht also mehr Stärke?

F. Das des Armen.

J. Thut aber dem Reichen sein Ueberwinden nicht eben so weh als dem Armen?

F. Wohl freilich, Joost! Der arme Leuppi geht dir eine ganze Nacht durch über Berg und Thal um einen Gulden, ißt keinen Mund voll, bis er wieder heimkommt, und freut sich wie ein König, wenn du ihm dann den Lohn gibst; hingegen, weißt noch, wie wir uns fast zu Tode lachten, da du uns vor 14 Tagen erzählt, daß des Meyers feister Joggeli die hellen Thränen geweint, da der Doktor

ihm das Schweinfleisch verboten? Also magst du wohl sagen, das Ueberwinden thue dem Armen gar nicht so weh wie dem Reichen.

J. Nun denke ich, Fritz, könntest du auch errathen, welchen Kindern es besser gehe, denen, die sich in der Jugend viel und oft überwinden müssen, oder denen, die Alles haben, was sie wollen.

F. Gewiß denen, die nicht Alles haben, was sie wollen. In der Schule selber sind die, die immer alle Taschen voll Eßwaaren und selbst noch Geld haben, und thun und kaufen können, was sie wollen, immer die ungeschicktesten, unanstelligsten und hässigsten; sie kommen mit den andern nie recht fort; und wenn du meinst, wie gut sie mit dir sind, so haben sie dir im Augenblick den Narren im Kopf und etwas wider dich, ohne daß du auf aller Welt wissen magst, warum.

J. Merkst du also, Fritz, daß es dir wohl bekommen mag, daß ich dich am Morgen mit der lieben Sonne zum Bett heraustreibe?

F. Ei, in Gottes Namen aufgestanden.

J. Morgen früh ist es lustig; Fritz! es gilt dir um zwei; — aber jetzt möchte ich noch eins von dir wissen: Was dünkt dich, ist es also ein Unglück, daß so viele Leute in der Welt sind, die nicht Alles haben, was sie wollen?

F. Nein, gewiß nicht.

J. Aber, warum meinst du, daß man den Armen helfen und rathen müsse, wenn das Ueberwinden ihnen so gut ist und die Noth selbst das ist, was ihnen am vorzüglichsten wieder auf die Füße hilft?

F. Ja Joost — das ist so: Es ist in unserm Herzen, und man kann nicht glücklich und ruhig sein, wenn man's nicht thut und dann macht Rath und Handbietung nur, daß der Arme nicht unterliegt; es enthebt ihn der Mühe und Arbeit, der Ueberwindung, zu welcher ihn die Noth auffordert, bei weitem nicht und soll ihn derselben auch nicht entheben, sondern macht nur und soll nur machen, daß er den Muth

und die Kräfte behält, die ihm in seinen Umständen nothwendig, um sich selber wieder auf die Füße zu helfen.

J. Du hast Recht, Fritz, und begreifst ganz, was man durch Almosen dem Armen eigentlich thun kann und soll; man muß ihm nämlich dahin helfen, daß er seinen Muth nicht verliere, mit allen Kräften zu trachten, um sich wieder aufzuhelfen; die Gabe, mit der man den Armen nachlässig und träge macht, daß er so zu sagen in seinem Mist verfault, ist nicht nur kein Almosen für ihn, sondern hindert ihn wahrlich, selber wieder zu Kräften zu kommen — aber b'hüt mich Gott, daß du mich nicht von Kranken, Unvermögenden verstehst; die muß man pflegen, bis sie von uns scheiden, ohne Rücksicht auf etwas anderes, so gut man kann, aber dem gesunden, vermögenden Armen, der bei seinen Leibes- und Seelenkräften ist, muß man nur die Hand bieten, um ihn aus dem Schlamm und Koth, darin er steckt, herauszuziehen, aber bei Weitem nicht, ihm Brod und Fleisch, und Rock und Mantel mitten in seinen Koth hineintragen, damit er sich da gedulden und ordentlich bleiben möge, wo er ist. —

E. Das, was du gesagt, ist sicher wahr, Joost; aber um Alles zu sagen, mußt du noch beifügen: Das, was den Menschen in Noth und Elend am besten Kraft und Stärke gibt, oder dasjenige, wovon der Arme immer die wesentlichste Hülfe erhält, ist der Glaube, daß Gott im Himmel Noth und Elend leite, wie Glück und Freude und sicher helfe, wenn's Zeit ist.

Chr. Das ist wahr.

J. Und auch das ist wahr, daß alles andere, was Menschen für die Armen thun, leider Gott erbarm, eben wenig ist.

Chr. Das, was Arner that, war auf eine Art nicht wenig.

J. Auf eine Art wohl, aber es sind eben wenig Arner in der Welt.

E. Ja, so wehe es einem thut, so muß man's sagen, so ganz mit Kopf und Herzen bei ihren Herrschaftleuten

sind gewiß wenig Herren; aber der kennt ihre Ordnung und ihr Wesen, so gut als unser einer das A B C.

J. Und so gut als viele andere Herren das Links- und Rechtsum, und Jägerstände.

E. Du bist boshaft, Joost.

J. Das eben nicht; aber es ist vergebens, es kann nicht anders sein, als daß einem alten Bauernknecht das Herz ein wenig klopfen und allerlei in den Sinn kommen müsse, wenn er von einem Junker hört, der weiß, wie man wohl Sand gräbt, wie man Leute und Vieh schont, wie man wohl baut, wie man Arbeiter auslesen und armen Leuten helfen muß.

E. Du hast Recht, Joost, ich bin kein alter Bauernknecht, aber es ist mir doch wie dir, man kann's nicht anders machen, es muß einem bei diesem Junker allerhand in den Sinn kommen. Er wartet sein Volk ab, wie ein gemeiner Mensch sein Handwerk, und es ist fast nicht zu begreifen, wie er sogar den Junker von Oberhofen hat stehen lassen können, bis er mit dem Maurer fertig war.

J. Das hätte einmal kein Bürger aus dem Städtlein Rütscherloch gethan, denn da hat ein Bauer von Glück zu sagen, wenn er im zehnten Mal endlich Antwort kriegt, nachdem er neunmal umsonst kam. Ich zinste auch einmal in dieses Loch und habe mich alle Jahre fast zu Tode laufen müssen, bis man mir meine 3 Gulden abgenommen; bald hatte der Herr nicht Zeit wegen des Spielens, bald wegen des Essens, bald wegen des Kaffee's, bald weil er Besuch hatte, einmal mußte ich gar wegen eines Jagdhundes warten, den er kaufen wollte, und doch darf kein Bürger vom Rütscherloch mit einem Jagdhunde zum Thor hinaus, ohne zu gefahren, daß man ihn ihm niederschieße.

E. Du bist böse, Joost, über die Herren im Rütscherloch, du mußt es ihnen verzeihen, man kann es sich so angewöhnen, daß einem zuletzt der Sinn gar nicht mehr dran kommt, daß man Unrecht thut.

J. Es ist wahr, es gibt solche Herren in diesem Loch,

die so wenig dabei denken, wenn sie einem sagen: „Komme morgen wieder," als wenn sie eine Prise Tabak nehmen.

Chr. Behüte mir Gott meinen lieben Arner, der bei Allem, was er seinen Bauern sagte, auch etwas dachte.

E. Hausmeister — Hausmeister — will des Joosts böse Laune dich auch anwandeln?

Chr. Was weiß ich, Else, es kommen einem Sachen in den Sinn bei dem, was er da sagt, woran man sonst in seinem Leben nie dachte; aber ich denke, damit mich nicht noch mehr böse Erinnerungen anwandeln, so sei es am besten, wir gehen bald schlafen.

Wiederholung.

Die Art, wie der Junker mit dem guten Lienhard umging, um im ersten Augenblick sein Zutrauen zu gewinnen, zeigt, daß man bei schwachen, gutmüthigen Leuten, wenn man sie zu sich selber bringen und bessern will, nicht mit Vorwürfen und eiteln Predigen anfangen, sondern auch ihrer Fehler halber schonend mit ihnen reden, und selber einem Säufer ein Glas Wein vorstellen und ihm zureden darf, es ohne Scheu und Furcht anzunehmen und zu genießen.

Daß Arner es wohl verstanden, auch den frechsten und feinsten Blutsaugern auf den Dörfern Zaum und Gebiß auf eine Weise in den Mund zu legen, wie es viele gute Herren gewiß auch gern thäten, aber nicht können, weil die Art und Weise, wie es mit Erfolg geschehen könnte und sollte, gleichsam außer Curs und Uebung gesetzt ist.

Daß je größer ein Thier ist, das die kleinen frißt, desto mehr sollten diese sich hüten, seine Thürschwelle oder vielmehr die Höhle, darin er auf seinen Raub lauert, zu betreten.

Daß es dem Maurer wohlbekommen, daß er bei allem seinem Lumpenleben doch nicht vergessen, was der vorhabende Bau kosten möge. Es scheint, er habe einen bravern Meister gehabt, als er einer war.

Daß die Noth ein guter Lehrmeister sei.

Daß arme Stadtleute in der Noth weit übler daran seien, als arme Landleute.

Daß die Geistlichen und die Obrigkeiten mehr studieren sollten, was die Berufsarten und Umstände der gemeinen Leute Entschuldigendes für ihre Fehler mit sich führen.

Daß es ohne diese Kenntniß äußerst schwer sei, die Menschen zu regieren, und daß überhaupt das Regieren eine schwere Kunst sei.

Daß die Kunst, die Menschen nach vielen Richtungen in Tabellen zu reihen und zu ordnen, eben noch nicht die Kunst sei, sie zu regieren, und das gerade darum, weil das Wetter selten eintrifft, wie es im Kalender eingeschrieben ist.

Daß es ein großer Vortheil ist, wenn man das Thier, dem man viel aufladen will, auch wohl kennt.

Daß die Volkswohlthätigkeit, wenn sie gesegnet sein soll, aus dem Volksherzen selbst hervorgehn und wesentlich von Thränen der Theilnahme und des Mitleidens begleitet sein müsse.

Daß es den Leuten übel bekommt, wenn sie nicht von Jugend auf mit Ernst dazu gehalten werden, sich zu überwinden und anzugreifen.

Daß wer in der Welt Alles hat, was er will, leicht ein Narr und ein Schalk werden kann.

Siebenzehnte Abendstunde.

Von vornehmen Bauernweibern; von gemeinen Bauernweibern. — Von verbissenen Mäulern, verdrehten Augen, hirnmüthigen Ochsen, neidigen Menschen, magern Knochen, spitzigen Nasen, abgemalten Katzen, von Ehrentiteln, Titelnarren, Amtsnarren. — Vom Complimentmachen. — Vom Papieraufleſen. — Thürenbeschließen. — Vom Kitzlichsein und nicht Kitzlichsein. — Vom Zusitzen und Mithalten. — Von einem Esel. — Von einem Faß Wein. — Von Gesetzen. — Vom Muth und Brod. — Von Niedergeschlagenheit und Hunger. — Von ehrenfestem und von zerlumptem Volk. — Von Leuten ohne Schuh und Strümpfe. — Von einem entlehnten Rock. — Und von einer gestohlnen Kappe.

Jetzt zeigen sich sogar auch Weiber, denen die einträglichen Aemter und eine große Ehrenverwandtschaft nicht gar wohl thut, sagte Christoph, als er den 14. Abschnitt unsres Buches gelesen.

Else. Ja, das Weib da im Buche würde kaum mit einem so verdrehten Kopf zum Vorschein kommen, wenn es nicht des Sigristen Frau und des Vogts Base wäre.

Chr. Es wäre ja nicht recht, wenn Aemter und Posten den Männern allein einen Sparren zu viel in Kopf brächten.

J. Sorg' dafür nicht; dieser Sparren kommt eben so stark in den Weiberkopf, als du ihn je unter einem Hut hervorguckend antreffen wirst. So ein recht verbissenes Sigristen- und Vorgesetzten-Weib kann dir eine halbe Stunde zwischen den Zähnen käuen, ehe sie etwas herausſagt, und die Augen drehen, daß du meinen möchtest, es wäre eine ganz andere Gattung Hirn dahinter, als bei gemeinen Leuten.

E. Aber man würde hierin, denk ich, sich wohl betrogen finden?

J. Nein doch.

E. Wie so?

J. Es zeigt sich wirklich, daß bei ihnen eine andere Gattung Hirn im Kopf stecke, als bei andern Leuten, aber

Herr Untervogt", so hätte es mir leicht kommen können, daß ich ihr meine flache Hand so vors Maul gegeben hätte, daß sie mit ein paar Zähnen weniger zum Haus hinausgegangen wäre.

Chr. Das wäre doch etwas zu viel.

J. Nun ich meine es nicht; der Maurer war ein Narr, wenn er glaubte, er könne sie mit seiner Gutmüthigkeit dahin bringen, ihr Unrecht zu empfinden. Der Neidische empfindet nichts als sich selber und hat weder Mitleiden, noch Verstand. Sieh, Meister, da, den Hund, er hat dir vor acht Tagen dein Morgen- und Mittagbrod im Wald gefressen, und du hattest den ganzen Tag nichts, und kamst Abends nüchtern wieder heim, und doch konntest du dem guten Hund kein böses Wort geben, als er dir geduldig und demüthig entgegen gekrochen. Aber ein Neidischer, wenn's ihm nur träumt, daß Jemand von seinem Brod essen wolle, schrickt dir im Schlaf zusammen und erwacht mit einem Herzklopfen, wie wenn ihn die schwarzen Husaren jagten!

Chr. Der Neid macht einen die Sache gar wunderlich ansehen.

E. Ich kann mir jetzt das Mensch im Buch leibhaftig vorstellen, wie es, da der Herr Untervogt ihm den Bericht von den Zetteln und den Taglöhnern gebracht, zuerst Maul und Augen aufgesperrt und dann auf die Zähne gebissen, geschnaubt, geheult, gescholten, geklagt — dann plötzlich aufgestanden, die magern Knochen auf den Tisch geschlagen, das linke Aug zugedrückt und gesprochen: Weil's der Teufel jetzt so ist, so will ich dem Bettelhund, dem Maurer, doch auch noch meine Meinung darüber sagen, und zwar wie's mir ums Herz ist.

J. Dein Bild von ihr ist gräßlich.

Chr. Es kann nicht anders sein, ihr Benehmen ist gräßlich. Das Mensch bildete sich in seinem Sigristen- und Untervogtshochmuth beinahe ein, der Junker sollte alle armen Leute im Dorf hungern lassen, damit ein paar Müßiggänger ihrer lieben Verwandtschaft Jahr und Tag an

eine viel schlechtere, wenigstens ich schließe so; denn wenn ich auf dem Markt eine Kuh oder einen Ochsen sehe, der seine Augen hart und steif und ganz anders stellt, als das andere Vieh, so denk ich gleich, da ist verschossenes Wasser im Kopf, und bin sicher, daß das Thier leicht hirnmüthig wird, und so ist's mir auch bei den Menschen, wenn ich sie Mund und Augen verdrehen und ganz anders tragen sehe, als die gemeinen Leute, so denke ich immer, sie haben auch so etwas im Kopf, das wie das verschossene Wasser beim Vieh ist und wirkt.

Chr. Ja der Neid bringt gern verschossenes Wasser den Leuten in den Kopf.

E. Es dünkt mich immer unbegreiflich, wie so viele Menschen neidisch sein können, da der Neid sie doch so sichtbar verdirbt und plagt.

J. Mit Fleiß wird dir Niemand neidisch; aber wenn man sonst viel Laster hat, so ist's oft, wie wenn man den Neid zum Lohn für die andern sich noch oben darauf aufladen müsse, und man ladet sich mehrentheils noch recht schwer damit auf.

E. Wenigstens unsere Schnabelgritte hat sich schwer aufgeladen.

Chr. So eine Tröpfin möchte einen dauern, wenn sie nur nicht auch andern Leuten das Gift in den Leib jagen wollte, das ihr am Herzen nagt.

J. Du mußt uns erzählen, Else, wie dergleichen Leute das machen, du kannst es, deine Jungfer Base, Gott hab sie selig, hat dich darüber in der Schule gehabt.

E. In der Schule hat sie mich tüchtig gehabt, das ist wahr; aber es wird lang gehen, Joost, bis du mich dazu bringst, daß ich viel davon erzähle.

J. Nun, etwas so Schlimmes, als wir da haben, könntest du wohl nicht bringen, wenn du auch wolltest. — Wenn ich Maurer gewesen wäre, und das Weib meiner Frau ohne alle Ursache so bittere und empfindliche Vorwürfe gemacht und Sticheleien angebracht hätte, wie das Wort: „Du wirst noch Frau Untervogtin werden und dein Mann

Herr Untervogt", so hätte es mir leicht kommen können, daß ich ihr meine flache Hand so vors Maul gegeben hätte, daß sie mit ein paar Zähnen weniger zum Haus hinausgegangen wäre.

Chr. Das wäre doch etwas zu viel.

J. Nun ich meine es nicht; der Maurer war ein Narr, wenn er glaubte, er könne sie mit seiner Gutmüthigkeit dahin bringen, ihr Unrecht zu empfinden. Der Neidische empfindet nichts als sich selber und hat weder Mitleiden, noch Verstand. Sieh, Meister, da, den Hund, er hat dir vor acht Tagen dein Morgen- und Mittagbrod im Wald gefressen, und du hattest den ganzen Tag nichts, und kamst Abends nüchtern wieder heim, und doch konntest du dem guten Hund kein böses Wort geben, als er dir geduldig und demüthig entgegen gekrochen. Aber ein Neidischer, wenn's ihm nur träumt, daß Jemand von seinem Brod essen wolle, schrickt dir im Schlaf zusammen und erwacht mit einem Herzklopfen, wie wenn ihn die schwarzen Husaren jagten!

Chr. Der Neid macht einen die Sache gar wunderlich ansehen.

E. Ich kann mir jetzt das Mensch im Buch leibhaftig vorstellen, wie es, da der Herr Untervogt ihm den Bericht von den Zetteln und den Taglöhnern gebracht, zuerst Maul und Augen aufgesperrt und dann auf die Zähne gebissen, geschnaubt, geheult, gescholten, geklagt — dann plötzlich aufgestanden, die magern Knochen auf den Tisch geschlagen, das linke Aug zugedrückt und gesprochen: Weil's der Teufel jetzt so ist, so will ich dem Bettelhund, dem Maurer, doch auch noch meine Meinung darüber sagen, und zwar wie's mir ums Herz ist.

J. Dein Bild von ihr ist gräßlich.

Chr. Es kann nicht anders sein, ihr Benehmen ist gräßlich. Das Mensch bildete sich in seinem Sigristen- und Untervogtshochmuth beinahe ein, der Junker sollte alle armen Leute im Dorf hungern lassen, damit ein paar Müßiggänger ihrer lieben Verwandtschaft Jahr und Tag an

der Kirchenmauer herumpfläfterten, um für ihre Kinder, die Brod genug haben, Sparhafen-Geld zusammenzulegen.

J. Das Benehmen dieser Gritte ist ein Weiberstückchen, wie man doch nicht bald ein Männerstückchen finden wird.

E. Poch' nicht so laut, Jooft! Ich meine, es werde in diesem Buche auch noch Männerstückchen geben, die diesem Weiberstückchen gleich sind.

Chr. Ich will jetzt den 15ten Abschnitt lesen, und wir wollen sehen, was es gebe.

E. Lies doch gleich jetzt.

Christoph las ihn und Else sagte schon bei den ersten Zeilen, in denen der Vogt so über den Schreiber loszieht: Daß doch dergleichen Schelme bei aller ihrer Niederträchtigkeit oft noch so stolz sein dürfen!

Chr. Das ist natürlich, sie wissen es. Der Stolz macht das Schelmenhandwerk vielseitig einträglich und ehrenhaft.

J. Das ist sicher. Lauf', so weit du in der Welt willst, so wirst du allenthalben finden, ein Schelm, der nicht stolz ist, sinkt gar leicht zum armen, verachteten Schelm hinab, indessen, daß einer, der stolz ist, es gar leicht dahin bringt, als ein gefürchtetes und geehrtes Thier im Land dazustehen und machen kann, daß man in dem Grad mehr von seinem Stolz redet, als man von seinen Schelmereien schweigt und schweigen muß.

E. Aber, daß eben „ehrbar, bescheiden und getreu" die Titel gewesen, die ihm stark am Herzen gelegen, das hätte ich doch nicht geglaubt.

J. Ehrbar, bescheiden und getreu auf dem Titel heißt bei solchen Leuten kein Haar mehr, als braun und blau auf dem Mantel. Du kannst sicher sein, dergleichen Burschen würden sich, wenn man sie im Ernst für ehrbar, bescheiden, und getreu hielte, bei ihres gleichen in die Seele hinein schämen; aber der Titel, glauben sie, gehöre zum Amt, wie die Frohnfastengelder, die Vogtsgarben und die Mahlzeiten, und wollen ihn darum auch haben. Es sind zwar hierüber nicht mehr alle Erbherren unbedingt ihrer Meinung, sondern

es gibt jetzt bald hie und da einen, der ihnen auch sogar auf den Briefen im Titel zeigt, was er von ihrer Treu und Ehrbarkeit halte.

Chr. Es dünkt mich, die Titel überhaupt verderben die Bauern, die zu Aemtern kommen, gar sehr.

J. Ich glaube hingegen, die Aemter, und nicht die Titel verderben sie und hängen ihnen, nebst andern Krankheiten, auch die Titelsucht an, und dann werden dir die Leute innerhalb Jahr und Tag, wie ein umgekehrter Handschuh, und verlieren alle Art, Gattung und Manier mit den Leuten wie früher und wie andere Leute umzugehen, und hundertmal erlebt man's, daß ein Bauer, der um der Vorzüge seines Herzens und seines Verstandes willen ein Amt kriegt, um des Amtes und der Amtsmiene willen seinen Verstand und sein Herz verliert.

E. Das sind doch theuer erkaufte Aemter.

Chr. Du hast Recht. Jeder junge und eitle Mann sollte, wenn er im Vater Unser betet: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Bösen" an die Aemtergelüste denken und an die Uebel, zu denen dieses Gelüst den Menschen hinführen kann.

J. Das Uebel ist, die Aemter nähren den Stolz, der den Menschen so lieb ist, und tragen viel ein, und wenige sind, die in diesen Versuchungen an den Spruch denken: „Wenn du die ganze Welt gewönnest, littest aber Schaden an deiner Seele, was würdest du zum Gegenwerth deiner Seele geben?"

Chr. Solchen Vögten und ihresgleichen macht dieser Gegenwerth nicht bang. Es rührt sie nichts, als was ihrem Stolz, ihrer Selbstsucht und ihrem Geiz in den Weg kommt. Aber das rührt sie denn auch schrecklich.

E. Es ist wahr, es ist schrecklich, wie er über den gepuderten Bettelbuben, den neuen Schreiber herfährt.

J. Das hätte er über den alten Schreiber nicht thun dürfen. Dieser hatte es mit ihm wie der Zeigefinger mit dem Daumen. Wo es immer etwas zu greifen, zu haschen und zu fassen gab, da war er am nächsten dabei.

Chr. Darum ist, denke ich, der Fall auch selten, daß ein Vogt, wie der Hummel, über einen Handlanger in der Kanzlei, wie der neue Schreiber einer ist, ein böses Wort fallen läßt.

J. Du hast mehr als Recht. Es ist zum Lachen, wie solche Herren, wenn Jemand um den Weg ist, einander Complimente schneiden. Ich erinnere mich, wie ich einmal mit mehrern Nachbarn in der Kanzlei war und eben eine Kanzleischrift zwischen dem Schreiber und dem Untervogt auf den Boden fiel, man kann sich's nicht vorstellen, wie sich beide Herren beeiferten, und einer geschwinder als der andere mit der Hand am Boden sein wollte, um das Papier aufzuheben. Sie fielen vor Eifer beinahe beide auf die Nase. Der Vogt war berauscht und der Schreiber hatte das Podagra.

Chr. Es ist allgemein bekannt, daß Dorfvögte, wie dieser, und schlechte Handlanger in der Schreibstube immer gute Freunde sind.

J. Und überhaupt, wenn Bauernvorgesetzte einander hassen, so thun sie dieß nicht, wie andere Leute, die zürnen, sondern sind gar höflich; und es muß dem Vogt ganz besonders warm unter dem Brusttuch gewesen sein, daß er vor dem Harschir über einen seiner Mitknechte so herausfährt. Denn die Unteroffiziere ertragen gemeiniglich gar viel von einander und sind, wenn's Niemand sieht, unter sich selber über die Ehre gar nicht kitzlich.

Chr. Und wenn ihnen etwa ein Wort am unrechten Ort wider einander entfährt, so machen sie es eben, wie hier der Vogt, und wagen ein Glas Wein oder so was dran, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, und sie finden leider fast allenthalben so gute Harschir, die dann das kurze Gewehr in eine Ecke stellen, sich eines belieben lassen und schweigen.

J. Aber so gute Harschirs, die in solchen Fällen sich im Augenblick setzen und mithalten, wo sie weglaufen und ihren Unwillen zeigen sollten, sind gewiß ein großes Uebel im Lande.

Chr. Es ist ein Greuel, wie es dergleichen Lumpengesindel von schlechten Harschiren und Spionen mit dem Eid, den sie ihren Oberbehörden schwören, treiben.

J. Es ist gewiß, daß das Zusetzen und Mithalten von jedem Glas Wein, das man solchen Leuten anbietet, das ist, was am meisten Hummeln und Blutsauger im Lande pflanzt.

Chr. Ich würde jeden solchen Buben bei der ersten Gelegenheit, die mir gegeben wird, infamiren.

J. Und die andern, die daran Theil nehmen, was wirst du diesen thun?

Chr. Ich würde sie sicher, wie die ersten, infam machen.

J. Du wärest gar zu freigebig mit deinem Infammachen und würdest damit bald dahin kommen, halbe Dörfer infam machen zu müssen. Ich würde das anders angreifen. Ich würde dem Uebel solcher Meineide an der Wurzel abzuhelfen suchen.

Chr. Wie würdest du das machen?

J. Ich würde der Amtehre und der Amtsgewalt so ziemlich ihre zu großen Flügel selber beschneiden und Alles thun, was ich könnte, daß die Vögte, Weibel und dergleichen Volk um des Eides willen den Kopf zwischen andern Ehrenleuten im Dorf nicht zu hoch tragen dürften, und die Sachen so einrichten, daß dergleichen Hummel vor den wirklichen Ehrenleuten und verdienstvollen, geachteten Männern im Dorf, und nicht die letzten vor den ersten Scheu und Furcht haben müßten.

Chr. Ho! Ho! Da hättest du eine Arbeit, mit der du in deinem Leben gewiß nicht fertig werden würdest.

J. Das ist wahr und ich fühle selbst, daß so lange Landvögte und Edelleute jeden schlechten Kerl im Land, der Mittel gefunden, per fas und nefas ihre Gunst zu erschleichen, ohne Rücksicht auf das öffentliche und bestimmte Urtheil des ganzen Dorfs zum Vorgesetzten machen und an eine Stelle setzen können, daß sein Frechheitswort und seine Frechheitslügen bei dem Personal der obern Behörden mehr gelten und mehr Einfluß haben, als die stille Wahrheit

aller wirklichen Ehrenleute im Lande, da hätte ich freilich viel zu thun, den ersten die Flügel zu beschneiden und den andern sie wachsen zu machen. Indessen ist den Hummeln aller Art für ihre Blutsaugereien Thür und Thor aufgethan, so lange die öffentliche Meinung aller wirklichen Ehrenleute gegen die Amtsehre und die Anmaßungen schlechter, lügenhafter und intriganter Vorgesetzten kein Gegengewicht hat.

Chr. Unsere Zeiten werden diesfalls immer schlechter. Die Anmaßungen der Dienst- und Amtsehre sind wie ein Wurm, der der wahren Ehre und der segensvollen Ehrenfestigkeit, die ehemals auch in den niedern Ständen so feste Wurzeln hatte, am Herzen nagt und ihr den Tod droht, wo sie nicht schon wirklich ausgestorben.

J. Diese übertriebenen Folgen der Amtsehre und des Amtvertrauens auf den Dörfern ist die eigentliche und erste Ursache, warum das Gesindelleben in unserer Mitte so allgemein geworden und immer noch mehr wird. Die Dorfhummel haben in ihrem Aussaugen des Volks keinen Widerstand mehr in der öffentlichen Meinung, und wo das so ist, greifen alle Laster entsetzlich um sich. Wo das Volk ohne sicheres Hausglück ist, da ist es auch ohne Muth zu allem Guten und bald ohne Mittel, sich selber zu helfen.

Sicherheit von Haus und Brod ist das vorzüglichste Mittel, die Menschen in der Welt allgemein brav zu machen. Mit der Sicherheit im Erwerb, im Verdienst und in der Arbeit pflanzest du im Volk Tugenden, die mit der Unsicherheit im Verdienst nirgends statt finden. „Nimmst du dem Volk Sicherheit seines Hauses und seines Brodes, so mußt du es zu Engeln machen oder du hast Schelmen um dich her" sagte einst mein alter Meister zu seinem Erbherrn. Ich verstand den guten Alten damals nicht; aber die Erfahrung hat mir's erklärt! Das zerlumpte Volk im Land ist allenthalben Schelmen- und Diebsgesindel, und von Dörfern, wo Mann und Weib auf Ehrenfestigkeit halten, kommt selten Jemand ins Zuchthaus; aber hingegen gibt's ganze Truppen voll von den Oertern, wo es schwer ist zu hausen und der Mann, der fleißig und brav ist, sich des

Hungers und Mangels doch fast nicht erwehren kann; und eben so wirst du auch finden, das die reichsten und fettesten Hummeln an den Orten wohnen, wo viele Leute betteln.

Chr. Ich begreife jetzt den Zusammenhang des Verlusts der Landesehrenfestigkeit mit dem Fettwerden der Hummel, und das Fettwerden der Hummel, beides, mit dem Wachsthum des Gesindellebens im Dorf und mit dem Wachsthum der Amtsehre, die die Landesehre und Landesehrenfestigkeit, wie Pharao's magere Kühe die fetten, auch unter dem Strohdach auffrißt.

J. Das Unglück ist groß; je höher unsere Zeitmenschen in der Amtsehre stehen, desto mehr entfernen sie sich von allem dem, was ihnen die Augen über die Folgen, die dieser Conflict der Amtsehre mit der Landesehrenfestigkeit in den mittlern und niedern Ständen allgemein hat und haben muß, öffnen könnte und öffnen sollte.

Jetzt mischte sich Else ins Gespräch und sagte: Ich bin nur ein Weib, aber ich habe es selber gar oft erfahren, daß von den Wahrheiten, die so bei einem Glas Wein unterdrückt, und von den Frechheiten, die dabei durchgesetzt werden, hundert und hunderte nicht unterdrückt und nicht durchgesetzt werden könnten, wenn die alte Ehrenfestigkeit im Dorfe noch Statt fände und die Vorgesetzten sich noch wie ehedem vor dem Urtheil ihrer gemeinen Mitlandleute scheuen müßten.

J. Es ist wahr, jetzt scheuen sich dergleichen Hummel vor der ganzen Gemeinde nicht mehr und können unter diesen Umständen ihr Aussaugesystem so weit treiben, als sie nur immer wollen, und öffentlich noch ihr Gespött mit denen haben, die sie ausgezogen.

Jetzt stehen dem Christoph Thränen in den Augen. Else sieht es und fragt ihn: Was fehlt dir, Lieber?

Chr. Ach, es kommt mir in den Sinn, wie ich das selber erfahren. Du weißt ja, wie mir meine Mutter gestorben und mein schöner Vetter, der Untervogt, Sackkalender, Hausbuch, und alle Schriften heim trug, und damit machte, was er wollte, da hatte ich eben auch kein Kleid zum Ausgehen. Der gute Nachbar Martin selig lehnte mir eins

und mein Vetter spottete mich vor der Obrigkeit aus wegen des entlehnten Rockes; ihr wißt, was er mir alles that; aber nichts that mir so weh, als das Ausspotten wegen des Rockes, den ich entlehnen mußte.

E. Laß doch das einmal ruhen, mein Lieber!

Chr. Es kam mir jetzt plötzlich wieder in Sinn — es sah ja dieser Hummelarbeit so gleich, als ein Ei dem andern.

E. Es ist deinem Vetter jetzt nicht so wohl, als uns, und wenn er uns etwas sagen müßte, so denke ich, klopfte er auch nur geschwind vor den Fenstern, wie der Vogt beim Hübel-Rudi.

Chr. Das ist sicher.

E. Fritz, siehe, was es ist, ein böses Gewissen zu haben.

F. Ich denke noch lange dran, Mutter, wie ich, du weißt wohl, dem Reuti Hans einst seine Kappe verborgen, und da sie ihm ein anderer hinter dem Holzstoß gestohlen; das Herz klopfte mir immer und ich mußte ihn fliehen, wo ich ihn sah. Ob er gleich nicht wußte, daß ich es war, so war mir doch nie wohl, bis ich es endlich dir sagte und du mir da eine neue gabst, die ich ihm bringen konnte.

E. Es ist brav, daß du noch daran denkst. Wie lang ist's jetzt her?

F. Es war in der Ernte, du weißt wohl am Krähhahnen; Alles war lustig, und ich wollte nur einen Spaß machen.

E. Es gibt böse Leute in der Welt, Fritz; darum muß man sich bei Allem in Acht nehmen. Das Kappenverbergen war freilich nur Spaß, aber das nicht mehr Achtung darauf geben war eine Lüderlichkeit, die in einer Welt, wo es Schelme gibt, nicht angeht.

F. Ich hab's erfahren. —

Wiederholung.

Daß Kühe und Ochsen, die Kopf und Augen steif und hart und anders stellen, als anderes Vieh, leicht hirnwüthig werden.

Daß Kopf und Herz auch beim Menschen nicht in der Ordnung, wenn er Mund und Augen gar wunderlich verdreht.

Daß neidische Leute schwer tragen, aber auch andern schwer aufladen.

Daß ein Neidischer sogar im Schlaf zusammenschrickt, wenn's ihm träumt, daß sein Nachbar Brod ißt.

Daß es besser ist, die Armen haben Brod, als die Untervogtsbasen und Sigristenweiber Sparhafengeld.

Daß Braun und Blau auf dem Amtsmantel eben so viel sagen wolle, als bescheiden, ehrbar und treu.

Daß Bauern von Aemtern gemeiniglich wohl fett, aber selten brav werden.

Daß Unterbeamte und Schreiber von der Hummelgattung unter sich über die Ehre gar nicht kitzlich sind.

Daß Sicherheit von Haus, Hof und Brod den Menschen brav mache.

Daß wer nichts hat, gern lüderlich wird.

Achtzehnte Abendstunde.

Vom Sterben. — Von reifen Früchten an Bäumen. — Vom Trauern und Weinen. — Von Krankheiten und Schwachheiten. — Vom Genughaben und Sattwerden. — Von feinen Pflanzen. — Von Triebbeeten. — Von rohem Boden. — Vom Gartenboden. — Vom Feuerheerd. -- Von dem Meisterstück in der Erziehung. — Von dem Fundament in der Criminalgesetzgebung. — Vom Lieben und Glauben. — Von Streichen und Schlägen. — Von der Einfalt und von den Erdäpfeln. — Vom Verkünsteln und vom Mästen. — Von einem Heuchler, der krank war und wieder gesund worden, und von einem bösen Vater.

Das ist wohl seine Treue bis ins Grab bewiesen! sagte Christoph, als er den sechszehnten Abschnitt unsers Buches gelesen, und hatte Thränen in den Augen; und Else antwortete: Vater, sie hat so viel Stärke, die Frau, in Allem, was sie noch redet und thut, und scheint nur für sich selber schwach und für die Ihrigen voll Leben und Kraft!

J. Das Alter soll immer so beschaffen sein, daß wenn man recht gelebt hat, man im Hinscheiden seiner selbst für andere noch ganz lebe und voll Kräfte sei.

E. Dann ist es eine Freude, das Alter und seine Schwachheiten anrücken zu sehen.

Chr. Es soll nicht anders sein. Wenn unser Leben sich neigt, so sollen wir sein, wie die Bäume des Herbstes, voll reifer Früchte; die Unsern, die wir hinterlassen, sollen dann Früchte vom Baum sammeln, sich in den Wintertagen ihrer Trauer über unser Hinscheiden zu laben und zu erquicken.

E. (mit Thränen in den Augen). O mein Fritz! O mein Mareyli! Einst werden wir auch so scheiden, und wolle Gott, Kinder! daß ihr bei unserm Sterbebett auch so reife Früchte findet, wenn ihr ob unserm Heimgang trauert und weinet!

Fritz und Mareyli nehmen beide ihre Taschentücher, verhüllen ihr Antlitz, schluchzen und weinen.

E. Kinder, ihr müßt nicht so weinen, wenn wir vom Todbett reden. Es muß Alles sterben und es thut einem wohl, ihr Lieben, wenn man gern und freudig vom Tode redet.

F. Aber, liebe Mutter, du bist doch jetzt auch wieder ganz und recht gesund?

E. Ja, Gottlob! mein Lieber. Aber wenn man schon gesund ist, so muß man doch an den Tod denken! Man kann ja so leicht wieder krank werden, mein Lieber.

M. Du wirst doch jetzt nicht gleich wieder krank, Mutter?

E. Will's Gott nicht, du Liebe!

M. So rede uns jetzt noch nicht von deinem Todbett.

F. Ach bitte, liebe Mutter! du weißt wohl, wie angst uns war.

E. Ihr Lieben! Ich werde ja davon nicht wieder krank, wenn ich schon vom Todbett rede; und wenn ich sterben muß, so hilft's mir ja nicht, wenn ich schon nicht davon rede; und ihr Lieben, der Tod ist kein Uebel. Sehet, wie

freudig die Katharine davon redet und wie gern sie in ein besseres Leben geht.

M. Aber für uns wär's doch ein Uebel, wenn du stürbest.

E. Das weiß der liebe Gott im Himmel besser, als ich und du, Mareyli! — und einmal muß ich sterben, — oder wolltest du, daß ich nie stürbe?

M. Das denk' ich, Mutter!

E. Aber ich wollte es nicht, Mareyli!

M. Ach! warum auch, Mutter?

E. Liebes Mareyli, der Tod ist gewiß nichts Böses, und wenn ihr nicht wäret und ich nicht so gern bei euch wäre, er käme mir alle Stunden recht, der liebe Tod; und zudem muß man nie etwas wollen, was nicht sein kann. Du weißt wohl, Mareyli, wie einfältig es ist, wenn Kinder mit der Hand dem Mond winken, daß er herabkomme; und wenn mein Vater und mein Großvater, und dann wieder sein Vater und sein Großvater, und so weiter hinauf, alle noch lebten, man hätte nicht Platz für alle auf Erden.

M. Aber die sind ja jetzt todt!

E. Aber es ist mit uns eben so; ein Geschlecht muß dem andern Platz machen, und, ihr Lieben, man bekommt das Leben, so wie alles Andere in der Welt auch satt; und wenn der Mensch seine Kinder auferzogen und so gut als möglich versorgt hat, so kann er Gott danken und soll mit Freuden seine Auflösung erwarten, wenn Gott will! und, Kinder, das Alter kommt gemeiniglich mit so viel Beschwerden und Zufällen, daß man in der Schwachheit des Lebens anfängt, sich nach dem Tode zu sehnen, wie im Hunger und Durst nach Speise und Trank.

Chr. Es ist ein Unglück, Else, daß so wenige Menschen den Tod so ansehn.

E. Ja wohl ein großes!

J. Es sind eben gar viele Menschen im Leben wie im Sterben nicht recht zu Hause und sterben unweise, weil sie unweise lebten.

Chr. Woran liegt der Fehler?

J. An der Wohnstube, Meister; der Mensch muß für

sein Herz so etwas, wie einen Feuerheerd haben, an dem es für ihn immer warm ist, und das ist ihm diese; in dieser muß er sich erholen, erfrischen, erwärmen, und ausruhen; von ihr erquickt, geht er dann wieder in Holz und Feld und an jede Arbeit, die sein Beruf ist. In ihr wird er zu Allem wie angezogen, was er noch so Entferntes in der Welt, Rechtes und Gutes thun solle; selbst die Menschenliebe keimt nicht im wilden Boden des herumlaufenden Lebens, sie fordert Wartung und Pflege in der Wohnstube, sowie die feinste Pflanze des Gartens Wartung und Pflege im Triebbeete fordert. Ist sie dann aber da erstarkt, so versetze sie in allen Boden, wo du willst, und sie wird dir gedeihen. Wenn der Mensch als Sohn, als Vater, als Tochter, und Mutter, als Bruder, und Schwester, recht und brav ist, so komm mit ihm hin, wohin du willst, er wird allenthalben recht und gut sein; ist er aber in seiner Wohnstube nicht brav, fromm und gut, so wirst du nie etwas Sicheres an ihm haben, du magst ihn in der Welt brauchen wollen, wie und wo du willst.

E. Darum segne mir Gott die niedern Hütten im Land. Die Wohnstubentugenden sind in denselben am leichtesten und darum auch die Todbetten darin gewöhnlich die erbaulichsten. In einem großen Haus, selbst nur in einem großen Bauernhaus wären dir nicht leicht Umstände zusammengekommen, unter denen ein Todbett, wie das der Katharine auch nur möglich gewesen.

J. Das ist mehr als richtig. Die bildenden Umstände, selbst in Rücksicht auf die Erziehung, sind in armen Häusern stärker und eingreifender, als in den reichen Häusern, und viele Arme leben mehr in ihrem Geist und haben mehr Kräfte, sie zu benutzen.

E. Bei unserer Kranken ist ihr ganzes Thun an dem Rudeli lauter Herzlichkeit und Einfalt, und sie kommt ihm doch mit erstaunlicher Stärke ans Herz.

Chr. Ich denk es wohl; sie spannt, bis zum Ohnmächtigwerden, alle ihre Kräfte an, den lieben Knaben noch einmal in ihre Mutterarme zu nehmen; wie könnte es auch

anders sein, als daß dieses ihn so hätte erweichen müssen? Auch hat er ihr im Augenblick Alles bekannt und sich wie ein Schaf von ihr hinleiten lassen, wohin sie wollte. —

J. So den Kindern ans Herz zu kommen und sie eben in dem Augenblick recht warm zu überzeugen, daß sie einem lieb sind, wenn man ihnen einen Fehler verweisen und sie davon entwöhnen will, ist gewiß das Meisterstück einer guten Erziehung, und auch das Volk ist in seinen Fehlern gewiß wie Kinder. Wenn man seinen Verbrechen recht Einhalt thun will, so muß man sicher auch auf eine Art gegen dasselbe vorgehen, wie hier die Großmutter gegen den Rudeli, und auch dieses und jenes thun, woraus es sehen, spüren und greifen kann, daß der Richter, der die Verbrechen im Land straft, es mit ihm von Herzen gut meine und selber an den Gott im Himmel glaube, in dessen Namen er richtet. Denn der Mensch läßt sich gewiß eher vom Stehlen und allem Bösen abhalten, wenn man ihm Liebe zeigt und ihn recht zum Glauben an den himmlischen Menschenvater hinlenkt, als wenn man das Land mit Galgen und Zuchthäusern voll macht.

E. Was willst du davon sagen, Joost? Die Eltern haben doch tausendmal leichter mit den Kindern umzugehen, als die Obrigkeit mit dem Volk, — und doch bauen sie dir oft auch so armselig auf ihr mit der Ruthe Abwehren, als immer Obrigkeiten auf die Schreckmanier, von der du redetest.

J. Du hast Recht, Else, selbst Eltern vergessen oft, daß Menschen nicht blos, wie Hunde und Katzen, durch die Furcht vor den Schlägen in Ordnung gehalten werden müssen, sondern, daß es viel besser ist, sie zu bewegen, aus freiem Willen, aus Dank und Liebe, aus eigenen Einsichten und um ihres eigenen Vortheils willen recht zu thun.

E. Das ist wohl gut; aber man muß selber verständig und brav sein, um seine Kinder auf solche Manier zu ziehen; die Ruthe aber kann man auch, wenn man keinen Verstand, keinen Funken gutes Herz und, ich möchte fast sagen, keinen Tropfen gutes Blut im Leib hat, gleich brauchen.

J. Du spottest, Else; aber es ist doch so. Man macht bei der Erziehung und bei allem Regieren, aus dem Selber recht und brav Sein nicht so die Hauptsache, wie es doch sein sollte; man weiß es in andern Sachen gar richtig, und wenn es ein Handwerk oder eine Kunst oder auch nur einen Zeitvertreib betrifft, so weiß ein jeder, daß man seine Kinder am leichtesten eine solche Sache lehrt, wenn man sie selber versteht, selber liebt, und selber gern treibt; man wendet auch gemeiniglich gar viel Liebe, Geduld und Sorgfalt an, um in so etwas zu seinem Zweck zu kommen. Ein gutes Herz hingegen und das Rechtthun will man bei den Kindern ohne Geduld und ohne Zeitverlust mit rohen Worten und mit der Ruthe erzwingen, und man glaubt oft noch, wie gescheidt man es anstelle, wenn man ihnen oft und viel zuruft: O das und das ist Gott im Himmel zuwider, aber das Kunststück ist meistens Arbeit in Wind; die Eltern müssen den Kindern zeigen, daß sie sich selber scheuen, etwas zu thun, das Gott im Himmel zuwider ist, und daß sie auf den Willen Gottes, den sie im Mund führen, im Herzen selber Acht haben, wenn sie wollen, daß ihnen die Kinder die guten Dinge, die sie ihnen sagen, auch wirklich glauben und zu Herzen nehmen.

Chr. Das Todbett der Katharine bringt mir den Gedanken, man sehe vielleicht an dem, was der Mensch auf seinem Krankenlager und Todbett an seinen Kindern thut, am deutlichsten, was eine gute Erziehung fordert. Denn da thut der Mensch ohne Blendwerk, mit geradem Sinn, was das Nöthigste und Wichtigste ist.

E. Du mußt doch hinzusetzen, wenn er einen solchen geraden Sinn hat, und sich noch vor dem Scheiden durch das Blendwerk der Erde hindurch zu arbeiten vermag.

J. Wenigstens unsere Katharine ersetzt durch ihr Todbett ihren Kindern, so zu sagen, allen Mangel, den ihr baldiges Hinscheiden in die arme Haushaltung bringen wird.

Chr. Das kann der Mensch auf dem Todbett mehr und minder immer leicht. Denn der Sterbende findet immer Eingang, auch wenn er Sachen sagt, derentwegen man ihn,

wenn er sie gesund und hinter dem Tisch geredet hätte, nur verlacht haben würde; so groß ist der Unterschied zwischen einem leeren Wort und beweglichen Umständen, unter denen ein Wort angebracht wird.

J. Es ist, wie wenn's nicht in unsern Herzen und nicht Gottes Wille wäre, daß bloße Worte viel auf den Menschen vermögen.

E. Und doch macht man so viel Wesens daraus.

J. Die gemeinsten und ärmsten Leute machen dir am wenigsten Wesen aus leeren Worten.

Chr. Es ist natürlich. Leere Worte werden ihnen auch am schlechtesten bezahlt.

J. Es ist vielleicht ein Glück für sie. Wenigstens ich möchte auch lieber meine gerade Einfalt behalten und Erdäpfel dabei essen, als sie für ganze Säcke voll solcher leerer Worte austauschen, selbst auch in dem Fall, wenn ich ihr falsches Geld andern Leuten anhängen und mich dadurch für mein ganzes Leben fett mästen könnte.

E. Es haben dieses gerade Wesen und wenig Worte machen fast alle in der ganzen Haushaltung im Buch, und steht ihnen allen wohl an. Tausend andere, als der Rudeli, würden in dem Fall, wenn eine alte Frau so etwas Unangenehmes auf ihrem Todbett gemerkt und zu Herzen genommen hätte, in ihren Umgebungen Leute gefunden haben, die es ihr auf tausenderlei Weise auszureden gesucht und weiß nicht was angebracht hätten, den Knaben zu entschuldigen und es ihr aus dem Kopf zu schwatzen; und unter dieser Kunstsorgfalt und Worthöflichkeit wäre dir dann doch das Allerschönste im Todbett dieser Frau verloren gegangen.

Aber unser Rudi weiß nichts davon; sobald die Mutter ihre Besorgniß geäußert, läuft er im Augenblick fort, redet kein Wort, als sein wehmüthiges: O — ich Elender, und bringt den Knaben vor das Bett der Sterbenden.

J. Du findest dieses wortleere Wesen und dieses gerade in aller Einfalt thun, was recht und noth ist, fast immer

nur bei Leuten, die durch Arbeit, Mühe und Sorgen gelernt haben, was recht und gut ist.

Chr. Ich glaube dir das, Jooft.

J. Es ist ganz gewiß, fast alle Menschen, die ohne Sorgen sind und nicht arbeiten, künsteln zu viel, reden zu viel und verlieren so das gerade einfache Wesen, mit dem man so viel ausrichtet, und verfehlen eben mit ihrem Wortwesen selber bei ihren Kindern das, was sie ihnen damit gern angeben möchten.

E. Man sieht es dem Rudeli leicht an, daß er nicht unter Plauderhänden verdorben worden.

J. Ganz gewiß. Ein armes Kind, das, wenn es einen Erdapfel hat, geschwind mit ihm zu der alten Großmutter zum Bett springt, ihr so herzlich „iß auch, Großmutter!" zuruft, und dann seinen Geschwistern allen davon gibt; ein Knabe, der, wenn er aus Hunger eine Handvoll rohe Wurzeln gestohlen, sich vor der lieben Großmutter hinter das Bett verbirgt und dann mit ihr sterben will, wenn sie ohnmächtig wird, und aufs erste Wort mit Aechzen und Schluchzen seinen Fehler mit allen Umständen bekennt, so ein Kind ist gewiß im Ganzen und für seine Umstände wohl erzogen und nicht mit vielem Wortwesen verdorben worden.

E. Es ist zu Thränen bringend, wie die Frau auf ihrem Todbett ganz Mutter gegen das Kind ist.

J. Es ist wahr; und hier ist kein Schatten und kein Zweifel übrig von dem reinsten, edelsten Mutterherzen; — aber sonst führt das Krankenbett den Zuschauer oft auch irr und man darf im Allgemeinen gar nicht annehmen, der Mensch sei wirklich das ganz, was er auf seinem Krankenlager zu sein scheint. Ich habe vorigen Herbst beim Nachbar Netscher hierüber eine traurige Erfahrung gemacht. Der Heuchler glaubte da, es sei mit ihm aus, ließ mich zu sich kommen und zeigte viel liebreichere und billigere Gesinnungen gegen seine Kinder, als sonst, und sagte dann, es schien mir wirklich mit einer Thräne im Auge, er wolle einmal, ehe er sterbe, seiner Kinder halber Alles in Ordnung machen. Er wisse, daß er Unrecht gehabt, seinem ältesten

Sohn so viele Vortheile zukommen zu lassen, wie er es ihm versprochen, das müsse nicht so sein; er wolle nicht, daß die andern sich diesfalls nach seinem Tode zu beklagen hätten.

Es besserte sich aber gerade ein paar Tage darauf wieder mit ihm und seitdem hat sich sein Liebling so wieder bei ihm einschleichen und einschmeicheln können, daß er nunmehr Alles beim Alten läßt, und es ist offenbar, daß seine Aeußerungen auf dem anscheinenden Todbette nichts als Aeußerungen seiner Schwäche und seiner Heuchelei waren. Da ich ihn wenige Tage nachher antraf und ihn fragte: Was ist's jetzt, wenn willst du dein Testament aufsetzen und deine Kinder alle gleich, eins wie das andere behandeln? antwortete er mir: Ich habe mich wieder anders bedacht; es ist mir keines von allen so gehorsam gewesen, wie mein lieber ältester Sohn; sie sind selber schuld, daß ihnen das begegnet; wären sie gewesen wie er, so hätte ich sie auch bedacht wie ihn. Ich antwortete ihm: Du hast doch ganz anders gedacht, da du glaubtest, sterben zu müssen. Er erwiederte mit Kopfschütteln: Ich weiß es, aber es ist nichts, ich will es jetzt nicht so. Ich wollte fortfahren und sagte: Man denkt doch, wenn man auf dem Todbette ist, immer frommer, besser und rechtschaffener als in gesunden Tagen. Er ließ mich nicht fortreden und sagte: Du hast jetzt schon gehört, ich weiß, was ich thue und brauche keinen Vogt und keinen Fürsprecher weder für meinen Sohn, noch für die andern. Und so ist es wahrlich oft mit den guten Vorsätzen, die kranke Leute auf dem anscheinenden oder wahren Todbette zeigen.

E. Wir wollen lieber noch einen Augenblick von der guten Frau reden. Es ist rührend, wie sie Alles zusammennimmt, um das Herz des Kindes zu bewegen; zuerst der Eindruck, den ihr Todbett auf dasselbe machte; dann ihre Liebe, die sie ihm bis zum Ohnmächtigwerden und Einsinken zeigte; dann die Schande, ein Dieb zu sein und bei dem Maurer abbitten zu müssen; und dann der Glaube, daß Gott Alles sehe und daß alle Menschen ihm trauen müssen;

und dann noch ihr frommes Selberbeten für den Knaben und ihr Segen über den Lieben, den sie vom Bösen abhalten will; das alles zusammen könnte wohl nicht anders, als dem Kind Herz und Seel durchschneiden und einen Eindruck auf ihn machen, der ihm Tag seines Lebens bleiben muß.

J. Man muß aber ebensoviel bei einander haben, um so viel mit einander zu gebrauchen, und dazu mag es eben auch ein Weib erfordern, wie die Katharine im Ganzen war.

Wiederholung.

Daß der Mensch, wenn er seinem Ende naht, sein soll, wie ein Baum im Herbst voll reifer Früchte.

Daß man gern vom Tode reden und gern an ihn denken soll.

Daß gute Eltern gern bei ihren Lieben sind, daß sie aber auch Gott vertrauen und zufrieden sind, wenn er heute oder morgen will, daß sie von hinnen scheiden.

Daß ein Geschlecht dem andern auf der Erde Platz machen müsse.

Daß der Tod nichts Böses, und der Mensch des Lebens leicht satt werden kann, und daß er in Krankheit und Schwachheit sich oft so sehr nach dem Tode sehnt, wie ein Hungriger und Durstiger nach Essen und Trinken und ein Wanderer nach seiner Ruhestatt.

Daß die Menschenliebe Wohnstubenwartung und eine Pflege fordere, wie die feinste Pflanze des Gartens.

Daß Wohnstubentugend, Todbett und Kindererziehung in großen Häusern nicht leicht so rein und gut gedeihen, als in niedern Hütten.

Daß die, die meinen, sie seien viel mehr und wüßten viel mehr, als andere Leute, um dieser Meinung willen oft viel ungeschickter werden, als die, die diese Meinung nicht haben.

Daß Eltern den Kindern, und Gesetzgeber den Völkern ans Herz greifen müssen, wenn sie Fehlern und Verbrechen mit Erfolg Einhalt thun wollen.

Daß man die Ruthe auch ohne Verstand und ohne ein

gutes Herz blos mit der Ruthe brauchen könne, daß aber ein solcher thierischer Gebrauch derselben auch nur eine thierische Wirkung hervorbringen könne.

Daß alle guten Erziehungsmanieren, so wie alle guten Regierungskünste ein gutes Herz und einen gesunden Verstand voraussetzen und erheischen.

Daß es gut ist, wenn der Mensch wohl erkennt, daß er das selber haben muß, was er andern geben will.

Daß man armen Leuten am wenigsten für leere Worte zahle.

Daß Noth und Sorgen den Menschen am besten lehren, den geraden Weg zu gehen.

Daß man mit wenig Reden weniger verderbe, als mit vielem.

Daß der Mensch oft, sogar auch auf dem Todbett, nicht im Herzen hat, was er mit dem Mund ausspricht und anlobt.

Daß ein böser Mann den Kopf schüttelt, wenn man ihn an ein Versprechen mahnt, das er jetzt nicht mehr gern erfüllt, und daß er mit groben Worten herausrückt, wenn man ihm zum zweiten Mal damit kommen wollte.

Daß man unter Kindern keinen Unterschied machen soll.

Daß Eltern, die ihren Kindern in etwas Unrecht gethan, sich damit nicht rechtfertigen können, wenn sie von ihnen sagen: sie sind selber schuld und haben es so wollen.

Daß die guten Vorsätze der Kranken oft von Langeweile herrühren und folglich verschwinden, wenn ihnen die Zeit wieder kurz wird.

Neunzehnte Abendstunde.

Von einem erschrecklichen Wort und einem erschrecklichen Mann. — Vom Abschiednehmen. — Von der Sprache der Bibel. — Von der Sprache des gemeinen Lebens. — Von Spruchheiligen und von Leuten, die in aller Einfalt fromm sind. — Von solchen, die daran künsteln. — Von Wortkleidern, die die Blöße bedecken sollten. — Vom Weltlichen, — vom Geistlichen, — vom Irdischen und Ewigen. — Vom Götzendienst und vom Gottesdienst. — Vom Todbett und von einer Fürstenbraut; von den Sorgen für den Staub der Erden und von den Hoffnungen des Himmels; von den Versäumnissen des Todbetts; von den Früchten des Glaubens am Rande des Grabes. — Vom frommen Christian. Von des alten Fridlins sel'ger Frau und vom Nachbar Chirlu.

So ein Todbett und so ein Abschiednehmen bricht einem das Herz, daß man eher weinen, als reden möchte, sagte Christoph, als er den siebenzehnten Abschnitt gelesen.

Aber das verfluchte Wort des Vogt, „es wird Schade sein, wenn die alte Hexe einmal todt ist" durchschnitt mir Leib und Seele, daß ich einmal von dem zuerst reden muß, sagt Else.

J. Es ist wahr, es ist entsetzlich!

E. Ja wohl entsetzlich! Innerhalb der Thür ein Weib auf seinem Todbett; es hört vor seinem Fenster den Mann, der ihm sein Leben elend gemacht, es erschrickt, zittert, überwindet sich, betet für ihn, entschuldigt ihn, — erblasset und bebt, — betet fort — und sinkt in Ohnmacht, als es ihn wieder hört. Außerhalb der Thür der Bösewicht, für den die Sterbende betet, er sieht den todtblassen Knaben seinem Vater rufen, er hört sein herzbrechendes „Herr Jesus! die Großmutter ist todt", und spricht das schreckliche Wort aus „der Schaden wird groß sein, wenn die alte Hexe einmal todt ist!" Das ist ein Bild von einem Menschen, bei dem einem Hören und Sehen vergehen möchte.

J. Du kannst es gewiß nicht abscheulicher finden, als es mich auch dünkt, Else; aber es thun doch oft Menschen, die sich gar nicht zu einem solchen Mann rechnen, Sachen,

die mehr und minder diesem ähnlich sind. Du mußt denken, der Vogt war außerhalb der Thür und sah also nicht, was die Frau im Bett und innerhalb der Thür eben jetzt machte, und glaube mir, Else, wenn alle Menschen, just wenn sie im Eifer und Zorn von ihren Feinden reden, allemal auch sehen und hören würden, was diese in eben dem Augenblick in ihrer Stube thun und leiden, so würden sie tausend Sachen, die sie thun, abscheulicher finden, als jetzt, wo sie nicht sehen und nicht hören.

E. Ich will glauben, der Vogt selber wäre todtblaß geworden, wenn er das Weib so für ihn betend erblickt hätte.

J. Vielleicht! — Vielleicht nicht!

E. Es ist doch fast nicht anders möglich.

J. So wie er ist, hätte ihm doch auch gar leicht ein „die verdammte Heuchlerin, was sie jetzt macht" entfahren können! —

E. Schweig, Joost; kein Wort mehr von ihm, sonst verdirbst du uns den Abend mit diesem Satan, der unsern Engel noch auf ihrem Todbette so beunruhigte. —

J. O — — Else! Dieser Satan hat ihr Todbett verherrlicht! Er mußte kommen, — sie mußte ihn hören, — sie mußte für ihn beten, — seinetwegen ohnmächtig werden — wieder erwachen, — Gottes Hülfe sehen, — ruhiger werden — und dann Abschied nehmen — und sterben.

E. Es ist wahr, Joost, er hat ihrem Todbett und ihrem Abschied wie einen Glanz aus dem Himmel gegeben.

Chr. Aber, Else, so bis auf den letzten Augenblick bei seinen Sinnen und bei gutem Verstand zu sein und so bei allen Hinterlaßnen Abschied nehmen zu können, ist doch auch, was der Mensch sich Schönes und Gutes auf sein Todbett wünschen kann.

J. Die Sterbenden erheben sich in ihren letzten Augenblicken gar oft über sich selber und über den Grad ihrer Kräfte und Ansichten, die sie gewöhnlich in ihrem Leben zeigten; und es ist merkwürdig, oft sind dann selber ihre

Worte Worte eines höhern Ausdrucks, als die, deren sie sich im gewohnten Leben bedienten.

E. Es ist wahr, die Katharine redete sonst auch nicht so mit Bibelsprüchen, wie jetzt.

J. Sie war nichts weniger, als eine Spruchheilige, sondern redete sonst immer mit dem Rudi und ihren Lieben in aller Einfalt die Sprache des gemeinen Lebens. — Aber jetzt in dieser ihrer letzten Angelegenheit redet sie ganz die Sprache der Bibel, und es ist auch ganz natürlich; was sie jetzt sagt, solle den Ihrigen nicht mehr eine gemeine tägliche Rede sein, sie fühlt sich schon jenseits des Grabes, nimmt Gottes Worte in ihren Mund, und ihre Worte sind auch den Betrübten ganz gewiß Worte eines scheidenden Engels.

E. Dieser Unterschied im Gebrauch der Bibelworte ist völlig in dem Sinn, den uns unser alter Seelsorger darüber lehrte. Er sagte mit ganz besonderer Aufmerksamkeit mehrmals zu uns: „Kinder! das Wort Gottes muß euch reich machen zur Seligkeit; aber ihr müßt es nicht immer in den Mund nehmen, sondern nur zum Allerwichtigsten sparen und brauchen. Es muß der Schatz eures Herzens sein, den ihr eben so wenig spiegeln als verleugnen sollt!“ —

J. Es gibt aber Pfarrer, die meinen, wenn nur ihre Bauern die Bibel viel im Mund haben, so sei es dann schon am Tage, daß sie recht viel ausgerichtet in ihrem Dienst; ich hingegen traue den Leuten, deren zweites Wort ein Spruch aus der Bibel ist, selten sehr viel Gutes zu.

E. Du kannst das leicht zu weit treiben, Joost. Es gibt dir herzgute und recht redliche Menschen, die sich das in der besten Meinung von der Welt angewöhnt haben.

J. Das ist auch wahr, Else, aber wenn diese guten Leute sich selbst und die Menschen überhaupt besser kennten, so thäten sie das gewiß nicht, denn es ist nicht für uns und nicht in uns, daß wir mit anderer Leute Worte reden sollen, und am wenigsten mit Worten von Heiligen und Leuten, die gar viel mehr sind, als wir. — Das steht uns ja nicht an und paßt nicht. — Ja, so in Augenblicken, wo wir so, wie die Katharine, so zu sagen schon in einer andern

Welt leben, wo die Unsern um unser Bett herumstehen und auf unsere Worte horchen, wie auf die Worte eines Engels, da läßt sich's schon in der Sprache der Propheten vom Gott Abraham's, Isaaks und Jakobs reden, aber so, wie wir tagtäglich auf Gottes Boden herumwandeln und gemeine Dinge mit einander verhandeln, ist wahrlich die Sprache unserer Brüder, die mit uns da herumkriechen, die beste für uns; man versteigt sich so leicht in der Sprache der Propheten und Apostel, und wer am natürlichsten und gemeinsten in der Welt geredet hat, ist der Herr Christus. — Und von den Aposteln und Propheten hat auch so ein jeder seine eigne Manier, und keiner suchte eben seine Meinung stark in Propheten- und Heilandssprüche einzukleiden. Der beste Spruch ist gewiß für einen jeden der, der ihm am reinsten und geradesten aus dem Herzen kommt, wenn denn schon ein Apostelspruch für den Apostel zehnmal schöner und größer gewesen sein mag.

E. So wie du dich jetzt erklärst, muß ich dir vollkommen Recht geben; es muß eine jede Sache, die der Mensch redet, ganz aus seinem Herzen und aus seinem Kopf kommen, wenn sie Eingang finden will, und wo das ist, da sind denn so zu sagen, die Worte wie nichts; auch entlehnt man sie dann gewiß von Niemand, sondern nimmt sie in Gottes Namen, woher sie kommen. — Sieh nur, Vater, auch bei diesem Abschied zeigt sich das deutlich. Was der Frau Noth ist und auf dem Herzen liegt, das sagt sie, und man sieht fast nicht, was für Worte da sind; man denkt nicht an sie, so einfältig und gerade sind die Worte, wie die Sache selber, von der sie redet.

„Thue deinen Kindern eine Geiß zu" — „das Betheli ist wieder so flüssig" — „halte sie rein im Waschen und Strehlen, such ihnen Ehrenpreis und Hollunder" — „verschneid den Kindern meine Fürtücher, gib mir kein neues Hemd in's Grab." — Das sind alles Sachen, die dem Rudi äußerst wichtig, und für ihn und seine Lieben sind das gewiß so heilige Worte, als die Frau immer mit allem Suchen in der Bibel hätte ausfindig machen können; sie

kamen sichtbar aus einem Herzen, das so war, wie Gott und die Bibel will, daß das Mutterherz des Menschen sei, und dann kann's nicht fehlen, wo das Herz ist, wie Gott und die Bibel will, daß es sei, da sind die Worte gewiß auch, wie Gott und die Bibel will, daß sie seien, und brauchen weder Zwang noch Kunst.

Chr. Aber, Joost, es werden dir doch viele fromme Leute über dieses Todbett sagen, die Frau habe noch zu viel am Zeitlichen und Irdischen geklebt.

J. Es ist sicher, daß dieses viel fromme und brave Leute sagen werden; aber es ist wie mit dem obigen. Das, was sie meinen, paßt nicht für den Menschen, so wenig als das mit Bibelsprüchen reden. —

Das Größte, was uns die Religion geben kann, ist Stärke zu allem, was auf der Welt gut und nützlich ist, und wenn ich nun auf dem Todbette das Weltliche, was meine Kinder und meine Liebsten angeht, nicht mehr vertragen mag, wenn ich mich scheuen muß, daran zu denken, wenn ich da, wo ich nothwendig rathen, helfen und da sein sollte, nicht rathen, nicht helfen, mich der Sachen nicht annehmen und nicht zeigen kann, daß ich noch da bin, so bin ich doch offenbar schwächer und schlechter, als wenn ich's könnte, und bis auf den letzten Augenblick die Last der Erde für die Meinen und, so weit ich soll, für alle Menschen tragen würde.

Die Religion soll mir zwar, wenn ich die Welt verlasse, Kräfte geben, zu zeigen, daß ich nichts verlasse, daß mein Herz größer ist, als die Welt, und daß meine Hoffnungen weiter gehen, als auf ihr zu leben, aber eben darum soll sie mich auch in Stand stellen, die Welt, so weit ich soll, für die Meinigen zu gebrauchen, so lang ich lebe, und ihr Vater und Bruder zu bleiben, so lange ein Athem in mir ist; Gott hat uns zu Menschen gemacht und zu Söhnen der Erde. Die Erde gibt uns Brod und Freuden, und die Natur bindet die Nachkommenschaft und die Nebenmenschen uns ans Herz, und erst, wenn dieses erkaltet, löst sich dieses Band, das die Menschen an die Erde bindet, auf; und es

ist das Nahen des Todbettes, welches dem Erdmenschen am lautesten zuruft: „Gib Achtung auf den Theil der Erde, der in deiner Hand ist, und reinige und heilige den Staub, den Gott dir gegeben, und gib ihn froh und heiter denen, denen er gehört.“ Die Religion ruft den Menschen nicht ab von Pflichten der Erde, sondern gibt ihm Kräfte, Alles, was menschlich ist, bis auf den letzten Augenblick recht zu besorgen; hat doch Christus noch am Kreuze für das zeitliche Leben seiner Mutter gesorgt und sie seinem liebsten Jünger empfohlen. Man könnte mich mißverstehen, aber wie ich es denke, ist es gewiß wahr, der Mensch ist nicht für die Religion, die Religion ist für den Menschen; sie ist ein apartes, besonderes Ding, das den Menschen anfüllen und einnehmen soll, sie besteht mehr in Kräften, als Vorstellungsarten und Worten, sie ist eher eine Rüstkammer voll guter Werkzeuge, als ein Saal voll reizender und einnehmender Bilder. Das ist nicht die rechte Religion, die sich dem Menschen als ein Götze aufdringt, mit dem er täglich und stündlich bis zum Tändeln viel Geschäft und Wesens haben soll und dessen Dienst so sein soll, als wenn der Mensch nicht in dieser, sondern in einer andern Welt lebte, wo er Kopf und Herz nicht so alle Augenblicke für sich selber und bei sich selber braucht.

Die ächte Religion lehrt und stärkt den Menschen, die Welt zu brauchen und ihr Kopf und Herz bis auf den letzten Augenblick nicht zu entziehen, sondern vielmehr auf dem Todbett am deutlichsten die Stärke und Weisheit zu zeigen, die sie dem Menschen zum Gebrauch der Erde ertheilt.

Der Weg zum Himmel ist die Erfüllung der Pflichten der Erde und das Todbett ist die Vollendung dieser Erdenpflichten, und ohne Theilnehmung an zeitlichen Angelegenheiten und Verhältnissen ist ein Todbett so wenig schön, als der Abschied einer Fürstenbraut, die eben im Begriff ist, in ein fernes Land, in die Arme eines fremden Königs abzureisen und voll schwärmerischer Träume über ihr neues Glück ihren Vater, ihre Mutter, ihre Geschwister, ihre Gespielen

und ihre Bedienten da stehen läßt, wie wenn sie selbige nichts mehr angingen, und mit Vernachlässigung der menschlichen Aufmerksamkeit auf ihre nächsten Verwandten, immer nur ihren gemalten Gemahl angafft, zu dem sie jetzt hin will: das Glück der Fürstin mag noch so groß sein, so ist ihre Aufführung nicht schön und nicht edel; und das Todbett des Menschen ist nur dann schön, wenn die Hoffnungen des Himmels mit der reinsten Theilnahme an die Pflichten der Erden sichtbar gepaart sind.

Alle Versäumnisse der menschlichen Pflichten können, so lange man beim Leben ist, auf einige Art wieder ersetzt und gut gemacht werden; aber wenn der Mensch seine Pflichten auf dem Krankenlager und Todbett versäumt, so kann er das nicht wieder gut machen; er geht dann fort, der Mensch, und kommt nicht wieder, darum kann man ihm auch nicht genug sagen, er sollte nicht wie ein Tropf und ein Lump von hinnen scheiden. Auch haben dieses die Alten weit mehr als wir in unserer Zeit gefühlt. Der größte Beweis davon ist die Sorgfalt, mit der sie allgemein noch bei gesunden Tagen und bei vollen Kräften ihre Testamente aufsetzten und dabei mit der höchsten Genauigkeit bestimmten, was sie ihres zeitlichen Gutes halber zu verfügen gut und nothwendig fanden, und zwar nicht nur in Rücksicht auf ihre Kinder, sondern auch rücksichtlich der Armen, ihrer Dienstboten, ihrer Pathenkinder und der frommen Stiftungen in ihrer Stadt und an ihrem Ort, kurz aller Dinge und aller Verhältnisse, die ihnen Religions- und Menschlichkeitshalber am Herzen lagen. In unsern Tagen ist das nicht mehr so. Man läßt das Todbett mit Leichtsinn kommen, wenn es kommen will, und wird dann von ihm oft auf eine Weise überfallen, daß man das nicht mehr thun kann, was einem in den letzten Augenblicken am meisten am Herzen gelegen. Daher kommt es auch, daß man in unsrer Zeit fast alle Augenblicke das Wort aussprechen hört: Hätte doch mein Vater oder meine Mutter dieses oder jenes in Ordnung gebracht, das uns jetzt so viel Verdruß und so viel Sorgen macht, weil es nicht in Ordnung gebracht ist. Der Trost aber, den einige Leute

solchen Klagenden geben, ist: Er hat sich einmal des Zeitlichen entschlagen, und nur mit dem Geistlichen beschäftigt; dieser gedankenleere Trost will wahrlich nichts sagen, als er hat seine Pflichten gegen euch vergessen, und ist mit seinem Kopf und Herzen nicht bei euch geblieben, so lange er konnte und sollte und so lange ihm ganz gewiß die Religion bei euch zu bleiben selber befohlen hätte, wenn er ihre Stimme in der Wahrheit erkannt und ihre Kraft in sich selber in der Wahrheit gefühlt hätte.

E. Du hast mich beinahe irr gemacht in der Art, wie ich glaubte, daß ein Todbett erbaulich sein müßte. —

J. Nimm das nur so, Meisterin: das nützlichste Todbett ist gewiß das erbaulichste, und wer am meisten Gutes auf seinem Krankenlager thut und die Kräfte seines Verstandes und seines Herzens am sorgfältigsten braucht, seinem Nebenmenschen Treue und Liebe, und Rath und Hülfe zu erweisen, der zeigt für uns Menschen gewiß am deutlichsten, daß er Religion habe.

E. Ich muß bekennen, es scheint mir jetzt auch, man müsse den Menschen so lange in der Welt lassen, so lange er darin ist, und es kann von bösen Folgen sein, wenn man ihn bei lebendem Leib völlig und ganz dahin versetzen wollte, wo er doch noch nicht ist, und ihn veranlaßt, dem Zeitlichen ganz Abschied zu geben, so lange er Kräfte hat, etwas Nützliches auf Erden zu thun.

J. Die geistlichen und religiösen Pflichten des Menschen sind in zeitliche Sachen hineingewoben, und der Tod allein haut diesem Gewebe den Faden ab; wir aber müssen, so zu sagen, auf diesem die Angelegenheiten unsers zeitlichen Lebens mit den Hoffnungen der Ewigkeit vereinigenden Webstuhl sitzen bleiben, bis der letzte Athem hin ist, und uns des Unsern und aller Menschen annehmen, so lange unser Herz schlägt.

Aber, Else, nicht für sich selber, sondern für Andere lebt der Sterbende; ihm ist die Erde freilich nichts, aber die Gerechtigkeit, die Treue, die Liebe, die er den Seinen und allen Menschen schuldig ist, ist ihm Alles; und er wird diese

Treue und Gerechtigkeit allen denen, die er liebt, auch im Kleinsten, Zeitlichen und Irdischen, so lange er lebt, erweisen. Jetzt hoffe ich, du verstehst, warum ich mit dem Todbett unsers lieben Christians nicht ganz zufrieden gewesen, du weißt, wie lieb er mir war, und wie ich alles Zutrauen auf den frommen Mann gesetzt, so lang er lebte, aber seine Religion machte seinen Kopf doch nicht klar und gab ihm die Stärke nicht, die der Mensch in Geschäften dieses Lebens nöthig hat; er war fast immer leidend und wirkte wenig, und sein Todbett war sichtbare Schwäche, wenigstens schien sein Licht auffallend ein Licht unter einem Scheffel; er lag 5 Wochen da ohne Theilnahme an menschlichen Angelegenheiten, unter Beten, Singen, die Händefalten und Schlafen, und es ist offenbar, er war mit allem Reinen und Guten, das er hatte, doch kein Mann und kein Beispiel, und seine Schwäche war nicht Religion, sondern ein Fehler; so schön es übrigens war, daß dem Mann in seiner zehntägigen Kopfsverwirrung kein Wort entronnen, dessen sich der Frömmste zu schämen hätte.

E. Wenn man das Erbauliche des Todbetts von dieser Seite ansieht, so zeigt es sich freilich, daß es unter den Leuten, die in ihrem Leben am wenigsten Worte und Wesens von der Religion gemacht, weit mehr erbauliche Todbetten gebe, als bei denjenigen, die ihre Religion, ich möchte bald sagen wie eine Profession treiben und alle Augenblicke davon reden.

J. Das ist ganz natürlich, denn auch der Arbeitsmann, der beständig von seinem Werkgeschirr redet, kann gar leicht machen, daß alle seine Nachbarn verstehen, wie er meine, daß man sein Handwerk treiben müsse, aber er versäumt dabei seine Arbeit; der hingegen so am Morgen früh aufsteht und sein Gewerb still und allein und um des lieben Brodes willen den ganzen Tag über treibt, bei dem findest du Waaren zu kaufen, obgleich seine Nachbarn dir gar nicht viel von dem erzählen werden, wie er meine, daß man sein Handwerk treiben müsse.

E. Kannteſt du des alten Friedleins selige Frau, Joost?

Das war nach deiner Ansicht ein Muster von einem Todbett; Kind und Kindeskinder waren fast immer um ihr Lager, sie redete mit allen und von allem so herzlich, als immer in gesunden Tagen, sie nahm ihre Kinder wie in's Gelübde, einander bei ihrem Todbette zu versprechen, durch ihr ganzes Leben gute, liebe Geschwister zu sein, Gott und die Menschen von ganzem Herzen zu lieben und bis an ihr Grab unter einander als gute Geschwister einig und friedlich zu leben, und weinte dir, wie ein Kind, als sie zu sehen glaubte, daß diese Bitte ihnen ans Herz ginge. Der Tod war ihr nichts, Gott und die Ewigkeit waren ihr sichtbar herzinnig lieb, und doch nahm sie bis auf den letzten Tag ruhig an Allem Antheil, was vorfiel, rieth und half, lehrte und segnete, betete und arbeitete, bis sie erloschen. Als die arme Frau ein paar Tage vor ihrem Ende fühlte, daß sie ihrer Reinlichkeit nicht mehr mächtig, sagte die Gute und befahl ihren Kindern, ihr Unterbett wegzunehmen, und sie auf den Strohsack zu legen; mit Thränen baten alle Kinder: „Thue doch das nicht, Mutter, es ist ja nichts daran gelegen." Es ist mir nicht wohl, Kinder! wenn ihr's nicht thut, ich verderbe nichts gerne; — die Kinder baten mit Weinen fort; — „Wenn euch meine Ruhe lieb ist, Kinder, so redet kein Wort mehr, und thut, was ich sage;" — sie mußten gehorchen, und die Frau entriß sich in den letzten Stunden des Lebens ein weiches Lager und wählte ein hartes, ihren Geliebten ein Hausrathsstück zu schonen, welches sie ihnen, wie sie sagte, auch so hinterlassen möchte, daß es sie freue. Dieses Schonen des Bettes am Rande des Grabes, Vater, hat mich schon oft zum Weinen gebracht.[17])

Chr. Ja, so rein und erhaben wohlthätig als diese Frau war, ist gewiß ans Herz gehend und beweiset eher, daß ein Mensch Religion habe, als alle, auch die frömmsten Worte, von denen man doch zuletzt und selbst auch auf dem Todbett nur den äußern Ton hört.

J. Worte sind in Gottes Namen in Ewigkeit nur Worte.

E. Und Sachen sind Sachen, meinst du wohl, Joost?

Chr. Auch der Nachbar Chirlu ist so erbaulich ge-

ſtorben. Alles das Seine war in der ſchönſten Ordnung, ſein Hausſegen freute ihn innig für ſeine Kinder, und reute ihn für ſich ſelber gar nicht. Einſt, als ſie alle um ſein Bett her ſtanden, ſagte er ihnen: „Gott hat mich im Zeitlichen geſegnet, aber mein beſter Segen ſeid ihr, meine Kinder!“ Er war in der ganzen Krankheit noch herzlicher, theilnehmender, als in geſunden Tagen; gerade am erſten Tage ſagte er ſeinem Sohne: „Ich komme nicht mehr auf von dieſer Krankheit, bemühe mich alſo in nichts ohne Noth; du weißt und kennſt, Gottlob! unſere Hausſachen wohl; wenn aber etwas vorfällt, das nöthig, ſo komm nur und frag' mich, was du willſt.“ Es freute ihn auf die Letzt noch einſt, am Tiſche mit ſeinen Lieben zu eſſen; er zwang ſich und aß und trank ſo freudig, ſo liebreich, und mit ſo viel Dank für das Gute, das ihm Gott in ſeinem Leben gethan, daß man ſah und daß es einem ans Herz ging, daß der Weg, den der Mann gehen mußte, ihm nicht weh that; man ſah's, er ging den Weg zum Himmel, und war doch noch ganz bei den Seinen auf Erden. Er fühlte noch alles Gute, das er genoß, und that noch Alles, was er konnte und ſollte; es iſt zu Thränen bringend, wenn man die Gegenwart des Geiſtes und die Sorgfalt erzählen hört, mit der er die Mütze in gefalteten Händen hielt und allen den Seinen den letzten Segen gab. Zu der letzten Stunde frug ihn ſein liebſtes Kind noch einmal, wie es doch ſtehe, und er antwortete ruhig und heiter: „Siehe nur, liebe Dorothe, ich bin ſchon ganz todt und kalt — nur das Herz iſt noch nicht ganz gebrochen“ — ſo ſtarb der Nachbar Chirlu; und du weißt, Jooſt, wie wenig der Mann in ſeinem ganzen Leben aus allem Reden und Wortweſen, und auch aus allem Reden und Wortweſen über Religionsmeinungen gemacht. Es war ein Mann, in ſeinem Thun ſchlecht und recht, und maßte ſich nicht an, etwas zu wiſſen, das er nicht in ſeiner Hausthür brauchte, und ſo ſtarb er.[18])

E. Aber jetzt haben wir doch genug.

Wiederholung.

Daß die Worte des Hartherzigen abscheulicher sind, als er selber denken und glauben kann.

Daß von zehn Worten, die wir von Armen und Leidenden reden, gewiß neune anders ausfielen, wenn wir allemal grade, ehe wir reden, die Hausthür aufthun und sehen könnten, was er eben jetzt thäte und litte.

Daß ein Böswicht der Unschuld, auch wenn er sie beim Besten und Heiligsten antrifft, doch nichts Gutes zutraut. —

Daß im gemeinen Leben immer mit Bibelsprüchen und Apostelworten zu reden nicht natürlich, und dem Menschen nicht wohl anstehe. —

Daß, wenn Umstände und Sachen unser Herz so erheben, daß wir, so zu sagen, Gottes Wort in den Mund nehmen müssen, es dann auch recht, natürlich und anständig sei, daß wir's thun. —

Daß der Heiland selber am natürlichsten, einfältigsten und gemeinsten geredet habe.

Daß, wenn einem die Sachen recht aus dem Herzen kommen, die Worte zu wählen ihm wie nichts seien, und er gar nicht daran künstle.

Daß viel tragen können, beweise, daß einer stark sei, und daß man aus dem gern abladen schließe, daß einer müd und schwach.

Daß die Religion mehr in Kräften, als in Vorstellungsarten und Worten bestehe, und eher einer Rüstkammer, als einem Bildersaal zu vergleichen sei.

Daß der Götzendienst Tändelei, Versäumniß von Menschenpflichten und ein Entlaufen aus der Welt fordere.

Daß der wahre Gottesdienst ein menschlicher Dienst ist, der uns an die Erde bindet, so lange wir darauf leben.

Daß der Mensch, was er auf dem Todbett versäumt, nicht mehr nachbringen kann.

Daß nur was nützlich ist, recht erbaulich sein kann.

Daß gemeine Leute, die nie viel Wesens aus der Religion machen, oft auf ihrem Todbett gar deutlich zeigen, daß sie ihre Kraft besitzen.

Daß Erzählen und Arbeiten zweierlei Sachen sind, und das erste den Menschen gemeiniglich arm und das andere gemeiniglich wohlhabend mache.

Daß des alten Friedlins Frau und der Nachbar Chirlu erbaulicher gestorben, als der fromme Christian.

Daß sich selber überwinden, für andere leben, und ein heiteres Gemüth und ein dankbares Herz am Rande des Grabes zu zeigen, am deutlichsten beweise, daß ein Mensch Religion habe.

Zwanzigste Abendstunde.

Von dem Unterschied, der in einer jeden Sache ist. — Von der wahren Größe des Menschen. — Vom Theilnehmen an dem Leiden und Sterben seiner Nebenmenschen. — Vom Verzeihen und Nachtragen. — Vom Maulhängen, Anspeien und andern Künsten, mit denen man aus Menschen, die fehlen, Böswichter macht. — Von einem schönen Trost des Todbetts, und von der Seltenheit des Falls. — Vom alten Morlauer, von seinem Mittagessen und von seinem Schwitzen. — Vom Arbeiten, vom Fleißigsein. — Vom Mäusefangen. — Vom Gebeinverscharren und auch vom Verfaulen wie Mist. — Von Todes-Andenken. — Von Stiftungen und dem letzten Willen. — Vom Kloster Saugaus, und vom Dorfe Erlau. — Von 12 Pfund Broten. — Von der obrigkeitlichen Gewalt und von ihren Schranken. — Von Katzen. — Perücke und Degen. — Von den Hauptwurzeln eines Reichs, und von seinen Hauptbedürfnissen.

Wenn Kinder Abbitte thun, ist doch eine recht schöne Sache, sagte Christoph, als er den 18ten Abschnitt unsers Buchs gelesen.

Sie hat auch, wie Alles in der Welt, ihre zwei Seiten, sagte Joost.

Mit deinen ewigen zwei Seiten, sagte Else.

Bringe ich dir Seiten oder mache ich dir sie, wenn sie nicht da sind?

E. (mit Lachen.) Es ist gleichviel, ob du sie machen und bringen würdest, wenn wir sie vorher nicht sehen.

J. Nein; aber im Ernst, wenn man mit dem Abbitten nicht bewirkt, daß es den zufrieden stellt, der beleidigt worden, und den weich und reuig macht, der gefehlt, so ist es nicht bloß unnütz, sondern ganz gewiß schädlich. Wenn du z. B. ein Kind bei einem Mann abbitten ließest, der roh und unbarmherzig ist und ihm mit wildem unvernünftigem Schelten noch Unrecht thut, oder bei einem Leichtsinnigen, der das Laster selber für nichts achtet, sondern von Fehlern und Bosheiten, wie wenn sie gar nichts zu bedeuten hätten, redet, so bringst du bei Anlaß des Abbittens deinem Kind Sachen in seinen Kopf und in sein Herz, welche gewiß nichts Gutes schaffen. Noch schlimmer als das Alles ist, wenn Kinder, die selber im Fehler sind, die aber, weil sie reich und vornehm, sich loswinden konnten, von Armen und Gemeinen, die aber weniger als sie selber gefehlt haben, solche Abbitten erhalten. Es geht in diesem Fall auf beiden Seiten übel. Das vornehme Kind wird in seinem Innersten verhärtet und böse gemacht, und in dem Herzen des gemeinen wird Rache, Bosheit und Verstellung auf eine solche Art entzündet, die vielleicht in seinem Leben nicht mehr ausgelöscht werden kann.

So groß ist auch in der besten Sache der Unterschied, wer, und wie und wo man sie thue. Man kann aber darum auch von keiner Sache viel vorausreden, sondern muß in Gottes Namen Kopf und Herz so in Ordnung halten, daß man immer gern den geraden Weg geht, daran fehlt's nie, man merkt allemal im Fall selber leicht und geschwind, was thunlich und was nicht thunlich ist.

E. Das Abbitten im Buch vom Rudeli an bis auf Gertrud ist so schön.

J. Es ist wahr; das Kind und sein Vater machen einem das Herz groß, so mit geradem, redlichem Sinn thun sie diese Abbitte.

E. Ach, der arme Mann erbietet sich so gutmüthig, die Erdäpfel wieder abzuverdienen und dem Meister treu und fleißig früh und spät zu sein, daß es wohl nicht möglich, mehr und deutlicher zu zeigen, daß einem sein Fehler leid ist.

J. Aber Gertrud nimmt auch mit gleicher Liebe und mit gleichem graden Herzen die Abbitte auf und handelt völlig, wie wenn der Rudeli ihr eigen Kind wäre, so sucht sie Alles auf, ihn zu entschuldigen, aber ihn auch abzuhalten, den Fehler wieder zu begehen.

Chr. Und ein Engel könnte nicht wohl reiner und wahrhafter an diesem Abbitten Theil nehmen, als die Katharine, die sich in diesem Augenblick schon nicht mehr in dieser Welt lebend fühlte.

J. Ja wohl. So in der Stunde des Abschieds noch im Stande zu sein, die lieben Seinigen von sich weg zu einer fremden Frau zu schicken, den Fehler eines Kindes bei ihr abzubitten, ohne zu wissen, ob diese Lieben einen dann noch lebend wieder antreffen werden: das ist wohl das Größte, wohin den Menschen ein reiner, frommer Sinn und der gerade Weg der Einfalt und Unschuld führen kann, und ein Bild der Vollendung der reinsten Kräfte der Menschheit.

E. Und doch nichts, als anspruchslose Einfalt und natürliche Folge ihrer Uebung im Ueberwinden und Rechtthun.

Chr. Der Mensch wird wahrlich in aller Einfalt groß und stark, ohne daß er es sein und scheinen will; zwingt er sich aber, es zu sein und zu scheinen, so verkünstelt er sich und wird schwach.

J. Es ist, als ob Gertrud und Katharine, ohne es zu wissen und ohne daran zu denken, mit einander hierin um den Vorzug stritten. Die Katharine vergißt sich selber und alles andre, denkt an nichts und hat nichts so sehr im Kopf, als die Erdäpfel und das Abbitten bei der Gertrud. Diese hingegen lenkt jedes Wort vom Fehler ab, will vom Abbitten nichts hören und ist mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen nur da, zu forschen und zu sehen, womit sie die kranke Sterbende erquicken möge.

E. Diese gegenseitige Gutherzigkeit bringt denn aber auch diese zwei Personen so im Augenblick einander nahe und zusammen, wie nicht leicht Menschen auf Erden nahe und zusammen kommen.

J. Es ist wahr, die Katharine merkt beim ersten Wort

die treue, edle Güte der Gertrud und zwingt, so zu sagen, in der letzten Minute dem Tod noch einen Augenblick und einen Athemzug ab, um noch eine Mutterbitte anbringen zu können; und Gertrud lockt den Wunsch der Sterbenden noch so sichtbar heraus und liest ihn auf den starren Lippen, die ihn nur noch halb sagen konnten, ganz, versteht ihn ganz, und fängt in eben dem Augenblick an, das zu sein und zu erfüllen, was die Sterbende wünscht.

Chr. Noth und Tod bringt doch immer hundert Herzen zusammen, wo Lust und Freude ein einiges.

E. Ach, so ein Theilnehmen an dem Leiden, an der Noth und selber an den Wünschen eines Kranken macht einem die Menschen lieber, als wenn sie in gesunden Tagen dir zehnmal mehr gethan hätten. Ich vergesse es meinem Bruder Caspar in meinem ganzen Leben nicht, daß er mir in der Krankheit, in welcher mich meine Base selig so hart hielt, zweimal im Geheim Geld in mein Bett hineingeschoben.

J. Aber auch umgekehrt ist nichts Entsetzlicheres und nichts, das tiefern Gram und Unwillen ins Menschenherz bringt, als wenn man unempfindlich bei Kranken ist und ihnen ihre Leiden und Schmerzen als nichtsbedeutend behandelt, ihre Schwäche, ihre Wünsche, ihren Kummer ihnen mit Härte vorhält, sie überladet, beunruhigt, verwirrt und quält, oder ihnen noch gar Sachen zumuthet, die wider ihr Herz, wider ihren Willen und über ihre Kräfte sind! Du vergissest dieß in deinem Leben auch nicht?

E. Schweig, Schweig, Joost! Laß das ewig todt und begraben sein! — Ich will lieber vom Rudeli reden, wie er der Großmutter mit der Tasche voll Obst zeigt, daß er wisse, was recht verzeihen ist.

J. Der versteht das auf eine Art, daß wenn viele Leute es so verstünden, die Zahl der Schelme gewiß abnehmen würde.

Chr. Glaubst du das?

J. Kannst du zweifeln, Meister, daß, wenn vielen Unglücklichen in der Jugend ihre ersten Fehler so mit einer

Tasche voll dürrem Obst verziehen würden, daß nicht weit die meisten dadurch sich besserten?

E. Nein; daran darfst du nicht zweifeln. —

J. Eben so wenig als hieran, daß ihrer hundert just durch die Art und Weise, wie sie bei ihren ersten Fehlern behandelt werden, sich verhärten und wirklich Schelme werden. Nimm jetzt nur an, Gertrud hätte den armen Knaben so im Ton einer wohlbestalten Untervogts- und Weibelsfrau mit einem großen Maulhängen und mit einer Amtsmiene, wie wenn sie ihn fressen oder anspeien wollte, angesehen und angefahren, und ihm dann ernstgemeint bedeutet, daß man so einem Diebsbuben in Zukunft das Stehlen mit dem Hundsloch in dem Käfich verleiden werde, so wäre auch zehn gegen eins zu setzen, der Knabe hätte der Frau in Zukunft mit Lust und Liebe wieder gestohlen, so sehr geht man in der Art und Weise, Sünden und Lastern Einhalt zu thun, oft irre!

E. Ich bin ein Weib; aber auch meine kleine Erfahrung sagt mir: „Schone deß, der fehlen will, und zeige ihm Liebe, sonst fehlt er gewiß, und doppelt."

J. Wenn die Glücklicheren das glaubten, so wären die Unglücklichen minder lasterhaft.

Chr. Aber so eine Gertrud bei seinem Todbett zu haben, muß doch für Eltern und besonders für solche, die unerzogne Kinder haben, eine Beruhigung sein, die nicht auszusprechen.

E. Ja wohl, Meister. Aber man hört wenig, daß es geschieht und daß Sterbende so einen Mitmenschen gefunden, dem sie also ihr Herz ganz ausgeleert.

J. Es ist natürlich; die Sterbenden lassen sich nicht gern mit Worten abspeisen und mit Komplimenten täuschen und werden dich gewiß nicht leicht um etwas bitten, wenn sie nicht recht wohl glauben, du werdest es thun.

E. Aber ich denke doch nicht, daß es viele Leute gebe, die etwas, um das sie ein Sterbender bittet, leicht versäumen oder vergessen werden.

J. Ich wollte gern, ich könnte auch mit dir so denken;

aber ich habe Leute gekannt, die Sterbenden, so zu sagen, die Bitte abgedrungen, für ihre Kinder zu sorgen und dann in Erfüllung derselben doch höchst nachlässig waren. Du mußt denken, Else, alle Menschen haben ihre guten Stunden und Augenblicke, in denen sie recht gute Vorsätze nehmen; aber, wenn der Mensch nicht durch und durch brav ist, so sind seine guten Vorsätze immer so vergänglich, als das Licht der Sonne, wenn sie in der ganzen Pracht des schönen Morgenroths aufgeht, der Horizont aber ganz mit Regengewölke bedeckt, und nur eine kleine Linie beim Aufgang noch hell ist; die Wolken nähern sich von allen Seiten dem Aufgang, die Sonne erlischt, die schönen rothen Wolken werden alle grau, und es gibt dann fast immer nur desto mehr Regen, je schöner die Sonne aufgegangen.

Die Bitte der Sterbenden macht bei Jedermann großen Eindruck; alles weint, alles verspricht, alles nimmt auf sich, alles will halten, was es versprochen; aber das Sprichwort: „Aus den Augen, aus dem Herzen" malt die menschliche Schwäche zwar in einem grellen, doch höchst wahren Licht. Der Todte wird begraben, und wenn er fort ist und verfault, so verschwindet auch das Rührende seines Lagers aus unsern Augen, und das, was wir versprochen, fängt nach und nach an, uns schwer zu fallen. Wir finden, daß wir uns übereilt haben, und daß das Jemand anders eher thun solle und besser thun könne als wir. Von diesem Augenblick an werden wir lau in dem, was wir unsers Versprechens halber noch wirklich thun, und so wie das, was wir diesfalls jetzo noch thun, immer weniger ist und immer schlechter gethan wird, desto mehr bilden wir uns dennoch darauf ein und nähren in uns närrische und übertriebene Gefühle von dem Dank, den man uns dafür schuldig sei; und dann führt uns die geringste saure Miene und ein jedes unüberlegte Wort, das man auf irgend eine Art als Undank auslegen könnte, leicht zu der Selbsttäuschung, daß wir dieses unvorsichtigen Versprechens halber mehr als genug gethan und daß wir uns desselben mit allem Fug und Recht entschlagen können.

Chr. Davon weiß ich mehrere Beispiele. Der rothe Morlauer hat seinem Bruder auf dem Todbett versprochen, für sein Kind zu sorgen, und that es eine Weile mit vieler Sorgfalt. Aber da diese Sorgfalt mit etwas Mühe und Verantwortlichkeit begleitet war, fiel sie ihm bald zur Last. Er ward von Jahr zu Jahr nachlässiger darin und verwahrloste sein Interesse endlich so unverantwortlich, daß das Kind durch die Folge seiner Handlungsweise um einen großen Theil seines Vermögens kam und im eigentlichen Sinn des Worts bestohlen ward. Es war übrigens ein eigenes Ding mit diesem Menschen. Wenn dieser durch seine Fahrlässigkeit so beeinträchtigte Knabe zu ihm kam oder man auch nur von ihm redete, sah man sehr deutlich, daß sein Gewissen in ihm aufwachte. Er eilte von einem weg an eine Arbeit, und war dabei so eifrig, daß er schwitzte.

E. Hier erscheint die heilige Arbeit doch auch als etwas sehr böses.

J. Hast du denn geglaubt, die Arbeit sei unter allen Umständen eine heilige Sache?

E. Ich meinte es bisher so.

J. Sage doch: in aller Unschuld.

E. Es ist mehr als genug, wenn ich sage: in meiner Unschuld.

J. Der Mensch, der im blinden Glauben an etwas, sei es auch nur ein armes Sprüchlein, lebt, wird so gern und so leicht für Alles das blind, was diesem Sprüchlein entgegensteht und thut die Augen von selbst zu, wenn etwas vor ihm steht, das damit in Widerspruch ist. Alle harte und rohe Arbeit macht das Herz leicht hart; Arbeit ohne Ordnung macht zerstreut; ohne Theilnahme des Herzens befriedigt sie nicht, sie macht leicht unbillig, ungerecht, und kann leicht zur Wurzel alles Bösen, zum Geiz und zum Ehrgeiz und zu allen Folgen der durch sie sinnlich verstärkten Selbstsucht hinführen.

E. Das ist ein trauriges Bild von der Arbeit. Aber, Joost, du bist doch sehr fleißig und verdienst das Zeugniß, daß dich die Arbeit nicht zu diesen Fehlern geführt hat.

J. Ich habe als Knecht gearbeitet, und in dieser Lage hatte die Arbeit weder für den Geiz, noch für den Ehrgeiz viel Reiz für mich.

Chr. Das macht einen Unterschied in der Arbeit, an den ich nie gedacht habe. Man ist als Knecht sicher an der Arbeit mit weniger Reizen zum Bösen umgeben, als als Meister.

J. Der Mensch hat zwei Arbeiten, eine innere und eine äußere. Wenn die äußere im Dienst seiner innern ist, so bildet sie ihn für sein inneres und äußeres Leben gleich gut; wenn aber die innere Arbeit im Dienst seiner äußern steht, so ist die innere Sorge für sich selbst allen sinnlichen Reizen des äußern Erfolgs seiner Arbeit unterworfen, und wird dadurch zu einer Quelle alles sinnlichen Verderbens unserer Natur und aller ihrer Gelüste.

Diese Ansicht von der Arbeitsamkeit erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Haushaltung. Es flossen eine Menge Bemerkungen darüber von allen Seiten. Der Joost sprach am meisten und äußerte sich wesentlich darüber also: Die Arbeit ist die äußere Erscheinung des innern Menschenlebens; sie soll dieses innere Leben nicht nur darstellen, sie soll es auch fördern. Sie soll den Menschen stark, aber nicht roh, bedächtig, aber nicht eigensüchtig, sorgfältig, aber nicht einseitig, kleinlich und ängstlich machen; sie soll den Bedürfnissen des Lebens ihre Befriedigung verschaffen; sie soll die Reize und Annehmlichkeiten des Lebens durch die Folgen ihrer Anstrengung erhöhen. Aeußere Arbeit ist ohne innere, menschenfreundliche Zwecke nicht Menschenarbeit; sie ist ohne dieselbe nichts mehr als das Lauschen der Katze, die auf Mäuse paßt, um sie zu fressen, und als das Jagen des Hundes, der seinen Hasen fangen will. Das ist so wahr, daß wenn die Folge des Nichtarbeitens nicht als die Quelle alles bösen, menschlichen Thuns angesehn werden müßte, man beinahe sagen dürfte, das Nichtarbeiten wäre besser, als das Arbeiten, das keine menschenfreundliche und seelerhebende Zwecke zum Grunde hat. Aber man darf doch das nicht sagen, und behüte mir Gott das Arbeiten; der Müßig-

gang macht verfaulen, und was einmal verfault, dem ist nicht zu helfen.

Das Arbeiten in der Wohnstube, mitten im Kreise geliebter Kinder und Hausgenossen ist ein heiliges Arbeiten; es wird mit Umgebungen unterstützt, die das Menschenherz von allen Seiten zu menschenfreundlichen und seelerhebenden Gefühlen und Gesinnungen hinlenken.

E. Diese segensvolle Heiligkeit des häuslichen Lebens in Arbeiten ist es gewiß auch, was unsere Katharine dahin brachte, daß ihr Todbett fast ohne seinesgleichen ist.

J. Allenthalben, wo Vater, Mutter und Kinder unter einem Dach bei einander wohnen und ihre Hausthür vor Jedermann, den sie nicht gern neben sich sehen, zuschließen dürfen, da wirst du auch allgemein ein besseres, christlicheres, vernünftigeres Hausleben und hinwieder seelerhebendere Todbetten finden, als wo die Wohnstube verödet und die Menschen haufenweise den Tag über in Fabrikstuben oder im Felde leben, auf dem sie eigenthumslos in Frohn- oder Lohndiensten den Tag über zusammen arbeiten.

Chr. Es ist unglaublich und wird durchaus nicht genug beherzigt, was das reine, häusliche Leben für bildende Kräfte für die Menschheit hat, und wie sehr der Mangel dieses gesicherten, häuslichen Lebens das Menschengeschlecht im Wesen seiner Bildung zurücksetzt und beinahe die Möglichkeit so erhabner Todbetten, wie dasjenige dieser Frau war, ausschließt.

Indessen sind solche seelerhebenden Todbetten in allen Haushaltungen, in denen noch einiges Gefühl für zeitliches und ewiges Wohl statt findet, von einem nicht zu berechnenden Segen. Auch waren vor Alters und noch zu meiner Zeit die Todbetten, die Todesandenken und der Wille des Sterbenden dem Volk ein Heiligthum. Das ist so wahr, daß sie selber die Todesstunde eines hingerichteten Verbrechers als eine feierliche, heilige Stunde ansahn. Jetzt aber werden solche Todbetten unseren Zeitmenschen immer weniger wichtig und erbaulich. Die Völker, die die Anhänglichkeit an das Eigenthum, an die Sitten, Gewohnheiten, Rechte und selbst

an die Feier- und Festtage ihrer Väter verloren, haben gewiß eben so sehr die Fundamente ihres reinen bürgerlichen Zusammenlebens verloren, als die Haushaltungen, in denen dieses der nämliche Fall ist. Geistliche und weltliche Obrigkeiten können nicht genug von der Wichtigkeit überzeugt sein, wie sehr die Aufmerksamkeit auf den Willen verstorbener Wohlthäter des Volks und auf Vermächtnisse, die zu Gunsten desselben in ihre Hand gelegt worden, für die Erhaltung, Sicherstellung und Erhöhung seiner Sittlichkeit, sowie seiner bürgerlichen Tugenden wichtig ist.

Ich erinnere mich mit Entsetzen, den Eindruck gesehen zu haben, den es hatte, als der Abt in dem Kloster Saugaus dem Dorf Erlau den Zins einer Armenstiftung, die der Kirche gehörte, entrissen und über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit dieser Verfügung zwischen ihm und den Bauern ein zehnjähriger Rechtsstreit entstanden. Der Prozeß ist auch zu Gunsten der Bauern entschieden worden, denn sie konnten beweisen, daß das Capital dieser Stiftung in einer Bodengült nur darum im Kloster niedergelegt worden, damit die Armen ihrer Kirche zu ewigen Zeiten sicher seien, daß das Capital dieser Gült von den Bauern selber nicht mißbraucht oder geschwächt werden könne.

Wenn die Bauern den Prozeß schon gewonnen, so äußerte sich der bleibende Unwille des Dorfs doch auch jetzt noch über das Kloster und die Geistlichen überhaupt auf die roheste Weise, und es hat sich durch den Prozeß, den es dieser Stiftung halber führen mußte, ein solcher Wust von Lasterhaftigkeit in demselben eingeschlichen, daß man es gewiß nicht glauben würde, wenn ich erzählen wollte, wie sich Alles in Erlau seit diesem Rechtshandel geändert und verschlimmert hat. Aber sicher ist, daß spielen, saufen, schelten, Schläghändel und alle Arten von Lumpen- und Schelmenstreichen daraus entkeimt, aufgewachsen und groß geworden, wie der schrecklichste Giftbaum, der aus seinem Kern entkeimt, aufwächst und groß wird.

E. Ich weiß ein ähnliches Beispiel. Eine lüderliche Mutter hatte ihrem Kind ein Kleinod, das ihm seine Tauf-

pathen legirt, verbraucht, und diese Handlung empörte das Herz des Kindes gegen seine Mutter so sehr, daß man ihm diesen Unwillen über diese Handlung seiner Mutter durch sein ganzes Leben immer noch ansehn konnte.

J. Die Aenderung in der Anwendung von Stiftungen, die fromme Leute zu guten Zwecken gemacht haben, greift in jedem Fall denen, die darunter leiden oder darunter zu leiden glauben, tief ans Herz.

Chr. Ich habe einmal einen Rabulisten mir die Antwort hierüber geben lassen: „Aber wenn einmal einem Narren in den Sinn käme, sein Gut einer Stiftung zu legiren, in der selber ausgesuchte Müßiggänger und Tagdiebe ruhigen Unterhalt und Aufenthalt fänden, so würde doch der Erbe rechtmäßig gegen die Gültigkeit dieser Stiftung protestiren können."

J. Darauf ist leicht zu antworten. Er könnte wohl mit Recht gegen den Unsinn in der Anwendung dieser Stiftung protestiren, aber er wäre in seinem Gewissen sicher verpflichtet, die Gültigkeit einer vernünftigen und menschenfreundlichen Anwendung dieser Stiftung anzuerkennen und sie zu dieser Anwendung, so viel an ihm liegt, sicher zu stellen. [Wenn man aber das Gut abnimmt und einige Zeit zu dem bestimmten Zwecke gebraucht, aber nach Zeit und Jahren den Erben sagt, daß es eine Thorheit sei, Müßiggänger zu ernähren, daß man aber jetzt für Perücke und Degen Geld nöthig habe und gerade dieses dazu brauchen wolle, so geht man sicher einen Weg, den Fürstenschritte nie betreten sollten.

Chr. Aber es gibt Fälle, wo deine Anmerkung gar nicht paßt, wo vor vielen hundert Jahren Sachen gestiftet werden, die damals gut waren, jetzt aber es nicht mehr sind — was ist da zu machen?

J. Die gute Absicht ihrem Wesen nach ewig bleiben zu lassen und nur das Aeußerliche der Form, worin die Zeiten sich immer ändern, umzuschmelzen.

Chr. Aber dieses Bleibenlassen des Hauptzweckes möchte

weit greifen und Fürsten oft die Hände da binden, wo sie selbige am liebsten recht frei hätten.

J. Sicher sollte es ihnen die Hände wenigstens so weit binden, das, was für die Religion gestiftet, in den Kriegsfond zu werfen; das, was für die Armuth gestiftet, in Kammergelder zu verwandeln; das, was für Bauern gestiftet, mit Edelleuten zu verspielen; das was fürs Fasten und Beten gestiftet, an Sängerinnen und Schauspieler auszuwerfen; das, was für den Tempel gestiftet, in einem Belvedère zu verbauen und das, was ins Trauerhaus gestiftet, in einem Tanzhaus verteufeln zu lassen. Der Fürst, der es an der ernsten Achtung fehlen läßt, die er frommen Absichten abgeschiedener Leute und geheiligtem Gut schuldig ist, greift das innere Glück seines Reichs an seiner Hauptwurzel an und thut sich selbst und seinem Haus wesentlichen Schaden. Wenn man die innere Ehrfurcht eines Volkes an dem, was ihm heilig sein sollte, schwächt, so leidet ganz gewiß, man mag's nun glauben oder nicht, die Majestät des Thrones, das Heilige der Kirchen und das innere Glück der Haushaltungen mit darunter.

Zehnmal besser ist's für Land und Leute, der Fürst fordere von denen, die leben, Geld, als er nehme es denen, die todt sind, denn wo ein Fürst nicht edel ist, da wird sein Reich schwach, wenn er sonst auch noch so viel Kunst braucht, es zu bepanzern; er hat eine tödtlich abschwächende Krankheit in seine edelsten Theile hineingebracht.][19])

E. Es schlägt eben elf Uhr.

J. Es ist mir leid; ich habe eben ein Buch bei mir, daraus ich euch noch etwas lesen wollte.

E. Zeig, was ist das für ein Buch?

J. Kennst du dieses Buch nicht? Es ist „der gute Jakob, wie er seinen Sohn lehrt." Das ist mir ein eigner Kerl, Else. So wie wir unsere Kinder in die Schule und zu den Büchern führen, so führt Jakob seinen Buben allemal, wenn er ihm etwas zeigen oder ihn etwas lehren will, dahin, wo es geschieht, vorfällt und dasteht.

E. Du mußt doch etwas davon lesen.

J. Nein, es ist jetzt zu spät, wir wollen es bis morgen verschieben.

Wiederholung.

Daß die Tugend und der Vatersinn des Armen, wenn sie sich unter so traurigen Umständen, wie diejenigen des Rudi sind, bewähren, erhaben ist.

Daß Unbarmherzigkeit und Leichtsinn zwei Haupthindernisse einer guten Erziehung.

Daß Gertrud brav war, daß sie den guten Rudi nicht lange um Verzeihung bitten lassen, aber dennoch den kleinen Rudi so herzlich vor dem Stehlen gewarnt und ihm die Säcke voll dürres Obst gegeben, da er jetzt wieder von ihr fortging.

Daß wer Kopf und Herz in der Ordnung hat, den geraden Weg auch ohne Landkarte findet.

Daß der Mensch ohne alle Vergleichung mehr für das danke, was man ihm in der Noth gibt, als für das, womit man seine guten Tage noch ausstaffirt und seine Hoffahrtsgelüste belebt.

Daß die Unmenschlichkeit der Glücklichen die eigentliche Quelle der Verbrechen der Unglücklichen sei.

Daß Jedermann und selbst auch schlechte Leute ihre guten Stunden haben und oft gute Vorsätze fassen; daß aber sehr viele Menschen gar leicht aus diesen guten Stunden herausfallen und ihre guten Vorsätze wieder aus dem Sinne schlagen.

Daß solche Leute dann auch immer einen ganzen Sack voll Entschuldigungen finden, warum sie ihren Vorsätzen nicht getreu sind und ihr Wort nicht halten.

Daß selber das gute Arbeiten auch seine schlechte Seite habe.[20])

Daß vor Müßiggang verfaulen doch das Allerschlimmste sei, was dem Menschen begegnen könne.

Daß der Mensch an seinem Futter besser gedeihe als an fremdem.

Daß je größer ein Menschenhaufe sei, desto kleiner sei auch der Segen, der aus diesem Zusammenstehn auf den einzelnen Menschen dieses Haufens herabfließt.

Daß es eine heilige Sache um Vermächtnisse und Stiftungen sei.

Daß den Armen entziehen, was Stiftungen ihnen zugesichert, aus armen, vervortheilten Leuten schlechte Leute macht.

Daß der Baum des Verderbens, den der Abt von Saugaus im Dorfe Erlau gepflanzt, giftige Früchte und giftigen Samen getragen.[21])

Ein und zwanzigste Abendstunde.

Joost liest aus dem Buche: „Der gute Jakob, wie er seinen Sohn lehrt" das 15te Capitel:

Leben und Tod.

Knabe. O Vater! der alte Marti ist todt! —

Vater. In Gottes Namen! Er war ein braver Mann! —

K. Ja, Vater! alle Kinder weinen um ihn. Er war uns allen lieb, er war immer so froh.

V. Er war arm und hatte oft nicht seine Nothdurft; und doch war ihm wohl im Leben. —

K. Es hat uns Niemand im ganzen Dorf so viel Freude gemacht, als er; und man sah es, es war ihm allemal eine Freude, wenn er unter der Linde bei seinem Haus uns lustig sah.

V. Ich will den Verstorbenen noch einmal sehen.

Ich will mit dir, wenn du gehst, sagte der Kleine. — Und der Vater und der Knabe gingen mit einander in die Hütte des armen Verstorbenen.

Er lag auf seinem Bett von Stroh mit wenigen Lumpen bedeckt da, wie schlafend; wenige Erdäpfel, sein Stab und ein offenes Betbuch lagen auf dem Tisch neben seinem Bett. Und seine Frau saß unten am Bette zu seinen Füßen und sah mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen auf ihren gestorbenen Mann.

Ich grüßte sie, bot ihr die Hand und sagte: Ist dir

dein lieber Martin gestorben? — Sie antwortete gelassen: Ja, vor ein paar Stunden.

Daß ihn Gott tröste, den lieben Alten! Er war immer so brav, und so fromm, und froh, sagte der Jakob.

Ja, Nachbar, erwiederte die Frau. Er war gewiß von Herzen brav und fromm, mein seliger Mann, und er lehrte auch mich die Armuth tragen und auf Gott hoffen! Das lohn' er ihm jetzt in dem Himmel! Will's Gott, nimmt er mich auch bald zu ihm.

Jakob. Das geb' Gott, du Gute! Ich weiß, du hast jetzt auf Erden keine Freude mehr.

Frau. Ich will nicht ungeduldig werden und gern aushalten, bis mein Vater im Himmel mich kommen heißt.

Vater. Das ist brav und schön vor Gott, du Gute!

F. Ein solches Leben, Jakob, wie das meine und meines lieben Manns seligen war, lehrt einen wohl, auf Gott trauen und auf seine Hülfe harren, bis er kommt, der Vater im Himmel.

Mein Mann hat es jetzt, Gott Lob! überstanden; will's Gott werde ich's auch bald überstehn. Gott gebe mir nur, daß ich in den wenigen Tagen, die ich noch zu leben habe, mich in Allem ebenso überwinde, wie er sich in Allem überwunden hat.

Er hatte seit Jahr und Tag kein Glas Wein, und oft nicht einmal eine abgenommene, saure Milch, und in seinen jungen Jahren hatte er es im Essen und Trinken gar gut; und doch ging ihm jetzt kein unzufriedenes Wort je aus seinem Munde.

V. Das ist wohl viel, du Gute.

F. Er hat mich auch täglich und stündlich mit dieser Gemüthsruhe, die er hatte, erquickt und gestärkt; er fand in allen Fällen und in aller Noth Hülf und Rath; und wo andere ihre Zeit mit Jammern und Grämen verderben, war er immer im Stande, nachzudenken, was das Beste zu thun sei. Dann that er es immer so ungesäumt, und es war immer so gesegnet, was er that; und wenn er dann so oft mit Hülf und Trost an mein Bett kam und mich bat und

nöthigte, den Bissen zu essen, den er entbehrte, und mir mit seinem: „Das ist Gottes Gabe für heute, sorge nicht für morgen," so oft mein Innerstes bewegte, mein Herz wieder erfrischte und meine Thränen auspreßte; wie es denn immer so wahr war und Gott uns immer, immer wieder gab, was und wenn's noth war, und uns so durch seine Hülfe zu ihm führte, daß wir immer diese Noth und all unser Leiden als Gottes besten heiligsten Segen für uns erkennen mußten! — O Nachbar, glaub es! das war gut für uns, und that uns wohl; die Armuth bringt dem Menschen, der nicht von Gott weicht, Segen, Stärke und Ruhe, zu der er im Glück gewiß nicht käme.

V. Du hast wohl Recht, du Gute!

F. Noch jetzt wünsch' ich mir das Theil der Reichen nicht; und so lang ich lebe, wird die Armuth, so wie ich sie in meinem seligen Mann kennen und tragen gelernt, mir ein heiliges Theil sein.

V. Du bist glücklich, du Gute!

F. Ich danke Gott für die Wege, die er mich führte, und glaube sicher, unser Leben wäre uns nicht mit so viel Ruhe, Zufriedenheit und Gesundheit vorüber gegangen, wenn wir nicht Mangel gehabt hätten.

V. Wenn ich's nie gesehen hätte, wie sehr man sich in dem, was wahres Glück ist, irrt, so sähe ich es an dir.

F. Ja, Jakob, man irrt sich darin gewiß sehr, und glaube mir, die schönsten Tage unsers Lebens folgten uns immer auf Noth, und die Stunden, in denen ich am glücklichsten lebte, waren die, in denen ich Thränen des Danks weinte, und, o wie viele von diesen Stunden hätte ich nicht gehabt, wenn ich nicht arm gewesen wäre!

V. Ich empfinde, wie wahr das ist, was du sagst; aber ist es denn nicht auch wahr, daß, wenn ihr reich gewesen wäret, ihr dann auch mehr Gutes hättet thun können?

F. Was weißt du, Nachbar, was wir dann gethan hätten? Und es ist eben auch nicht alles um das, was ein Mensch dem andern thun kann. Das, was der Reiche dem Armen thut, hilft ihm meistentheils viel weniger, als der

Reiche es glaubt. So arm mein Mann war, so hat er ganz gewiß für die Armen gethan, was die Reichen nicht konnten. Das ganze Dorf weiß, daß wo irgend Jemand in Noth und Kummer lebte, er jede Gelegenheit suchte, ihn mit seinem heitern Wesen zu erquicken und ihm Trost und Ruhe zu bringen. Du würdest dich verwundern, wenn du wüßtest, was er in dieser Beziehung gethan und ausgerichtet. Er kam zwar immer mit leeren Händen, aber sicher brachte er dem Unglücklichen Trost und Hülfe mit. — Zu dem einen sagte er: Du hast so viel mehr als ich, und bist unruhig; du mußt Muth fassen und hingehen und die Wahrheit sagen; ich will mit dir zu deinem Schuldherrn und ihm sagen, wie es dir gegangen. — Zu dem andern: Nein, deinen Acker verkauf' nicht, eher dein zweites Kleid; eher dein zweites Bett, es kann dir ein Bett auf dem Acker wieder wachsen, aber kein Acker auf dem Kleid. — Einem Dritten: Nein, iß eher weniger, trink eher kein Glas Wein das Jahr durch, als daß du von diesem harten Mann Geld entlehnest, er drückt und drängt dich das Jahr durch für diese kleinen Dienste, daß du ihm sicher das doppelte zurückgeben mußt, was er dir leiht. — Wieder einem andern: Laß dir doch den Kopf nicht nehmen und thu' nichts in Unruhe; komm, wir wollen rechnen, zählen und mit einander abmessen, was das Beste zu thun ist. — So half mein seliger Mann in der Armuth seinem Nebenmenschen, der in der Noth war, und gab dann auch den letzten Bissen, den er hatte, so gern und freudig einem Hungernden, Elenden, und konnte doch dann fortarbeiten, als ob er's selber gegessen, daß ich es meistentheils nicht merkte — und das Alles hätte er gewiß nicht gekonnt, wenn er reich gewesen wäre.

So lobte die alte Frau den Verstorbenen; aber es war meinem Kleinen bange bei der Leiche des Mannes; ich sah es und sagte: Wie dir so bange ist beim Anblick des Todes, mein Lieber!

K. Ach, er ist todt, der gute Marti.

V. In Gottes Namen; es ist ihm jetzt wohl! Aber du hast noch wenig Todte gesehen und das macht dir jetzt bang.

K. Ja Vater.

V. Du wirst blaß, du Lieber, und dein Herz klopft.

K. Ja Vater! Ach, sterben, und nicht mehr da sein!

V. O Lieber! Das Leben muß dich doch gut dünken, daß du so angstvoll vom Sterben redest?

K. Ja, Vater, das Leben ist gut.

V. Ja, gewiß, Kind! Das Leben ist gut, und es ist Wonne und Glück, ein Mensch zu sein und auf der Erde zu wohnen.

K. O Vater! Aber dann sterben! —

V. Lieber! War dir auch schon so wohl und so freudig, wenn du denkst, daß du lebst und da bist, wie dir jetzt angst ist, da du einen Todten siehst?

K. Ich dachte an nichts.

V. Das ist nicht recht, du solltest das oft denken und solltest dich tausendmal mehr deines Lebens freuen, das du so lange genießest, das sich dir immer verjüngt, dir alle Morgen neu wird, dieses Leben sollte dich tausendmal mehr erfreuen, als der Tod dich erschrecken, der nur ein Augenblick ist und vorübergeht.

O! — Vater! sagte der Kleine. —

V. Freue dich deines Lebens, mein Kind! Denk oft, daß du bist und lebst, und daß dir wohl ist auf Erden. Wenn dir die frohe Sonne am Morgen aufgeht, wenn du am Abend beim Mond- und Sternenschein einsam an Gott denkst, und in den Freuden der Ernte und in der Lust der Winterspiele denk oft und warm, daß du bist und lebst, und auf der schönen Erde Wonne für Wonne trinkst.

Ja, Kind, sagte die Alte, wenn du einem Armen dein Brod gibst, wenn du einen Elenden tröstest und thust, was deinem Leben einen Werth gibt, dann denke an den Segen des Lebens und deines Daseins.

Der Kleine drängte sich an mein Herz und weinte, daß seine Thränen auf den Boden fielen. Ich nahm seine zitternde Hand, führte ihn wieder zum Todten und sagte: Wer so lebt, wie dieser Alte, dem gehen die Tage des Lebens vorüber, wie ein Morgentraum, und ihm ist sein Sterben

wie ein erquickender Abendschlummer. Bis an die letzte Stunde des Lebens war Wonne und Friede in seinem Herzen; war das nicht schön, mein Sohn?

O Vater! sagte der Knabe.

V. Alle Freuden des Menschen machten ihn fröhlich, an allen Leiden seines Nächsten nahm er Theil mit Trost und Liebe, darum hat ihn auch wieder Alles geliebt, weil er so menschlich war. Kind, nimm Theil an allen Freuden der Menschen und ihr Leiden gehe immer in dein Herz, so wird dich Alles lieben; deine Tage werden vergehen, wie die Tage dieses Alten, und du wirst lächeln des nahenden Todes, wenn du einst die Güter der Erde genossen und ihrer satt bist.

Ja, Kind, sagte die Alte, glaub' das! Als die Stunde des Scheidens meinem Lieben nahte, sah ich ihn weinen. — Was weinest du, Marti? frug ich ihn mitleidend; er aber blickte heiter mitten durch seine Thränen gegen mich auf und sagte: O Liebe, so leicht hätte ich in meinem Leben den Tod nicht geglaubt; und er ist so nahe, ich weine, und danke Gott und freue mich, und sehne mich nach meinem Ende, und fühle im Nahen des Todes Erquickung, die einzige Erquickung, deren ich noch fähig bin! — Ach! wie am Abend des schwersten Tags das Nahen der Nachtruhe mich oft tröstete und erquickte, so labet und stärket mich jetzt das Nahen des Todes.

O Kind, glaub das! Der Tod ist nicht schwer; er ist jetzt meine einzige Hoffnung und mein einziger Trost!

Sie sagte das so heiter und ruhig dem Kleinen und sah ihm dabei mit einem so milden, liebenden Blick ins Angesicht, daß es ihm in seiner Seele tief zu Herzen ging. Die Thränen, die jetzt über seine Wangen fielen, waren milde Thränen innerer Beruhigung und Erquickung. Ich freute mich des Endzwecks, den diese Thränen veranlaßten, und war selber von dem Gedanken belebt und hingerissen: Wie der Mensch in seinen jungen Jahren durch die Erfahrung seines Lebens aufwächst und stark wird für das Tragen seiner Begegnisse, so wächst ein frommer Alter, reift und

wird stark zu seiner Bestimmung, zum Ende seiner Laufbahn, und er stirbt schön und vollendet, wie ein reifer Apfel schön und vollendet vom Baume fällt.

Wir standen noch eine Weile bei dem Todten, ehe wir aus seiner Hütte gingen, und da der Abend schön war, führte ich meinen Kleinen auf den nahen Hügel des Dorfs und setzte mich an einen Ort, wo wir eine herrliche Aussicht hatten ins Grüne. Berg und Thal, Saaten und Weide, Weinberge und Aecker, Dörfer und Städte, Flüsse und Seen waren uns im Auge; vor uns neigte sich die Sonne gegen den Abend; sie blitzte im Goldglanz auf den Thürmen der Stadt; sie blendete im Silberlicht auf den Seen und Flüssen, sie glänzte auf den wallenden Wiesen im grünen Teppich und auf den weit und breit reifenden Saaten in der milden Farbe des gelben Mondes. Hinter uns war Berg und Wald, graue Gipfel und kahle, nackte Felsen; Eichen, die Jahrhunderte standen, und dunkle, hohe, schwarzgrüne Fichten; neben uns rauschte das böse Wasser der schönen Lillen, dieser untreuen Uferfresserin, die alle Anstoßende hassen; in wildem, sprudelndem Fallen rauschte sie neben uns hinab unter den Hügel, da schien sie sanft und still zu ruhen; aber zu beiden Seiten der stillen Bucht sahen wir die unterfressene Erde vor unsern Augen in ihren Schoß hinabsinken. — Da in der Nähe dieser ungetreuen Lillen setzten wir uns auf einer sichern Felswand, meinem Kleinen war das Herz noch voll, sein lieber Marti war der erste Todte, den er gesehen; in sanftem stillem Schweigen staunte er durch das lange Thal gegen die Sonne hin, die untergehen wollte; dann rief er plötzlich: Vater, sein Tod war wie der schöne Untergang der Sonne, den ich jetzt sehe.

Ja, Kind, antwortete ich ihm, du hast Recht. Sein Tod war wie der Untergang der schönen Sonne, den du eben siehst.

Es ist wahr, sagte der Kleine, und ich fürchte den Marti jetzt auch nicht mehr, wenn er schon todt ist.

Vater. Ich traute dir das wohl zu. Aber siehe jetzt auch hin durch dieses Thal, das dir vor Augen liegt. Siehe

seine Fluren, seine Saaten, seine Weinberge, seine Flüsse, und denke dann: Die Erde ist voll von der Güte des Herrn; aber viel Menschen sind dennoch nicht zufrieden und nicht dankbar für sie, sondern verheeren mit wilden Gelüsten sich selber und die schöne Erde. Siehe hier die böse Lillen, wie sie unter dem Boden hineinfrißt und das Land um sich her verheeret. — Sieh', wie Flur und Acker in den Schoß der Verwüsterin hinabsinkt und verschwindet. So verheeren wilde Gelüste das Herz des Menschen und er stirbt unterfressen von wilden Gelüsten nach allem Wust der Erde, die seine Verführerin war. O Kind! Der Mensch, von den Gelüsten des Lebens verheert, lebt mitten im Reichthum der Erde das Leben der gequälten, hungrigen Armen, und stirbt nicht, wie dein guter Marti, er sinkt ungesättigt und unbefriedigt von Allem, was um ihn war, hinab in seine Grube; er stirbt unreif und unvollendet, wie im Schatten des Waldes und im hohen Norden die zarte, feine Frucht des milden Himmels unreif und unvollendet vom Baume fällt. Du weinest, mein Lieber; aber ich habe dir noch nicht Alles gesagt; mein Bild ist noch zu schwach und nur halb: Der Mensch auf Erden sinkt noch viel tiefer; warum soll ich's dir verhehlen? Du wirst es sehen, und erbeben. Der Mensch, der sich mit wilden Gelüsten verdirbt und ohne Gott und ohne Liebe lebt, lebt ein abscheuliches Leben und stirbt einen entsetzlichen Tod. Ich darf's dir nicht verschweigen. Der Mensch, der ohne Gott und ohne Liebe lebt, raubt und mordet; du wirst es sehen, wie Menschen zu Haufen sich morden und tödten, Menschen, die des Gottes, der im Himmel ist, nicht achten, Menschen, die das Brod des Hungrigen und das Futter seines Viehs rauben, und Gottes Erde weit und breit verheeren. O Kind! Das Todbett dieses Menschen erschüttert mein Alter; aber damit du Gott fürchtest und die Menschen liebest, will ich dir das Entsetzlichste, das auf Erden ist, nicht verhehlen. Ich sah es im Bild eines Mörders, auf der Leiter grinzte er noch gegen den Blutrichter, spottete über das erblassende Volk, und schnappte nach der Hand des Henkers, der ihn würgte — Kind! das ist das Bild

des Todes des Menschen, der ohne Gott, ohne Dank, ohne Treu und ohne Liebe auf Erden lebt; er stirbt, wie der Baum, der vom Donner Gottes geschlagen sich entzündet und abbrennt bis auf den Boden.

So weit las der Joost im 15. Kapitel des Buches: „Der gute Jakob, wie er seinen Sohn lehrt."

Ein schauerndes Beben aber durchdrang die frommen Leute.

Zwei und zwanzigste Abendstunde.

Von kummerhaften Weibern. — Von guten Männern. — Von schwachen Leuten. — Von Nervenkrankheiten. — Von Gelüsten, Einbildungen und schweren Leiden. — Vom Angreifen und Ueberwinden; vom Dastehen, Angaffen und Jammern. -- Vom Tragen, Aufladen, Ueberladen, vom Einsinken. — Von zwei ungleichen Weibern. — Von Allerlei, ach mein Gott! ach mein Gott! — Von saugenden Kindern, armen Tröpfen. — Vom Unterstützen und Aufrichten. — Von einer Hausschule. — Von dem alten Strumpfweber, seiner Frau und seinen neun Kindern. — Von einem Scheitstock. — Vom Pfeifen und vom Birribing.

Eine kummerhafte, grämliche Frau ist doch wohl eine der größten Plagen, die einen braven Mann, welcher guten Muth und Frohsinn über Alles liebt, treffen können, sagte Christoph, als er den 19. Abschnitt unsres Buches gelesen.

Else. Es ist gut, daß du einen Unterschied machst; denn einem schlechten Mann und Bösewicht ist es gleich, ob sein Weib weine oder lache.

Joost. Es ist vielleicht auch die beste Probe eines reinen, guten Herzens und einer unzweideutigen Frömmigkeit, wenn es einem nahe geht, ob die Menschen, die uns am nächsten in der Welt sind, glücklich, ruhig und zufrieden darin leben oder nicht.

E. Das ist sicher. Wem die Ungelegenheiten der Seinigen nicht nahe gehn, der ist gewiß auch nicht recht

fromm. Aber dann ist auch wahr, man kann seine und der Seinigen Angelegenheiten auch zu sehr zu Herzen nehmen; und es läßt sich nichts Traurigeres denken, als eine Frau, die ihrem Mann mit ihren Bekümmernissen täglich und stündlich zur Last wird; und es braucht dann ganz gewiß einen Mann, der so frohmüthig als der Bär ist, um nicht unter dieser Last zu erliegen.

J. Und es gibt so viele dergleichen Jammergritten auf der Welt.

Chr. Es gibt so viele dergleichen muthlose Menschen, und es hat mich oft sehr gewundert, woher dieser Zustand auch kommen möge.

J. Er kommt meistens von Nervenschwächen.

Chr. Aber woher kommen die Nervenschwächen?

J. Es sind oft Zufälle, die dem Menschen seine Nerven so schwächen; oft aber sind es auch Seelenkrankheiten, die also auf die Schwächung des menschlichen Leibes hinwirken und seine Nerven angreifen. Ich kenne viele Menschen, die der Hochmuth, die Ungeduld, der Geiz und alle Arten von Sinnlichkeitsausschweifungen nervenschwach gemacht haben. Ein jeder Mensch, der viel mehr zu sein und zu besitzen wünscht, als er ist und vermag, ein jeder, der sich viel mehr einbildet, als er verdient, ist, wenn er zarte und schnell bewegliche Nerven hat, in Gefahr, nervenschwach zu werden und am Ende selber seine guten Sinne und seinen Kopf zu verlieren.

Chr. Solche Leute sind doch am Ende an ihrem Unglück selbst schuld.

J. Wer will das sagen? Wer darf aussprechen, ein Mensch sei an irgend einem Unglück, das ihm begegnet, selbst schuld? Das darf nur ein Mensch von sich selbst sagen und gegen sich selbst aussprechen. Er allein weiß, in welchem Grad er wegen der Fehler, deren Reizen er unterlegen, Verzeihung oder nicht Verzeihung verdient. Kein Mensch kann über die Folgen der Fehler eines dritten so absprechen.

Chr. Du hast Recht. Aber solche Absprecherworte gehen einem so leicht über die Lippe.

J. Man nimmt sie aber auch leicht wieder zurück, wenn man merkt, daß man nicht so hätte absprechen sollen.

Chr. Man ist das aber auch schuldig; und wenn man nervenschwache Leute vor Augen hat, so thut es jeder gutmüthige Mensch auch gern. Ihr Anblick erregt auf eine Art Mitleiden und ihr Zustand fordert auf eine Weise Schonung, die beinahe Jedermann anspricht. Man kann und darf von solchen Leuten nicht fordern und nicht erwarten, wozu sie keine Kräfte haben.

E. Aber in der Erziehung diesem Unglück vorzubeugen, scheint mir dann auch die größte Pflicht zu sein, die Eltern ihrer Kinder halber auf sich haben.

J. Das ist richtig und dabei eben so gewiß, daß eine gute Erziehung das erste und vorzüglichste Mittel ist, diesem Unglück abzuhelfen.

E. Es ist mir, es müsse dieses Uebel vom Mangel einer guten Erziehung herkommen; aber dann ist mir doch nicht deutlich, wie dieses kommt.

J. Wenn man die Kinder nicht von Jugend auf durch die Erziehung mit Ernst und Liebe zur Arbeit, zum Muth, zur Ueberwindung ihrer Gelüste zieht und gewöhnt, so ist der Grund zu der Lebendigkeit aller Gelüste und mithin die Quelle ihrer Kummerhaftigkeit, wenn sie sie nicht befriedigen können, in die Herzen der Kinder schon unauslöschlich gelegt, hingegen wo sie von Jugend auf zur Anstrengung ihrer Kräfte, zum Angreifen dessen, was nöthig, und zur Ueberwindung dessen, was nicht thunlich und nicht möglich, gezogen werden, können sie gewiß nicht leicht in den traurigen Zustand eines kummerhaften Lebens hinabsinken.

E. Bei alle dem gibt es Menschen, die eine Natur haben, daß ihnen das Ertragen der Widerwärtigkeiten und das Ueberwinden ihrer selbst und der Mühseligkeiten des Lebens, sie mögen auch erzogen worden sein wie sie wollen, ohne alle Vergleichung leichter ist als andern.

J. Das ist wahr. Ein jeder Mensch hat so ein Maß, was er tragen kann, und meistens thut es ihm nur wohl und macht ihn stark, wenn er dieses Maß voll bekommt;

wenn aber seine Lasten dieses Maß übersteigen, so sinkt der Wohlerzogene wie der Uebelerzogene; und der Vernünftige und Starke erliegt, wenn er überladen, wie der Unverständige und Schwache, nur daß der eine mehr als der andere tragen mag. Ja, es geschieht noch sogar, daß der Starke und Vernünftige, wenn er lebhaft ist, sich oft mehr und leichter überladet, als der Schwächere und weniger Verständige; und dann hat auch ein jeder Mensch so seinen geheimen Winkel, an dem er schwächer ist als an allen andern Orten, die man an ihm sieht, und wenn man ihn dann da anpackt, so braucht's meistens unbegreiflich wenig, ihn herunter zu arbeiten und abzuschwächen, besonders wenn er lebhaft und empfindlich ist.

E. Aber auch hierin kann eine gute Erziehung viel helfen, daß der Mensch seiner Lebhaftigkeit eher Meister und in seinen Empfindlichkeiten und Liebhabereien auch nicht so gar kindischschwach wird, wie übel erzogene Leute. —

Chr. Es ist traurig, daß so viele Weiber das Unglück haben, in diese kummerhafte Gemüthsstimmung zu fallen. Sie zerstört im Menschen das Wesentlichste, was ein Weib seinem Manne und seinen Kindern sein sollte.

J. Es ist ausgemacht, daß der wichtigste Dienst, den eine Frau ihrem Hauswesen leistet, und der größte Segen, den sie über ihr Haus bringt, darin besteht, wenn sie machen kann, daß ihr Mann den Tag über seinen Geschäften mit ruhigem Muth und ungestörter Befriedigung nachgehen und ihrer warten darf, und nicht durch ihre Kummerhaftigkeit und anhaltende Leidensäußerungen den Kopf verliert. Der Fall ist nicht selten, daß eine Frau dadurch ihrer Haushaltung Unglück zugezogen, das, wenn ihre Gemüthsruhe nicht zerstört gewesen wäre, auch nicht statt gefunden hätte.

Es braucht einen Mann, wie es wenige gibt, mitten unter ewigem Aechzen und Jammer, das aus dem Munde eines Weibes kommt, welches man sonst liebt, an dessen Jammern man aber ewig angebunden zu sein fast nicht ertragen kann, seine Standhaftigkeit und Besonnenheit immer zu erhalten und aus Maßleidigkeit nicht in Fehler zu ver-

sinken, mit denen ein Mann eine Haushaltung gänzlich zu Grunde richten kann, die aber auch nicht statt gefunden hätten, wenn die Umstände anders gewesen wären.

E. Man könnte Kummerhaftigkeit und guten Muth nicht besser abmalen, als wenn man die Weiber, die ich vor acht Tagen im Pfarrhaus bei einander sah, neben einander abmalen würde. Du kennst sie beide, es ist des Maurers Anneli und des Lischers Mäde; das erste fing abermal sein altes Lied an, „wie theuer das Brod, wie schlecht der Verdienst, wie bös der Mann, wie schwer die Kindbetten und wie boshaft die Nachbarn sind!“ Des Lischers Mäde ließ die Jammeranne alle ihre „ach, mein Gott! ach, mein Gott!“ daher erzählen, bis sie fertig war, sah sie aber dann und wann inzwischen von Kopf bis zu Füßen gar steif an, endlich fing es dann auch an: „Anneli! bist jetzt fertig? Meinst, ich könnte nicht auch so viel erzählen, wie du? Aber wir wollen doch jetzt das Glas Wein, so uns die Frau Pfarrerin gibt, mit Freuden trinken und dann schauen, was es morgen wieder gebe.“ Das Anneli schlug die Augen nieder und nahm zitternd das Nastuch, seine Thränen zu trocknen, das Mädi aber streckte die Hand und stellte den Fuß so fest und muthig zu dem, was es sagte, daß einem die Lehre wie vor Augen stand, man müsse das Unglück mit Händen und Füßen, und nicht mit dem Maul angreifen, und hingegen sah man's dem Anneli in aller seiner Aermlichkeit auch deutlich an, daß es eben so viel mit dem Maul und mit den Augen gegen das Unglück ausrichten möchte.

J. Ich hätte lachen müssen, wenn ich die zwei Weiber, so neben einander stehend, angetroffen hätte.

E. Nein; du hättest nicht lachen müssen. Das Mädi hatte sein vierteljähriges Kind, das so stark und schön ist, du kennst es, auf den Armen, und sagte noch: Siehe, Anneli! um des Kindes willen wär's ja nicht recht, wenn ich nicht suchte, bei gutem Muth zu sein, es hat nichts als einen einzigen Brei im Tag, und meine Milch, und sollte ich ihm jetzt noch diese mit täglicher Galle verderben?

Glaube mir, eine Mutter muß aus dem Kopf schlagen, was immer möglich, und Freude und Muth suchen, so viel sie kann; sonst hat sie keine gesunden Kinder. Aber es war vergebens, je mehr das Mädi redete, je mehr flossen dem Anneli Thränen über die Wangen und es erschütterte die arme Tröpfin wirklich, als dann das Mädi das Glas nahm und sagte: Nun thu mir Bescheid, auf bessere Zeiten, und auf der Frau Pfarrerin Gesundheit!

J. Es war wirklich zu viel für die arme Tröpfin. Wenn die Kummerhaftigkeit einmal so tief eingewurzelt ist, so will der Mensch nicht ganz aufgerichtet, er will nur unterstützt sein.

Chr. Es ist überhaupt sehr schwierig, mit kummerhaften Leuten recht umzugehn.

E. Und wenn ich noch so staunte, ich könnte nicht auf Regeln kommen, wie das am besten anzugreifen!

J. Aber ohne Regeln würdest du es recht angreifen dessen bin ich sicher!

E. Behüte mich Gott vor der Probe!

J. Du hieltest sie aus!

E. Warum sagst du auch das? —

J. Weil ich's glaube. Siehe, ich kenne dich jetzt, Meisterin! du schonst der Leute, du gibst Achtung darauf, Niemand zu kränken, und vermeidest gegen Jedermann Alles, was ihm weh thun könnte; du redest nicht viel Unnützes, thust Niemand Unrecht, kannst ein böses Wort vertragen und antwortest nicht gleich, du hast selber guten Muth und traust gern auf Gott und Menschen.

E. Wenn's doch nur halb so wär; aber, Joost, du hast, wie einer, der etwas feil hat, die Fehler seiner Waare vergessen. Doch, im Ernst, du meinest, wenn Jemand wäre, wie du sagst, so könnte er mit kummerhaften Leuten recht umgehen? —

J. Ja, Else, ich meine, die Kunst mit wunderlichen Leuten umzugehen, bestehe darin, daß man selber nicht wunderlich, und glaube, der Mensch brauche seine Geduld für den Ungeduldigen und seinen Muth für den Kummer-

haften; ich glaube, der Mensch sei stark, daß er die Schwachen trage; er habe Augen, daß er die Blinden führe, und Verstand, daß er die Einfältigen leite; man muß den Schwachen seine Stärke dadurch zeigen, daß man von ihrer Last sich selber aufladet, man muß die Fehler selber nicht haben, durch welche die Kummerhaften und Schwachen ihre Kräfte verloren; man muß die eigentlich leidende Seite dieser Elenden schonen; man muß die Gelüste, die Empfindlichkeit dieser Personen ablenken, wenn man sie nicht befriedigen kann, und befriedigen, wenn's immer möglich, besonders aber in seinem Thun und Lassen beständig und gleichmüthig seine Freude, und seinen Dank gegen Gott, sein gutes Vertrauen gegen die Menschen, die neben uns wohnen, und seine innige Beruhigung, den Segen eines stillen, fleißigen, und arbeitsamen Lebens vor ihnen hervorblicken lassen, aber von allem diesem erstaunlich wenig mit ihnen reden; denn der Kummerhafte und Schwache ist gemeiniglich auch mißtrauisch.

E. Das ist wohl viel, was es Alles in diesem Fall braucht.

J. Es ist wirklich viel; aber wenn man's hat, so gewinnt man auch Vieles. Entweder wird der Kummerhafte gerettet, oder wenn er nicht gerettet wird, so wandelt der Mensch, der einen Kummerhaften so trägt, eine Schule der Weisheit, auf welcher er weiter kommen wird, als auf keiner andern Bahn des Lebens.

E. So hat Alles in der Welt, auch das Traurigste und Bedrückendste, sein Gutes.

J. Daran dürfen wir nie zweifeln. Du kennest den alten Strumpfweber und seine Armuth; du weißt, wie die alte Frau in einem hohen Grad kummerhaft und ängstlich war, daß die ganze Haushaltung ihrethalben immer in Sorgen stand; diese kummerhaften Umstände die Frau haben den Strumpfweber zum sorgfältigsten und bedächtigsten Mann gemacht, den ich kenne, und er war doch in der Jugend nichts weniger; aber seine Frau war ihm lieb, und er griff sich um ihrentwillen fast über seine Kräfte an und sparte wahrlich an sich selber jeden Bissen, den er konnte, seiner

Frau ihre Sorgen und ihre Unruhe zu mildern. Ich habe es erst vor wenigen Tagen aus dem Mund seines Vreni gehört, der gute Vater habe so oft, wenn er ihnen ihr Abendbrod abgeschnitten, es noch wehmüthig angesehen und in der Hand herum gedreht, daß es ihnen in die Augen fallen mußte, daß er auch gern ein Stück davon gegessen, und es dann doch weggelegt, ohne einen Mund voll davon zu nehmen, „damit es der Frau nicht zu stark schwinde." — Eine solche Standhaftigkeit und eine solche große Kraft, sich selbst zu überwinden, hätte dieser Mann gewiß nie erhalten, wenn sein Weib nicht so kummerhaft gewesen wäre; und doch war diese Standhaftigkeit und dieses muthvolle, stille Ueberwinden seiner selbst das, wodurch diese große Haushaltung so ausgezeichnet brav wurde, daß man sicher sagen kann, von allen den 9 Kindern hat keines den Fehler der Mutter, und ist doch keines leichtsinnig.

Chr. Auch der Bär im Buch ist vielleicht nicht schlimmer und nicht unglücklicher, als wenn seine Frau weniger kummerhaft gewesen wäre.

E. Das ist leicht möglich.

J. Es kommt Alles darauf an, was einer tragen kann, der eine erliegt unter Sorgen und Kummer, die dem andern wahrhaft nütze und gut sind. —

Chr. Da unserm Bär mag sein Scheitstock und sein Pfeifen geholfen haben, sein Hauskreuz zu tragen. —

E. Es muß wohl ein gutmüthiges Pfeifen gewesen sein, sonst möchte das Pfeifen eine kummerhafte Frau leicht ins Grab bringen.

Chr. O, er pfeift außerhalb der Thür, und ich denke, nur um den Hunger zu vertreiben.

J. Aber der Biribing, der Wächter im Unterdorf, das ist ein Kerl, der pfeift, wenn seine Frau jammert, damit sie wild werde, er wird sie aber gewiß auch mit seinem Pfeifen ins Grab bringen.

Chr. Das ist ein Kerl, vollkommen, wie der Kriecher, der uns jetzt auch bald unter Augen kommen wird.

E. Ja; bei dem wird's Materie geben, vom ins Grab pfeifen und ins Grab beten zu reden. —

J. Es ist gut, daß du mich auf diesen verweisest, ich hätte sonst gerade jetzt davon angefangen.

E. Nein, du mußt warten, bis dieser Teufel zum Vorschein kommt. Da neben unserm lieben Bär, der bei allem seinem Pfeifen die Unschuld selber ist, wollen wir uns kein so garstiges Bild vor die Augen stellen.

Chr. Der Bär mag einen immer dauern, daß er nicht einmal einen ganzen Rock hat.

J. Laß ihn, sein guter Muth, den er auch im halben Rock hat, ist wohl mehr werth, als was ihm mangelt.

E. Es ist so; es fehlt zuletzt allen Menschen etwas und dann ist's wirklich besser ohne Rock, als ohne Kopf und ohne Herz zu sein.

Chr. Das glauben die Schneider nicht!

J. Und noch viele Leute mit ihnen.

Wiederholung.

Daß eine kummerhafte Frau ein großes Hauskreuz ist.

Daß es einem Böswicht gleich viel ist, ob sie lacht oder weint.

Daß eine Frau, die einen braven Mann hat, nicht kummerhaft sein soll.

Daß es Menschen gibt, die fast gar nichts ertragen können.

Daß es einigen kranken und schwachen Leuten an guten Nerven, andern am guten Herzen, und noch andern an beiden zugleich fehle. —

Daß eine gute Erziehung vor Kummerhaftigkeit bewahre.

Daß Ueberwinden stark mache.

Daß Ueberladen zu Boden drücke.

Daß ein jeder Mensch, hie oder da, seine schwache Seite habe, an welcher er gar wenig erleiden mag.

Daß die, so viel das Maul hängen, gewiß nicht sind, wie sie sollten.

Daß man des Lischers Mäde an Händ und Füßen angesehen, wie es das meine, wovon es redete.

Daß man mit dem Maulbrauchen und mit nassen Augen dem Elend nicht abhelfen könne, daß es hierzu Kopf, Herz, Hände, Füße und offene, trockene Augen brauche.

Daß es den Säugekindern nicht wohl thue, wenn ihre Mütter Maulhängerinnen und Kopfhängerinnen werden.

Daß wer selber launig, grämlich und kummerhaft ist, nicht wohl mit launigen, grämlichen und kummerhaften Leuten umgehen könne.

Daß man seine Geduld für die Ungeduldigen, und seinen Muth für die Muthlosen brauchen müsse.

Daß man Augen habe, die Blinden zu führen, und Verstand, die Unverständigen zu leiten.

Das man mit kummerhaften Leuten nicht viel Worte machen muß, weil sie mißtrauisch sind.

Daß das Leiden seines Nächsten den Menschen brav machen könne.

Daß in Kummer und Elend Singen und Pfeifen einen guten und bösen Muth anzeigen könne.

Daß die Noth und das Leiden von Leuten, die wir lieben, uns Kraft, Muth und Stärke geben, ihnen zu dienen und zu helfen.

Daß das Sprichwort wahr ist, wenn zwei ungleiche Menschen das Nämliche thun, so ist ihr Thun doch nicht das nämliche.

Wenn der Bär in seiner Noth und bei seinem Holzscheiten sein Lied singt, und wenn ein Birribing, wie der Kriecher bei der Noth der Seinigen sich müßig die Zeit vertreibt, so pfeift wahrlich ein halber Teufel aus ihm.

Daß der Strumpfweber, nachdem er seinen Kindern ihr Abendessen gegeben, das Brod, das er in der Hand hatte, noch so wehmüthig angesehen, und um seiner lieben Frau willen für sich kein Stück davon abgeschnitten.

Drei und zwanzigste Abendstunde.

Vom Menschen. — Von seinen Hauptmängeln an Kopf und Herz und Händen und von ihren Kennzeichen. — Vom Denken und vom Empfinden; vom Hacken und Reuten. — Von Bauern, von Handwerkern, von Rechenmeistern. — Von Liedermachern. — Von aufgezognen Uhren. — Von Halbmenschen. — Von Leuten, die Tag und Nacht schlafen. — Von Leuten, die Jahr und Tag über den Büchern sitzen; von solchen, die ob jedem Blümchen weinen; von der Hausordnung der Alten. — Von den vielen Stuben der Neuen, auch von Waisenhäusern, von Schulanstalten, von Wohnstubenübung und endlich von der Wundergebigkeit, Freundlichkeit und Dienstfertigkeit.

Heute las Christoph den ersten Theil des 20sten Abschnittes unsers Buchs, und Else sagte: Der ist vor Langerweile ein schlechter Mensch geworden.

Oh nein, erwiederte Joost, er hat vielleicht darum Langeweile, weil er ein schlechter Mensch ist.

Aber was ist auch die Langeweile? erwiederte Christoph.

J. Wenn etwas am Menschen müßig und leer steht, so empfindet er diesen Mangel, und hat Langeweile.

Chr. So wäre sie wohl etwas Gutes, und könnte den Menschen zur Erkenntniß seiner selbst bringen.

J. Ganz gewiß ist die Art und Weise, mit welcher die Natur den Menschen lehrt, daß Alles an ihm arbeiten muß und daß er Hände und Füße, und Kopf und Herz brauchen und keines von allen still stehen lassen darf, wenn er will, daß es ihm wohl gehen soll, etwas recht Gutes auf Erden.

Chr. Aber es verstehen diese Lehre, die die Langeweile den Menschen geben soll, nicht alle.

J. Das ist wahr; aber wenn das Nichtbrauchen unsrer Kräfte uns nicht Langeweile machen würde, so würden doch unzählbare Kräfte des Menschen vergraben, die jetzt sehr thätig sind; und es wäre eine Lüderlichkeit, Schwäche, Unordnung und Unthätigkeit auf Erden, daß das Menschengeschlecht beinahe aussterben, und der liebe Boden, der sie

nähren soll, nicht für die Hälfte von ihnen genug Brod tragen würde.

E. So wäre es denn auch das Arbeiten und das Anwenden seiner Kräfte, was den Menschen vor Langerweile zu bewahren geeignet ist.

J. Das ist ganz richtig.

E. Aber es gibt doch auch Leute, die nichts weniger als unthätig sind, und doch oft recht sehr von der Langenweile geplagt werden. Ich kenne Leute, die den ganzen Tag den Kopf voll haben mit Nachsinnen; andere, die vom Morgen bis zum Abend alle Hände voll Geschäfte haben; andere, die an allen Ecken etwas für ihr Herz finden. Von allen diesen drei Arten kenne ich Leute, die, sobald das Lieblingspferd, auf dem sie zu reiten gewohnt waren, nicht bei der Hand ist, Langeweile haben.

J. Du erklärst das Ding gerade, indem du es sagst. Alle diese drei Arten sind verkünstelte Leute und haben nur einen Theil ihrer Kräfte in Uebung, und sind deßwegen eben, wie du sagst, einem Uhrwerk gleich. Wenn das Lieblingsrad, das in ihnen allein wirbelt, abgelaufen ist und stille steht, so ist kein Trieb zu irgend etwas anderem in ihnen recht thätig und lebendig. Aber der Mensch soll nicht so sein; er hat ja weder den Kopf, noch das Herz, noch die Hände allein; und wenn er wider seine Natur nur eins allein übt und braucht, so wird er aus einem Menschen eine so verkünstelte Maschine, und muß oft Langeweile haben. Der Mensch ist nur alsdann recht und in der Ordnung, wenn er alle seine Kräfte so mit einander braucht, wie sie ja in ihm selber neben einander stehen. Keine unsrer Kräfte soll die andere stören, noch viel weniger auffressen oder verschlingen; alle sollen Hand in Hand mit helfen, den Menschen durch den Genuß von allen zu befriedigen und ruhig und thätig zu erhalten, und wenn eines von den Haupttheilen des Menschen, der Verstand oder das Herz, oder auch sein Körper, nicht in Uebung gehalten wird, so kommt immer ein Hauptmangel in den Menschen, den die gute Natur ihm durch die Langeweile zeigt, um ihn zurecht zu weisen

und zur Ordnung, die er für sich selber nöthig hat, zurück zu führen.

E. Ich verstehe dich jetzt, Joost, und merke auch, daß die Erziehung die Hauptquelle der Langenweile ist, so die Menschen haben; fast Jedermann gibt bei der Erziehung seiner Kinder entweder der Kopfarbeit, oder der Handarbeit, oder den Herzensangelegenheiten so einen Vorzug, daß das Vorgezogene fast Alles wird, was die guten Kinder haben, was sie lieben und was sie bekommen. Die Einen meinen, wenn ihnen nur den ganzen Tag keine Hand stille stehe, so sei es schon gut; die Andern glauben, sie hätten nur den Kopf am Leib, und wenn sie nur den voll hätten, so werde der übrige Rumpf sicher und ohne Weiteres schon gut versorgt sein; noch andere glauben, man müsse nur das Herz voll haben und könne mit allerlei Empfindeln oder Empfinden dem Kopf und den Händen Arbeit ersparen.

J. Aber alle diese Leute sind im Unrecht; der Mensch ersetzt sich mit dem Kopf das Herz und mit der Hand den Kopf nicht.

Chr. Und doch meinen es viel Leute so, daß man ganze Reihen findet, denen es sammt und sonders so an einem Hauptstück ihrer selbst mangelt; der Bauer und der Handwerker hat, wie er jetzt ist, fast allenthalben, wo ein vernünftiges Wort, das nicht in sein Handwerk läuft, und besonders am Sonntag, Langeweile; und die Leute, die sich fast immer mit Rechnen und Zahlen beschäftigen, entschlafen gern in der Kirche, und die so gerne singen, viele Lieder auswendig können, oder gar noch selber machen, sind oft geplagte Leute, wenn sie rechnen oder nach ihrem Hauswesen schauen sollten. —

J. Diese Halbmenschen, von denen alle Ecken voll sind, sollten einen jeden verständigen Hausvater aufmerksam machen, bei der Erziehung seiner Kinder auf der Hut zu sein, daß er auch ganze Menschen, und nicht nur so halbe aus ihnen mache.

E. Es ist sicher, daß der Mensch keine größere Angelegenheit, als diese haben kann.

J. Es ist das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte und Ordnung in unserm Innersten, was uns sanft und still zu allem dem hinführt, was wir sein und thun sollen, und was auf Erden bei allen Menschen die Langeweile im Grunde heilt; aber viele Menschen geben sich in allerhand Liebhabereien und Kapricen hinein, und haben dann im Augenblick Langeweile, wenn nichts um den Weg ist, das diese Launen und Capricen befriedigt.

Chr. Und doch, denke ich, seien Langerweile halber diejenigen, denen es in Rücksicht auf die Ausbildung ihrer Kräfte an allen drei Seiten zugleich mangelt, am übelsten daran.

J. Es gibt eine allgemeine Kunstverwahrlosung, die aber zugleich mit einer groß und stark gebildeten Naturkraft vereinigt ist. Dergleichen, auf eine Art kunsthalber ganz verwahrloste Menschen sind gar nicht so geplagt, wie einseitig verkünstelte Halbmenschen. Ein auf diese Art verwahrloster Mensch raucht, schläft, fischt, jagt ganz wie ein Wilder im ruhigen Gleichgewicht seiner thierischen Befriedigung. Er verachtet, wie dieser, die Schwäche der verkünstelten Menschen; aber die wahre Kunst kennt er gar nicht.

Chr. Der Unterschied wird mir klar. Der verkünstelte Mensch, der einseitig nur einen Theil seiner Kräfte, aber diese stark anstrengt, macht dadurch die Empfindung aller andern Kräfte, welche in ihm liegen, und auch derer, die er nicht übt, dennoch in sich rege, und kann sich deßhalb auch vor der Langenweile nicht so leicht bewahren, wie ganz verwahrloste, nur sinnlich lebende Menschen.

J. Das ist sicher. Die verkünstelten Halbmenschen, die einzelne Kräfte in sich selbst einseitig und unnatürlich in Thätigkeit setzen, haben deßhalb offenbar mehr Langeweile, als andere Menschen.

E. Ich kenne einige Beispiele, die mir das klar machen.

J. Die Ansicht hat noch eine andere Seite, mit der sie innig zusammenhängt. Der Mensch, der seinen Verstand nicht braucht, kommt meistens auch mit der Handarbeit zu kurz, und wird dann maßleidig und nachlässig in seiner

Arbeit; und der, der nur den Kopf brauchen und allerlei fremden Sachen nachsinnen will, kommt mit seinem Kopf und mit seinem Nachsinnen aus dieser Welt, in der man wirklich das meiste mit Händen und Füßen und den fünf Sinnen machen muß, in eine andere, wo er nicht daheim ist, und wenn er dann in unserer etwas vornimmt und angreift, so geräth's ihm nicht und dann wird ihm sein Spintisiren endlich auch zur Last. Ich habe Leute gekannt, die Jahr und Tag über den Büchern saßen, und auf einmal alle beiseits legten und beim Karst und der Schaufel die Freude und Gemüthsruhe wieder suchten und fanden, die sie über den Büchern verloren; andere, die in ihrem Leben unaufhörlich mit Händen und Füßen gearbeitet, sah ich auf einmal bei allen Arbeiten verdrüßlich werden und zu den Büchern und Zeitungen ihre Zuflucht nehmen; wieder andere sah ich lange Zeit das Herz allenthalben zuvorderst tragen und ob einem jeden Blümchen oder Würmchen ihre hellen Thränen vergießen, und die sich bei kraft-, saft- und thatlosen Liebes- und Wohlwollenständeleien so wohl befanden, als die Vögel im Hanfsamen; aber auch von diesen sind viele, nachdem sie in ihren armseligen Liebes- und Wohlwollenständeleien mißbraucht worden, davon zurückgekommen und so hartherzig geworden, als sie vorher weichmüthig waren. Wieder andere sind ob einseitigen, unnatürlichen Anstrengungen ihres Wohlwollens, ihrer Gutmüthigkeit und Liebe in Schwachheiten und Krankheiten gefallen, die in ihrem Wesen nichts anderes sind, als Zerstörung der Natur, die, so wie sie nicht will, daß der Mensch allein vom Brod lebe, eben so wenig will, daß er allein vom Herzen lebe, sondern von Allem, was in ihm und um ihn und an ihm ist; oder von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes für ihn ausging. Und daß diese Ansicht von der Unnatur jeder Art von Einseitigkeit im Gebrauche unserer Kräfte wahr sei, und der Ordnung Gottes entgegenstehe, zeigt uns unsere Natur in allen Richtungen, in der wir sie ins Auge fassen. Sie vermag die innere Aufhebung des Gleichgewichts unserer Kräfte, das durch Einseitigkeit und Verkünstlung

veranlaßt wird, selber nicht zu ertragen; und es ist gewiß, daß sich dieses Uebelbefinden unserer Natur in dieser Lage vielseitig durch die Langeweile, von der so viele Menschen leiden, sichtbar ausspricht.

E. Ordnung ist überhaupt das Gegentheil der Langerweile, und unsere lieben Alten brauchten dieses Hausmittel gegen dieselbe sehr gut.

Chr. Es ist wahr, sie waren sehr steif in ihrer Ordnung; sie hatten beinahe alle Stunden des Tags abgetheilt und sie bildeten sich in ihrer Wohnstube zu dieser Ordnung. —

J. Die Wohnstube ist gewiß der Ort, wo sich der Mensch eigentlich ausbilden muß, wenn er sich vor Langerweile sichern will. Denn meistens sind die Gegenstände der Wohnstubenarbeit so gemischt, daß sie Kopf und Herz und Hand zugleich miteinander und durch einander beschäftigen; selten ist gar große und lang ununterbrochene Einförmigkeit da; und der Mensch wird in ihr gewiß immer brauchbarer, als bei Allem, was man allein gekünstelt und abgesondert von den Seinen bei Leuten lernt, denen ihre eigene Wohnstube selber zur Last ist, wenn sie eine haben.

Ich bin auch der neuen Mode, die anfängt selber auf dem Lande und in den Dörfern einzureißen, daß bald ein jeder, der meint, er vermöge es, immer mehr Stuben in seinem Hause haben will, sehr gram. Die Wohnstube hört dadurch eigentlich auf, Wohnstube zu sein, und der Segen, den das viel und oft bei einander sein von Leuten, die zu einer Haushaltung gehören, und der ehemals so groß war, mindert sich dadurch in einem hohen Grad. Man lernt sich bei so getrennten Stuben nicht mehr, wie ehedem, in der Liebe vertragen. Es ist gewiß, man lernt nicht mit den Leuten umgehen, außer man sei bei den Leuten, man lernt sich nicht nach den Menschen richten, außer sie stehen einem im Weg, man lernt die Welt nicht vertragen, außer man möge die Wohnstube vertragen, man wird für die Pflichten gegen seine Oberen nicht erzogen, wenn man nicht viel um Vater und Mutter gelebt und sich lange nach ihrem Wink und nach ihrem Willen zu lenken und zu biegen gelernt.

Man muß das Allerlei der Hausgeschäfte und Hausarbeiten sehn, man muß gemeinsam im Kreise seiner Hausleute daran Theil nehmen, wenn man sein Haus einst selber wohl regieren lernen soll. Auch wirst du es allen Menschen, die in den Waisenhäusern in großen Städten, und in andern solchen Anstalten und Schulen erzogen werden, ansehen, daß sie mehr Langeweile haben und weniger angreifen, als diejenigen Menschen, denen in der Jugend eine gute Hausübung nicht gemangelt.

E. Aber unser Gespräch von der Langenweile hat uns ganz von den erbärmlichen Wunderfitzigkeiten des armseligen Lehmann abgelenkt.

J. Das ist wahr, aber auch natürlich. Die Langeweile, die eigentlich die Mutter der Wunderfitzigkeit ist, ist uns vor ihrer Tochter in die Augen gefallen. Diese, die Wunderfitzigkeit, hängt der Langenweile an, wie der Schweif, den das Thier sich hintennach schleppt.

E. Du hast Recht. Aber wir haben heute so genug an der Mutter bekommen, daß uns die Tochter, wenn wir uns jetzt noch mit ihr beschäftigen wollten, selber Langeweile machen würde.

Wiederholung.

Daß der Mensch alle seine Kräfte mit einander anwende und eigentlich Alles, was am Menschen ist, gemeinschaftlich mit einander arbeite, und arbeiten lernen müsse.

Daß die Langeweile daher komme, wenn der Mensch sich verkünstelt und seine Kräfte einseitig, unnatürlich, ohne in Uebereinstimmung mit sich selbst braucht, und sie dadurch außer ihr Gleichgewicht unter sich selber bringt.

Daß die Langeweile auch etwas Gutes hat.

Daß sie den Menschen so plagt, daß, wenn er nicht ein Narr, merken muß, woran es ihm fehlt.

Daß der Mensch, wenn er einseitig seinen Kopf und sein Herz füllt, sich damit leicht in eine Welt versetzt, in der er nicht zu Hause ist und dadurch auch für die Welt, in der er wirklich zu Hause ist, gar leicht unbrauchbar werden kann.

Daß ohne Harmonie unserer Kräfte keine Ordnung in uns selbst denkbar, und daß hinwieder ohne innere Ordnung in uns selbst kein Einfluß auf die äußere Ordnung in unsern Umgebungen, der uns zu befriedigen fähig, denkbar ist.

Daß es den Menschen seine Gemüthsruhe, seine Gesundheit und selber sein Leben kosten könne, wenn die Fundamente der innern Ordnung seiner selbst bei seiner Erziehung nicht sorgfältig berücksichtigt werden.

Daß dieses Unglück gar leicht Menschen begegnen könne, die man, um sie das, was sie in der Wohnstube bei Vater und Mutter leicht lernen könnten und gern lernen würden, in fremde Häuser schickt und sie es durch fremde Leute lernen machen will, bei denen sie es nicht so gern lernen und nicht so wohl lernen können, als zu Hause.

Daß in Waisen-, Erziehungs- und Schulhäusern der Vater-, Mutter-, Schwester- und Bruderssinn nicht belebt statt findet, und die Vater-, Mutter-, Schwester- und Bruderluft nicht wehe, die jeder guten Wohnstube eigen ist.

Daß die Alten den Segen der Wohnstubenordnung weit besser kannten und benutzten als wir.

Daß die Langeweile die Mutter der Wundergebigkeit sei.

Daß es jetzt Mode sei, aus Freundlichkeit viel zu schwatzen, wie ehemals aus Freundlichkeit viel zu thun.

Daß die Liebhaberei-, Launen- und Kapricenmenschen viele Langeweile haben.

Daß man weder mit dem Kopfe, noch mit dem Herzen, noch mit den Händen allein arbeiten müsse.

Daß der Mensch ob allem, was er einseitig und unnatürlich treibt, am Ende maßleidig werde und leicht dahin komme, es so weit von sich weg zu werfen, als er ihm vorher stark nachgelaufen.

Daß die Alten nicht so viele warme Stuben in einem Hause hatten, als wir.

Daß es nicht gut ist, daß wir so viele darin haben.

Daß man nicht bei jedem Narren, der uns grüßt, stille stehen und mit ihm schwatzen müsse.

Vier und zwanzigste Abendstunde.

Von siebenjährigen Kindern, denen der Neid schon zu den Augen herausguckt. — Von Unfläthereien. — Von der Bettelei. — Von der Hoffahrt. — Von dürren Birnen. — Vom Geld und Geldwerth. — Vom Kreuzersparen, und vom Heirathen. — Vom Lied, „Seidene Bändeli" und von halbschönen und halb jungen Weibern. — Von Bauern, die mit Roß und Wagen fahren. — Von reichen Bauern und Baumwollenhändlern, deren Väter bei Mannesdenken noch bettelten. — Vom Helf dir Gott! sagen. — Von dem alten Krummhölzler, von seinen Kindern, Flöhen und Fliegen. — Von dem krummen Schneider und seinen Lügen. — Von Leuten, die vieles leiden und von ihrer Erlösung. — Von Gallenfiebern, von der Schwindsucht und vom Sterben.

Es ist doch kaum etwas in der Welt, das den Menschen so durch und durch verderbt, und in Allem, was er ist und thut, entstellt und häßlich macht, wie der Neid, sagte Joost, als Christoph den zweiten Abschnitt des 20. Kapitel unsers Buchs gelesen. Und Else antwortete: Weiß Gott! ich habe schon Kinder gesehen, die noch nicht über sieben Jahre hatten und denen er doch schon im eigentlichsten Verstande zu den Augen herausguckte.

Fritz. Und ich auch, Mutter! Gewiß des Heini Kätherli ist so. Wenn ein Kind etwas Schönes und Gutes hat, so macht es dir ein Maul und ein paar Augen, wie wenn, Gott behüt uns, der Teufel aus ihm herausguckte, und es hat von diesem Neidhammel-Augenmachen schon Rümpfe in der Stirne, wie eine alte Frau.

E. Du bist ein böser Bub, Fritz! daß du das sagst, du weißt doch, daß das Kätherli so viel krank ist.

F. Mutter, es ist nur darum krank, weil es häßig ist.

Chr. Ja, Frau, ich muß Fritzen darin Recht geben, es ist ein garstiges Kind. Es hat die vorige Woche eine Bank mit Wagenschmiere angestrichen, wo es wußte, daß des Pfarrers gutes Betheli mit seinem neuen Rock sich hinsetzen würde.

E. Das ist freilich abscheulich, und ich hätte ihm das nicht zugetraut.

Chr. Es ist kein Greuel, zu dem der Neid leidenschaftliche Menschen nicht hinführt.

J. Und es ist ein großes Unglück im Land, daß es seit einiger Zeit auch in unsern Dörfern so stark einreißt.

Chr. Aber woher kommt es, daß es jetzt so viel anders ist als ehemals?

J. Es ist natürlich. Je einfacher die Umgebungen sind, in denen die Menschen leben, desto weniger Gelüste werden in ihnen rege, die sie nicht befriedigen können; und wo das ist, hat der Neid auch weniger Nahrung. Je mehr und stärker hingegen Gelüste nach Dingen, die der Mensch nicht befriedigen kann, in seinen Umgebungen gereizt werden, desto mehr hat der Neid Nahrung bei ihm; und je mehr er Nahrung hat, desto mehr gedeiht er.

Chr. Das ist natürlich.

J. Und dann ist thatsächlich auch wahr, daß im Verderben unserer Zeitverkünstelung die Sinnlichkeitsreize nach Gelüsten, die wir nicht befriedigen können, so allgemein und so stark sind, daß der Mensch in denselben den Mund kaum aufthun kann, ohne das ansteckende Gift dieses Zeitgeistes in sich einzuhauchen; und dabei ist auch das noch wahr, daß die Menschen im Verkünstlungsverderben solcher Oerter so schwach werden, daß sie ihren Mund gegen die Ansteckung dieser Reize kaum zuhalten können.

Chr. Das ist fürchterlich.

J. Aber es ist wahr.

Chr. Es muß doch an Ort und Stelle noch besondere Gründe haben, warum der Neid in denselben so allgemein und so verheerend einreißt.

J. Dergleichen hat es mehr als genug. Es ist bald kein Winkelnest in der Welt, in dem nicht eigentliche spezielle Gründe obwalten, warum sich der Neid in demselben so allgemein einschleicht und so tief einwurzelt.

Chr. Nenne mir einzelne von den wesentlichsten.

J. Die Mittel, auch im ärmsten Kothnest in der Welt

etwas mehr als andere vorzustellen und sich Ranges und Standes halber nicht unter die übrigen Mitbürger des Winkelnests zählen zu müssen, werden immer allgemeiner. Siehe nur, wie es in jedem Dörfchen alle Jahr mehr Pöstchen, Aemtchen, Kramläden und Wirthshäuser gibt, deren Besitzer sich über den Stand ihrer Mitbürger erhaben glauben und durch ihre Pöstchen, Aemtchen und Kramläden Mittel finden, ihrer Sinnlichkeit in allen Rücksichten besser als die andern zu pflegen und so wie verwöhnte Kinder es bei Leben und Sterben für sich und ihre Kinder besser haben wollen als andere Leute, ob sie gleich kein eigenes wahres Verdienst für sich selber haben und oft auch ihren Kindern keinen Heller Geld hinterlassen, durch den sie einem solchen Ausspruch auch nur einen Schein geben könnten.

Chr. Es ist wahr, es ist ein Unglück in unserm Land, daß dieses Pöstchen-, Aemtchen-, Dienst-, Kramladen- und Wirthshauswesen immer mehr zunimmt, und die größte Kraft der Ehrenfestigkeit und Unabhängigkeit des häuslichen Lebens von den Anmaßungen des Knechten- und Dienstgeists aller Art immer mehr verdunkelt und in den Schatten gesetzt wird; und doch ist die Ehrenfestigkeit und Kraft des unabhängigen und anmaßungslosen Mittelstandes auch im geringsten Dorf mit Recht als das wesentliche Fundament des allgemeinen Landessegens angesehen worden.

J. Es ist bald kein Schatten von dem alten Geist, auf dem die Fundamente des häuslichen Lebens ruhn, mehr in unserer Mitte und es läßt sich nicht denken, wie das dem Land wieder gegeben werden könne, was ihm jetzt mangelt. Die gute Erziehung für häusliche Kraft, für häusliche Einschränkung und häusliche Selbstständigkeit mangelt von Tag zu Tag mehr.

Das Vaterhaus und der Vaterstand ist den Menschen und der Zeit nichts mehr. Je kraftloser die Menschen für beides erzogen werden, desto lebhafter werden die Gelüste der Kinder in allen Ständen höher zu steigen, als Vater und Mutter je zu steigen gedachten, und dann kriechen die armseligen, gelüstvollen Geschöpfe Jahre lang als Würmer,

um für ein paar Tage in Sommer zu flügeln, zu glänzen, und in diesem Glanz Eier zu legen, die dann, wenn sie aufgehen, wieder in eben den Koth hinabsinken, aus dem sie für ein paar Tage als Sommervogel herumgeflogen.

Chr. Du schreibst auch dem sich so allgemein vermehrenden Krämervolk einen großen Einfluß auf das Zeitverderben des Landes zu. Aber ich glaube, der große, neue Spinnerverdienst sei die allergrößte Ursache an dem Wachsthum des häuslichen Verderbens in unsern Dörfern.

J. Es ist wahr, das Volk war nicht dazu gezogen, den großen, neuen Verdienst wohl zu gebrauchen und anzuwenden. Die Sinnlichkeitsgenießungen, die die reichsten Bauern im Dorf nicht einmal kannten, fielen dem neuen Spinnervolk, das vorher eigenthumslos war und gar keine Mittel zu ähnlichen Sinnlichkeitsgenießungen hatte, in die Hand, wie den Leuten im Schlaraffenland die gebratenen Tauben ins Maul fallen.

Chr. Es ist wahr. Die Unhäuslichkeit ist durch diesen Umstand in unsern Dörfern allgemein geworden. Die alten Bauern mit den größten Höfen und ihre Weiber hatten es von Vater und Großvater geerbt, auf jeden dürren Birnenschnitz Acht zu geben und jede Hand voll Heu und Stroh zu Rath zu ziehen; aber die Bettelhaushaltungen, die nichts hatten, wußten auch nicht, was Haushen und Sparen war, und jetzt, da sie mit Spinnen und Weben viel Geld verdienen, so mangelt ihnen das; sie sind nicht dazu gezogen, mit Geld und Geldwerth umzugehen; daher denn auch an so vielen Orten aus ihrem Verdienst nichts erwächst, als ein unaussprechlich verderbliches Lumpenleben, das sich dann noch oft mit Schelmereien endet. — Es scheint mir auch unumgänglich, wenn man neuen Verdienst in die Dörfer bringen will, so sollte man zugleich alle Räder anspannen, vom Landvogt an bis zum Schulmeister, die armen Leute, die vorher kein Geld in Händen hatten, recht zum Verstand zu bringen, was man damit Gutes, Nützliches, und Beruhigendes ausrichten könne, wenn man's recht brauche.

Chr. Aber, wie wir jetzt auch vom Neid weg und zum Geldbrauchen kamen?

J. Ganz natürlich. Es liegt eine große Quelle des Neids im Nichtrechtbrauchen des Geldes.

E. Das ist richtig. Ich habe tausendmal bemerkt, wer's hat und vermag und in der Ordnung ist, der pflanzt mit seinen Ausgaben den Neid nicht so, wie der, der über seine Umstände und über sein Vermögen viel ausgibt.

J. Eben darum sollte das Volk, wenn es neuen Verdienst erhält, recht lernen, was der neue Verdienst eigentlich auch für Ausgaben erleiden möge und was er nicht erleiden möge. Das Volk sollte es an den Fingern zählen lernen, daß alle Tage etwas beiseits zu legen, ein Mädchen in etlichen Jahren an den Mann bringen kann, welches keinen findet, wenn es Alles verthut, und daß

„Seideni Bändeli,
Leibeli dra,
Die Ellen kost ä Kronen"

in alten kranken Tagen kein Stück Brod geben, denn es ist gewiß, daß der Verschwendung des guten Wochenverdiensts Einhalt zu thun, die Hauptsache ist, wodurch man die Dörfer in wahrhaft bessere, gesegnetere Umstände setzen könnte. Und wenn man's nicht thut und Verschwendung und Hoffahrt allgemein mit einem neuen Verdienst einreißt, so frißt sich das Wochengeld in Bettlerhänden nicht nur auf, sondern verzehrt auch noch die Häuser und Güter derer, die vorher nicht Bettler waren.

E. Das Beste, das in der Welt ist, wenn man's nicht recht braucht, pflanzt nur Unglück und Elend.

J. Das ist vollkommen richtig. Und so, wie's mit dem Geld ist, ist's auch mit der Ehre. Auch diese, wenn man sie nicht recht braucht, wenn man nicht versteht, warum man sie hat, und das nicht recht kann und nicht recht thut, was man soll, wenn man in Ehre nnd Ansehen ist, so pflanzt auch sie nichts, als zuerst Neid, und hernach Schande.

E. Es gibt aber doch auch Neid, wo eben so wenig viel Geld, als viel Ehre um den Weg ist.

J. Weder Geld, noch Ehre pflanzt eigentlich den Neid, sondern die Unordnung, die Unvernunft, kindische Gelüste nach dem, was man nicht hat, und einfältiges Verschwenden dessen, was man hat, ist, was den Neid pflanzt. Wer rechtmäßig viel verdient und das Seine spart, und wer von Alters her in Ehr und Ansehen ist oder durch wirkliche und wahre Verdienste zu Ehr und Ansehen gelangt, über den wird man nicht so leicht neidisch. Unverdient Hahn im Korb sein, und das Glück finden, wie eine blinde Kuh ein Roßeisen, das ist es, was den Neid im höchsten Grad reizt.

Chr. Man sieht's bei den Weibern am deutlichsten; die halb jungen und halb schönen sind es, welche einem armen Mädchen leicht mißgönnen können, daß es noch ganz jung und ganz schön ist.

E. Aber, daß du deine Exempel nur immer auf der linken Seite suchst, Meister.*)

Chr. Ich denke, weil sie mir lieb ist, die linke Seite.

E. Und gar nicht, weil du sie gern neckst, Christoph? — Aber, wieder von der Sache zu reden, auch die, die geschwind und plötzlich zu etwas kommen, werden leicht neidisch.

J. Oft noch mehr als neidisch, — nämlich unverschämt und hartherzig. Die alten Bauern, die seit 100 Jahren bezahlte Erbhöfe haben, geben noch immer große Stücke Brod zu Almosen; es kommt ihnen kein Sinn daran, daß sie anders thun sollten, als ihre Großväter, und ihre Weiber bringen noch immer mit eignen Händen den Bettlerinnen, die Kinder herumtragen, Milch und Butter, und reines Stroh zum Nachtlager, und brauchen vielleicht für sich selber im Jahr nicht das Doppelte, was sie zu Almosen geben; aber die Baumwollenhändler, von denen viele vor 20 Jahren auf dem Stroh in Bauernscheunen schliefen, die aber jetzt für ein Mittagessen im Wirthshaus mehr bezahlen, als die alten Bauern, wenn sie mit Roß und Wagen zur Stadt

*) Anmerkung. Zum Verstand dieser Stelle muß man wissen, daß die Weiber auf dem Land ihren Männern noch nicht allenthalben auf der rechten Seite gehen.

fahren, diese geben den Bettlern schon keine Stücke Brod, und ich kann nicht bergen, es kommt mir immer übers Herz, wenn ich da unsern reichen Nachbar tagtäglich zum Fenster hinaus den armen Leuten immer nur „Helf dir Gott!“ zurufen höre.

Chr. Er sagt nicht immer nur das, er flucht oft noch, daß er nicht Zeit habe, das Fenster auf und zuzuthun, oder sagt dem T——pack, daß es Garn bringen solle, wenn es Brod haben wolle.

E. Dieser Rath mag aber übrigens nicht der schlimmste sein, den man dem Armen geben kann.

J. Ich weiß wohl; aber wenn der Teufel die Wahrheit sagt, so ist er doch der Teufel.

E. Es ist wahr, es ist vergebens; wenn man's nicht gut meint, so redet man umsonst von dem, was recht und gut ist.

Chr. Und ich glaube, es sei kein Schelm so groß, der nicht einem ehrlichen Mann mit Wahrheit einen Vorwurf machen, und kein Narr so groß, der nicht dem Gescheidtesten eine gute Lehre geben könnte.

E. Und die Neidischen sind dann wie dazu gemacht, auszuspähen, wo einer etwa einen Fehler habe, den sie ihm vorwerfen können.

Chr. Es ist mir, man sehe gerade da unsern Lenk den guten Taglöhnern ihre Fehler an den Fingern nachzählen. Der Neidische gönnt Niemand etwas, als sich selber; er meint, es brauche Niemand etwas, als er selber, und er kann Weib und Kind, Bruder und Schwester neben sich leiden sehen und ruhig, wie dieser, auf der Ofenbank liegen und rauchen.

E. Ich kenne auch neidische Leute, die so unempfindlich und noch unempfindlicher gegen die Ihrigen sind, als die Thiere auf dem Felde.

J. Desto empfindlicher sind solche Leute für sich selber. Du kennst den alten Krummhölzler, gerade der ist so ein Kerl. Er gönnt auf Gottes Boden keinem Menschen eine gute Stunde; er schnarcht ganze halbe Tage auf der Ofen=

bank, ohne was zu arbeiten, und ist im Stand, wenn ihn ein Floh oder eine Fliege unruhig macht, oder ein schreiendes Kind in der Ruhe stört, mit der geschlagenen Haushaltung zu zanken und zu fluchen, wie ein Heide.

E. Der Narr meint, die ganze Welt, bis auf Fliegen und Flöhe, sollten für ihn eingerichtet sein, und er für Niemand.

J. Diese Gattung Leute sind sammt und sonders so, daß man's ihnen ansieht, daß es sie kränkt, wenn sie für einen Dienst, den man ihnen thut, auch nur die Tabakpfeife zum Maul heraus nehmen und danken müssen; auch zeigen sie oft deutlich, daß sie Freude daran haben, wenn denen ein Unglück begegnet, die ihnen Gutes gethan.

Chr. Ich kenne Arbeiter, die es dem Meister nie gönnen mögen, wenn die Arbeit, für die sie den Lohn haben, gut ausschlägt.

J. Du kannst sicher sagen, daß es dem Lenk z. B. im Herzen weh gethan, wenn ein Stein, an dem er arbeiten mußte, für den Maurer gut und vortheilhaft ausschlug, und daß er sicher im Versteck hat lachen können, wenn dieß oder jenes hat fehlschlagen wollen.

Chr. So ein Kerl hat darum aber auch keine frohe Stunde auf Erden.

J. Auch sehen ihrer viele wirklich so aus, daß man's ihnen ansieht, daß sie damit sich selber das Leben verbittern.

Chr. Sie stellen das manchmal auch noch recht künstlich an; der krumme Schneider, wenn er sein Vieh oder sein Futter theuer verkauft, und viel daran gewonnen, lügt bei den Nachbarn und sagt mehr, als wahr ist, damit sie es ihm auch recht mißgönnen, und dann bei den Kindern daheim lügt er wieder und sagt weniger, als wahr ist, weil er ihnen die Freude nicht gönnen mag, daß sie glauben, es gehe ihm gut.

J. Weib und Kind haben von einem Neidischen, so lang er lebt, nichts, als daß sie ihm mehr thun und mehr von ihm leiden müssen, als die, so ihn nichts angehen.

Chr. Sie sind auch fast immer geplagte Leute, bis

der Tod sich ihrer annimmt und so einen Vater ihnen ein wenig abseits und von der Seite schafft.

J. Das geschieht denn aber auch meistens zu ihrem Trost nicht gar spät, und gar oft durch Gallenfieber und die Schwindsucht.

Chr. Nun sind wir dem Neid doch fast von der Wiege bis ins Grab nachgelaufen, und das mag wohl genug sein.

Wiederholung.

Daß siebenjährige Kinder, die neidisch sind, dir Augen machen können, als wenn der Bös' aus ihnen herausgucke.

Daß sie aber davon auch Rümpfe bekommen, wie alte Weiber.

Daß das Bettelvolk, das mit Spinnen und Weben viel Geld verdient und nichts vom Hausen und Sparen weiß, ein Hauptgrund ist, warum der Neid so in den Dörfern einreißt.

Daß auch das immer mehr wachsende Aemter-, Pösten-, Kramladen- und Wirthshausleben, kurz alle Arten und Mittel, mit aufrechtem Rücken mehr und besseres Brod zu verdienen, als mit dem gebogenen, Haupturſachen seien, warum der Neid allenthalben im Land einreißt und Wurzel faßt.

Daß man noch weit mehr Mühe nehmen sollte, das Volk in Stand zu setzen, Verdienst und Geld wohl zu brauchen, als selbiges zu erwerben und zu finden.

Daß Hausordnung erben wohl so viel sei, als Hab und Gut erben.

Daß Geld und Gut in Händen, die nicht zum Hausen gezogen, Gift sei, womit der Mensch nur sich selbst und andere noch verdirbt.

Daß Hausverstand und Hausfertigkeiten die Haustugenden leicht machen und den Hausſegen herbeiführen.

Daß wer nie etwas hatte, gemeiniglich auch vom Hausen und Sparen nichts weiß.

Daß ein Mädchen sich mit täglichem Kreuzersparen an den Mann bringen könne.

Daß seidene Bändeli Leibeli dra, keinen Hungrigen

speisen, keinen Durstigen tränken, und keinen Nackenden kleiden.

Daß weder Geld noch Ehr, sondern Unordnung und Thorheit den Neid pflanzen.

Daß wer halb etwas hat, und halb nichts, am leichtesten neidisch werde.

Daß Ehre und Ansehn, wenn sie nicht mit Verdienst zusammenhangen, eine armselige Sache sei.

Daß es Bauern gibt, die fast halb so viel, als sie brauchen, Almosen geben.

Daß die Geschwind- und Neu-Reichen gemeiniglich nicht viel Almosen geben.

Daß Helf' dir Gott! Niemanden speise, und daß der Bettler Wolle haben muß, ehe er Garn bringen kann.

Daß der Teufel bleibt, was er ist, er mag sagen, was es will.

Daß der Mensch bloß mit dem, daß er die Wahrheit sagt, sicher nichts richtet, wenn er nicht dabei auch zeigt, daß er's gut meint.

Daß Knecht und Bettler selten über einen Herren so klagen, als über solche, die selber Knecht und Bettler waren.

Daß Narren und Schelme auch gegen Weise und Fromme Recht haben können.

Daß man einen Neidischen suchen muß, wenn man einen guten Spion braucht.

Daß die Welt nur für die Geduldigen eingerichtet ist, daß die Ungeduldigen bei jedem Flöhpick und bei jedem Mückenstich finden, sie sei nicht gut eingerichtet.

Daß danken sollen für den Neidischen eine schwere Arbeit ist.

Daß Neid und Schadenfreude gern bei einander wohnen.

Daß der Neidische oft hinter dem Hause anders, und vor dem Haus wieder anders lüge.

Daß Weib und Kinder um einen Neidischen ein elend Leben haben, bis der Tod sie erlöst.

Fünf und zwanzigste Abendstunde.

Von Privilegien, Freiheiten, Uebungen. — Vom Versprechen und Halten. — Von unserm Fürsten, seinen Nachbarn, seinem Interesse und dem Interesse seines Volks. — Von Aemtern, Posten, Pflichten. — Von Vorfahren, Collegen. — Von allerlei Eiden. — Von der armen und blinden Gerechtigkeit. — Von dem Wasserstreit eines Dorfschulzen; von seiner überschwemmten Matte, seiner Klage, seinen Beweisen und seinen Zeugen; von einem andern Kläger, der nichts beweisen konnte. — Von der Volksverwilderung und ihren Ursachen. — Von dem * * Gebiet, mit Amtmanns und Pfarrers Zeugnissen belegt. — Von Hans Leuppi; von seinem Papier mit einem Modell, und einem Haus, das er Gott und einer gnädigen Obrigkeit verdankt. — Vom Aussaugen, und wieder Frieden trinken. — Vom Vergeßwein — und von Bußgebeten. — Von Engeln, Teufeln, und dem Menschen selber. — Vom Zeugniß geben und Zeugniß machen. — Vom Ausblasen, Auswinden und Ausdrehen dessen, was Zeugen reden, geredet haben und reden wollen. — Von den Folgen dieser Kunst. — Von einem Mann, der das Opfer war. — Von der Marschroute der Selbstverblendung. — Vom Meineid. — Und endlich von den Mitteln wider die vielen Uebel dieses Registers, angefangen bei der Besetzung der Posten, Aemter und Dienste, und geendet mit Vermaledeiung der Blutsaugereien.

Das ist eine gottserbärmliche Geschichte, sagte Else, als Christoph den 21. Abschnitt unsres Buches gelesen.

Man kann das Volk gewiß mit nichts so sehr verhärten und verderben, als mit Eiden, die nicht allgemein steif und fest gehalten werden, antwortete ihr Mann.

Joost. Und dieses geschieht allemal, wenn man die Leute im Land auf Sachen schwören läßt, die man nicht mehr im ganzen Sinn der eidlichen Worte versteht und fordert. — Es geschieht, wenn man Provinzen, Grafschaften, Gerichten eidlich verspricht, sie bei Freiheiten, Privilegien, Vorrechten, Uebungen und Gebräuchen zu schützen und zu schirmen, die man ihnen nicht mehr ganz im einfachen, natürlichen Wortsinn ihrer Briefe und Siegel lassen kann,

und lassen will; es geschieht, wenn man eidlich Unterthanen Sachen zusagt, die ihnen sogar nicht gut und nützlich wären, wenn sie solche besäßen; es geschieht, wenn man die Beamten im Land zweierlei Sachen, die ehemals freilich wohl zusammen paßten, aber, wie jetzt die Sachen einen Lauf und Gang nehmen, sich ganz nicht mehr zusammen schicken, mit einander beschwören läßt, wie z. B. den Nutzen des Landes zu befördern, und die Aeufnung einer das Land stark drückenden und allenthalben her, heiß hungrig, gegenwärtig benöthigte Gelder eintreibenden Rentkammer. Es geschieht, wenn man Vorgesetzte und niedere Beamte beeidigt, auf die Sachen ihr Aufsehen zu haben und für sie zu stehen, von denen sie nichts verstehen, oder über die sie keine Gewalt und kein Ansehen haben. Es geschieht, wenn man beeidigte Leute zu bösen Streichen und zu Verletzung der Naturpflichten des Menschen verleitet und braucht. Es geschieht, wenn man von beeidigten Leuten Sachen fordert, die der Mensch nicht thut, bis sein Herz durch Niederträchtigkeit zu Grunde gerichtet. Es geschieht, wenn man's zur niedern Amtstreu macht, Landbedrückungen zu begünstigen, die Titel der guten Rechte des Landes zu verleugnen, dem anscheinenden Augenblicks-Vortheil des Regierungssäckels Land und Leute zu verrathen, und diesem Götzen Gerechtigkeit, Treue und Wahrheit aufzuopfern. — Es geschieht, wenn man's zur niedern Amtstreue macht, die Oberamtleute, wenn sie gegen Land und Pflicht, gegen Fürsten und Bauer fehlen, blind zu bedienen. Es geschieht, wenn man von Beamten als ihre Pflicht fordert, das Interesse ihrer Stadt, ihres Dorfes und ihrer nächsten Naturverhältnisse dem Partikularinteresse und den Partikulargesinnungen der obrigkeitlichen Personen und Stellen, darin sie stehen, zu verrathen und aufzuopfern. Kurz: die innere Quelle des Meineids ist Verhärtung der allgemeinen Güte, der geraden Gerechtigkeit, der reinen Unschuld und der treuen, edlen Ergebenheit und Anhänglichkeit des Menschen an seine Naturverhältnisse, Geburtsrechte und Mitbürger, so wie an Wahrheit, Liebe und Recht.

Chr. Gott erhalte uns unsern Herrn und Vater! Er

hält die Quellen des Meineids zugestopft, wie kaum ein Herr auf Erden.

J. Auch ist sein Land gesegnet, und an allen unsern Grenzen hat kein Volk ein so sicheres Hausglück, wie wir, und wer nicht außer Land geht, der weiß nicht, daß Menschen auf Erden leben, die von elenden Fürstenknechten, von raubsüchtigen Finanzkammern und von hunderterlei boshaften Leuten, die an öffentlichen Stellen stehen, beredet werden, Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Nachbarn und Mitbürger zu verrathen und zu unterdrücken, und dann zu glauben, sie thäten nichts Unrechtes, weil es ein Bube fodert, der den Namen des Fürsten braucht.

Chr. Das ist das Bild einer entsetzlichen Landeslage.

J. Sie ist wohl entsetzlich. Denn wo es so ist, so werden viel schlimme, gottvergessene und an ihren Nebenmenschen untreu, falsch und verfänglich handelnde Leute beeidigt, durch deren Thun und Lassen dann nothwendig alles Heilige, das der Eid im Volk hat, wegfällt, und die Landesmänner vor Jedermann in einem Licht erscheinen, als wenn sie nur ein Geldkloben wären, welchem zwar Jedermann nachjagt, den aber nur Glückliche und Günstlinge erhalten.

Chr. Unter diesen Umständen kann es nicht anders sein, als daß dann auch selber nach und nach das gemeine Volk über Eidsachen leichtsinnig werde.

J. Die Erfahrung zeigt es auch Jedermann, der es sehen will, daß, wo Amt- und Pflichteide laut und öffentlich verdreht und verkünstelt werden, dann auch die Eide in Rechtssachen und Zeugnissen nicht mehr mit der genauen, heiligen Achtung angesehn werden, wie sie sollten, sondern vielmehr dahin ausarten, der sicherste Deckmantel jedes verfänglichen gewaltthätigen und boshaften Mannes im Lande zu sein.

Chr. Der Fall im Buch redet das sehr klar und der Vogt sagt ausdrücklich, da ihm das Gewissen wegen seiner Eidsverdrehung aufwachen will: „Ich weiß auch, wie andere Leute, und eben die, die das am besten verstehen müssen, den Eid nach ihren Auslegungen nehmen und ruhig sind,

wo ein anderer armer Schelm, der, wie der Wüst denkt, meinen müßte, er sähe mit seinen Augen sonnenklar, daß sie ihn verdrehen.“ Deutlicher glaube ich, hätt' er nicht sagen können, daß Beispiele von verdrehten Amts- und Pflichtseiden dem Volk auch die Empfindung von dem Erschrecklichen in Zeugnissen und Rechtssachen mit dem Eide zu spielen, benehmen.

E. Aber es ist doch, will's Gott, nicht möglich, viele Leute dahin zu bringen, daß sie, wie der Wüst und Keibacker den Eid zu Sachen und Zeugnissen thun, die nicht wahr und nicht glaslauter.

J. Es ist mit den Eiden in Rechtssachen und Zeugnissen vollkommen, wie mit den Amts- und Pflichtseiden; es wird kaum ein Mensch in der Welt, wenn er in ein Amt oder an einen Posten kommt, mit Fleiß und Vorsatz meineid und untreu gegen Land und Leute handeln wollen; aber die Leidenschaften verführen und verblenden Leute, die in obrigkeitlichen Posten und Aemtern sind, so gut als andere Menschen. Der Mann am Platz entschuldigt zuerst kleine Vortheile, die er gegen den Nutzen und gegen die Rechte im Land sucht, mit dem Interesse seines Fürsten, und wenn er dann einmal das, was er aus Geiz, Hartherzigkeit und eigner Bosheit anstellt, unter diesem Mantel recht wohl vor sich selber zu verbergen und zu bemänteln geübt ist, so ist er bald auf dem Punkt, auch das Größte damit zu bedecken und alle Untreu und alle Verbrechen gegen das Land für nichts zu achten, und das Interesse des Fürsten und des Volks seinem eignen Starrkopf und seiner Bosheit aufzuopfern, ohne daß ihm nur ein Sinn dran kommt, daß sein Thun nicht rechtmäßig und nicht eigentliches Staatsinteresse sei. Es ist aber auch eine der gefährlichsten Verblendungen im menschlichen Herzen, die uns bereden kann, daß die Verdrehung der reinen Natur-Empfindung dessen, was recht und wahrhaft, was fromm und treu, was rein und edel ist, jemals das Interesse eines Staats sein könne; obwohl diese Teufelei die allgemeine Narrenkappe der Leute ist, die gern drei, vier, fünf, sechs, bis sieben Eide

auf sich nehmen, damit sie ihre Meineide auf die hintern Nummern mit ihren Pflichten auf die vordern, und ihre Pflichtverletzungen auf die vordern mit ihren Eiden auf die hintern Nummern verbergen können.

Chr. Der Mensch kann sein Herz verkünsteln, daß einem Hören und Sehen vergehen möchte, wenn man davon erzählt, wie es wirklich ist.

J. Und dann langt gewiß von Allem, womit man das menschliche Herz verkünstelt oder vielmehr vergiftet, nichts so weit und führt so zu vielen und unsäglichen Verbrechen, als wenn man das Volk in Eidssachen von dem geraden Sinn der reinen Treu und Wahrheit ablenkt.

Chr. Es kann nicht wohl anders sein.

J. Es ist auch nicht anders, und allenthalben, wo viel Leute in Gerichtstellen und öffentlichen Posten ihre Pflicht- und Amtseide nach den Bedürfnissen ihres Seckels oder nach dem launigen Belieben ihres Ehrgeizes erklären, so geht das innere Volksverderben des losgelassnen Meineids in der ruhigen, kalten, gleichgültigen Uebung, seine Pflichten gegen den offenbaren Wortsinn geschworner Eide zu verstehen, seinen ungehemmten Gang fort, und der Gedanke, daß man auch bei Eidssachen ein Auge zuthun und Umwege und Schlupfwinkel gegen Wahrheit und Pflicht finden könne, dringt dann bis in die niedersten Hütten des Lands, und weckt jeden kühnen und frechen Mann auf, die sichersten Mittel zu ergreifen, ungestraft Verbrechen zu begehen und die schwache, stille Unschuld, die um ihn her wohnt, zu unterdrücken; und dann, wenn es so weit kommt, wird die Handhabe des Eides, ich weiß, daß ich nicht zu viel rede und daß ich mit meinen eigenen Augen gesehen, was ich sage, die Handhabe des Eides wird dann zu einer elenden Krücke, an der die arme Gerechtigkeit schwach, matt und wehrlos umherhülpet und Niemand als denen, die selber stark sind, mehr Schutz und Hülfe zeigt. Es ist kein Greuel, zu dem ein infamer Mann, der sich aus dem Eid nichts macht, nicht fähig und reif ist; und das Volksverderben ist nicht auszusprechen, worin sich ein Land befinden muß, wo

unglückliche Umstände oder unrichtige Regierungsgrundsätze Schuld und Ursache sind, daß es viel solcher Leute gibt. Ich habe gar keine Freude daran, Gespenster zu sehen oder zu glauben, wo keine sind, und will dir, Meister, damit du sehest, daß ich die Sache um kein Haar schwärzer mache, als sie ist, ein paar Beispiele erzählen, aus denen du das Volksverderben und den eigentlichen Verbrechergeist, der sich durch Verdrehung des einfältigen, geraden und reinen Wortsinnes der Eide im Volk bildet, richtig abnehmen kannst.

Der Schulz in * * hatte einen Wasserstreit mit seinem Nachbar und klagte, dessen Wasser-Runsen verdürben ihm seine Güter. Es war nicht wahr. Aber der Schulz bot Beweis an, und um ihn leisten zu können, ließ er in einer dunkeln Gewitternacht von einer andern Wasserschwelle seine Matte, auf der er liegendes Futter hatte, hoch überschwemmen, stellte dann das heimlich eingelassene Wasser wieder ab, und ließ eilends mitten in der Nacht zwei Tagdiebe, die ihm schuldig waren, herbeirufen, zeigte ihnen die überschwemmte Matte, das im Wasser liegende Futter und die Wasser-Runsen, durch welche nunmehr, da sie kamen, das Wasser allein in die Matte hereinfloß. Nun hatte der Schulz gewonnen Spiel. Denn diese Herren thaten einen Eid, daß sie die Matten zwei Schuhe hoch von diesem Streitwasser überschwemmt und das abgehauene Futter ganz im Wasser schwimmend gefunden. Es merkte zwar hie und da im Dorf ein Nachbar, daß die eidlich bewiesene Ueberschwemmung nicht natürlich zugegangen und daß das Schelmenstück dahinter stecken möchte, welches wirklich dahinter steckte; aber es durfte, aus Furcht vor dem Schulz, Niemand klar und deutlich sagen, was er hierüber dachte, bis der Handel verjährt und der Schulz von der Wahrheit keine Gefahr und keinen Schaden mehr zu fürchten hatte. Da scherzte man denn wirklich ziemlich öffentlich darüber, und jetzt machte sich der Schulz, wo er unter vier Augen ist, selber nichts mehr daraus, zu gestehen, daß es so war; aber er glaubt nicht im geringsten im Fehler zu sein und beredet sich,

die Zeugen hätten ihren Eid vollkommen in der Ordnung gethan und nichts geschworen, als was sie wirklich gesehen.

Chr. Das ist eigentliche Vogtsarbeit aus dem Buche.

J. Vögte und Schulzen sind eigentlich auch ganz gleiche Personen.

Chr. Es muß wohl sein, da ihr Thun und Lassen so richtig eintrifft.

J. Ich weiß vom gleichen Mann noch einen Streich, der diesem vollkommen ähnlich ist.

Er schalt vor einer ganzen Stube voll Leute den ehrlichsten und bravsten Mann, der vielleicht in seinem Dorf ist, auf eine Art, die dieser unmöglich auf sich liegen lassen konnte. Fünf Männer erzählten dem Gescholtenen, daß es wahr sei, und daß sie selber in der Stube gewesen, da das geschehen. Der Mann mußte also klagen und klagte wirklich, nannte auch die fünf Zeugen, die er in dieser Sache zu haben glaubte; der Schulze aber machte Einwendungen gegen die Zeugen, und stellte drei Männer, denen das ganze Dorf gewiß Alles anvertraut hätte, wozu es Treu und Glauben braucht, auf die Seite. Gegen den ersten wandte er ein, er sei ihm feind, und sie hätten Streit mit einander; gegen den zweiten, er sei der Frau des Beklagten noch etwas verwandt; gegen den dritten, er habe vor ein paar Jahren einen Hasen geschossen und sei nicht abgestraft, indem er es seit Kurzem vernommen. Dies letztere war noch nicht einmal wahr; wenigstens konnte es hintennach nicht erwiesen werden; aber der Richter war ein Jäger, und hielt bloß den Verdacht und die Klage des Schulzen für wichtig genug, den Mann für jetzt in dieser Zeugnißsache auf die Seite zu stellen. Nun blieben noch zwei Zeugen, und gegen diese machte der Schulz keine Einwendungen, denn er war ihrer sicher; es waren Leute, denen Niemand in ihrem Dorf auch nur ein Wort, das verschwiegen bleiben sollte, vielweniger eine Sache, die auf Treu und Glauben hin besorgt sein sollte, übergeben und anvertraut hätte, das sind aber die Leute, auf deren Zeugnisse Schelme und Diebe, so lange die Welt steht, gebaut haben und bauen werden. Der

Schulze irrte sich auch nicht. Die Nachbarn redeten aus, sie hätten gehört, daß am Tisch geredet worden, der Schulz habe den Mann gescholten, aber sie selber hätten es nicht verstanden, sie hätten das Wort Schelm und Dieb wohl gehört, aber wem er's gesagt, davon wüßten sie nichts, daß sie dazu stehen könnten; sie hätten wohl geglaubt, daß er den Mann meine, weil es die andern gesagt; aber darum könnten sie doch nicht wider den Schulz zeugen, daß er's wirklich gethan. Zu dieser Aussage thaten dann die Nachbarn den Eid; worauf die Klage als unbegründet abgewiesen und der Beklagte zu allen Kosten verurtheilt worden. Der Verklagte aber sang, als das Urtheil gefällt worden, unter der Audienzthüre überlaut: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden" — ging dann ins Wirthshaus, gastirte die Zeugen, und die, so gratulirten, und spottete mit Brüllen und Jauchzen über die Narren, die im * * Biet etwas klagen, das sie nicht zehnfach beweisen könnten.

Chr. Herr Gott, das ist über allen Glauben!

J. Aber, es ist sicher so; und was ich nachbringen muß, ist noch zehnmal abscheulicher.

Ich kannte diesen Schulz so gut als dich, Meister, und hatte vor Zeiten das ein und andere mit ihm zu thun; er war sonst ein verständiger Mann, und wenn man nicht in seinen Klauen war und die Sachen verstand, ließ sich's wohl mit ihm handeln; er hatte auch Liebe für mich, ich weiß nicht, warum; denn ich sagte ihm die Wahrheit oft dürr und klar und handelte sicher nie nach seinem Wohlgefallen; und doch hing mir der Mann auf eine Art an und war oft, versteht sich's, wenn uns Niemand hörte, ganz vertraut mit mir; er gestand mir auch damals ganz unverholen, daß er dem Kläger Schelm und Dieb gesagt habe, fügte aber bei, daß er ein Schurke sei, daß er auf der Klage beharre, da er doch sehe, daß er es nicht beweisen könne, und daß er sich in Gottes Namen in seinem Herzen darüber ganz wohl beruhigen könne, daß die Eide vorgehen müssen, indem die zwei übergebliebenen Zeugen im Ernst nicht gehört, daß

er ihn gemeint, und also den Eid vollkommen, mit gutem Gewissen dazu thun können. — Ich schüttelte den Kopf und sagte ihm ganz deutlich, ich halte sein Gewäsch für eine verfluchte Verdrehung, die ich verabscheue. Nein, beim Donner, antwortete er, das ist nicht verdreht! Es ist, bei Gott, so klar, als der Tag am Himmel, sie sagen nicht, ich hab's nicht geredet, sondern nur, sie haben's nicht gehört, und ich wäre ein Ketzer, wenn ich den Eid nicht vor sich gehen ließe, er kann's nicht beweisen, und also gehört es sich und ist recht, daß er den Handel verliere; warum treibt's der Hund so weit? Er hätte schweigen sollen, er ist schuldig. — Laß mich doch ruhig, Schulz, erwiederte ich, du willst immer, so Unrecht als du hast, daß man dir noch Recht gebe, aber du solltest dich schämen, du weißt und sagst es mir ja selber, der Mann hat Recht, und du leugnest ihm das weg, was vor Gott wahr ist und was du gethan hast. — O Nachbar! das kommt vor unserer Audienz gar nicht in Frage, und kann nie in Frage kommen. Alles, was in Frage kommt und in Frage kommen kann, ist, ob eine Klage nach unsern Gesetzen erweisbar oder nicht erweisbar sei.

Aber quäle mich nicht, Schulze, ich kenne dein Audienzstubenrecht nicht und will es nicht kennen; Alles, was für mich in Frage kommt, ist dieses, ob du eine Klage, die wahr ist, wegleugnen und Eide gehen lassen dürfest, durch welche sie nach euern Gesetzen unwahr, und dem vor Gott und deinem Gewissen sich im Rechten befindenden Kläger zur Last und auf den Hals fallen muß. —

Jetzt wurde der Nachbar zornig und sagte: Ich weiß wohl, daß du mir immer unrecht gibst und mich unterdrücken ließest, wenn du nur könntest; aber ich habe mit Leuten geredet, die das viel besser, als du, verstehen; der Anwalt in * * hat's vor meiner Frau gesagt, daß sie es gehört hat, es gehe mich nichts an, was die Zeugen schwören, wenn es nur wahr sei, daß sie es nicht gehört haben. — Der Tropf rief sogar noch seiner Frau aus der Küche: Babi! komm herein und sage, ob's nicht wahr sei, daß der Herr * * in * * ausdrücklich gesagt hat, der Eid, den die Zeugen thun müssen,

gehe mich ganz und gar nichts an. Die Frau betheuerte dann heilig und steif, daß sie steif und genau Acht gegeben und aufgemerkt, und daß er einmal und in Gottes Namen deutsch und klar gesagt habe, daß der Eid ihn nichts angehe.

Ich fing an unwillig zu werden und sagte ihm: Ich weiß nicht, was du für eine Freude daran hast, mich mit deinem Trölhandel und mit deinem Eid zu plagen; schwöre in Gottes Namen, was du willst, und lasse schwören, was du willst, das geht mich Alles, Gottlob, nichts an; Alles, was ich sagte und was ich immer sagen werde, so lange du mit mir über diesen Fall redest, ist dieses: Du leugnest die Wahrheit weg und bringst den, der im Rechten ist, ins Unglück: das ist wahr, und wird wahr bleiben, so lang Ja Ja, und Nein Nein ist; der Herr * * in * * und der Herr in * * mögen inzwischen für sich sehen, wie sie in einer andern Welt das verantworten, was sie dir für deine Thaler und nach ihrer Handwerksordnung angeben und rathen.

Wir dürfen doch auch noch mit einander reden, erwiederte er; — was du anbringst, will eben nicht viel sagen. Mit dem Leugnen ist's nichts anderes, wer wollte trölen und nicht leugnen? Und daß ich ihn ins Unglück bringe, ist nicht wahr, er hat es so wollen; es ist mir selber leid, aber man muß das nicht klagen, was man nicht beweisen kann. — Zu meinem Glücke öffnete eben, da er dieses sagte, der Weibel von * * die Thür und erlöste mich von diesem herzbrechenden Stand. — Der Schulze fing im Augenblick ein ganz anderes Gespräch an und ich nahm ungesäumt Abschied. — Nach der Zeit hab ich für sicher vernommen, daß der Mann, als sein Richter den sämmtlichen Zeugen und Parteien vorgestellt, wie wichtig es sei, einen Eid vor sich gehen zu lassen, geantwortet: „Ich einmal, gnädiger Herr, mache mir nichts daraus, alle Stunden einen zu thun, wenn ich Recht habe."

Chr. Man kann nicht begreifen, wie der Mensch mitten im Laufe der entsetzlichen Verbrechen sich noch für unschuldig und im Recht befindend halten kann.

J. Das Sittenverderben der vielen beeidigten Leute

und die unzählige Menge der öffentlichen Posten sind an den meisten Orten die fast unbekannten Quellen der Volksverwilderung, die an Ort und Stelle so grenzenlosen Fortgang hat.

Ich habe es aus dem Munde des Herrn von St. * *, der eine der erlauchtesten Personen im * * Gebiet und jetzt Staatsminister im * * ist, daß, so viele Männer er, so lange er Oberamtmann war, ins Gericht und an andere öffentliche Posten angenommen und beeidigt, so viel sei er betrogen und angeführt worden. Die Leute, so gut sie im Anfang schienen, hätten in Jahr und Tag alle umgeschlagen, daß man sie nicht mehr kannte, und für Jedermann, der nicht tief in den Geist der Gesetzgebung und der Umstände dieser Leute eindringe, sei es die unerklärlichste Sache von der Welt, wie schnell die öffentlichen beeidigten Posten das Herz und die Sitten der niedern Dienerschaft auf dem Lande verderbe; auch die Pfarrherren in diesem * * Gebiet bezeugen es alle, welche Augen haben zu sehen und Herz zu reden, daß, wenn ihnen ein junger Mann ins Gericht oder an einen öffentlichen Posten weggenommen werde, so sei es wie ansteckend; in Jahr und Tag werde er hinterlistig, verschlagen, geldgierig, falsch und gewaltthätig, so unschuldig, treu, bescheiden und redlich er vorher immer gewesen sein möge. Aber es kann unmöglich anders sein. Ich habe sieben Jahre in diesem * * Gebiet gedient, und kann gewiß so gut und vielleicht noch besser als der Staatsminister St. * * aus Erfahrung sagen, wo das Uebel eigentlich herrührt. Die Rechtssachen werden in diesem Land verworren und verfänglich behandelt und immer auf höchst gefährliche Spitzen gestellt, und es ist nirgends Trieb und Eifer bei den Regierungsstellen, Prozessen auszuweichen und die Sachen im Anfang in Güte und Freundlichkeit auszumachen, ehe sie von den Advokaten verflochten und durch Erbitterung und Kosten auf einen Punkt gebracht werden, auf welchen beide Parteien fast immer Alles gegen Alles setzen müssen; und wo das Recht im Land einen solchen Lauf nimmt, da ist's nicht anders möglich, der unterste

Beamte, der den entferntesten Antheil an öffentlichen Geschäften und Rechtssachen haben muß, wird dir alsobald, wenn er einige Abende unter seinen ältern und beeidigten Mitbrüdern zugebracht, aufhören, ein muthvoller, mit geradem Sinn und in aller Einfalt der Wahrheit und den Rechten zustehender Mensch zu bleiben. Wenn mir je was die Erfahrung deutlich und klar gezeigt, so ist es dieses, daß solche Leute unter diesen Umständen immer entweder ängstliche, sorgenvolle Weiber, denen nie etwas klar und heiter genug ist, oder schlaue, hinterlistige, verfängliche Bursche werden, denen nichts schlimm und krumm, und arg und verflucht genug ist, das sie dir nicht rein und gut und recht scheinend zu drehen versuchen.

Es dünkt mich darum, besonders in verderbten Zeiten, unumgänglich nothwendig, daß die Sachen des Rechts immer fest und stark, und still und ruhig in den Händen der höhern Stände bleiben sollten; ich halte auch das Unglück eines Landes entschieden, wo viel Dorfleute und Bettelbürger in die Sachen des Rechts sich einmischen können; und ich bin sicher, man gibt mit nichts in der Welt das Volk so sehr Preis, als wenn man dasselbe zu viel und zu genau in das Detail hineinschauen läßt, wie jetzt die liebe Gerechtigkeit an den meisten Orten administrirt wird und administrirt werden kann.

Es sind fast immer in den Rechtshändeln beide Parteien zum Theil im Unrecht, und es ist nach den Gesetzen und unter den Umständen, unter welchen man sitzt und richtet, fast nie möglich, Alles genau mit dem Haarsieb zu läutern, man muß in Gottes Namen fast immer der einen Partei um eines Hauptgesichtspunkts willen ganz Recht und der andern ganz Unrecht geben, so aber müssen die bürgerlichen Rechtssprüche in den meisten Fällen die eine Partei weit glücklicher, und die andere weit unglücklicher machen, als beide es verdienen; und die Frage, wer am Rechten und am Unrechten sich befinde, ist in tausend Fällen so verworren, daß nach Jahre langen Untersuchungen die erleuchtetsten Richter oft ganz ungleicher Meinung bleiben, und endlich

über das große Glück des Gewinnens und über das große Unglück des Verlierens oft mit beinahe gleichgetheilten Stimmen entscheiden; — überdas ist die Kunst Unrecht und Betrug in einem falschen und beschönenden Licht vorzustellen, in unsern Tagen auf einem solchen Punkt, daß es ganz wider den Sinn des gemeinen Mannes, wider die Natur seiner Bedürfnisse, wider die Ruhe seiner Lage und den Geist seiner Pflichten und seiner Sitten streitet, vielen Detail von Rechtsangelegenheiten im Kopf zu haben; und der gemeine Mann, der dem Abmessen und Austheilen dessen, was Recht und Unrecht sei, oft beiwohnt, wird immer leicht den geraden Sinn, der das Glück seines Standes ausmacht, verlieren und gar bald vom Recht und Unrecht nichts denken, als daß eine Stimme mehr das Recht und eine Stimme minder das Unrecht ausmacht, und daß der Gescheidte Stimmen findet, wenn er Lügen sagt, und der Einfältige keine, wenn alle Wahrheit für ihn ist.

Deßwegen dünkt es mich, daß es vielleicht das wesentlichste Kennzeichen des wahrhaft und allgemein gesicherten Glücks eines Volkes ist, wenn es ohne viel Kunst mit Zutrauen auf seinen Richter, in aller Einfalt auf seine gute Sache baut, und fest und steif glaubt, das Recht könne fast gar nicht verloren, und das Unrecht fast gar nicht gewonnen werden. Und ich halte dafür, ein Volk sei entsetzlich Preis gegeben, wenn es dieses einfache gerade Zutrauen auf seinen Richter und auf sein gerades Recht verloren; und glaube ein Land sicher in wesentlichen Hauptstücken vernachlässigt, wenn der Bauer im Dorf, der einen Streit hat, seinen Richter vom Gesetzbuch des Landes und von der Nummer und der Seite desselben, die sein Recht beweisen, redet und reden zu können glaubt.

Chr. Man ist sicher da nicht brav und nicht glücklich, wo alles Volk bis auf Weiber und Kinder alle Tag bei Stunden schwatzen, warum und wie dieser Narr Recht und jener Unrecht hat. Der Mensch muß seinen eignen Sachen still nachgehen, nichts Krummes suchen, thun, was er weiß, daß er schuldig ist, und dann hernach auf Gott und eine

liebe Obrigkeit trauen, ohne viel nachzusinnen, wie er dieß oder jenes drehen oder kehren könne.

J. Das ist wohl gut in unserm Land und unter unserm Fürsten; aber es gibt Länder, wo man dich doch mit deiner guten Meinung auslachen würde und wo du dich mit derselben auch schwerlich aus allen Schlingen, die Bösewichter der Unschuld legen, herausziehen würdest; aber in diesen Gegenden ist denn auch das Gefühl für Recht und Pflicht und Wahrheit fast bei Jedermann so entstellt und verhunzt, daß man sich bei uns von den widrigen, unnatürlichen und empörenden Auftritten, die einem fast alle Augenblicke vor Augen kommen, fast keine Begriffe machen kann.

Ich erinnere mich Zeitlebens, was mir vor dem Wirthshaus des Hans Leupi begegnet. Es ist jetzt auf Martini 8 Jahre: ich trieb damals vielleicht die schönsten Stiere, die ich unter meinen Händen hatte, durch sein Dorf auf einen Markt; der Leupi hatte aber vor wenigen Tagen einen Prozeß gewonnen, den er schon seit Jahren mit seiner Schwester Kindern hatte; der Handel betraf das Wirthshaus selber, in dem er jetzt wohnte, und er rief mir in seiner Freude überlaut zum Fenster heraus: Jooft! du mußt einkehren, heut giebt's ein Glas Wein, wofür ich keinen Kreuzer nehme. Warum so barmherzig, Herr Wirth? antwortete ich, ich habe noch nicht völlig ausgeseckelt, daß ich nöthig hätte auf Kapuzinerzehrung zu reisen. Nein, du Narr! rief er zurück, heute würde ich es dem Pfarrer umsonst anbieten, dem ich sonst die Zeche gar nicht nach Kapuzinerordnung mache; ich weiß bei Gott nicht, was ich sage und mache, so freut's mich, daß ich einmal auch sicher und ganz ruhig sagen kann, daß ich meinen Stock*) von Gott und Rechtswegen besitze. — Wie kannst du das jetzt, Leupi? antwortete ich. — Da that er ein großes, gesiegeltes Papier auf und sagte: Siehe da! Du sagtest immer, ich hätte Unrecht. Siehe da jetzt das Modell und lerne glauben: dem darf,

*) Anmerkung. Stock ist in des Bauern Sprach ein gemauert Haus.

hoff' ich, der Teufel nicht widersprechen. Ich trieb meine Stiere schnell weiter, und trank weder umsonst noch um's Geld bei diesem Meister.

Ein andermal ist mir begegnet, daß ein Mann, der, wie ich sicher wußte, mit dem größten Unrecht einem Nachbar ein Stück Land abgedrückt, da er den Prozeß gewonnen und seine Nachbarn ihm auch Glück und Segen zum gewonnenen Handel gewünscht, sich vor meinen Augen gegen dieselben also ausgedrückt, er habe das Stück Land Gott und einer gnädigen Obrigkeit zu danken! So entsetzlich sind die Begriffe von Recht und Unrecht in diesen Menschen verunstaltet; und es ist zum Rasendwerden, wenn man noch von den Umständen hört, wie solche Landsverbrecher mit Leuten, die sie durch Betrug und Meineid übervortheilt und um das Ihrige gebracht, oft wieder Frieden trinken und sich versöhnen wollen. — Vom Zurückgeben des Gestohlenen ist die Rede nicht; hingegen sind sie mit diesen Unglücklichen alsdann oft gar freundlich, wenn sie nun Alles haben, was sie wollten; sie lassen ihnen links und rechts sagen, es wäre ihnen leid, wenn sie weiter zürnten, sie sähen ja jetzt, daß sie Unrecht gehabt, und wenn sie ihnen in Anderm dienen könnten, so wollten sie es gern thun. Solche Bursche können sich bereden, wenn sie mit Leuten, die sie also übervortheilt haben, Frieden und Vergeßwein tränken, so sei ihr Unrecht hiermit auch für jene Welt abgethan, wie es durch Spruch und Siegel für diese Welt abgethan sei, und sie glauben, wenn die Gegenpartei sich zufrieden stelle und nicht mehr so sehr wider sie seufze und bete, und sie hingegen ihre Bußgebete am Morgen und Abend richtig verrichten, so könne der liebe Gott auch nicht mehr anders, er werde und müsse auch wieder auf ihre Seite kommen, ihnen verzeihen, und das auf dem rechtmäßigen, von ihm selbst eingesetzten Weg des Rechtes gewonnene und zugesprochene Gut auf Kind und Kindeskind hinunter schützen, schirmen und segnen. Solche Freundlichkeitsanstinnen lassen sie besonders gern, wenn ihnen etwa eine Krankheit zustößt, an diese Elenden gelangen, und sind im Stand, wenn es etwa den Anschein

hat, als ob es gefährlich stehen wolle, ihnen sogar einen kleinen Schuldrest zum Abschied zu schenken, um so von ihnen Verzeihung und ein gut Geleit auf den weiten Weg mit zu bekommen.

Ich kenne persönlich so einen Mann, der seinen abgethanen Feinden für den Frieden und für die Versöhnung so zu Leibe geht. Er glaubt steif, wenn er diese Leute nur abhalten könne, über ihn zu klagen, oder gar ihn zu verfluchen, so habe es mit der Verzeihung seiner Sünden keine Noth. Dieser Mann lebt mitten im Besitz eines durch Meineid und Betrug erworbenen Gutes ruhig, er gibt hie und da armen Leuten, deren Väter und Großväter er um das Ihrige gebracht, Almosen und einen guten Rath, und es freut ihn in der Seele, wenn Leute, die er früher beraubt und bestohlen, jetzt freundlich mit ihm sind, er schenkt ihnen auch dann und wann gern ein Glas Wein, wenn sie dafür gut mit ihm sind und ihm die Zeit, die ihm immer lang und zur Last ist, mit neuen und alten Historien vertreiben. Er redet auch sogar in guten Abendstunden, wenn er keinen Verdruß gehabt, zur Kurzweil selber mit ihnen von seinem alten Leben, und erzählt dir hundert Streiche, die er gemacht, vergißt aber nie beizufügen, wie er jetzt ein ganz anderer Mensch sei und entsetzlich viel bete und lese, und selber dem alten Kirchmeyer verziehen, der ihn doch so gottlos herumgeschleppt, aber doch auch Gottlob nie Meister geworden. Ich habe ihn erst kürzlich so mit einem Unglücklichen reden gehört, den er beinahe an den Bettelstab gebracht; er rühmte im Angesicht dieses Elenden, wie er jetzt keinem Menschen auf Gottes Boden um einen Heller mehr Unrecht thue; der Elende ward sichtbar blaß, und ich sah es, wie er bei einem jeden Wort, das der Bösewicht redete, litt; er antwortete zwar kein Wort, der Bösewicht verstand aber dennoch sein Schweigen und es mißfiel ihm so, daß er mürrisch ward ob dieser Unhöflichkeit.

E. Aber, Joost, deine Predigt war beinahe so lang, als des Pfarrers seine am Sonntag.

Chr. Er hatte auch eine Materie danach!

E. Es ist doch aber keine Pfarrersmaterie.

J. Warum das?

E. Die Pfarrer müssen uns Engel aus dem Himmel und Teufel aus der Hölle abmalen, und dürfen uns nicht mit Menschen aus der Nachbarschaft kommen.

J. Dünkt dich das nicht recht, Else?

E. Nein, wahrlich, wir gaffen die heiligen Engel an wie Fürsten und Prinzen, und denken nichts weniger dabei, als daß wir auch werden könnten und sollten, was sie, und vor Teufeln laufen wir in Gottes Namen fort, so gut und so weit wir können; wo man uns aber von Menschen und unsern Nachbarn redet und uns gerade heraus sagt, wie sie sind, so merken wir sicher, daß alles Güte und Böse auch in unserer Haut stecke, was in einer andern Menschenhaut reif worden.

J. Aber, Else! Um von Menschen zu reden, muß man Menschen kennen; von den Engeln und den Teufeln aber kann man gar viel erzählen ohne einige Menschenkenntniß.

Chr. Aber wir sind ja beim Eid und Meineid nicht bei der Menschenkenntniß.

J. Meinst du, Meister, daß man die zwei Dinge gar nicht zusammenhängen könne?

E. Nein, um aller Liebe willen hängt sie doch nicht zusammen. Ich habe so genug von dieser Materie, daß ich jetzt kein Wort mehr davon hören mag.

J. Aber ich bin noch nicht fertig.

E. Nun so red' weiter, aber ich gehe in die Küche, und back' euch lieber einen Kuchen, als daß ich euch weiter zuhöre.

Chr. Nun, jetzt mußt du, Else, weil du's gesagt hast.

Es ist mir keine Strafe, erwiederte Else, packte das Garn auf und ging in die Küche; aber der Joost fing ungesäumt wieder also an: Das, was ich dir noch nicht sagte, ist dieses, wie es so abgefeimte Bursche angreifen, die Leute zu falschen Aussagen, Zeugnissen und Eiden zu bereden und zu verführen.

Chr. Sag' mir doch das noch.

J. Sie machen es also. Wenn sie etwas gethan oder geredet, das nach den Landesgesetzen ihnen Gefahr bringen könnte, und Männer da sind, durch deren Zeugnisse die That wider sie bewiesen werden könnte, so suchen sie zuvörderst auf alle Art und Weise den Zeugen auf den Leib zu kommen; sie versäumen keinen Tag, keine Stunde, entweder selbst oder durch ihre Apostel mit ihnen zu reden, am liebsten werden sie sich mit ihnen in die Wirthshäuser zu einem Glas Wein setzen, und dann, wenn mit gehöriger Vorsicht die ersten Krüge unter ganz gleichgültigen Gesprächen geleert worden, nach und nach von dem leidigen Handel anfangen, aber sich wohl hüten und alle Künste dazu brauchen, daß der Zeuge ja nicht selber zur Red komme und wo möglich der Sache nicht einmal nachdenke, sondern sie reden lasse und ihnen zuhöre; dann erzählen sie ihm das Geschehene der Länge und der Breite nach zu ihrem Vortheil vor, setzen Umstände zu ihrer Entschuldigung hinzu, die nicht wahr sind, lassen andere, die ihnen schaden, aber wahr sind, aus, und behaupten kühn und muthig gegen alle Wahrheit, daß es so und so und so geschehen, mischen aber Wahrheit und Lügen so fein und verdreht unter einander, daß der Zeuge nach und nach selber eintritt und ihnen Beifall gibt. Sie sind im Stande, Leuten, die nicht ganz besonders aufmerksam auf das, was sie hören und sehen, sind, eine Erzählung, die im Wesen und in allen Hauptstücken falsch ist, so einzuschwatzen, daß die eigentliche Geschichte ihnen nach und nach zweifelhaft wird, ja oft ganz völlig aus dem Kopf fällt und statt ihrer das darin bleibt, was diese Böswichte ihnen beim Trunk eingeschwatzt, und wenn sie dann den Kopf eines Mannes in ihrer Sache dahin gelenkt, wo sie ihn wollten, wenn sie die Hauptgesichtspunkte ihres Fehlers ihm entstellt und ihn über die Thatsachen, die er gesehen und gehört, irr und zweifelhaft gemacht, dann fügen sie laut und stolz, aber doch gutmüthig und liebreich bei, sie begehrten nichts als die reine Wahrheit und er solle nur sagen, was er gesehen und gehört, sie wünschten nichts

weiter, als daß er um seiner selbst und um seiner Seele Heil willen nicht mehr sage, als was er gewiß wisse. Sie sind froh, wenn eine ganze Stube voll Volk da ist, wenn sie dieses sagen, und werden auch Sorge tragen, daß alle, die an den hintern Tischen, und alle, die an den vordern Tischen sitzen, es verstehen und hören; auf diese Art bringen sie es hundertmal dahin, daß schwache Leute Umstände zu ihren Gunsten ausreden und bezeugen, die platterdings nicht wahr sind, noch weit mehr aber bringen sie auch verständige und sonst nicht ganz unbesonnene Männer dahin, daß sie über die Hauptumstände anfangen zu zweifeln. Die hauptsächliche Kraft der Streiche dieser entsetzlichen Leute besteht in ihrer Menschenkenntniß; auch ist es ihre Hauptarbeit, zu wissen, zu erforschen und auszuspähen, was Jedermann thut; daher kennen sie ihre Leute auch aufs Haar und kommen dann dem einen mit einem Glas Wein, wenn er dürstet, dem andern mit einem Stück Geld, wenn er's braucht, dem dritten mit einem guten Wort, wo er's nöthig hat, dem vierten mit einem Wink, wo er sich fürchtet, dem fünften mit einer Drohung, wo ihm Angst ist, und dem sechsten mit einer Hoffnung, wonach er gelüstet, auf den Leib; sie wissen in allen Haushaltungen einen Haken, wo man anpacken kann. Weib und Kind, Knecht und Magd, Vorgesetzte und Aelteste, Vögte und Weibel, Wirth und Müller, Säufer und Huren, Juden und Hebammen, Sigristen und Schulmeister, kurz, aus allem Volk, wer sich anpacken, zukaufen und anschnüren läßt, wird angepackt, zugekauft und angeschnürt, Hand zu bieten, die Wahrheit zu verdrehen und die bösen Zeugen, die noch zu viel wissen, von dem, was sie sahen und hörten, irre zu lenken, zum Schweigen zu ermahnen: kurz, zu verfälschen und zu tödten, und dann auch den armen Kläger zu verschreien, zu erschrecken, Böses über ihn zu sagen, Sünden von ihm auszutrommeln, Feindschaft gegen ihn zu stiften; und besonders die Zeugen gegen ihn aufzubringen und Geschichten bis auf die Großväter hervorzusuchen, wo er diesen etwa ein saures Auge gegeben oder einen faulenden Zaunstock niedergedrückt. — Solche Anstalten

helfen auch gemeiniglich gut und schützen den Beklagten, der gescheidt war, vor der armen Gerechtigkeit ganz nachdrücklich; der gute und der böse Zeuge steht dir armselig vor dem fragenden Recht und ist meistentheils ganz aufgebracht gegen den guten Kläger, daß er ihn in einen so gehässigen Handel hineingezogen; und man sieht's den meisten solchen Zeugnißgebern an den Augen und an den Füßen an, daß ihnen angst und bang ist und daß sie gern wieder zur Stube hinaus wären; sie künsteln und drehen auch gemeiniglich in ihrer Furcht und in ihrem Schrecken mit sich selber, daß sie es geradezu selber nicht wissen, wenn sie Sachen ausreden, die eigentlich Lügen sind, und wenn einmal einer falsch ausgeredet, so kommen gleich Umstände und Sachen hinzu, daß er nicht leicht seine Aussage zurücknimmt; doch weiß ich einen Fall, da es geschehen.

Es klagte ein Zehntenbesteher (Einnehmer) einen Mann an, daß er unrichtig gezehntet und bei Nacht und Nebel Garben von dem unverzehenten Land weggetragen; es waren Zeugen, die bestimmt ausredeten, sie hätten ihn gesehen und angetroffen, da er's gethan; der Beklagte aber brauchte alle Künste, die oben berührt, gegen die Zeugen, und einer von ihnen war so unglücklich, daß er sich sagte, es könne sein, daß er sich vielleicht geirrt und ihn für den unrechten angesehen; aber der Kläger verstand den Spaß nicht also, sondern forderte, daß der Mann, der sein Zeugniß zurücknehmen wollte, den Eid dazu thue, daß er wirklich in seinem Herzen glaube, er habe sich irren können, und er sei nicht gewiß, daß der Mann, den er gesehen, wirklich der Beklagte gewesen.

Das konnte nun der Zeuge nicht auf sein Herz bringen, weil er wie von seinem eigenen Leben überzeugt war, daß er den Mann gesehen und über der im Streit stehenden Handlung wirklich angetroffen; er weigerte sich, den Eid zu seiner zweiten Aussage zu thun, mit dem Beifügen, seine erste Aussage sei wahr und er wolle eidlich zu derselben stehen. — Der Richter hat die ganze Last des Handels auf

den Unglücklichen geworfen, der das Opfer des beklagten Bösewichts war.

Chr. Auf diese Art wird unendlich viel mit Unrecht durchgedrückt und weggeleugnet, was gestraft werden sollte, und was, wenn's nicht gestraft wird, Land und Leute verdirbt, und viele Leute werden meineidig, ohne daß sie es wissen.

J. Es ist mit den Eiden in den Rechts- und Zeugnißsachen vollkommen, wie mit den Amtseiden, von denen wir im Anfang geredet. Man wird durch Umstände, Bedürfnisse, Leidenschaften, Beispiele, durch Menschenfurcht, durch Geiz, kurz, durch seine Fehler von dem geraden, einfachen Sinn seiner Pflicht abgelenkt und verleitet, den Gegenstand in hunderterlei schiefe Gesichtspunkte zu stellen, und darüber so krumm und überzwerch zu denken und zu reden, bis man sich eine Meinung eingeschwatzt, die nachsichtig genug ist für die Lieblingswünsche unsers Herzens, und unsere Pflichten richtig so weit vor uns selber bedeckt, als wir sie nicht gern sehen. Das ist der Weg, auf welchem der Mensch in den Sachen des Eides Schritt für Schritt in der Selbstverblendung vorrückt, bis er endlich auf dem Ruhepunkt sich festsetzt, auf welchem er sich auch aus den offenbaren Thaten des unverkleisterten Meineids gar nichts mehr macht.

Chr. Du hast so viel von diesem großen Landesübel geredet; du mußt mir einmal jetzt auch noch sagen, wie du glaubst, daß man ihm abhelfen könne.

J. Es dünkt mich, die Hauptsache bestehe in der Wahl der Leute, die man beeidigt, und es sei unumgänglich nöthig, daß die Regierungen mit der äußersten Genauigkeit darauf sehen, daß keine Personen, die des Geizes, der Verschlagenheit, oder auch der Schwäche und der Furchtsamkeit halber bekannt sind, zu Diensten und Posten gelangen, die beeidigt werden; deßgleichen, daß man alle Arten meineidiger Handlungen gegen alle Arten Beamte mit großer Schärfe ahnde und bestrafe, besonders sollte man, wo ganze beeidigte Brüderschaften und Corps sich ausgeartet zeigen und in ihren Sitten und in ihrem Wandel die Grundsätze der Untreue

und des Meineids sichtbar herumtragen, dann mit Ernst darein fahren, entsetzen, abhauen, ausstoßen, ausputzen, einsperren, fortjagen und die Brut in ihrem Nest so rütteln und säubern, bis die Sitten und der Lebenswandel dieser Leute bewiese, daß ihre Meineide sich mindern.

Chr. Das möchte ein recht großes Stück Arbeit sein.

J. Es müßte sie aber auch ein recht Großer zur Hand nehmen, sonst würde gewiß nichts herauskommen, als daß die Brüder den reinen Ertrag ihrer Meineide etwas sorgfältiger genießen und das Gepräng ihres Hochzeitlebens in Klosterordnung und stille gute Fastenspeisen verwandeln würden.

Chr. Nun weiter, was wolltest du mehr thun?

J. Ich würde verhüten, daß die beeidigten Männer im Land nicht leicht zu etwas gebraucht würden, wodurch das Menschenherz gemeiniglich verderbt und hart gemacht wird, und diejenigen Leute, welche zu solchen Sachen müssen gebraucht werden, würde ich gar nicht beeidigen. Denn die Erfahrung hat mich gelehrt, daß allenthalben, wo die Menschen, die in öffentlichen Posten stehen, zu wenig liebreichen, hülfreichen und menschlichen Thaten gebraucht werden, sondern von Amtswegen glatterdings nichts thun müssen, als pfänden, strafen, auflauern, eintreiben und brandschatzen, allemal die Inhaber dieser Posten zu einem solchen Sinn und einer solchen Denkungsart anwachsen, welche dem treuen, unschuldigen, ungekünstelten Pflichtsinn, den der beeidigte Mann immer haben sollte, in seinem Wesen entgegen. Ich würde allen Leuten, die man zu dieser Art Geschäften brauchen muß, kurz und gut sagen, das und das ist deine Arbeit, und dein Lohn ist, so lange du deine Pflicht thust, so und so, dabei werde ich dir aber so auflauern und dich beobachten lassen, daß mir deine Fehltritte unmöglich entgehen werden; und entdecke ich, daß du wider deine Pflicht handelst, so ist der Lohn, wenn es einmal geschehen, deine Entsetzung, und wenn es zum zweiten Mal geschehen, die höchste Strafe, die ich einem Verbrecher anzuthun vermag. Eine solche Pflichteinschärfung, deren ernste Meinung ein wenig mit

Exempeln erläutert werden müßte, würde ganz gewiß die Treue in den niedern Diensten im Land, und in Posten, die fast nur Profossengeist und Profossenhände fordern, weit besser versichern, als wenn man sie durch hohe und große Eide zu Pflichten verbindet, deren Vernachlässigung in leichten Fällen mit kleinen Verweisen, und in schweren mit zwei oder drei Pfund Buße ab- und gutgemacht werden.

Chr. Bist du jetzt fertig?

J. Nein, noch nicht. Das Uebel der Meineide in den niedern Posten im Land ganz in seinen Wurzeln anzugreifen, ist auch nöthig, daß in den obern Posten Pflichterfüllung, Frömmigkeit und Tugend zu Aemtern und Ehren führen, und daß besonders keine höhern Landesämter dem Hunger oder dem Geiz Preis gegeben werden. Denn wo das ist, da sind Amt- und Pflicht- und Diensteide sicher nichts, als ein leichter strohener Maulkorb für einen hungrigen Ochsen, der an einen vollen Barren gebunden; der Ochs wird dir sicher am Korb reiben, bis das Maul frei ist; das übrige folgt dann von selbst und versteht sich, daß es hinabgreift bis zu unterst am Boden.

Das wäre mein Grundsatz: wenig Eide, aber scharfe Strafen für jeden, der im Sold und Dienst steht und wider seine Pflicht fehlt; und zuletzt muß ich noch das sagen, wenn ein Fürst von seiner Höhe herab sichtbar zeigen würde, daß er Jedermann, der mit Unrecht im Land Geld fischen will, verachtet und hintansetzt, so würden sicher alle, die es thun, so gut von unten herauf vermaledeit werden, als sie von oben herab verachtet würden.

Das sagte Joost, und eben kam Else mit ihrem Kuchen wieder aus der Küche.

Wiederholung.

Daß Niemand mehr versprechen soll, als er halten will und kann.

Daß leere Worte falsche Herzen machen.

Daß Eidesformeln klar, deutlich und verständlich sein sollen.

Das man aus denselben ausmustern müsse, was in der Uebung nicht mehr da ist.

Daß ein dünner Geldseckel und viele Bedürfnisse ein böser Umstand für die richtige Anerkennung der Eidspflichten seien.

Daß kaum Jemand mit Fleiß und Vorsatz meineidig werde.

Daß es viele Leute durch Umstände, Leidenschaften und Versuchungen werden.

Daß einer leicht verirren könne, wenn er ganze Schubtrucken voll Eide auf sich hat.

Daß der Mensch seine erste Pflicht Gott und den Seinigen, und die zweite seiner Obrigkeit schuldig.

Daß Vater und Mutter, und Weib und Kind den Menschen von Gotteswegen angehen und er sie folglich dem wohl- oder übelverstandenen Interesse einer Landesbehörde nicht verrathen dürfe.

Daß keine obrigkeitliche Person meiner Treue gegen sie sicher sein könne, wenn ich aufhöre, gegen Gott und die Meinen treu zu sein.

Daß verfängliche, auf Gefahr handelnde Menschen immer auch unsichere Beamte seien.

Daß ein krummer Sinn über Recht und Pflicht den Menschen zu allen Infamien und Meineiden leitet.

Daß das Volk in einem reinen, treuen und frommen Sinn zu erhalten unumgänglich nöthig sei, daß die beeidigten Leute im Land ihre Pflichten genau und steif erfüllen.

Daß man alle arme Leute in der Kirche lehren sollte, daß sie und ihres gleichen nicht leicht Leute finden, die für sie zeugen.

Daß man Prozesse nur durch Beweise gewinnen könne.

Daß allenthalben das Ableugnen in dem Grad leicht, als das Beweisen nach Rechtsform schwer ist.

Daß Obrigkeiten oft Landesübel sehen und ihnen doch nicht gleich abhelfen können, so gern sie wollen.

Daß es hie und da besser wäre, das Volk würde mehr seinen eignen Sachen abwarten, als viel von Rechtssachen sehen und hören.

Daß es sehr gut ist, wenn das Volk in einem Lande ein reines und frohes Vertrauen auf seine Obrigkeit und auf die gute Sache eines geraden Rechts hat, und nicht viel von Rechtsformeln, Pandekten, Gesetzsammlungen und ihren Nummern und Seiten weiß.

Daß der Leupi sein Haus doch nicht von Gott und Rechts wegen besitzt, wenn schon der Teufel seinem Papier mit dem Modell nicht widersprechen darf.

Daß die meisten Dorfteufel bei ihren Streichen sich doch nicht recht über das Grab hinübertrauen und dann und wann den armen Tröpfen, die sie unterdrückt, gern Vergeßwein und allerlei Kleinigkeiten zahlen, damit dieselben sie in einer andern Welt auch nicht gar zu hart verklagen.

Daß sie von dem Recht in der andern Welt gar unvernünftig nach der Form und Ordnung des Audienzstubenrechts denken.

Das der Mensch ein Mensch ist, und sich ob Engeln und Teufeln nicht so erspiegelt, wie ob seines gleichen.

Daß ein schlauer Teufel, der es danach anstellt, einem einfältigen Nachbar in den Kopf hinein und aus dem Kopf herausschwatzen könne, fast was er wolle.

Daß diese Kunst das A und O des Trölerbuchs ist, welches so oft die guten Gesetzbücher meistert.

Daß, wer den Menschen kennt, alles wider ihn vermag, und sich allenthalben durch die Formalitäten, die den ehrlichen Mann wider den Bösewicht zu schützen da sind, wie die Schlange durch Stroh und Stoppeln hindurch windet.

Daß also auch der, der etwas für den Menschen ausrichten will, und besonders, wer sich in den Kopf kommen lassen will, die Formalitäten zu leiten und zu bestimmen, die den Schelm in dieser Welt dem ehrlichen Mann drei Schritt vom Leib halten sollen, nothwendig den Menschen nahe und genau kennen soll.

Und daß folglich tiefe und allgemeine Volkskenntniß der eigentlich wahre Fuß einer guten Gesetzgebung ist.

Daß wo ein Verklagter gar viel Zeit hat, sich zu kehren

und zu drehen, der Kläger gar oft ein geschlagener Mann ist, wenn er schon Recht hat.

Daß, wo es so ist, ein gescheidter Mann nicht gleich klagt, aber dann auch fremde Sachen, und wenn es Zehnten wären, denen überläßt, die gern spielen.

Daß, wenn ein Mann verschrieen ist, sicher auch von allem dem, was man über ihn erzählt, nicht die Hälfte wahr ist.

Daß man besonders an ausgepofaunten Sünden und Lastern solcher Leute zweifeln dürfe, die mit größern als sie sind, im Streite stehen.

Daß Eideauflegen eine gar leichte Sache, aber sie halten machen, eine etwas schwerere sei.

Daß es hierzu recht gut, wenn man die Augen aufthut, um so genau als möglich zu entdecken, wer der eigentlich sei, den man in Pflicht nimmt.

Daß man auch dem unterst beeidigten Mann im Land nicht viel Schergen- und Profossenarbeit aufladen solle.

Daß man solche Art Arbeitsleute nicht beeidigen, sondern am Seil halten und mit Staupbesenbeispiel in Ordnung und Pflicht zu bleiben, lehren müsse.

Daß zwei bis drei Pfund Buße für Vernachlässigung eidlicher Pflichten zu wenig ist.

Daß man zu Dienst und Posten, die recht versehen sein sollen, nicht den Hungrigen, nicht den Reichen, sondern den Mann aussuchen müsse, der gewohnt ist, seine Pflicht zu erfüllen.

Daß die Oberbeamten ihre Unterbeamten, und die Unterbeamten das Volk bilden.

Daß man Leuten, die auf unrechtmäßigem Weg Geld im Land fischen, aufs wenigste wie Falschwerbern nachstellen und nachjagen solle.

Daß das Volk seine Blutsauger nur da vermaledeie, wo es darf.

Sechs und zwanzigste Abendstunde.

Von Criminalgesetzen. -- Von der Kirchenzucht. — Von dem Thron und seinem niedersten Fußschemel. — Von Knechten, die man liebt, von Knechten, die man nicht liebt. — Von dem Dienst der Amtmänner und von dem Dienst der Pfarrer. — Von der Religion und dem Religionsmangel. — Von der Weisheit und vom Schellen der Nußkerne. — Vom Amtsschreiber Dreheler, seiner Frau und ihren Kindern. — Vom Städtchen Puderburg und dem hölzernen Görg auf ihrem Thurm. — Von allerlei Berufsarbeiten, die auf die Heuchelei einen Einfluß haben. — Von Töchtern, Pfarrern, Klosterleuten, Frömmlern, die oft allerseits weniger Menschenkenntniß haben, als ein gemeiner Heuchler. — Von den Kenntnissen des Heuchlers vom Scheitel hinab bis auf die Sohle seiner Schuhe. — Von Katzen, die gähnen und freundlichen Leuten. — Von einem Sigrist, seiner Frau, seinem Wasserzuber und seiner Klage. — Vom Ueberwinden der Kinder, den Gründen dazu und allerlei verderblichem Zuckerzeug.

Da sind wir jetzt bei dem Mann, der im Stand wäre, seine Frau ins Grab zu pfeifen, sagt Christoph, als er den 22. Abschnitt unsres Buchs gelesen.

Else. Aber daß so ein Mann in einem Land, wo noch ein Galgen und ein Rad ist, ungestraft herumwandelt.

J. Das ist sehr einfach, Else. Es werden fast immer mit Galgen und Rad nur übereilte Handlungen unglücklicher Leidenschaften und Thaten bestraft, wozu elende Leute meistens durch erbarmungswürdige und klägliche Umstände, oder plötzlich und gewaltsam hinreißende Versuchungen veranlaßt worden. Das stille, anhaltende Räuber- und Mörderleben, das innerhalb der Hausthür der Menschen langsam und mit etwas Behutsamkeit rast, ist nicht gewohnt, mit Galgen und Rad gestraft zu werden.

Chr. Aber das ist erschrecklich!

J. Es ist wohl erschrecklich, aber ganz sicher wahr. Es kommt bei den Blutgerichten nicht darauf an, ob ein Mensch durch und durch verabscheuungswürdig, nicht, ob sein Leben eine ganze Reihe Gott beleidigender und die Menschen kränkender und schädigender Handlungen gewesen,

sondern ob er eine bestimmte, rechtsbeständig beweisbare, von den Gesetzen als Criminal bezeichnete Handlung gethan habe.

Aber ist's denn gar nicht möglich, solchen stillen, Menschen aufreibenden Hausverbrechen Einhalt zu thun?

J. Es gab Zeiten und Orte, wo eine verständige und menschliche Kirchenzucht vielem solchen Hausunglück Einhalt gethan hat; aber dieses gute Mittel gegen die Ausbrüche der Hauslaster ist so mißbraucht worden, daß man jetzt fast allgemein annimmt, daß es besser, gar keine Kirchenzucht zu haben, als eine, die nicht ganz rein ist.

E. Man mag aber Unrecht haben in dieser Meinung.

Chr. Es ist vollends, wie wenn man sagte, es sei besser kein Schutz im Land als ein schwacher, besser gar keine Gesetze, als keine vollkommenen, gar keine Gerechtigkeit, als eine, die etwas hart, oder etwas blöde, oder sonst in einigen Stücken nur halb gut wäre.

J. Aber wo Schutz, Gerechtigkeit und Gesetz ganz die Sache des Herrn, und die Religion und Kirchenzucht ganz die Sache des Knechts ist, da paßt deine Vergleichung nicht. Die stiftsmäßigen Damen werden dir auch ihren schlechtesten Flitterprunk nicht mit den sehr guten Juwelen einer Kaufmannsfrau vergleichen wollen; und die große Mehrheit der Gewaltmenschen unsrer Tage (der Verfasser redet von einem Zeitpunkt, der sich seit vierzig Jahren merklich verändert hat) verachtet den Stand der Geistlichen noch weit mehr, als die stiftsmäßige Dame eine nicht adelige, und da ist's natürlich, daß diese Menschen auch das Gute nicht viel achten, welches diejenigen unter ihren Knechten thun könnten, welche sie nicht lieben. Außerdem hat die wahre ernste Religion den Hoffehler, gern ohne Larve zu erscheinen und den Fehlern der Hofleute und Gewaltmenschen so wenig zu schmeicheln als dem Volksverbrecher, ja sich gar oft mit unhöflichen Zudringlichkeiten des Armen, Elenden und Unterdrückten im Land laut anzunehmen und selbst Fürstenlieblinge zu beleidigen, wenn diese die Unschuld beleidigen und der Gerechtigkeit trotzen. Alle Religion lenkt auch

immer dahin, den Sinn der Hohen an das Tiefe zu binden, und die Majestät der Fürsten ihnen immer durch ein reines, menschliches Bescheidenheitsgefühl zu mäßigen. Die heilige Dienerin der Menschen veredelt alle Kräfte unserer Natur nur dadurch, daß sie selbige dienstbar macht, und es ist eine von ihren segensreichsten Wirkungen, daß sie den Fürsten das Scepter aus der Hand des menschenfreundlichsten Gottes zum Dienst der Menschen in ihre Hand legt, indessen Religionsmangel Krone und Scepter gedankenlos, willkürlich, ohne Menschenliebe und ohne Gottesliebe brauchen läßt! Auch ist sicher immer der Grund der rechten, gesegneten Reichsgerechtigkeit in diesem Unterschied zu sehen, ob sich der Fürst um Gottes willen als Diener seines Reichs fühle, oder ob er seine Gewalt ohne Beherzigung dieses seines Verhältnisses gegen Gott und die Menschheit sonst brauche, und es sind keine noch so künstlichen Menschenanstalten möglich, das Glück der Völker zu befördern und zu sichern, wie es durch das reine Band der Religion, welches jeder Unterthan seinem Fürsten von Gottes wegen ans Herz bindet, erzielt und gesichert wird.*)

Chr. Ich verstehe dich nicht recht, Joost; doch zeigt mir die Erfahrung auch, daß allenthalben, wo das Volk ohne Ehrfurcht für die Religion gelassen wird, auch sein Hausglück unendlich viel Zerrüttungen unterworfen ist.

J. Du kannst sicher sein, daß alle die Zucht- und Findelhäuser, der Festungsbau und alle Hochgerichte zum eigentlichen Hausglück der Nation nicht so viel beitragen, als das

*) Anmerkung. Der Autor. Mein Joost scheint auf dem Punkt zu sein, den Esprit der Conflikte zwischen der Krone und der Kirche, wie er sich in unsern Tagen (d. h. vor etwa einem halben Jahrhundert) allgemein äußerte, entwickeln zu wollen. Aber ich darf den guten Bauer nicht länger reden lassen.

Der Leser. Der Kerl braucht sein Maul schon lange über die Grenzen seines Standes.

Der Autor. Verzeiht, es ist mir leid, wenn ihr, ungeachtet dessen, was ich im Anfange dieses Aufsatzes sagte, meinen Joost dennoch wie einen Hüterbuben unwissend, wie einen Lettenbauern hartherzig und wie ein Lastthier bemaulkorbt erwartet.

stille Thun eines einzigen Pfarrers, der Kopf und Herz für seinen Posten recht in der Ordnung hat.

E. Aber wo sind die?

J. Frag' das nicht, Else; sie sind gewiß allenthalben, wo der, der Macht hat, ihnen zu sagen, was sie sein sollen, im Ernst, d. h. im Geist und in der Wahrheit und in Uebereinstimmung mit dem heiligen Willen Gottes auch will, daß sie etwas seien; wo aber dieser will, daß sie Nichts seien, so ist's ja für ihn, der es will, auch recht, daß sie Nichts sind.

E. Aber bei allem dem waren doch auch in den Zeiten, in welchen das Volk allgemein viel mehr Achtung für die Religion hatte, dennoch solche Heuchler, wie dieser, eben so wenig etwas Seltenes, als jetzt.

J. Das ist so, doch mit dem Unterschied, daß die Elenden, die unter ihren Händen seufzten, in diesen Zeiten dennoch immer mehr Trost, Hülfe und Rath fanden.

E. Das ist aber ein Umstand, der den Unterschied groß macht.

J. Sicher! Alles Leiden macht dem Menschen viel weniger, wo er Trost, Unterstützung und Theilnahme findet, als wo ihm das mangelt, und wo wenig Religionsachtung beim Volk ist, da ist immer auch wenig Trost, wenig Unterstützung und wenig Theilnahme an dem Leiden des Menschen.

Chr. Und im Gegentheil wo Religionsachtung ist, da haben auch selbst die Ceremonien und unwesentlichen Meinungen der Religion auf Hülfe und Rath und Trost viel Einfluß.

J. Das ist sehr nothwendig. Denn die meisten Menschen tragen das Wesentliche der Religion fast immer nur am Stab dieser Ceremonien und geheiligten Meinungen mit sich herum; übrigens aber sind die Religionsmeinungen gemeiniglich auch in ihrem Wesen so wahr, daß ich, so weit ich die Menschen kennen gelernt, immer gefunden, die wahre Weisheit sei das Letzte, was ihn hindert, sich auch an Meinungen und Ceremonien der Religion zu laben und zu erquicken. Ich fand immer wahre Weise mit Andacht in den

Tempeln ihrer Kirche, während allenthalben tausend schlechte Leute aller Tempel und aller Kirchen spotten, und je erleuchteter und bedächtiger der Weise über die unwesentlichen Worte und Ceremonien seiner Religion denkt, desto klarer sieht er, daß der Vorzug, den er hierin vor dem Volk hat, im Unwesentlichen der Sache besteht, und das Volk sehr wenig verliert, wenn es hierüber dunkler, aber herzlich und warm denkt. — Je weiser der Mensch ist, desto mehr ist ihm Religion allgemeine Nahrung, die sich weder an Weltgegenden noch Schullehren bindet, und der Weise sagt es gern und mit Ueberzeugung zu dem Volk, daß es eine und eben dieselbe Nahrung ist, wenn der Mensch gute Kerne von Mandeln oder Nüssen so ißt, wie sie gerade aus der Schale fallen, indessen ein anderer sie noch schält und von einem kleinen Häutchen reinigt, eh' er sie speist. —

E. Wenn man's nur immer von dieser Seite ansähe, daß die Meinungen der Religion nie das Wesentliche derselben ausmachen, daß sie selber durchaus nicht eine Meinungensache, sondern eine Kraft Gottes sei zum Heil eines jeden, der da glaubt, und daß menschliche Kraft zu allem Guten das wesentliche und untrügliche Kennzeichen der wahren Religion und des heiligen, göttlichen Mittels der unerschütterlichen Gemüthsruhe sei, zu welchem sie den Menschen zu erheben vermag.

Chr. Wenigstens unsere gute Katharine möchte wohl von einer Kirche gewesen sein, von welcher sie wollte, so zeigte ihre Gemüthsruhe, ihre Standhaftigkeit und ihr Vertrauen auf Gott, daß dieses heilige Kennzeichen aller wahren Religion, die Kraft Gottes zu ihrem Heil, in ihr war.

J. Unter allen Völkern wird der Mensch, der, wie diese arme Frau, in seinem Leiden Gott sucht, seine Hülfe finden, mit welchem Namen er auch immer den Vater nennen wird, den er anbetet, denn Gott ist allen denen, die auf Erden wohnen, nahe, und wer immer auf ihn hofft, wird Ruhe finden in seinem Leiden. Denn sein Dienst besteht nicht in Worten und Ceremonien, sondern in der Liebe zu

und des Meineids sichtbar herumtragen, dann mit Ernst darein fahren, entsetzen, abhauen, ausstoßen, ausputzen, einsperren, fortjagen und die Brut in ihrem Nest so rütteln und säubern, bis die Sitten und der Lebenswandel dieser Leute bewiese, daß ihre Meineide sich mindern.

Chr. Das möchte ein recht großes Stück Arbeit sein.

J. Es müßte sie aber auch ein recht Großer zur Hand nehmen, sonst würde gewiß nichts herauskommen, als daß die Brüder den reinen Ertrag ihrer Meineide etwas sorgfältiger genießen und das Gepräng ihres Hochzeitlebens in Klosterordnung und stille gute Fastenspeisen verwandeln würden.

Chr. Nun weiter, was wolltest du mehr thun?

J. Ich würde verhüten, daß die beeidigten Männer im Land nicht leicht zu etwas gebraucht würden, wodurch das Menschenherz gemeiniglich verderbt und hart gemacht wird, und diejenigen Leute, welche zu solchen Sachen müssen gebraucht werden, würde ich gar nicht beeidigen. Denn die Erfahrung hat mich gelehrt, daß allenthalben, wo die Menschen, die in öffentlichen Posten stehen, zu wenig liebreichen, hülfreichen und menschlichen Thaten gebraucht werden, sondern von Amtswegen glatterdings nichts thun müssen, als pfänden, strafen, auflauern, eintreiben und brandschatzen, allemal die Inhaber dieser Posten zu einem solchen Sinn und einer solchen Denkungsart anwachsen, welche dem treuen, unschuldigen, ungekünstelten Pflichtsinn, den der beeidigte Mann immer haben sollte, in seinem Wesen entgegen. Ich würde allen Leuten, die man zu dieser Art Geschäften brauchen muß, kurz und gut sagen, das und das ist deine Arbeit, und dein Lohn ist, so lange du deine Pflicht thust, so und so, dabei werde ich dir aber so auflauern und dich beobachten lassen, daß mir deine Fehltritte unmöglich entgehen werden; und entdecke ich, daß du wider deine Pflicht handelst, so ist der Lohn, wenn es einmal geschehen, deine Entsetzung, und wenn es zum zweiten Mal geschehen, die höchste Strafe, die ich einem Verbrecher anzuthun vermag. Eine solche Pflichteinschärfung, deren ernste Meinung ein wenig mit

Exempeln erläutert werden müßte, würde ganz gewiß die Treue in den niedern Diensten im Land, und in Posten, die fast nur Profossengeist und Profossenhände fordern, weit besser versichern, als wenn man sie durch hohe und große Eide zu Pflichten verbindet, deren Vernachlässigung in leichten Fällen mit kleinen Verweisen, und in schweren mit zwei oder drei Pfund Buße ab- und gutgemacht werden.

Chr. Bist du jetzt fertig?

J. Nein, noch nicht. Das Uebel der Meineide in den niedern Posten im Land ganz in seinen Wurzeln anzugreifen, ist auch nöthig, daß in den obern Posten Pflichterfüllung, Frömmigkeit und Tugend zu Aemtern und Ehren führen, und daß besonders keine höhern Landesämter dem Hunger oder dem Geiz Preis gegeben werden. Denn wo das ist, da sind Amt- und Pflicht- und Diensteide sicher nichts, als ein leichter strohener Maulkorb für einen hungrigen Ochsen, der an einen vollen Barren gebunden; der Ochs wird dir sicher am Korb reiben, bis das Maul frei ist; das übrige folgt dann von selbst und versteht sich, daß es hinabgreift bis zu unterst am Boden.

Das wäre mein Grundsatz: wenig Eide, aber scharfe Strafen für jeden, der im Sold und Dienst steht und wider seine Pflicht fehlt; und zuletzt muß ich noch das sagen, wenn ein Fürst von seiner Höhe herab sichtbar zeigen würde, daß er Jedermann, der mit Unrecht im Land Geld fischen will, verachtet und hintansetzt, so würden sicher alle, die es thun, so gut von unten herauf vermaledeit werden, als sie von oben herab verachtet würden.

Das sagte Joost, und eben kam Else mit ihrem Kuchen wieder aus der Küche.

Wiederholung.

Daß Niemand mehr versprechen soll, als er halten will und kann.

Daß leere Worte falsche Herzen machen.

Daß Eidesformeln klar, deutlich und verständlich sein sollen.

Das man aus denselben ausmustern müsse, was in der Uebung nicht mehr da ist.

Daß ein dünner Geldseckel und viele Bedürfnisse ein böser Umstand für die richtige Anerkennung der Eidspflichten seien.

Daß kaum Jemand mit Fleiß und Vorsatz meineidig werde.

Daß es viele Leute durch Umstände, Leidenschaften und Versuchungen werden.

Daß einer leicht verirren könne, wenn er ganze Schubtrucken voll Eide auf sich hat.

Daß der Mensch seine erste Pflicht Gott und den Seinigen, und die zweite seiner Obrigkeit schuldig.

Daß Vater und Mutter, und Weib und Kind den Menschen von Gotteswegen angehen und er sie folglich dem wohl- oder übelverstandenen Interesse einer Landesbehörde nicht verrathen dürfe.

Daß keine obrigkeitliche Person meiner Treue gegen sie sicher sein könne, wenn ich aufhöre, gegen Gott und die Meinen treu zu sein.

Daß verfängliche, auf Gefahr handelnde Menschen immer auch unsichere Beamte seien.

Daß ein krummer Sinn über Recht und Pflicht den Menschen zu allen Infamien und Meineiden leitet.

Daß das Volk in einem reinen, treuen und frommen Sinn zu erhalten unumgänglich nöthig sei, daß die beeidigten Leute im Land ihre Pflichten genau und steif erfüllen.

Daß man alle arme Leute in der Kirche lehren sollte, daß sie und ihres gleichen nicht leicht Leute finden, die für sie zeugen.

Daß man Prozesse nur durch Beweise gewinnen könne.

Daß allenthalben das Ableugnen in dem Grad leicht, als das Beweisen nach Rechtsform schwer ist.

Daß Obrigkeiten oft Landesübel sehen und ihnen doch nicht gleich abhelfen können, so gern sie wollen.

Daß es hie und da besser wäre, das Volk würde mehr seinen eignen Sachen abwarten, als viel von Rechtssachen sehen und hören.

Daß es sehr gut ist, wenn das Volk in einem Lande ein reines und frohes Vertrauen auf seine Obrigkeit und auf die gute Sache eines geraden Rechts hat, und nicht viel von Rechtsformeln, Pandekten, Gesetzsammlungen und ihren Nummern und Seiten weiß.

Daß der Leupi sein Haus doch nicht von Gott und Rechts wegen besitzt, wenn schon der Teufel seinem Papier mit dem Modell nicht widersprechen darf.

Daß die meisten Dorfteufel bei ihren Streichen sich doch nicht recht über das Grab hinübertrauen und dann und wann den armen Tröpfen, die sie unterdrückt, gern Vergeßwein und allerlei Kleinigkeiten zahlen, damit dieselben sie in einer andern Welt auch nicht gar zu hart verklagen.

Daß sie von dem Recht in der andern Welt gar unvernünftig nach der Form und Ordnung des Audienzstubenrechts denken.

Das der Mensch ein Mensch ist, und sich ob Engeln und Teufeln nicht so erspiegelt, wie ob seines gleichen.

Daß ein schlauer Teufel, der es danach anstellt, einem einfältigen Nachbar in den Kopf hinein und aus dem Kopf herausschwatzen könne, fast was er wolle.

Daß diese Kunst das A und O des Trölerbuchs ist, welches so oft die guten Gesetzbücher meistert.

Daß, wer den Menschen kennt, alles wider ihn vermag, und sich allenthalben durch die Formalitäten, die den ehrlichen Mann wider den Bösewicht zu schützen da sind, wie die Schlange durch Stroh und Stoppeln hindurch windet.

Daß also auch der, der etwas für den Menschen ausrichten will, und besonders, wer sich in den Kopf kommen lassen will, die Formalitäten zu leiten und zu bestimmen, die den Schelm in dieser Welt dem ehrlichen Mann drei Schritt vom Leib halten sollen, nothwendig den Menschen nahe und genau kennen soll.

Und daß folglich tiefe und allgemeine Volkskenntniß der eigentlich wahre Fuß einer guten Gesetzgebung ist.

Daß wo ein Verklagter gar viel Zeit hat, sich zu kehren

und zu drehen, der Kläger gar oft ein geschlagener Mann ist, wenn er schon Recht hat.

Daß, wo es so ist, ein gescheidter Mann nicht gleich klagt, aber dann auch fremde Sachen, und wenn es Zehnten wären, denen überläßt, die gern spielen.

Daß, wenn ein Mann verschrieen ist, sicher auch von allem dem, was man über ihn erzählt, nicht die Hälfte wahr ist.

Daß man besonders an ausgepoſaunten Sünden und Lastern solcher Leute zweifeln dürfe, die mit größern als sie sind, im Streite stehen.

Daß Eideauflegen eine gar leichte Sache, aber sie halten machen, eine etwas schwerere sei.

Daß es hierzu recht gut, wenn man die Augen aufthut, um so genau als möglich zu entdecken, wer der eigentlich sei, den man in Pflicht nimmt.

Daß man auch dem unterst beeidigten Mann im Land nicht viel Schergen- und Profoſſenarbeit aufladen solle.

Daß man solche Art Arbeitsleute nicht beeidigen, sondern am Seil halten und mit Staupbeſenbeispiel in Ordnung und Pflicht zu bleiben, lehren müsse.

Daß zwei bis drei Pfund Buße für Vernachläſſigung eidlicher Pflichten zu wenig ist.

Daß man zu Dienst und Posten, die recht versehen sein sollen, nicht den Hungrigen, nicht den Reichen, sondern den Mann aussuchen müsse, der gewohnt ist, seine Pflicht zu erfüllen.

Daß die Oberbeamten ihre Unterbeamten, und die Unterbeamten das Volk bilden.

Daß man Leuten, die auf unrechtmäßigem Weg Geld im Land fischen, aufs wenigste wie Falschwerbern nachstellen und nachjagen solle.

Daß das Volk seine Blutsauger nur da vermaledeie, wo es darf.

Sechs und zwanzigste Abendstunde.

Von Criminalgesetzen. -- Von der Kirchenzucht. — Von dem Thron und seinem niedersten Fußschemel. — Von Knechten, die man liebt, von Knechten, die man nicht liebt. — Von dem Dienst der Amtmänner und von dem Dienst der Pfarrer. — Von der Religion und dem Religionsmangel. — Von der Weisheit und vom Schellen der Nußkerne. — Vom Amtsschreiber Dreheler, seiner Frau und ihren Kindern. — Vom Städtchen Puderburg und dem hölzernen Görg auf ihrem Thurm. — Von allerlei Berufsarbeiten, die auf die Heuchelei einen Einfluß haben. — Von Töchtern, Pfarrern, Klosterleuten, Frömmlern, die oft allerseits weniger Menschenkenntniß haben, als ein gemeiner Heuchler. — Von den Kenntnissen des Heuchlers vom Scheitel hinab bis auf die Sohle seiner Schuhe. — Von Katzen, die gähnen und freundlichen Leuten. — Von einem Sigrist, seiner Frau, seinem Wasserzuber und seiner Klage. — Vom Ueberwinden der Kinder, den Gründen dazu und allerlei verderblichem Zuckerzeug.

Da sind wir jetzt bei dem Mann, der im Stand wäre, seine Frau ins Grab zu pfeifen, sagt Christoph, als er den 22. Abschnitt unsres Buchs gelesen.

Else. Aber daß so ein Mann in einem Land, wo noch ein Galgen und ein Rad ist, ungestraft herumwandelt.

J. Das ist sehr einfach, Else. Es werden fast immer mit Galgen und Rad nur übereilte Handlungen unglücklicher Leidenschaften und Thaten bestraft, wozu elende Leute meistens durch erbarmungswürdige und klägliche Umstände, oder plötzlich und gewaltsam hinreißende Versuchungen veranlaßt worden. Das stille, anhaltende Räuber- und Mörderleben, das innerhalb der Hausthür der Menschen langsam und mit etwas Behutsamkeit rast, ist nicht gewohnt, mit Galgen und Rad gestraft zu werden.

Chr. Aber das ist erschrecklich!

J. Es ist wohl erschrecklich, aber ganz sicher wahr. Es kommt bei den Blutgerichten nicht darauf an, ob ein Mensch durch und durch verabscheuungswürdig, nicht, ob sein Leben eine ganze Reihe Gott beleidigender und die Menschen kränkender und schädigender Handlungen gewesen,

sondern ob er eine bestimmte, rechtsbeständig beweisbare, von den Gesetzen als Criminal bezeichnete Handlung gethan habe.

Aber ist's denn gar nicht möglich, solchen stillen, Menschen aufreibenden Hausverbrechen Einhalt zu thun?

J. Es gab Zeiten und Orte, wo eine verständige und menschliche Kirchenzucht vielem solchen Hausunglück Einhalt gethan hat; aber dieses gute Mittel gegen die Ausbrüche der Hauslaster ist so mißbraucht worden, daß man jetzt fast allgemein annimmt, daß es besser, gar keine Kirchenzucht zu haben, als eine, die nicht ganz rein ist.

E. Man mag aber Unrecht haben in dieser Meinung.

Chr. Es ist vollends, wie wenn man sagte, es sei besser kein Schutz im Land als ein schwacher, besser gar keine Gesetze, als keine vollkommenen, gar keine Gerechtigkeit, als eine, die etwas hart, oder etwas blöde, oder sonst in einigen Stücken nur halb gut wäre.

J. Aber wo Schutz, Gerechtigkeit und Gesetz ganz die Sache des Herrn, und die Religion und Kirchenzucht ganz die Sache des Knechts ist, da paßt deine Vergleichung nicht. Die stiftsmäßigen Damen werden dir auch ihren schlechtesten Flitterprunk nicht mit den sehr guten Juwelen einer Kaufmannsfrau vergleichen wollen; und die große Mehrheit der Gewaltmenschen unsrer Tage (der Verfasser redet von einem Zeitpunkt, der sich seit vierzig Jahren merklich verändert hat) verachtet den Stand der Geistlichen noch weit mehr, als die stiftsmäßige Dame eine nicht adelige, und da ist's natürlich, daß diese Menschen auch das Gute nicht viel achten, welches diejenigen unter ihren Knechten thun könnten, welche sie nicht lieben. Außerdem hat die wahre ernste Religion den Hoffehler, gern ohne Larve zu erscheinen und den Fehlern der Hofleute und Gewaltmenschen so wenig zu schmeicheln als dem Volksverbrecher, ja sich gar oft mit unhöflichen Zudringlichkeiten des Armen, Elenden und Unterdrückten im Land laut anzunehmen und selbst Fürstenlieblinge zu beleidigen, wenn diese die Unschuld beleidigen und der Gerechtigkeit trotzen. Alle Religion lenkt auch

immer dahin, den Sinn der Hohen an das Tiefe zu binden, und die Majestät der Fürsten ihnen immer durch ein reines, menschliches Bescheidenheitsgefühl zu mäßigen. Die heilige Dienerin der Menschen veredelt alle Kräfte unserer Natur nur dadurch, daß sie selbige dienstbar macht, und es ist eine von ihren segensreichsten Wirkungen, daß sie den Fürsten das Scepter aus der Hand des menschenfreundlichsten Gottes zum Dienst der Menschen in ihre Hand legt, indessen Religionsmangel Krone und Scepter gedankenlos, willkürlich, ohne Menschenliebe und ohne Gottesliebe brauchen läßt! Auch ist sicher immer der Grund der rechten, gesegneten Reichsgerechtigkeit in diesem Unterschied zu sehen, ob sich der Fürst um Gottes willen als Diener seines Reichs fühle, oder ob er seine Gewalt ohne Beherzigung dieses seines Verhältnisses gegen Gott und die Menschheit sonst brauche, und es sind keine noch so künstlichen Menschenanstalten möglich, das Glück der Völker zu befördern und zu sichern, wie es durch das reine Band der Religion, welches jeder Unterthan seinem Fürsten von Gottes wegen ans Herz bindet, erzielt und gesichert wird.*)

Chr. Ich verstehe dich nicht recht, Joost; doch zeigt mir die Erfahrung auch, daß allenthalben, wo das Volk ohne Ehrfurcht für die Religion gelassen wird, auch sein Hausglück unendlich viel Zerrüttungen unterworfen ist.

J. Du kannst sicher sein, daß alle die Zucht- und Findelhäuser, der Festungsbau und alle Hochgerichte zum eigentlichen Hausglück der Nation nicht so viel beitragen, als das

---

*) Anmerkung. Der Autor. Mein Joost scheint auf dem Punkt zu sein, den Esprit der Conflikte zwischen der Krone und der Kirche, wie er sich in unsern Tagen (d. h. vor etwa einem halben Jahrhundert) allgemein äußerte, entwickeln zu wollen. Aber ich darf den guten Bauer nicht länger reden lassen.

Der Leser. Der Kerl braucht sein Maul schon lange über die Grenzen seines Standes.

Der Autor. Verzeiht, es ist mir leid, wenn ihr, ungeachtet dessen, was ich im Anfange dieses Aufsatzes sagte, meinen Joost dennoch wie einen Hüterbuben unwissend, wie einen Lettenbauern hartherzig und wie ein Lastthier bemaulkorbt erwartet.

stille Thun eines einzigen Pfarrers, der Kopf und Herz für seinen Posten recht in der Ordnung hat.

E. Aber wo sind die?

J. Frag' das nicht, Else; sie sind gewiß allenthalben, wo der, der Macht hat, ihnen zu sagen, was sie sein sollen, im Ernst, d. h. im Geist und in der Wahrheit und in Uebereinstimmung mit dem heiligen Willen Gottes auch will, daß sie etwas seien; wo aber dieser will, daß sie Nichts seien, so ist's ja für ihn, der es will, auch recht, daß sie Nichts sind.

E. Aber bei allem dem waren doch auch in den Zeiten, in welchen das Volk allgemein viel mehr Achtung für die Religion hatte, dennoch solche Heuchler, wie dieser, eben so wenig etwas Seltenes, als jetzt.

J. Das ist so, doch mit dem Unterschied, daß die Elenden, die unter ihren Händen seufzten, in diesen Zeiten dennoch immer mehr Trost, Hülfe und Rath fanden.

E. Das ist aber ein Umstand, der den Unterschied groß macht.

J. Sicher! Alles Leiden macht dem Menschen viel weniger, wo er Trost, Unterstützung und Theilnahme findet, als wo ihm das mangelt, und wo wenig Religionsachtung beim Volk ist, da ist immer auch wenig Trost, wenig Unterstützung und wenig Theilnahme an dem Leiden des Menschen.

Chr. Und im Gegentheil wo Religionsachtung ist, da haben auch selbst die Ceremonien und unwesentlichen Meinungen der Religion auf Hülfe und Rath und Trost viel Einfluß.

J. Das ist sehr nothwendig. Denn die meisten Menschen tragen das Wesentliche der Religion fast immer nur am Stab dieser Ceremonien und geheiligten Meinungen mit sich herum; übrigens aber sind die Religionsmeinungen gemeiniglich auch in ihrem Wesen so wahr, daß ich, so weit ich die Menschen kennen gelernt, immer gefunden, die wahre Weisheit sei das Letzte, was ihn hindert, sich auch an Meinungen und Ceremonien der Religion zu laben und zu erquicken. Ich fand immer wahre Weise mit Andacht in den

Tempeln ihrer Kirche, während allenthalben tausend schlechte Leute aller Tempel und aller Kirchen spotten, und je erleuchteter und bedächtiger der Weise über die unwesentlichen Worte und Ceremonien seiner Religion denkt, desto klarer sieht er, daß der Vorzug, den er hierin vor dem Volk hat, im Unwesentlichen der Sache besteht, und das Volk sehr wenig verliert, wenn es hierüber dunkler, aber herzlich und warm denkt. — Je weiser der Mensch ist, desto mehr ist ihm Religion allgemeine Nahrung, die sich weder an Weltgegenden noch Schullehren bindet, und der Weise sagt es gern und mit Ueberzeugung zu dem Volk, daß es eine und eben dieselbe Nahrung ist, wenn der Mensch gute Kerne von Mandeln oder Nüssen so ißt, wie sie gerade aus der Schale fallen, indessen ein anderer sie noch schält und von einem kleinen Häutchen reinigt, eh' er sie speist. —

E. Wenn man's nur immer von dieser Seite ansähe, daß die Meinungen der Religion nie das Wesentliche derselben ausmachen, daß sie selber durchaus nicht eine Meinungensache, sondern eine Kraft Gottes sei zum Heil eines jeden, der da glaubt, und daß menschliche Kraft zu allem Guten das wesentliche und untrügliche Kennzeichen der wahren Religion und des heiligen, göttlichen Mittels der unerschütterlichen Gemüthsruhe sei, zu welchem sie den Menschen zu erheben vermag.

Chr. Wenigstens unsere gute Katharine möchte wohl von einer Kirche gewesen sein, von welcher sie wollte, so zeigte ihre Gemüthsruhe, ihre Standhaftigkeit und ihr Vertrauen auf Gott, daß dieses heilige Kennzeichen aller wahren Religion, die Kraft Gottes zu ihrem Heil, in ihr war.

J. Unter allen Völkern wird der Mensch, der, wie diese arme Frau, in seinem Leiden Gott sucht, seine Hülfe finden, mit welchem Namen er auch immer den Vater nennen wird, den er anbetet, denn Gott ist allen denen, die auf Erden wohnen, nahe, und wer immer auf ihn hofft, wird Ruhe finden in seinem Leiden. Denn sein Dienst besteht nicht in Worten und Ceremonien, sondern in der Liebe zu

ihm und zu allem, das uns an ihn mahnt; und so wir diesen Dienst erfüllen, und ihn lieben, den Vater der Menschen: so werden wir auch unsere Brüder lieben, und so in der Liebe Gottes Arbeit für sie auf Erde finden, die uns edler beschäftigen wird, als wenn wir allerlei Meinungen untersuchten.

E. Und wenn's nur wäre, hie und da einer armen Tröpfin, wie diese da, die unter Heuchlerhänden leidet, mit Rath und Trost beizuspringen, so wäre wahrlich eben viel Arbeit für den Frommen in der Welt.

Chr. Ja wohl; denn es ist nicht leicht ein Leiden in der Welt so groß, als einer solchen armen Tröpfin, die unter Heuchlerhänden seufzt.

J. Ganz gewiß; Heuchler legen meistens das Drückende ihres Fehlers auf die, die das Unglück haben, mit und neben ihnen zu wohnen.

Chr. Woher rührt denn das eigentlich?

J. Ein Heuchler haßt nichts so sehr, als wenn man ihn kennt, und da es unmöglich, daß einer, so verdreht er auch immer ist, sich beständig vor denen, die ihm nahe wohnen, verbergen kann, so wirft er auch gemeiniglich einen ganz besondern Haß auf diese. Dazu kommt noch oft, daß z. B. die Weiber oft gar zu geschwind nach der Hochzeit merken, wo sie mit einem solchen Herrn Liebsten zu Hause sind, und dann auch gemeiniglich ihr ganzes Maul und ihre beiden Augen, so groß sie sie machen können, dazu brauchen, einer solchen lieben Hälfte deutlich und klar begreiflich zu machen, daß sie dasjenige vollkommen einsehen und durch und durch begreifen, was man eigentlich vor ihnen verbergen und verstecken will.

Chr. Es hängt mit vielen Weiberfehlern zusammen, daß sie oft einem Herrn Liebsten in Augenblicken, wo es ihm gar nicht recht ist, gern zeigen, daß sie ihn durch und durch kennen.

J. Das ist wahr und bei einem Heuchler so gefährlich, daß es vielleicht der größte Kunstgriff eines Weibes wäre,

sich vor seinen Qualen zu schirmen und es mit keinem Wink zu verrathen, daß es ihn durch und durch kenne.

Chr. Dazu aber sind gewiß auch wenige Weiber fähig.

J. Aber zu etwas anderem sind sehr viele fähig.

Chr. Was das?

J. Wenn ein Heuchler einmal weiß, daß seine Frau ihn durch und durch kennt und überzeugt ist, daß er das nicht mehr ändern kann, so überwindet er sich leicht, wenn er nur sicher sein kann, daß sie ihm nicht ausbringt, was es eigentlich mit ihm sei; und in diesem Zustand ist es einem recht gescheidten, kraftvollen Weib wohl möglich, ihn zwischen Ja und Nein, zwischen Furcht und Hoffnung schweben zu lassen. Aber wie gesagt, es kommt Alles darauf an, daß die Leidende ihre Ruhe erhalte und den Bösewicht weder allzu unbesorgt lasse, noch in Furcht und Schrecken hinein jage. Der Heuchler ist in dieser Lage nur so lange still als die Waage zwischen Furcht und Hoffnung schwebend steht, und er ist fähig, Gift und Dolch zu brauchen, wenn er sich, wie man's heißt, geprellt sieht.

Chr. Die Erfahrung zeigt alle Tage, daß der Heuchler, wenn ihm das Menagement nichts hilft, sich zu verbergen, ein Wütherich wird.

J. Eben darum ist's die sicherste Handhabe des Leidenden, den Heuchler immer fühlen zu lassen, daß dieses Menagement ihm noch etwas helfe.

Chr. Aber wenn zwei Thiere beisammen wohnen, die beide gleich Heuchler sind, dann ist ihr gegenseitiges Menagement eine Sache, die einen oft zum Sterben lachen machen kann. Der Amtsschreiber Dreheler schließt allemal, wenn er mit seiner Frau zanken will, eine halbe Viertelstunde vorher die Fensterladen gegen die Gasse zu, und die Nachbarn wissen so wohl, was das zu bedeuten hat, als die Bürger in Puderburg, wenn der hölzerne Görg auf ihrem Thurm seine alte Nase zupft oder seine Zunge herausstreckt, daß ihre Glocke schlagen wird, und so wartet denn seine Frau auch allemal, bis ihre Mägde alle auf dem Estrich unter

dem Dach im Bett sind, eh' sie den täglichen Nachthagel mit ihrem Herrn Liebsten anfängt.

E. Aber dünkt es dich nicht, die Heuchelei hänge gewissen Ständen und Berufsarten ganz besonders an?

J. Das ist sicher, alle Stände und Berufsarten, die beim Einschmeicheln und Ausforschen, und überhaupt beim Einmischen in anderer Leuten Geschäfte viel Vortheil finden, sind immer am stärksten in Gefahr, von diesem bösen Geist angesteckt und besessen zu werden. Die Vorgesetzten und Geschwornen im Land, die Kirchgängsagerinnen, die Schulmeister, die Waschweiber, die Sigristen, die Ladenjungfern, die Lehrjungfern, Hebammen: kurz alles Volk, das viel mit dem Maul und auch mit der Feder, insofern sie als eine Dienerin des Maulwaschens gebraucht wird, verdient und bei seinem Beruf viel Anlaß hat, durch Gesprächigkeit, durch Zurechtlegen und alle tausend Künste des Zungendreschens eine schöne Zugabe zu seinem Arbeitslohn zu erhalten, alle diese Leute werden gar leicht vom Heuchlergeist eingenommen und besessen, während diejenigen Menschen, die bei ihrem Beruf von Zungendreschen nicht viel Vortheil finden, und nur in dem Grad größern Vortheil von ihm ziehn als die Arbeit, die man ihnen aufgetragen, gut ausfällt, gemeiniglich viel weniger heuchlerisch sind.

E. Die Erfahrung bestätigt diese Meinung allgemein. Der gemeine Bauer und der Handwerker zankt dir auf der Stell mit seinem Weib, wenn er zornig ist, und ist dann eine Viertelstunde hernach auch wieder gut.

Chr. Je mehr der Mensch für sich allein lebt, und je weniger er in allerhand Verbindungen steht, desto weniger hat er Versuchung zum Heucheln, und hingegen je mehr der Mensch Ansprüche, Einbildungen und Verbindungen hat, desto leichter kommt er ans Heucheln.

J. Und eben so, je mehr der Mensch voll Einbildungen und Ansprüchen ist, desto mehr lenkt er sich zu Lebensarten und Berufsgattungen, bei denen die Vortheile am allergrößten sind, wenn man recht heucheln kann.

E. Dieses Hinlenken zu solchen Berufsarten gibt den Heuchlern allgemein viel Menschenkenntniß.

J. Sie brauchen sie auch. Ohne sie würden sie wahrlich bei ihrem Handwerk nicht gut fahren; aber meistens sind sie ganz gut hierzu eingerichtet; denn der Heuchler liebt gemeiniglich auch den Müßiggang und nimmt sich Zeit, allem nachzuforschen, alles auszuspähen, links und rechts zu spioniren und hin und her zu spintisiren. Er ist gemeiniglich gesprächig und gesellschaftlich, und weiß fast immer allerhand, einen jeden zu unterhalten, der Langeweile oder viel Verdruß hat. Dieses sind auch just die Leute, bei denen sich ein Heuchler am liebsten einnistet und seines Fangs gemeiniglich am sichersten ist; unter diesen Umständen ist es aber auch nicht anders möglich, daß ein Heuchler nicht immer zu ziemlicher Menschenkenntniß gelangt, durch welche er dann Leute, die, weil sie weniger Menschen ausforschen, auch weniger Menschenkenntniß haben, leicht in seine Schlingen und Fallen locken kann. Daher sieht man oft verschmitzte Heuchler gute Töchter mit Geld wegkapern; daher sieht man nicht weniger oft die allergrößten Bösewichter sich in Pfarrhäusern und Schlössern einschmeicheln, und sich dort, ganzen sie aufs Haar kennenden Dörfern zum Trotz, Jahre lang in Freundschaft erhalten. Man sieht sie oft sogar auch die Gutherzigkeit der Klosterleute überlisten und sie ihren ausgemachtesten Grundsätzen entgegen bis zum Seckelziehen bringen.[22])

E. Man sollte den Heuchler mit seinen Zeichen und Merkmalen so abschildern und auszeichnen, daß Jedermann leicht auf die Spur käme, wo ein solcher um den Weg wäre.

J. Ich will versuchen, ob ich's kann. Der Heuchler schlägt gern die Augen nieder, wenn man ihn steif ansieht, achtet man aber seiner nicht besonders, so guckt er mit großen offenen Augen in alle Ecken und alles und alle an, er legt seinen Zeigfinger nicht selten an die untere Lippe, und dreht ihn zu Zeiten über seine Nase; er ist gesprächig, höflich und gegen Jedermann gefällig; er wird dich oft über Sachen ausfragen, wo du unmöglich wissen kannst, wohin es lang

und wie er eben darauf kommt; wenn er mit dir redet und ein dritter dazu kommt, oder auch ohne daß du es errathen kannst warum, wird er gar oft plötzlich verschwiegen oder springt gezwungen auf eine andere Materie; du wirst ihn über die gleiche Sache zu ungleichen Zeiten ungleich reden hören, aber er wird seine alte Meinung immer leicht und geschliffen umkehren, daß der Unterschied nicht auffällt; er wird das oft wie im Spiel thun, ohne daß du weißt warum; er wirft Fragen auf und bringt Gegenstände vor, die gar nicht an den Ort gehören, wo er redet; er mischt sich in Sachen, wo ihn kein Mensch braucht, und stellt sich nahe hin zu horchen, wenn ihrer zwei auf der Seite stehen und wie allein reden; er horcht und forscht auf das Mißliche und redet selber nur vom Gleichgültigen; er stellt seine Worte auf Spitze, und wenn ihrer zwei streiten, so findet er gar oft Gründe auf beiden Seiten; gemeiniglich hat er auch ein gutes, im Lauschen und Achtunggeben geübtes Gehör; er versteht deine Worte durch Vorhänge und Wände, und kennt alle, die im Haus wohnen, am Ton ihres Fußtritts von ferne; er drückt dir gern die Hände und lächelt dir sicher, wenn du ihn grüßt; wenn er zu seinen Nachbarn tritt, so grüßen ihn diese ehrerbietig und schleichen still und schnell ihm links und rechts von der Seite; und selber die Nachbarsweiber, die sonst mit Jedermann ganze Abende unbesorgt klatschen, werden zurückhaltend und trauen sich nicht mehr ganz, wenn er um den Weg ist, er trägt auch selten schwere Schuhe mit dicken Sohlen, hat auch keinen muthigen, kühnen Schritt, und es tönt nicht laut, wenn er im Haus herumgeht; er schleicht viel in Pantoffeln und Socken herum, und er findet sich gar oft oben auf dem Dache, wenn du ihn unten in der Werkstätte glaubst; er ist gern ehrbar und achtbar bekleidet, und wenn es zum Feuer läutet, wird er seine Schuhe nicht anziehen, bis sie geschmiert sind. Bei dem allem, so schön es ist, und so ordentlich sein Aussehen macht, haben seine Hausleute immer ein abgehärmtes Aussehn, und dieses abgehärmte Aussehn der Seinen ist für einen Erfahrnen das sicherste Merkmal,

daß dem stillen ordentlichen Hausmeister nicht Alles zu trauen!

Chr. Ich traf gestern den Amtsschreiber an, der mit seinen zwei Kindern in die Reben spazierte; sie hatten beide noch rothe Augen in ihren gelben armen Köpfen, und dem lieben Vater war sein Kinn noch nicht trocken vom Geifer, denn er kam eben von einem erschrecklichen Hauszank; aber er lächelte freundlich auf sie herunter, wie eine Katze, die gähnt.

E. Der Tropf träumt noch immer, es kenne ihn Niemand.

J. Das ist eben auch immer die Narrenkappe des Alteraden Heuchlers, daß er denkt, es kenne ihn Niemand.

E. Wenn auch hierin die Erfahrung bessern könnte, so hätte heut vor 8 Tagen auch unser Sigrist und seine Frau zu ihrem Heil erfahren, daß man sie kenne.

Chr. Was ist das?

E. Ihre Magd war krank, und sie ließ alle ihre Nachbarn bitten, ihr durch ihre Mägde Wasser reichen zu lassen, es schlug ihr es auch von den Nachbarn Niemand ab, aber es kam doch keine Magd, bis es Nacht ward, wo denn endlich der Herr Sigrist mit dem Wasserzuber selber zum Brunnen hülpen mußte; morgen darauf klagte er denn auch das Unglück seinem lieben Herr Pfarrer, der dann gar Mitleiden mit ihm hatte und ihm sagte: Eure Nachbarn müssen doch erzböse und undienstfertige Leute sein; wenn euch das aber ein andermal wieder begegnet, Sigrist, so schickt nur ins Pfarrhaus, und wir wollen schon sehen, daß man helfen könne. Der Sigrist wollte eben danken, aber des Pfarrers Tochter fiel ihm ins Wort und sagte: O je, Papa, das ist bei weitem nicht so wie es Sigrist erzählt; ihr kennt doch des Geschwornen Frau und des Hans Joggen Elsbeth und des Hans Rudis Susann, es kann Niemand sagen, daß das undienstbare Weiber seien, und das sind des Sigristen nächste Nachbarn, aber deine Frau, Meister Gevatter, will allenthalben Henne im Korb sein und richtet die Nachbarn hinter einander, dann kommt's zuletzt, wie

ihr's jetzt habt, daß euch Niemand ins Haus hinein will, ich weiß eure Historie ganz, und du hast sie sicher nur deiner Frau zu danken; und es ist viel besser, Papa, ihr sagt dem Meister Gevatter, daß seine Frau sich weniger in anderer Leute Sachen mische und die Nachbarn weniger hinter einander richte, als daß ihr ihm unsere Magd anbietet.

Chr. Wer hat dir die Historie erzählt? Sie ist gar lustig.

E. Die Jungfer im Pfarrhaus selber.

Chr. Aber nach allem und allem, was wir über das Heuchlerwesen geschwatzt, möchte ich doch auch noch wissen, wie man seine Kinder vor dieser unglücklichen Gewohnheit am besten bewahre.

J. Das Wichtigste hierin ist sicher, daß Eltern, die diesen Fehler bei ihren Kindern verhüten wollen, ihn selber nicht haben, und dann das zweite, daß sie dieselben auch Niemand unter die Hände geben, der ihn hat, oder etwas treibt, wodurch man ihn gern bekommt; und das will viel sagen, es schließt alle die Maulhelden, die aus Worten und Geschwätzen viel Wesens machen, von der Erziehung aus, denn du kannst nur wegen armseliger elender Dinge Kinder viel rühmen, so hast du bald Heuchler, und das ist wahrlich unter den Landschulmeistern fast sammt und sonders wie eine ansteckende Krankheit, sie machen dir Rühmens und Wesens über Sachen, die nichts und aber nichts sind, und die sie nicht einmal verstehen, und das verdirbt den Menschen mehr als man glaubt.

Chr. Die Exempel stoßen einen drauf, solches zu glauben. Besinne dich, Else, auf die Susanne, die des alten Schulmeisters Base war und immer zu oberst saß, was für ein Mensch aus ihr geworden; und des alten Vogts Rudi, du weißt, wie selbst der Pfarrer einen ewigen Lärm ob seinem Verstand und ob seinem Lernen gemacht, und im 25sten Jahre hat er seinen Hof verlumpt, und im 30sten mußte er als ein Schelm zum Land hinaus.

E. Aber du redest nur von Schulmeistern; ich weiß

Daß Religionsmangel den Menschen unachtsam auf das Leiden seines Nebenmenschen mache.

Daß das Volk das Wesentliche der Religion fast immer nur in geheiligten Meinungen, Ceremonien und Bildern kenne und sehe.

Daß Religionsmeinungen, auch wenn sie wörtlich unrichtig und unwahr ausgedrückt sind, in ihrem Wesen dennoch auch von dem Weisesten als richtig und wahr anerkannt werden können.

Daß wahre Weise sich ihren gemeinen Brüdern eben so nähern, wie Stölzlinge und Thoren sich von ihnen entfernen.

Daß das besonders im Gottesdienst wahr sei.

Daß Nußkerne gut nähren, ob man sie schält oder nicht.

Daß das Volk eben nicht Alles verliert, wenn es die Religionsmeinungen zu seiner Nahrung braucht, ohne sie selber zu erlesen.

Daß es vielleicht das größte Leiden auf Erden, unter Heuchlerhänden zu leben.

Daß einem Heuchler nichts so wehe thue, als wenn er sieht, daß man ihn kennt.

Daß die Weiber oft allzufrüh nach der Hochzeit ihren Männern zeigen, daß sie sie kennen.

Daß man einen Heuchler zwischen Furcht und Hoffnung schwebend halten müsse, wenn man ihn im Zaum halten will.

Daß ein Heuchler rast, wenn er sich in seinem Charakter erkannt und verrathen sieht.

Daß einige Stände und Berufsarten den Menschen eher zum Heuchler bilden und stempeln, als andre.

Daß das vorzüglich diejenigen Berufe seien, bei denen man das Maul und die Feder viel braucht, sich mit fremden Sachen abgibt und Ehrenanlässen und Unglücksfällen aufpaßt.

Daß der Heuchler seine besten Fische in Häusern fange, wo viel Langeweile oder viel Verdruß und Unordnung ist.

Daß er sein Handwerk ohne viel Menschenkenntniß nicht wohl treiben könnte.

dem Größern und die Hauptsache der Nebensache aufopfern; und daß Kinder brav und keine Heuchler werden, ist immer weit aus die Hauptsache, auf die man hauptsächlich und zuerst bedacht sein sollte.

Wiederholung.

Daß nicht die größten Verbrecher, sondern meistens nur einzelne, unter verführenden Umständen und Reizen begangene Verbrechen mit Galgen und Rad bestraft werden.

Daß die Kirchenzucht vor Zeiten vielen Hausverbrechen Einhalt gethan habe.

Daß die Kirchenzucht doch eine gute Sache ist, wenn sie schon mißbraucht worden.

Daß man in der Welt, im Civil- und Militärstand, sich so gut mit dem Unvollkommnen behelfen müsse, als im geistlichen Stand.

Daß es an der stiftsmäßigen Dame keinen Verstand zeigt, wenn sie die Juwelen der Kaufmannsfrau verachtet.

Daß ein Herr keinen Knecht, den er braucht, unwerth halten, sondern eher diejenigen ganz wegschicken soll, die er nicht recht brauchen kann, als sie unter Spott und Verachtung ihren Dienst fortleisten lassen.

Daß die Religion ein Bescheidenheitsgefühl in Fürstenherzen bringe, welches der Segen der Völker ist.

Daß die Religion mehr Einfluß in das Hausglück einer Nation haben könne, als Criminalgesetze und Polizeianstalten.

Daß wenn man nichts aus einem Menschen mache, man auch nichts zu zürnen habe, wenn er nichts ist.

Daß man Priester recht machen könne, wenn sie nicht recht sind.

Daß Gemüthsruhe ein vorzügliches Bedürfniß unserer Natur ist

Daß ein Volk, welches ohne Religionsachtung gelassen wird, Mangel an einer reinen Bildnng zu stiller Heiterkeit und reiner Gemüthsruhe habe.

Daß in Zeiten, wo viel Religionsverachtung im Volk ist, der Leidende unter allen Umständen viele Hülfe und Trost finde.

Daß Religionsmangel den Menschen unachtsam auf das Leiden seines Nebenmenschen mache.

Daß das Volk das Wesentliche der Religion fast immer nur in geheiligten Meinungen, Ceremonien und Bildern kenne und sehe.

Daß Religionsmeinungen, auch wenn sie wörtlich unrichtig und unwahr ausgedrückt sind, in ihrem Wesen dennoch auch von dem Weisesten als richtig und wahr anerkannt werden können.

Daß wahre Weise sich ihren gemeinen Brüdern eben so nähern, wie Stölzlinge und Thoren sich von ihnen entfernen.

Daß das besonders im Gottesdienst wahr sei.

Daß Nußkerne gut nähren, ob man sie schält oder nicht.

Daß das Volk eben nicht Alles verliert, wenn es die Religionsmeinungen zu seiner Nahrung braucht, ohne sie selber zu erlesen.

Daß es vielleicht das größte Leiden auf Erden, unter Heuchlerhänden zu leben.

Daß einem Heuchler nichts so wehe thue, als wenn er sieht, daß man ihn kennt.

Daß die Weiber oft allzufrüh nach der Hochzeit ihren Männern zeigen, daß sie sie kennen.

Daß man einen Heuchler zwischen Furcht und Hoffnung schwebend halten müsse, wenn man ihn im Zaum halten will.

Daß ein Heuchler rast, wenn er sich in seinem Charakter erkannt und verrathen sieht.

Daß einige Stände und Berufsarten den Menschen eher zum Heuchler bilden und stempeln, als andre.

Daß das vorzüglich diejenigen Berufe seien, bei denen man das Maul und die Feder viel braucht, sich mit fremden Sachen abgibt und Ehrenanlässen und Unglücksfällen aufpaßt.

Daß der Heuchler seine besten Fische in Häusern fange, wo viel Langeweile oder viel Verdruß und Unordnung ist.

Daß er sein Handwerk ohne viel Menschenkenntniß nicht wohl treiben könnte.

Daß Nachbar und Nachbars-Weiber einen Heuchler am richtigsten kennen.

Daß man gute Nachbarschaft halten müsse, wenn man gute Nachbarschaft haben wolle.

Daß wenn man mit Narren gern zu gutmüthig ist, man nichts ausrichte, als daß sie desto steifer und länger Narren bleiben.

Daß selber nie Heucheln das beste Mittel sei, seine Kinder vor diesem Fehler zu bewahren.

Daß man sie aber dafür auch keinem Maulhelden unter die Hände geben müsse.

Daß viel Rühmens den Menschen zum Narren mache.

Daß viel Schulmeister und viel Pfarrer hierin Hauptfehler machen.

Daß thörichte Eltern oft von Kindern sagen, sie seien nicht mehr kindisch, die es noch so sehr sind, daß sie selber noch die Zunge herausstrecken, wenn sie diesen Ruhm hören.

Daß sich viel überwinden wider die Natur des Kinderalters.

Daß man genaue Achtung geben müsse, aus was für Gründen es geschehe, wenn sich Kinder in dem oder diesem gar stark überwinden.

Daß Ueberwindung in einzelnen Sachen ohne allgemeine Biegsamkeit des Kopfs und des Herzens sicher eine Mißgeburt ist.

Daß Bravwerden immer des Menschen Hauptsache ist, und alle Kinderordnung, die das an etwas verdirbt, fehlerhaft ist.

Sieben und zwanzigste Abendstunde.

Von der Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit der Menschen nach Zeit und Ort. — Vom Chorrichter Fliegenjäger. — Vom alten Hirtenvolk auf Berg und Thal und von der ausgespitzten neuen Welt: von dem Unterschied der Zeiten und Menschen; und woher er komme? — Von des alten Hillaari's guter Meinung über die Schafszucht, über Stall und Hut, über Futter und Tränke, und über den Menschen. — Von der Straße Davids; von Amerika, Ostindien, und dem Fußsteig auf der Kuhweide. — Von Vorgesetzten mit Soldatenzöpfen am Kopf und allerhand geschriebenem Zeug, von dem sie nichts verstehen, in den Händen. — Von der alten Frau Pfarrerin, und von der neuen. — Vom Auf- und Abschlagen des Menschenwerths in seinen ungleichen Klassen, vom Hausvater an bis auf den Komödianten.

Das ist mir jetzt auch ein recht lieber und guter Mann, sagt Christoph, als er die Geschichte vom Aebi im 23. Abschnitt gelesen. Und Joost antwortete: So im Buch abgemalt zweifle ich nicht, werde ihn Jedermann schön finden, aber sicher würde ihn auch Jedermann, wenn er wirklich so neben uns lebte und handelte, für einen Schwarbelkopf ansehen, der zu nichts recht brauchbar wäre.

Christoph. Meinst du das, Joost?

Joost. Ja, ich mein's und glaube auch, du solltest es selber finden; der gute Aebi hat keine Ader im Leib, wie die Leute, die in unsern Zeiten recht brauchbar sind.

Chr. Du sagst doch auch zu viel.

J. Nein, gewiß nicht! Nimm doch nur seine Sprache: Zum Nachtmahl gehen will ich und jauchzen, und Gott danken. — Das ist gar nicht zusammengesetzt, wie man's jetzt einen in der Schule lehrt, und ihr glaubt selber, der Chorrichter Fliegenjäger würde einen Anzug vor der Ehrbarkeit thun, wenn er einen Menschen aus seinem Dorf so reden hörte und auch alles andere, was er sagt, ist wieder so durch einander, daß gewiß der Kaufmann selten zu finden wäre, der so einen Mann von seinen Waaren anvertrauen würde.

E. Es ist doch alles so natürlich und unschuldig was

er sagt, daß ein Kind von 5 Jahren nicht unschuldiger und natürlicher reden könnte.

J. Eben — nur gar zu natürlich und unschuldig ist der gute Mann, aber man will das nicht und kann das nicht wohl brauchen in unserer Welt, und so einem Menschen, der so mit sich selber durch einander spricht, und ein altes Huhn tödten und zum Nachtmahl gehen so durch einander bringt, traut Niemand zu, daß sein Kopf wohl in der Ordnung.

Chr. Es fängt mir an zu ahnen, du habest Recht.

E. Der Mann sollte einem doch gefallen, weil er so wenig seines gleichen hat.

Chr. Das aber würde ihm nicht viel helfen.

J. Natürlich: Er hat wenige seines gleichen, weil die seines gleichen auch ihr Glück nicht finden würden. — So ein Kerl, dem nach 8 Jahren noch der Kopf von seinem Hochzeittag schwindelt, wäre wohl ein guter Bursch unter ein altes, sorgenfreies Berg- und Hirtenvolk; aber in unserer aufgemutzten und aufgestutzten Welt würde er sicher aller Leute Narr und Gespött sein. Unter gewissen Umständen könnte er leicht noch ein Bettler werden.

E. So einem Bettler gäbe ich denn doch gern Brod, so lang ich hätte.

J. Ja, wenn du wüßtest, daß er so einer wäre.

E. Würde ich es ihm nicht ansehen, meinst?

J. Was weiß ich! Wenigstens ist's gewiß immer schwer, bei einem magern Menschen seinen recht guten Herzenswinkel zu entdecken.

E. (mit einem Seufzer). Das ist wahr!

J. Tröste dich, Meisterin! Du wirst nicht leicht in diese Verlegenheit kommen. In unsrer wohl- und steifgezogenen Welt gibt es wenig Menschen, die diesem Aebi gleichen, und in denen Hausfreuden und Hauspflichten sich nebeneinander mit gleicher Freude aussprechen und darlegen.

Chr. Indessen ist ein Land gewiß glücklich, wo die Leute auch wie vor Altem mit Leib und Seel an den Ihrigen hängen, und eines für das andere im Glück und

Unglück, wie hier der Aebi, fast mehr als für sich selbst empfindet!

E. Das ist, was mich an unsern Zeiten am meisten fehler- und mangelhaft dünkt.

Chr. Es rührt einen zu Thränen, wenn man die recht alten Männer erzählen hört, wie es noch zu ihren Zeiten so traut und herzlich in ihren Haushaltungen zugegangen.

J. Und doch gibt's Leute, Meister, die dir behaupten, die Zeiten seien immer gleich und die Alten seien um kein Haar besser und glücklicher gewesen als wir.

Chr. Ich kann nicht begreifen, wie man das behaupten kann.

E. Ich auch nicht.

J. Aber ich. Die das am eifrigsten behaupten, wohnen meistens in großen Städten, und aus allem, was ich von den Stadtgeschichten der Nachbarschaft erfahren, dünkt's mich, die Städte seien zu Zeiten unserer Großväter wohl so schlimm, wo nicht schlimmer gewesen als jetzt. Aber für den eigentlichen Landmann, da mag ich von keiner Vergleichung etwas hören. Der Unterschied ist offenbar zu unserm Nachtheil.

E. Ich habe allein in unserm Dorf mehr als 20 Greise gekannt, die mit ihren Mütterchen mit einer Zufriedenheit und Gemüthsruhe lebten, die man jetzt nicht mehr kennt, und mit ihren eisgrauen Haaren mit ihren Enkeln auf den Armen spielten, daß man's ihnen ansah, daß sie bis ins Grab ganz in und für ihre Haushaltung lebten.

Chr. Ja — zeige man sie uns jetzt! Die hochgewachsenen frohen Greise und die alten Mütterchen mit ihren röthlichen Backen! — Nein, die alten Frauen mit so vergnügten Mienen, mit dem stillen, frohen, lächelnden Auge, so voll Heiterkeit, Erfahrung, Ordnung und Geduld, so voll ruhiger, nicht huschender Arbeitsamkeit, so voll Sparsamkeit und Dienstfertigkeit sind in unsern Tagen nicht mehr da und nicht mehr zu hoffen!

J. Nein; unser Zeitalter macht die Leute nicht so! Wildes, gieriges Geldsuchen ohne eine stille, gleichgeordnete,

häusliche, anhaltende Arbeitsamkeit, und dann mitten unter dem geldhungrigen Zusammenscharren Verschwendung und zügellose Unordnung zerrüttet täglich mehr die Kräfte unserer Zeitgenossen und ihr Hausglück.

E. Ich mag meine Augen hinwenden auf welche Seite ich will, so kann ich unter uns die Leute nicht finden, welche zu einem solchen Alter emporwachsen.

J. Der Unterschied einer Zeit vor der andern ist einmal auf dem Land so auffallend, als der Unterschied der guten und bösen Jahre, und ich denke, er müsse es allenthalben sein; die Menschen werden ja allenthalben unter gewissen Umständen brav und unter entgegengesetzten schlecht. Es ist also natürlich, wo viele Umstände sind, die sie brav und glücklich machen, da sind sie überhaupt brav und glücklich, und umgekehrt, wo viel Umstände sind, die sie lüderlich, schlecht und elend machen, da sind sie lüderlich, schlecht und elend.

Der alte Hillaari verglich die Menschen immer mit einer Heerde Schafe, der es wohl oder übel gehe, je nachdem man sie in einem guten oder schlechten Stall und auf eine gute oder auf eine schlechte Weide treibe; und es ist nicht zu leugnen, daß er Recht hatte und daß Stall und Hut, Futter und Tränke auf den Menschen viel Einfluß haben und machen können, daß er in den einen Zeiten etwas ganz anderes ist als in den andern. Die Menschen haben freilich zu allen Zeiten ihre Leidenschaften und ihre Plagen und werden sie auch immer haben, aber in den einen Zeiten werden diese Leidenschaften mehr gereizt, und in den andern Zeiten mehr zurück und in Ordnung gehalten, und darin liegt, wie's mich dünkt, der Hauptunterschied der Zeiten.

Chr. Man greift mit Händen, daß dieser Unterschied sie so ungleich machen kann, als Tag und Nacht. Wo viel Sachen im Schwang gehen, wodurch unsere Leidenschaften beständig in Wallung gehalten werden, da müssen uns diese natürlicher Weise mehr abschwächen und unglücklicher machen, als wo weniger solche Sachen im Schwange gehen. Und wiederum, wo die meisten Leute gar weit über ihr Ver-

mögen und ihre Umstände Aufwand machen, und wo es im Volk am festen Gefühl der Mäßigung, Bescheidenheit und Ordnung in ihren Ausgaben mangelt, da machen die Leidenschaften, die Fehler, die Gelüste den Menschen weit unglücklicher, als wo Ordnung, Einschränkung und Bescheidenheit in den häuslichen Ausgaben Mode ist! Der Mensch ist fast wie der Affe, will alles mitmachen und auch haben, und es gibt Zeiten, wo einer so zu sagen dem ganzen Strom seiner Zeitgenossen entgegen leben muß, wenn er im Kreis seiner Hausgenossen ein stilles, mäßiges und anspruchloses Leben führen und genießen will. Und dann kommt noch hinzu, daß man eben in den Zeiten, wo man so viel Kräfte nöthig hätte, dem Strom entgegen zu schwimmen, ganz und gar nicht dazu gezogen wird, mit tapferm Muth und Entschlossenheit auf seinen eigenen Kopf und auf seine eigene Hände zu bauen, hingegen gibt es andere Zeiten, in denen die Sitten und Gewohnheiten des Volks den Menschen an einem stillen, häuslichen Leben gar nicht hindern, sondern ihn vielmehr dazu auffordern und bilden.

J. Unsere Alten genossen diesen glücklichen Umstand und wir müssen ihn entbehren. Ihr ordentliches Hauswesen, ihre Säuberlichkeit, das Steifehalten auf Ehrenfestigkeit, das stille, geräuschleere Zusammensparen, das behutsame Abwägen auch der geringern Ausgaben, die Sorgfalt und Bedächtlichkeit in den kleinsten Sachen und der Muth und die Entschlossenheit in den größten, das war die Weisheit unserer Alten; dazu brauchten sie ihren Verstand, und dazu leiteten sie ihre Sitten. Und dieses machte andere Leute aus ihnen, als diejenigen werden, die jetzt unter uns aufwachsen in der Unordnung, die täglich mehr in allem Landhauswesen herrscht: in dem täglichen Steigen der unsinnigsten Bettelhoffahrt; in dem Stolze des allenthalben sein Vermögen mehr spiegelnden als genießenden Aufwands; in der Niederträchtigkeit ihre mäßige, bescheidene, häusliche Einschränkung nur zu verspotten; in dem raubgierigen Herumjagen, einander mit List und Betrug um das Seine zu bringen und

in dem täglichen Abnehmen der stillen, anhaltenden und anspruchlosen häuslichen Arbeitsamkeit und Ordnung.

Chr. Das ist wahr, aber man muß es doch nicht zu weit treiben; die Alten hatten dann auch wieder ihre eigenen und besonderen Fehler.

J. Ich leugne das nicht; sie waren aber auch in vielen Absichten hinter uns zurück. Wir verstehen vieles besser als sie, wir sind weniger plump, wir hangen weniger an veralteten Thorheiten, weniger am Aberglauben, am Lachsnen und Segnen, — an den dummen Religionszänkereien, am Hexenverbrennen, am Katholikenverlästern, an Lutheranerverleumden und Heidenverdammen. — Aber dieses Zeug alles, so armselig es ist, hing doch auch wieder mit vielem Guten in den alten Köpfen zusammen, wovon in den neuern auch gar viel weniger da ist, z. B. mit Muth, Standhaftigkeit, Unverfänglichkeit, Tapferkeit, mit brüderlicher Anhänglichkeit an die Seinen; deßgleichen mit mehr Gewissenhaftigkeit, mit mehr Treu und Glauben, mit mehr Liebe zu Gott, mit mehr Furcht vor der Ewigkeit, mit mehr Glauben an die Religion, mit mehr Zutrauen auf ihre Diener. — Und was das Wissen des Volks betrifft, so hat es immer ein sehr beschränktes Maß, welches es selten viel überschreitet, es wechselt gemeiniglich nur ab und vernachlässigt eine alte Reihe von Sachen, wenn es seine Aufmerksamkeit auf eine neue lenkt, so daß sein Wissen fast immer das alte kleine Stückwerk ist und bleibt, welches es immer war, und es ist gar schwer auszurechnen, bei was für Meinungen und Vorstellungsarten es am meisten gewinne, indem die Meinungen eines Volks, sein Wissen und seine Kenntnisse gemeiniglich weniger zu seinem Hausglück beitragen, als andere Umstände. Das, was weit sicherer entscheidet, ob ein Zeitpunkt gut oder schlecht ist, ist das größere oder geringere Hausglück des Volks, die andere Sachen sind meistens Zierrathen, Mittel und Werkzeuge, deren Endzweck diese Hauptsache ist und sein sollte.

Chr. Und doch hört man oft Zeiten und Oerter als gute Zeiten und glückliche Oerter lobpreisen, wo das sichtbar

mangelt, und selber unser einer mit seinen kurzsichtigen Bauernaugen tausendfaches drückendes, häusliches Elend erblickt.

J. Ja das kommt daher, weil viele von denjenigen, die sich so leicht anmaßen, die einen Zeiten als gut zu lobpreisen und die andern als schlimm zu verschreien, gewöhnlich nicht immer gern ihre Augen in der Nähe und in den niedern Tiefen, in denen die Bauernhütten stehen, brauchen, sondern meistentheils lieber nach den Sternen und nach Leuten gucken, die wie Sterne zu glänzen suchen.

Chr. Solche Leute müssen sich nothwendig hierin irren.

J. Sie thun es auch, es kann eben nicht anders sein. Sie haben gemeiniglich ganz etwas anderes im Kopf und Herzen, als das arme Volk. Ihrer viele haben weder Weib noch Kind und leben ein künstliches Leben, indem sie nie keine Zeit für gemeine Dinge haben; sie wissen auch vom Hausglück des Bauern unter dem Strohdach so viel als nichts, denn sie beschäftigen sich mit dem Wohl der ganzen Welt und haben gewöhnlich in ihren Häusern ein jeder sein Spiel aufgerichtet, für welches sie dann leben, weben und sind, und wenn ihr Spiel hoch an's Brett kommt, so lobpreisen sie dir die gute Zeit in der Welt. Ich weiß einen Bauernort, wo es ein solcher Held der neuen Zeit dahin gebracht, daß die fähigsten Jünglinge des Dorfs, welches er bedient, dir auf der Karte die Davis-Straße und den Weg nach Ost- und Westindien wissen; aber die alten Fußwege auf der verdörnten Kuhweide weiß beinahe Niemand mehr als der alte Hirt, und der fleißige Pfarrer meint, er habe sich um die ganze Welt verdient gemacht und sein Volk um hundert Schritte den Sternen näher gebracht, als seine Nachbarn.

Chr. Die Pfarrer sollten das Volk nicht den Sternen, sondern der Menschlichkeit näher bringen.

J. Was machen? Der Mensch ist ein eitles Geschöpf und hält immer viel auf das, was er weiß, und Modeliebhabereien können einen Menschen unbegreiflich leicht vom

natürlichsten und geradesten Weg, alle Dinge in der Welt anzusehn, ablenken; aber zuletzt ist immer das Ende alles Widersprechens über gute und böse Zeiten der Anblick des Volks selber, fette oder magere, gesunde oder sterbende, gekleidete oder zerlumpte, heitere oder niedergeschlagene, ordentliche oder unordentliche Dorfleute, und versorgte oder unversorgte Kinder, und Rinder, Häuser und Aecker.

Chr. Es wird wohl Niemand widersprechen, daß das die rechte Probe des Unterschieds zwischen guten und bösen Zeiten sei.

J. Modeliebhabereien verblenden die Leute gar wunderlich und es geschieht selten, daß man merkt, wo man mit solchen Dingen zu Hause ist, bis etwa große schreiende Siechtage im Volk die Leute wieder auf die Natur der Dinge und auf die ersten Bedürfnisse des Menschen zurückführen.

Chr. Es ist traurig, daß die Menschen immer nur mit ihrem Schaden klug werden.

J. Es ist traurig, wenn die Führer des Volks einen Augenblick vergessen, daß kein Geschwätz und kein Wissen, und keine Pracht und keine Macht beweisen kann, ob die Zeiten gut oder böse sind, sondern allein das stille, gesicherte ruhige Hausglück des Volks, und daß Alles, was diesem im Wege ist, die Zeiten bös macht, so blendend und schön und gut es, für sich allein betrachtet, auch sein mag.

Chr. Und eben hierin scheint mir unser Zeitalter am meisten zu leiden. Es ist viel Geld da, es scheint Alles schön; es ist viel Pracht und man weiß viel und lernt viel, aber allenthalben mangelt es am stillen Hausglück.

J. Es mangelt an Ordnung in unsern Zeiten, sowohl im Gelderwerben als im Geldbrauchen; und auch bei dem, was man weiß, ist's so, daß man mehr auf Unwichtiges als auf Wichtiges aufmerksam ist. Wo man die Bauernvorgesetzten am Soldatenkopf und gepuderten Haar erkennt, da muß man mir lange schwatzen, bis ich glaube, das Volk sei da so bescheiden, glücklich, haushälterisch und in Ordnung, als da, wo die Vorgesetzten Bauernkleider und graue Haare

tragen, und bezahlte eigene Heerde besitzen. Es ist unmöglich, daß ein Ort, wo die Vorgesetzten den Kopf mit Bauernsachen und Hausordnung voll haben, nicht glücklicher sei, als wo sie ihn mit Bußen-Rödeln, mit Muster-Rödeln und mit tausenderlei papiernen Ordnungen voll haben, von dem sie nichts verstehen. Und wenn mir nichts bewiese, wie ungleich die Zeiten sind, so wären's die zwei Frau Pfarrerinnen, die wir hinter einander hatten. Aber du, Else, kannst den Unterschied besser erzählen als ich.

E. Er ist so groß, daß man auch ohne Nachsinnen Stunden lang davon erzählen könnte.

Die alte hatte in ihrer Kammer einen Spiegel, ein Waschbecken, ein Kammfutter und eine messingene Kleiderbürste.

Und die neue braucht Schmutz und Puder, Blei und Eisen, Kälber- und Geißen-, Roß- und Menschenhaare bei Pfunden auf ihrem Kopf, ehe ihre Gespensterhaube so sitzt, daß sie ihr vor dem gepeinigten Spiegel Zufriedenheit lächelt. Ihre Magd hat ein Verzeichniß von mehr als tausend Wörtern auswendig lernen müssen, um im Stand zu sein, die Modesachen alle zu verstehen, die sie dem dürren Gerippe alle Tage hundertmal aus einer Stube in die andere, meistens aber ins Bett und vor's Bett tragen muß.

Chr. Ja, da muß Einer wohl blind geboren sein, wenn er denken will, so eine werde auf einer Pfründe so viel ersparen, als die alte Selige. Keine Kinder haben sie, das ist wohl, Gottlob! Der Pfarrer selber hat keine Frau, sie lebt ganz für ihre Kleider, für ihre Haut, für ihr Haar, für ihre Umhänge, Sessel und Sopha und was für tausend solches Zeugs, das sie nur halb vermag. Und was hätten wohl Kinder an einer solchen Mutter? Genug, Präceptoren und Französinnen vermöchten sie auch nicht, so wenig auch gemeiniglich, wie man mir sagt, mit diesem Kunststück herauskommt, und die Frau ist doch sonst ein gutherziges, mitleidiges Geschöpf, das zu einer andern Zeit und bei andern Sitten einen lieben Mann und liebe Kinder gewiß recht besorgt hätte. So groß ist oft der Unterschied für

des Menschen wahres Glück, ob einer fünfzig Jahre früher oder später an seinen Posten gekommen.

J. Was machen? Es ist in Allem so; der eine Soldat dingt heute, muß morgen an Tanz und kommt um, der andere dient 30 Jahre, sieht kein Feuer, geht heim und wird bei dem Invalidenbrod 80 Jahre alt.

Chr. Uebel aber ist's, daß das Feuer so nahe bei uns ist, und die Sitten, welche das Hausglück des Volkes verderben, täglich mehr die niedern Stände und die gemeinen Dorfleute angreifen.

J. Ich wünschte mir nur ein Jahr an einem Orte zu leben, wo noch viel solche herzgute Schwarbelköpfe sind, wie der Aebi einer ist.

E. Ja viel solche Männer wären gewiß das sicherste Zeichen eines recht allgemein gesicherten Hausglücks und einer recht guten Zeit.

Chr. Ich glaub' es auch.

E. Ja, Hausmeister, so einen Mann würde ich vor Liebe fast fressen, der, wenn ihm ein Glück begegnete, mit Springen und Juchzen nur an mich, und nichts dächte, als wie er mir damit Freude machen könnte. — Indem sie das sagt, umschlingt sie Christoph, und dieser drückt seinen Kahlkopf an ihr Herz. Beide sind gerührt, und Else sagt: Ich möchte noch einmal hören, was diese gute Seele in ihrer Freude Alles thut und sagt.

Chr. Lies es doch selber.

E. nimmt das Buch. Sie kann das Blatt nicht finden und sagt: Zeig' mir auch, wo es ist.

Chr. Wenn es dir so lieb ist, so kannst du es auch aufsuchen.

E. Ei du böser Mann! Sie besinnt sich; und sagt dann: Aha, es ist der 23. Abschnitt; jetzt soll er bald da sein. — Sie findet ihn und liest die Stelle noch einmal vor und sagt dann: Darf man denn in der Welt auch wieder Zeiten hoffen, wo viel solche Leute leben?

Chr. Was weiß Einer? Ich möchte wohl selber fragen!

J. Ich glaub' es! Es fangen jetzt Leute, die in der Welt das Meiste zu ordnen haben, an, zu begreifen, daß die Bauernhütten in der Ordnung sein müssen, wenn die Reiche blühen sollen, und wenn diese auch noch das ganz begreifen werden, daß ein Hausvater dem Reich mehr werth ist, als ein Lieutenant und ein Doktor, und eine Hausmutter mehr als eine Putzkrämerin, und daß auf dem Lande das graue Alter mehr Kenntniß und mehr Erfahrung hat, und also auch mehr werth und brauchbarer ist, als die rasche Jugend, dann haben wir alles zu hoffen.

Wiederholung.

Daß in bösen Zeiten die guten Leute uns doch auch in den Büchern und abgemalt gefallen.

Daß sie aber in ihrer eignen Haut dieses Schicksal nicht haben, sondern auf's Höchste mißfallen, und wenn der Wind danach geht, leicht Hunger leiden müssen.

Daß Jauchzen und Beten sich wohl mit einander vertragen.

Daß trotz aller Fliegenjägermeinungen Alles, was natürlich und unschuldig ist und von Herzen geht, nicht gottlos sein kann.

Daß vorsichtig, mißtrauisch und bedächtig jetzt mehr brauchbar mache und eher Brod bringe, als treu, unschuldig und natürlich.

Daß die Menschen gemeiniglich wirklich das werden, was man aus ihnen haben will.

Daß die Geschichte der großen Städte für den Landmann gar nicht die Geschichte seines Volks sei.

Daß die großen alten Männer und die frohen grauen Mütterchen die Güte der alten Zeit am besten beweisen.

Daß der Hillaari die Menschenordnung im Schafstall fand.

Daß die Umstände in uns die Leidenschaften groß oder klein, und die Zeiten gut oder bös machen.

Daß der Mensch fast ist wie der Affe, und Alles mitmachen und auch haben will.

Daß die Menschen nur dann recht glücklich, wenn sie

so, wie sie einander nahe sind, auch recht an einander hangen.

Daß es Zeiten gebe, in denen einer, wenn er recht glücklich leben will, dem Strom entgegen schwimmen muß.

Daß man in eben diesen Zeiten nicht zu den Kräften angezogen wird, die es braucht, wider den Strom zu schwimmen.

Daß Unruhe und Fretten, und Rennen und Jagen nicht immer gute Zeit bedeuten, so laut auch diejenigen jauchzen, die Beute machen.

Daß die windstillen Jahre in unserm Land die besten und das Hausglück des Landmanns in geräuschleeren Zeiten am sichersten gedeiht.

Daß die alte Zeit ordentlich, still, geräuschlos, arbeitsam und genügsam war, und die neue rasch, hastig, windig, lüderlich, geldbegierig und hoffährtig ist.

Daß die Stimme der Volks von einer jeden Zeit wohl die Wahrheit sagen würde, aber von der Stimme der Posaunenblaser überschrieen wird.

Daß die Alten auch ihre Fehler und Mängel hatten; daß aber diese Fehler immer auch wieder mit Gutem verbunden gewesen, welches uns aber mangelt.

Daß das Wissen des Volks allenthalben seine Schranken habe und mehrentheils einseitig sei, so aufgeblasen und dick es an einigen Orten damit thut.

Daß Liebe zu Gott und Gewissenhaftigkeit und Treue und Furcht vor der Ewigkeit dem gemeinen Mann gar vieles Wissen erspare.

Daß wohlgewachsene Bauern und gesunde und starke Kinder in dem Dorf weit sicherer eine gute Zeit beweisen, als der Flor aller Arten von Liebhaberei und Paradenmoden, sie mögen Namen haben wie sie wollen.

Daß wer ins Unermeßliche hinguckt, leicht an einem nahen Kieselstein stolpert.

Daß der Bauernlehrer mehr auf das Ausreuten der Kuhweide, als auf das Verstehen der Landkarten dringen soll.

Daß die Geistlichen das Volk nicht den Sternen, sondern der Menschlichkeit näher bringen sollen.

Daß die Unordnung der Ersten im Volk das Hausglück der niedern Hütten im Land verderbe.

Daß in guten Zeiten Bauernworgesetzte Bauernröcke am Leib, Bauernliebe im Herzen nnd Bauerngeschirr in Händen haben.

Daß sie in bösen Zeiten keine Bauernkleider am Leib, kein Bauerngeschirr in Händen, keine Bauernliebe im Herzen und keine Bauernangelegenheiten im Kopf haben.

Daß die alte Reinlichkeit wenig forderte und viel befriedigte.

Daß man an der neuen und alten Frau Pfarrerin den Unterschied der alten und neuen Zeit am besten abnehmen könne.

Daß in der alten Zeit die Weiber sich für ihre Männer und ihre Kinder einrichteten und daß sie sich jetzt just einrichten, wie ehemals die alten Jungfern, die keinen Mann fanden und ihren Nothstand sich mit allerlei Spielzeug ausfüllen mußten.

Daß Prunk und viel abwechselnde Mode die Hausväter aussaugen, die Hausmütter verlegen und unruhig machen, und den Töchtern des Lands in ihrer Blüthe die Schwindsucht anhängen.

Daß Präzeptoren (Hauslehrer) und Französinnen in großen Häusern so wenig Vater und Mutter ersetzen, als Pfarrer, Schulmeister und Sigristen in den kleinen.

Das in guten Zeiten Hausväter und Hausmütter und das graue Alter, und in den bösen Zeiten die Aerzte, die Advokaten, die Lieutenants und die jungen Burschen, Buben und Mädels in Achtung und Werth stehen.

Acht und zwanzigste Abendstunde.

Michel. Du Narr! Was soll ich mit diesen?

Vogt. Aufbauen und ausputzen das Haus des Herrn in Bonnal und seine Mauern am Kirchhof.

Michel. Im Ernst?

Vogt. Bei Gott!

Michel. Aber wer hat hierzu die Blinden und Lahmen ausersehen?

Vogt. Mein Wohledelgeborner, der wohlweise und gestrenge Junker.

Michel. Ist er ein Narr?

Vogt. Was weiß ich?

Als Christoph den Schluß des 23. Abschnittes gelesen, sagte er: Das ist jetzt ein Kerl aus unserer Welt, und für sie.

Joost. Sicher bliebe dir der da und dort Jahr und Tag im Dienst, wo der gute Aebi in der ersten Woche seinen Abschied bekommen hätte oder selber fortgelaufen wäre.

Else. Aber behüt' mir Gott seine Frau; denn so ein Mann, denk ich, behütet sie übel.

Chr. Sicher schwindelt ihm der Kopf nicht mehr von seinem Hochzeittag, wie dem Aebi.

J. Nein; der läuft dir, wenn er etwas Gutes oder Böses hat, in einen Winkel, damit die Frau nicht auch etwa davon kriege.

E. Es dünkt mich.

J. Wer viel Krummes hat und thut, der läuft immer gar gern, wenn ein Fremder zum Haus kommt, von Weib und Kind weg und in einen Winkel, um da, wo ihn Niemand sieht, noch hört, zu erfahren, was es gebe und sei.

E. Aber da möcht' ich nicht Frau sein.

Chr. Ach Else, eine Frau verliert selten etwas dabei, wenn sie das nicht vernimmt, was man vor ihr geheim halten will.

J. Und manchmal ist es ganz gewiß auch bei sonst recht bösen Buben wirkliche Gutherzigkeit und Schonung, daß sie ihren Weibern verhehlen, was ihnen oft Kopf und Herz schwer macht.

E. Ich glaube es, aber ich zweifle, ob diese Tröpfe nicht hie und da bei ihrem Stillschweigen sich selber Schaden bringen.

J. Daran zweifle ich nicht; es ist sicher, daß sie sich damit Schaden thun; aber auch sonst sehr böse Leute haben oft auch ihre recht guten Seiten und können ihre natürliche Gutherzigkeit nicht verleugnen, wenn sie sich auch selber Schaden damit thun.

Chr. Dieser Michel selber scheint eher ein leichtsinnig verführter, als ein eigentlicher Bösewicht und hat gewiß seine recht gute Seite.

J. Das ist wahr; er hat so viel frohen Muth in seinem Thun und so viel Treffendes in seinem Reden, daß er einem fast lieb werden könnte.

E. Aber seine Frechheit im Reden ist zum Erschrecken.

J. Das ist aber auch der Fehler unseres Zeitalters.

Chr. Es ist traurig.

J. Aber wahr. Es dient in unserm Zeitalter Schaaren von Schurken, wie zu einer Empfehlung und zu besserm Fortkommen in der Welt, wenn sie ein grenzenlos unverschämtes Maul haben und beim zweiten Wort einen Gedanken ausspeien, der den frommen Mann im Land betrübt, den gehorsamen beschimpft, den einfältigen verwirrt und den gerechten verletzt.

Chr. Das ist wohl das stärkste Kennzeichen der schlimmen Seite unsrer Zeit.

J. Es ist wahr; es wandelt ein Geist der unbesonnensten Frechheit und der unmenschlichsten Verletzung des Heiligen um uns her und verheert das Volk; und Buben am Karren, die die Gassen reinigen, reden an ihren Ketten so laut von Freiheit, daß ein Ehrenmann in unsern Zeiten dieses gute Wort der Alten nicht leicht mehr in Mund nehmen darf; die Freiheit ist nicht mehr, was ehdem. Denn seitdem das Maul den Menschen fast Alles ist, was sie haben, und das Geld fast Alles, was sie wünschen, und Müßiggang fast Alles, was sie genießen: so suchen sie auch nur Freiheit für das Maul, für den Geldsäckel, und für die Karten. —

Freiheit für Kopf und Herz, für den gemeinen Mann, für den unterdrückten und niedern Mitbürger wird jetzt selten gesucht; diese Art von Freiheit fordert Arbeit, Verstand, Treue, Mäßigung, Liebe und anspruchlose Gutherzigkeit, und das alles ist leider nicht Modeliebhaberei unserer Zeit; man will Freiheit zu einem unverschämten Betragen und zu tausenderlei ungebührlichen Anmaßungen, aber die wahre Freiheit ist nie unverschämt, sie ist immer edelmüthig, bescheiden und still.

Chr. Und die größten Rechte der Menschen machen sie gewiß unglücklich und ungerecht, wenn sie sie unverschämt machen.

J. Das ist sicher. Immer, so lang die Welt steht, waren die Menschen in eben dem Grad tyrannisch, anmaßlich und gewaltthätig, als sie unverschämt frei unter sich selber lebten, und man sieht oft die zügellosesten Gewaltthätigkeit an Orten, wo man nur Einfalt, Unschuld, bescheidene Gutmüthigkeit, reine Freiheit, und zum Genuß der sichersten Lebensglückseligkeit wie privilegirte Menschen suchen sollte.

Chr. Es ist ein Unglück, daß der Mensch, sobald er aufhört, Knecht zu sein, immer so gewaltsam und zudringlich sucht ein Herrscher zu werden.

E. Der Mensch muß eine Plage haben; plagt ihn kein anderer, so plagt er sich selber. Der Knabe ist kaum der mütterlichen Ruthe entronnen, so klettert er auf Bäume, spielt mit Degen und Gift oder brennt sich mit Pulver.

J. Und die Plage unverschämter frecher Sitten und eines gewaltigen, trotzenden, unbescheidnen Lebens ist gewiß nicht klein, und ihr Schaden wird gewiß keinem Volk durch die Größe seiner Rechte und Freiheiten vergütet; die Zerstörung der stillen bescheidnen Gutmüthigkeit des Lebens ist weder mit Reichthum, noch mit Hoheit, noch mit irgend einem andern Regierungs- oder Lebensprunk zu ersetzen.

Chr. Viel Freiheit gehört ganz gewiß nur dem sehr Guten und sehr Weisen. Der Dumme und Böse kann sie nicht brauchen, und es ist sicher besser, er habe wenig.

E. Mit der Meinung würdest du vielen Leuten das Ihre nehmen.

Chr. Ob einer bloßen Meinung verliert endlich Niemand, was er hat; aber sicher ist, ich kann sonst auch allerlei Menschen mit allerlei Fehlern um mich sehen und leiden; aber ein Mensch, der um seiner Freiheit willen unverschämt ist, ist für mich die widrigste und unerträglichste Kreatur auf Gottes Boden.

J. Es muß einem jeden Menschen, der ohne Anmaßung lebt, und keine Rodomontade im Kopf hat, so gehen; aber es werden Schaaren Leute zur Freiheits-Unverschämtheit so erzogen, wie der Adel zu seinem Stolz und der Schneider zu seiner Nadel.

Chr. Aber es gibt doch auch Leute, die höchst unverschämt und frech sind, fast ohne die geringsten Rechte und Freiheiten zu besitzen. Die zwei Gaudiebe da im Buch können der Beschreibung nach vor Leibeigenen nicht hundert Schritt voraushaben, und doch reden sie über das Thun ihres Erbherrn so unbesonnen und dummfrech, als kaum zum Schmählen und Schelten wie geborne Bürgerlumpen in Reichsstädten gegen ihre Obrigkeit es thun werden.

J. Der Narr und der Lump und der Böswicht ist sich in jedem Stande gleich. Der Leibeigene, der Bauer, der Kammerdiener, der Bürger und der Edelmann brauchen, wenn sie verdorben, ihr Maul über Gesetz und Ordnung und ihre Herren mit gleichem Herzen und mit gleichem Sinn.

Chr. Aber so viel Verstand diese zwei Tagdiebe sonst haben, hätte ich nicht geglaubt, daß sie so dumm über Arners Thun urtheilen würden.

J. Die Leidenschaften umnebeln uns, Meister, wenn wir Verstand haben, so gut, als wenn wir keinen haben, und ein Schelm glaubt von seinem Nebenmenschen, und besonders von seinem Feind immer, er sei auch ein Schelm; das Gerade und Edle, das in den Thaten der guten Menschen ist und sie schön macht, kommt dem Böswicht wie aus dem Kopf, daß er keinen Sinn mehr dafür hat, es nirgends

sucht und also auch nirgends findet; und Laster und Bosheit hassen ihrer Natur nach alle Gewalt und alle Hindernisse, die ihrer Unordnung und dem Unsinn ihrer Gelüste entgegen stehen; und in der Selbstverblendung des Menschen mischet sich, ohne daß er es selber weiß und ohne daß er es sich selber gesteht, Unwillen über die Verhältnisse seiner Natur gegen Gott und über die Verhältnisse seiner Umstände gegen alle Obergewalt in all sein Thun.

E. Glaubst du das?

J. Es ist so sicher wahr, daß selber die Vorstellungen, die sich böse Menschen von Gott machen, sich immer dahin lenken und neigen, ihn als einen Herrn anzusehen, den sie um seiner Hölle willen fürchten müssen. Aber eben diese Höllenfurcht entfaltet dann im Bösewicht einen geheimen, ihm selbst verborgenen Haß gegen Gott selber.

Chr. Sagst du jetzt auch nicht zu viel? — Es ist zu erschrecklich!

J. Meister, es bricht nicht jeder Haß in Worte und deutliche Vorstellungen aus. Man kann Eifer, Haß, Neid und Zorn mit sich in seinem Innersten herumtragen und weit davon entfernet sein, es sich selber gestehen zu wollen; gänzlicher Mangel von Anmuth und Liebe, wo Anmuth und Liebe offenbar auffallende Naturpflicht, ist meistens das einzige, was der Mensch von einem unnatürlichen Haß, den er in seinem Innersten nährt, sich selber gesteht. Aber der Unwille, den der Bösewicht über alle Einrichtungen und Verhältnisse, die in Gottes guter Welt seinem Unsinn entgegen stehen, empfindet, und den er sich selber nicht verhehlen kann, ist wahrlich nichts anderes, als unzweideutiger Ausdruck des Hasses gegen den Urheber dieser Ordnung, die ihm nicht gefällt.

E. Es ist entsetzlich zu denken, daß ein Mensch auf Erden Gott hasse!

J. Und doch ists wahr, daß diese unnatürliche Empfindung in das Herz des tiefverdorbenen Menschen sich einmischt.

Chr. Man kann's zu Zeiten sich selber nicht leugnen,

wenn man Reihen von Thaten, denen alle Güte und alle Menschlichkeit mangelt, sieht und hört, daß im Herzen der Menschen, die so handeln, Unwille gegen Gott, der in unsere Natur ein empörendes Gefühl gegen Unmenschlichkeit, Härte und Grausamkeit gelegt hat, einmischen müsse.

E. Es ist entsetzlich!

J. Es ist entsetzlich, auch blos das vom Menschen zu sagen, daß er Eltern und Obrigkeit hasse. Und doch ist's oft so unwidersprechlich wahr.

Chr. Man kann es nicht leugnen.

J. Und die Ursachen dieser unnatürlichen Gesinnungen sind den obenberührten ähnlich. Wenn der Mensch böse und hartherzig wird, so mischt sich gegen alles, was ihn an Erfüllung seiner Wünsche hindert, Unwille hinein; das Ansehn der Obrigkeit und der Eltern wird ihm zur Last und macht ihn unmuthig, und es keimt ein schwarzer Groll in seinem Herzen, dessen unnatürliche Empfindung er vor sich selber verbirgt; aber nichts desto weniger liegt wirklicher Haß in seinem Herzen, der alle seine Empfindungen, Gesinnungen und Thaten stimmt. — Ich wiederhole, Mangel von Anmuth, Liebe und Dank, wo Anmuth, Liebe und Dank Naturpflicht ist, setzt im menschlichen Herzen einen so empörenden Groll voraus, der sich ohne wirkliches Dasein von Haß nicht denken läßt, sich aber freilich gemeiniglich mehr in der Sprache einer zügellosen Frechheit, als in den geradern Ausdrücken eines offenen entschiedenen Hasses äußert.

E. Diese Lage des menschlichen Herzens muß in Abgründe führen.

J. Sie führt zu Sitten, Gesinnungen und Ausdrücken, genau, wie die Burschen in unserm Abschnitt zeigen.

„Ist der Junker ein Narr? Aufbauen und aufputzen das Haus des Herrn in Bonal, wer hat hierzu die Blinden und Lahmen ausersehen?" Das ist Geist der Verspottung gegen das Heilige, welches dem Menschen das Ansehn der Religion und das Ansehn der Oberkeit haben soll, —

Chr. und die unglücklichste Sitte, die unter einem Volk in Schwang kommen kann.

J. Es ist wahr, die unnatürliche Verleugnung der Verhältnisse seiner Natur, seines Standes und seiner Lage macht den Menschen höchst unglücklich. Es raubt dem Volk den Stecken und Stab, an dem es froh und fromm den kurzen Weg des Lebens hinwandelt, und übler kann man am armen Erdenmenschen nicht handeln, als wenn man ihm diesen Stab raubt, auf welchem gestützt er voll Gehorsam, Liebe und Hoffnung still und geräuschlos zur Unsterblichkeit reif wird.

Chr. Aber, es ist doch auch nicht mit jedem frechen, unverschämten Wort gerade so böse gemeint.

J. Ich weiß es. Aber es liegt in der Natur unsres Herzens, daß wir uns immer nach und nach dahin stimmen, das zu verachten und zu hassen, was wir lange verspottet; und so wird Spott über Religion, über Obrigkeit und Eltern unser Herz täglich mehr von diesen Verhältnissen unserer Natur entfernen und verhärten, und sobald unser Spott dann gedankenlose Gewohnheit wird, so wird sie uns, wie es der Gedankenlosigkeit in ihrer Natur ist, immer weiter führen, als wir denken. Wenn der Mensch seiner Reden und Handlungsart in so wichtigen Verhältnissen nicht mehr Meister, so ist er alle Augenblicke vor den abscheulichsten Folgen seines Thuns nicht sicher, so wenig auch im Anfang seine Gewohnheit wirkliche Bosheit gewesen sein mag.

E. Fritz! Nimm dir doch das in Acht und spotte mir um Gottes Willen nie über etwas, das deinem Nebenmenschen heilig ist und ihm seine Ruhe und sein Glück versichert, die gute Ordnung auf Erden schützt und des Menschen letzte Stunde erheitert.

Chr. Ja, Fritz, der Mensch muß Gott fürchten, seine Eltern lieben, und die Obrigkeit und wer ihm vorgesetzt ist, in Ehren halten, wenn er will, daß es ihm wohl gehe auf Erden.

J. Thue das, mein Lieber, in aller Unschuld und Einfalt; aber dann fürchte dich auch nicht, die Wahrheit zu erforschen, so weit sie dich angeht, und zu ihr und zu deinem Recht zu stehen gegen jeden, der unrechtmäßige Gewalt

braucht und dir Lügen aufbinden oder Unrecht thun will; besonders laß dich unter dem Namen der Religion von den Priestern nicht blenden, wenn sie Geld suchen. Wenn sie Unsterblichkeit lehren, mein Lieber, dann horch auf sie mit Glauben und Dank; denn es ist Gottes Wort, und wenn du fromm sein wirst, so wirst du daran glauben und den Mann verabscheuen, der dem Volk den Glauben an die Unsterblichkeit schwächt und Gottes Wort vor den schwachen armen Menschen, die seiner so nöthig haben, verspottet. Ein solcher ist wie ein Unsinniger, der dir dein tägliches Brod verachtet, und Heu frißt und Viehfutter. Lieber, fliehe den Rasenden, der das lästert, woran sich ganze Schaaren deiner Brüder erquicken und erlaben. Die Hoffnung der Unsterblichkeit liegt tief in deinem Innersten, und wer sie lehrt, der lehrt Gottes Wort, das in deinem Innersten liegt; darum fliehe den Mann, der sie leugnet und am Glauben an Gott keine Freude und keine Lust hat, er hat keine Lust an den menschlichsten Speise.

Alles schwieg eine Weile. Staunender Ernst war auf jedem Gesicht.

Wiederholung.

Daß, wer den Kopf voll krummes und böses Zeug hat, gern von seiner Frau wegläuft, wenn Jemand etwas mit ihm reden will.

Daß es nicht lustig, bei einem solchen Mann Frau zu sein.

Daß ein gutes Weib nichts verliere an dem, was ihr ein böser Mann verbirgt.

Daß ein freches Maul jetzt hie und da einem Menschen wie zur Recommendation dient.

Daß wahre Freiheitsliebe weiter ziele als nur auf's Maul, auf den Geldsäckel und den Müßiggang.

Daß die ächte Freiheit keine leichte Waare ist, und sich für dünne Leute, die keine guten Beine haben, nicht schicke.

Daß sie sich auch für die nicht schicke, deren Kopf völlig halb nur Maul ist, und die gar kleine und dicke Ohren haben.

Auch für die nicht, denen der Puls gar ungleich schlägt, und die vielem Herzklopfen ausgesetzt sind.

Daß es für alle diese Leute gut ist, wenn sie Vater und Mutter, und Vogt und Vormund ordentlich in Ehren halten, und Gott und eine liebe Obrigkeit recht fürchten.

Daß wahre Freiheit edelmüthig und bescheiden, und nicht unverschämt mache.

Daß die Völker, welche bei großen Freiheiten unter sich selber unverschämt leben, gemeiniglich auch gewaltthätig und tyrannisch sind, wenn sie Unterthanen haben.

Daß es dem Menschen wie angethan ist, daß er, sobald er frei ist, gerade auch einen Haufen Knechte unter sich haben will.

Daß keine Knechte und keine Freiheiten einem Volk den Verlust der sanften, gutmüthigen, menschlichen Bescheidenheit ersetzen können.

Daß Freiheit dem Guten, Weisen, und ein Herr und Vormund dem Unweisen und Bösartigen gebühre.

Daß ein unverschämter, anmaßlicher und aufschneidender Herr und Bürger ein unleidlich widriges Ding für jeden Menschen ist, der solche Kreaturen nicht jeden Tag vor den Augen hat.

Daß Schaaren von Menschen an gewissen Orten zu einer so widrigen und ekelhaften Freiheitsunverschämtheit wie angezogen werden.

Daß der Lump und der Narr und der Böswicht in einem jeden Stand, vom Leibeignen an bis zum Edelmann sich gleich ist und gleich thut.

Daß die Leidenschaften die Augen des Weisen verblenden, wie sie die Augen des Thoren umnebeln.

Daß der Böswicht dem lieben Gott nur darum etwas nachfragt, weil er eine Hölle hat.

Daß der lasterhafte, gewaltthätige Mensch für seine Obrigkeit keine andere Empfindung habe, als Unwillen über ihre Gewalt.

Daß der Mensch die unnatürlichsten und lasterhaftesten Empfindungen seines Herzens sich freilich vor sich selber verberge, aber nichts desto weniger sie mit und bei sich in seinem Busen trage.

Daß man übel mit dem Volk handle, wenn man ihm den Stecken und Stab raubt, an dem es still und fromm den kurzen Weg des Lebens hinwandelt.

Daß der Mensch nahe daran ist, eine Sache zu hassen, wenn er sie oft verspottet.

Daß Gedankenlosigkeit den Menschen, weiß nicht, wohin führt.

Daß ein Mensch, der seinem Maul nicht Meister, alle Augenblicke nicht sicher ist, daß seine Unbesonnenheit die abscheulichsten Folgen habe.

Daß der Mensch zur Wahrheit und zu seinem Recht stehen müsse, so weit sie ihn angehen.

Daß die Geistlichen, wenn sie Geldsachen behandeln, dann nicht eigentlich in ihrem Amt stehen.

Daß Glaube an Gott und an Unsterblichkeit die menschlichste Speise ist.

Daß wer die Unsterblichkeit leugnet und Unordnung und Zügellosigkeit liebt, wie ein Unsinniger ist, der Heu frißt und Viehfutter.

Neun und zwanzigste Abendstunde.

Von dem Unterschied des Lasters mit Geld und des Lasters ohne Geld. — Von dem ersten Grundsatze der Strafgesetzgebung. — Vom Menschenverbessern und vom Teufelaustreiben. — Von Richtern, die einen dauern, weil sie nicht weise, und von armen Leuten, die einen dauern, weil sie übel behandelt werden. — Von der rechten Almosenordnung und von einer irrigen Pfarrhausordnung. — Von der alten Kirchmeyerin, ihrer Heuchelei, ihrer Wäscherin und ihrer Nandel. — Von der alten Jooslin, ihren Kindern, ihrer Frömmigkeit, ihrer Ruthe, ihren Aengsten und Nöthen, und ihrer gräulichen Unordnung. — Von einer Frau Scheererin, und von einem Weib, das ihren Mann gern pfeifen hörte. — Vom Kilchwanger, von unserm Vetter, und dem seligen Apostel Petrus, auch sonst noch von allerlei.

Das ist ein Heuchler von der abscheulichsten Gattung, sagte Christoph, als er das Ende des 23. Abschnittes ge-

lesen, und Jooſt antwortete: Er mag es doch auch um etwas mehr scheinen, weil er arm ist.

Elſe. Es ist möglich.

Jooſt. Nicht blos möglich, es ist ganz sicher; der Arme kann das Schändliche des Lasters nie so bemänteln und bedecken, wie der Reiche, aber im Grunde ist er doch selber um deßwillen um kein Haar abscheulicher, als dieser, wenn er den gleichen Fehler hat; die erbarmenswürdigen Umstände, in denen das Laster des Armen seine ganze Unnatürlichkeit so leicht an offenen Tag bringt, sind nicht das Laster selber, und machen ihn eigentlich weder mehr noch weniger abscheulich, als er wäre, wenn alle diese Umstände mit dem Geldsäckel wären beiseits geschafft worden.

Chr. Indessen entgeht der Reiche doch so der Schande und der Strafe des Lasters.

J. Aber er gewinnt doch weniger dabei als man glaubt. Straflosigkeit, wo man Strafe verdient, und ungekränkte Ehre, wo man Schimpf und Schande verdient, ist wie das Gift in einer süßen Speise; man ißt davon nach Herzenslust, so viel man kann, und geht dann unwiederbringlich verloren.

E. Das ist sicher so.

J. Das Schändliche und Entehrende, das alles Laster mit sich führt, hemmt den Lauf der Verbrechen des Volkes; dadurch, daß der Arme das Schändliche und Abscheuliche des Lasters nicht bedecken kann, wird die zahllose Klasse von Menschen, die in ihren armseligen Umständen leicht zu verführen sind, auf das kräftigste von dem Bösen abgehalten und dem Lauf des Lasters just bei denjenigen Menschen Einhalt gethan, die gemeiniglich durch dasselbe in die allermitleidenswürdigsten Umstände versetzt werden.

Chr. Aber es ist traurig, daß auch die allergrößte Beschämung und Verwirrung den Menschen, der tief im Laster steckt, selten auf den rechten Weg bringt, und auch der Höllenschrecken, den der böse Vogt dem armen Marr in den Leib jagt, den Tropf um kein Haar besser zu machen scheint, als er vorher war.

J. Daß ist in diesem Fall wahr, aber in vielen ist es anders; beschämende Umstände machen oft einen großen Eindruck; auch irrt man sich oft gar sehr und meint, ein Mensch sei ganz verhärtet und unverbesserlich, der doch eine unberührte Saite hat, an der du ihn leiten könntest wie ein Kind; ein anderer scheint dir so leitsam und folgsam als das beste Lamm, das auf der Weide Hirt und Mutter auf den kleinsten Wink nachläuft, und wenn du ihn erforschest, so kannst du in ihm den härtesten Ochsenkopf finden.

Chr. Das ist sicher. Ein Mensch soll von dem andern nie sagen, daß er ganz vollkommen, aber auch eben so wenig, daß er ganz unverbesserlich sei.

E. Aber immer ist es ein Unglück für einen Lasterhaften, wenn so ein böser Vogtsbube seine Fehler entdeckt.

J. Dagegen ist nichts zu sagen. Elend, Noth, und ein gutes Beispiel können den Lasterhaftesten retten und vom Laster wieder abbringen; aber ein Bösewicht, wenn er einen Unglücklichen bei seinen Fehlern antrifft, verhärtet gemeiniglich den Elenden noch doppelt und stürzt ihn endlich siebenfach tiefer in die Grube.

E. Die Gewalt, den Fehlenden zu bessern, ist ewig in der Hand der Natur, die ihn durch Umstände wieder zum Verstand und zu sich selber bringt, und in der Hand der frommen Unschuld und des ungesuchten Beispiels, die dem Fehlenden mit gleicher Liebe, Wahrheit und Einfalt, wie Gottes Natur, die Augen öffnen.

Chr. Aber was der Vogt gegen den Elenden thut, hilft zu nichts, als ihn rasend zu machen.

E. Es war schon zu der Pharisäer Zeiten eine große Wahrheit, daß man den Teufel nicht durch den Obersten der Teufel austreiben könne.

J. Ja, wenn Quälen, Aengstigen, Schweißaustreiben, an den Pranger stellen und solche Sachen dem Menschengeschlecht seine Fehler und Gebrechen abwaschen könnten, so würde man freilich allenthalben Hülfe finden, dieses arme Geschlecht zu bekehren; selber die steife Ehrbarkeit und die lustigmachenden Herrschaften würden dann hierzu Hand bieten.

E. Du bist aber unverschämt, Joost.

J. Nein, Meisterin. Wenn man für die Armen und Elenden die Wahrheit redet, so ist man nicht unverschämt.

E. Das ist wohl wahr, aber du ziehst immer die Geistlichkeit und die Herrschaften wie mit den Haaren zu. Wenn man meint, man habe nichts als den armen Vogt am Tische, so bringst du dann immer große Perücken herbei, und wenn's mir nur träumt, daß solche um den Weg sind, so steht mir mein Mund still.

J. Mir aber nicht, Else! Unter den Perücken sind die Köpfe wie deiner und meiner. Und eben solchen möchte ich's noch am liebsten sagen, daß alle Strafen den Menschen nicht bessern, wenn sie nicht menschlich sind, und daß mich alle Richter in der Seele dauern, deren Strafen das Volk nicht bessern.

Chr. Laß dich das Volk dauern, Joost, denn die Strafen, die es leidet, verschlimmern es sicher, wenn sie es nicht bessern.

J. Du hast Recht, Meister! Es muß einem tief ans Herz gehen, wenn man denkt, daß sicher keine Ahndung und keine Strafe den Menschen bessere, ohne sichtbare mitwirkende Güte und Liebe!

Chr. Dieser Gesichtspunkt ist bei dem Menschen, sei er Obrigkeit oder Unterthan, Knecht oder Edler, in dem Grade lebhaft oder schwach, als er persönlich ein laster- oder tugendhafter Mensch ist; doch macht auch Uebung und Gewohnheit, daß man beim Schelten oder Strafen, ohne eben viel Bosheit, gedankenlos werden kann; aber weit mehr verhärtet den Menschen hierin seine innere Unsittlichkeit; und unter den Leuten, die zu büßen und zu strafen das Recht haben, siehst du es tausendfach, wie das Laster den Menschen in den Meinungen, wie man seinen fehlenden Nebenmenschen strafen müsse, das Maul, und was er sonst darf, so dumm und verderblich brauchen macht, als hier der Vogt, der es ganz natürlich und recht findet, dem Reuti Marx, weil er so ein Ketzer ist, das Wochenbrod, das er

hatte, abzuschranzen, ohne daran zu denken, daß er dadurch seine elenden Kinder doppelt unglücklich machen würde.

J. An so etwas zu denken ist das eigentliche Vorrecht der Frömmigkeit und Weisheit; der Lasterhafte aber straft und quält, schimpft und schilt, martert und ängstigt, hungert aus und verjagt, und denkt an nichts, als „Er hat's verdient!"

E. Gottlob, daß der Pfarrer in Bonnal menschlicher dachte, und das Wochenbrod den Leuten um des Hungers und nicht um der Frömmigkeit willen austheilte.

J. Es geht sicher immer nicht recht in der Ordnung, wenn die Pfarrer das Wochenbrod für die Frömmigkeit austheilen.

Chr. Wenigstens ich möchte den nicht zu meinem Knecht, der dann das größte Stück erhielte.

E. Es hat sich in Kilerau gezeigt, wie schädlich es ist, beim Almosengeben auf etwas anderes zu sehen, als auf Noth und Mangel. Die gute Pfarrerin hat mit ihrem Frömmigkeitsalmosen das ganze Dorf voll Heuchler, Müßiggänger und Bettler gemacht und dir eine Menge Leute im Grund und Boden verderbt, die unter dem alten Pfarrer arbeitsam und ganz in der Ordnung waren; indessen ist des Pfarrers eigene Haushaltung bei dieser Ordnung an den Bettelstab gerathen, und die wirklichen, nothdürftigen Armen im Dorf sind bei Mannsgedenken nie so vernachlässigt worden, wie unter dieser Frömmigkeitswohlthäterin.

Chr. So wahr das alles ist, so natürlich war es, daß es dem Vogt in den Sinn kommen mußte, dem Erzheuchler den Brodkorb weiter zu legen. Es geht auch über alle Grenzen, wie ihn seine unsinnige Heuchelei unnatürlich und unmenschlich macht.

J. Die Heuchelei hat es dann auch wie an sich, daß sie den Menschen in allem seinem Thun verdreht und unnatürlich macht.

E. Das ist wahr und der Heuchler zeigt sich auch in weit unwichtigern Vorfällen so verdreht und krumm. Du kennst die alte Kirchmeyerin und weißt, wie sie es mit

aller Gewalt erzwingen wollte, daß ihre Stieftochter, die Nandel, des Vogts Bub heirathe, und seitdem sie weiß, daß sie des Christen Rudolf nimmt, hat die Alte alle Tage Zank und Streit mit ihr, und da die Tochter ihr vor 8 Tagen erklärt, sie wolle die Hochzeit verkündet haben, raste sie wie ein Thier mit ihr, und hieß sie hundertmal sich zum Haus hinausscheeren; sie ging endlich zu einer ihrer Verwandten, die Mutter aber strich hinter Haag und Bäume die ganze Gasse ihr nach, zu sehen, wohin sie wohl gehe.

Ein paar Stunden darauf kam die Wäscherin zur Kirchmeyerin und bezeugte nach ihrer Art der lieben Frau ihr Mitleiden ob dem vielen Kreuz und Leiden, das sie mit ihren Kindern habe.

„Was meint ihr damit, Frau Nachbarin?“ fragte die Kirchmeyerin. — „Ei, daß eure Tochter so wider euren Willen heirathet und euch jetzt noch zum Haus hinausgelaufen“ antwortete die Wäscherin. „Ach, wer sagt euch doch so etwas?“ versetzte die Kirchmeyerin — und „Es sagt es das ganze Dorf,“ die Wäscherin; „Behüt uns Gott, Frau Cathri! Davon ist kein Wort wahr,“ erwiederte die Kirchmeyerin, „mein Kind ist nur zu ihrer Schwester gegangen; ich bin gar wohl zufrieden mit der Heirath, und es wird im Augenblick wieder da sein. „Aber ach! wie doch die Leute lügen können!“ sagte die Wäscherin. „Ja, man kann keinem Menschen ein Wort mehr glauben, so bös ist die im Argen liegende Welt, wie's in der Schrift steht,“ sagte die Kirchmeyerin; und die Wäscherin: „Ich habe mir's auch wohl eingebildet, die Nandel ist euch immer eine Krone in den Augen gewesen, und der Rudolf ist der braveste Mann unter der Sonne, sie hätte es, weiß treulich, nicht besser treffen können!“ — „Nein, nein, Frau Cathri, 's ist sicher nicht, wie die Leute sagen, ich bin der Heirath nie zuwider gewesen, Gott geb nur seinen Segen! Es freut mich in der Seele, daß sie einander so lieb sind, sie müssen grad nach Weihnacht Hochzeit machen,“ sagte die Kirchmeyerin und ließ, denn bald hernach ganz im Geheim, aber sehr eilend, die liebe Nandel mit guten Worten wieder heim

locken. So verdreht und krumm macht die Heuchelei den Menschen, und so viel Plage ladet sie ihm auf! — Selber die arme Jooslin hatte um ihrer Thorheit willen, anders zu scheinen, als sie ist, Kreuz und Leiden mehr, als du glauben kannst; du weißt, wie sie ein Bibelmuster ist, wenn sie Besuche hat, und wie sie eine Sau ist, wenn sie allein ist. Vor acht Tagen mußte ich mit der Jungfer im Pfarrhaus, die ihre Gevatterin ist, zu der Tröpfin; wir waren noch zwanzig Schritte vom Hause, als ein Kind von der Gasse zum Fenster hineinruft: Es kommt eine geputzte Frau zu uns; da fing denn augenblicklich die Jooslin ein Geschrei in ihrer Stube an, daß wir uns halb krumm lachen mußten. — „O Herr Jesus! Was für eine Sauordnung? — Lise! geschwind das Nachtgeschirr von dem Tische und das Brod. — Die Ruthe fort! — Rudi nimmt die Bücher und setzt sich hinter den Tisch — — heb keins kein Aug auf! — Babi, nimm einen Lumpen um deinen L — — Grind und kratz mir nicht, so lieb dir Gott ist! — — und Herr je — die D — — Windeln von der Bibel!*) — — —"

So ging's an einander, bis die Jungfer endlich die Thür aufthat; da denn die Kinder wie angeschraubt hinter dem Tisch saßen und kein Auge aufhoben.

J. Dieses Bibelmuster kann dir auf diese Art völlige Marren aus ihren Kindern machen.

E. Wenn ich denke, wie verdreht und heuchlerisch sie da gesessen, so kann ich in Gottes Namen auch nicht anders, als es selber fürchten.

---

*) Anmerkung. Ich empfinde als Schriftsteller das Unanständige dieser Stelle, aber als Mensch und Landsäß empfinde ich noch mehr das Bedürfniß, den unordentlichen Landweibern, die meistens noch die Vornehmsten sind und oft selber noch mit den Pfarrhäusern wohl stehen, die Wahrheit so deutsch und verständlich zu sagen, als ich's eben gethan. Ich möchte eine jede Mutter ins Herz hinein beschämen, die sich getroffen findet, denn es ist nichts in der Welt, womit man seine Haushaltung und seine Kinder gewaltsamer zu Grunde richten kann, als eine solche Unordnung und die armseligen, niederträchtigen Künste, die man dann hundertmal brauchen muß, sie zu verstecken und zu verbergen.

J. Es ist mit allen Arten von Lastern, wie mit der Heuchelei, daß sie den Menschen am Ende zum Ekelhaften und Unnatürlichen führen. Ich habe eines Dorfscheerers Weib gekannt, die im Besitz großer Reichthümer, ohne Kinder, und wider den Willen ihres Mannes, einem jeden Bettelmann um einen Kreuzer den Bart schor und sich so kleine Schächtelchen voll Bettlerkreuzer sammelte, die man bei ihrem seligen Absterben, ordentlich gezählt, mitten unter ihrem Gold und Silber im Kasten fand. — Und im Oberlaubach hütete ein begütertes Pfarrers-Weib ihren Mann, daß er nicht zu viel Brod esse; der Mann schickte sich auch geduldig in seinen Dienst und verrichtete gemeiniglich singend und pfeifend viel Hausgeschäfte für seine liebe Frau. Als er einst in der Stube so in seiner Andacht Brod zur Mittagsuppe einschnitt und das Singen und Pfeifen nicht ununterbrochen in seiner Ordnung fortgehen wollte, rief ihm die liebe Frau überlaut aus der Küche zu: Herr, o pfeifet auch!

Chr. Aber, was wollte sie damit?

J. Wenn man pfeift, so kann man nicht Brod essen.

Chr. Ja so!

J. Noch ein Zug der Heuchelei, der vielleicht der erschrecklichste ist, ist die fast allgemeine Kühnheit des Heuchlers, mit Fluchen und Schwören das von sich abzulenken, was ihm auskommen will.

Chr. Und es begegnet dann noch so viel, daß ihm trotz aller Betheurungen die Wahrheit unter der Nase, wie dem Narr, weiß und wahr gemacht wird.

E. Aber daß ein Mensch, wenn ihm so etwas begegnet, sich noch vor andern Leuten zeigen darf?

Chr. Hat dir denn noch Niemand gesagt, daß das Laster dem Menschen die Haut so dick macht, daß er nicht mehr roth wird?

J. Ein recht angezogener und erfahrner Lügner kann dir es wohl weiter treiben, als bloß nicht zu erröthen.

Chr. Was kann einer doch dann mehr thun?

J. Ich will's dir sagen. Du kennst den Kilchwanger

und weißt, wie er sich bei meinem alten Meister einschmeicheln konnte, daß, wenn seine Frau und ich, und Jedermann ihm sagten, daß er falsch sei, es doch Niemand glauben wollte; endlich mußte es sich schicken, daß ihm ohne sein Wissen ein schriftlicher Aufsatz auf der Straße entfallen mußte, worin er dem Kilti Hans, der mit meinem Meister einen Wasserstreit hatte, Wegweisung gab, und meine Meisterin fand diesen Aufsatz zufällig im Koth liegen; sie hatte die Klugheit, weder dem Meister, noch irgend Jemand etwas von ihrem Fund zu sagen; aber beim nächsten Mal, als der Kilchwanger zum Mittagessen wieder kam, sagte sie ihm vor dem ganzen Tisch unter die Nase, sie könne ihm nicht bergen, sie traue ihm zu, daß er dem Kilti Rath gebe; der Meister machte der Frau Augen, wie wenn's zum Feuer läutete; der Kilchwanger aber sagte mit Lächeln, er denke wohl, sie sei jetzt in der Laune zu scherzen. Die Frau aber fuhr fort und sagte: Nein, es ist mein wahrer Ernst, du räthst ihm, und wenn's drauf ankommen muß, so meine ich, ich wolle dir's beweisen. Das ist doch jetzt zu weit getrieben, antwortete der Kilchwanger und fing an, alle Zeichen zu fluchen, daß er mit dem Hilti über den Handel kein Wort verloren; und der Meister war recht böse, wollte im Unwillen vom Tisch aufstehen und sagte der Frau, es sei nicht recht, daß sie mit ihrem naseweisen Maulwaschen ihm Verdruß mache. Nur noch einen Augenblick Geduld, antwortete die Frau, es ist der letzte Verdruß, den du ob ihm haben wirst, ich habe seine eigene Hand im Sacke, darin er dem Kilti Rath und Wegweisung gibt; und hiermit nahm sie das Papier aus der Tasche, warf es auf den Tisch und sagte: Siehe da, du Erzschelm, du hast den Augenblick deine Seele dem Teufel verpfändet, daß es nicht wahr; siehe da jetzt deine Satanstatze, oder sage, daß sie nicht dein sei! Aber jetzt im Augenblick fort, vom Tische weg und zur Stube hinaus, du Gaudieb, und in Ewigkeit nicht wieder über unsere Schwelle! — Der Kerl stand auf mit einem Gesicht, wie ein polnischer Bärentreiber, nahm ganz ruhig das Papier von dem Tisch und ging fort. Er war aber

keine Viertelstunde fort, so kamen zwei Geschworne mit der rechtlichen Anfrage, ob wir ihm Satisfaction geben wollten, daß wir gesagt, er wiegle den Kilti gegen uns zu einem Prozeß auf. Wir standen wie Narren ob dieser Anfrage; endlich merkten wir, daß der Satan den Beweis unsrer Klag' mit sich weggetragen, und kamen nach Langem endlich so weit zu uns selber, daß wir begriffen, wir könnten nichts weiter thun, als ihm antworten, er solle uns beweisen, daß wir das über ihn sagten.

Chr. Ihr habt euch gut herausgezogen. Denn das ist ein Erb- und Erzunglücksmacher; aber so weit habe ich doch diese Teufelei nie treiben sehen. Das Entsetzlichste, was ich von dieser Art erfahren, ist mir mit meinem Vetter selber begegnet. Er nahm auch den verfluchtesten Lug vor dem Rechten auf sein Gewissen, und Seel und Seligkeit; und als ich ein paar Stunden unter vier Augen allein mit ihm war und ihm mit Wehmuth sagte, es sei doch entsetzlich, daß er das auf sein Gewissen habe nehmen können, da er doch wisse, wie es sei, antwortete er mir: Du bist ein Hund; gegen dich mache ich mir über nichts ein Gewissen; wer gab dir das Recht, mir etwas auf Seel und Seligkeit zu setzen? Und ein paar Augenblicke hernach setzte er hinzu: Ich hab' es ja vergessen können, wenn's auch wahr wäre, du Hund!

E. Es vergehen einem fast alle Sinne, wenn man solche Worte hört.

Chr. Wenn der Mensch sich in große Fehler verwickelt und sich dann mit Leugnen helfen muß, so ist er bald auf diesem Punkt. Und was willst du sagen? Denk nur, selber der heilige Petrus, der doch ohne Widerrede auch in seiner bösen Abendstunde viel besser war als ich und mein Vetter, hat doch im Schrecken auch alsobald, wie du wohl weißt, sich verflucht und verschworen, er kenne den Menschen nicht; ich muß mich also auch über den Vetter nicht gar zu sehr aufhalten, und will gern denken, er habe auch wie Petrus gefehlt, daß der Hahn zu spät gekräht!

So redeten sie heute noch vieles über diesen Abschnitt;

aber ich will nicht alles wiederholen; wir hatten erst vor drei Tagen einen Heuchler am Tische.

Sie redeten unter anderm von der Armseligkeit, mit der oft bemittelte Verwandte einem Elenden mit ihrem Almosen auch die Pflicht auflegen, den Hunger und Mangel, den sie doch nicht ganz stillen, vor allen andern Leuten außer der Ehrenverwandtschaft zu verbergen.

Sie redeten von der Hartherzigkeit der Eltern, die ihren Kindern ihre Bedürfnisse nicht befriedigen, und sie doch zum Hochmuth ziehen. — Ferner von der Unanständigkeit und Ungeschicklichkeit eines Mannes, der im Hunger und Mangel nicht zum Haus hinaus darf. Deßgleichen, von der Hundsnase des Teufels, mit der er durch sieben Mauern hindurch riecht, auch wie er ohne Kompliment armen Leuten die Kammerthür aufthut, wenn sie ihres Herzens Mist darin verbergen wollen.

Sie vergaßen weder die ehrbaren Gastereien noch die Fressereien, die sich andere Leute ohne Ehrbarkeitsaffektation wohl schmecken lassen, und noch von allerlei.

Wiederholung.

Daß der Arme seine Laster nicht bedecken und bemänteln könne wie der Reiche.

Daß die Lasterthaten des Reichen daher oft erstaunlich weniger abscheulich scheinen, als sie vergleichungsweise sind.

Daß der Mensch um der Umstände willen, die der Geldseckel meistert, eigentlich weder mehr noch weniger abscheulich ist.

Daß der Reiche dabei nichts gewinnt, daß er seine Laster bemänteln kann.

Daß Strafosigkeit wie ein Gift ist in einer süßen Speise.

Daß unter den Menschen Niemand vollkommen, aber auch selten Jemand unverbesserlich ist.

Daß der Mensch aber doch ein betrüglich Ding ist, und oft einer, der einen harten Ochsenkopf hat, so zahm wie ein Lamm, und einer, der gut ist wie ein Kind, so hart als ein egyptischer Treiber scheint.

Daß Zufälle, Umstände und Liebe die Menschen bessern, aber kein Teufel den andern.

Daß ein Böswicht den Elenden, dem er Fehler vorwirft, nur rasend mache.

Daß es schon zu der Pharisäer Zeiten wahr war, daß man die Teufel nicht durch den Obersten der Teufel austreiben muß.

Daß, wenn Aengstigen, Plagen und Martern unser Geschlecht besser machen würde, dann auch Menschen, die zu Henkern geboren zu sein scheinen, an der Verbesserung des Menschengeschlechts heißhungerigen Antheil nähmen.

Daß keine Wahrheit unverschämt sei, die man für den Armen und Elenden anbringt.

Daß die Köpfe unter den großen Perücken, wie unter dem glatten Haar leer oder voll seien, je nachdem etwas drin ist.

Daß ein jeder Narr schelten und strafen kann; aber daß nur der Fromme und Gute damit etwas bessert.

Daß der Mensch auch im Schelten und Strafen in eben dem Grad gedankenlos ist, als er lasterhaft ist.

Daß aber auch Uebung, Gewohnheit*), Handwerksbrauch hierin gedankenlos machen könne.

Daß Heuchler und Lügner gemeiniglich am lautesten klagen: „Ach mein Gott! es ist auch gar keinem Menschen kein Wort mehr zu glauben!"

Daß man die Almosen für den Hunger und nicht für die Frömmigkeit austheilen müsse.

Daß sonst die Heuchler das Meiste erhalten würden.

Daß es eine erbärmliche Sache sei, wenn ein Mensch in seiner Wohnstube erschrecken muß, wenn ein Fremder gegen die Hausthür kommt.

Daß Unordnung im Haus und Hoffahrt im Herzen eine Haushaltung höchst elend und heuchlerisch machen könne.

---

*) Anmerkung. Das Wort Handwerksbrauch mag viel in sich begreifen, unter anderm auch den Fehler, den man eher unter dem Namen Esprit du Corp kennt.

Daß ich die Frau, die ihren Mann pfeifen macht, wenn er essen will, an den Biribing verheirathen möchte, der ihr auch pfeifen würde.

Daß der Kilchwanger ein ausgestudirter Rechtsgelehrter, und daß ohne seine Studien und Erfahrung sich nicht leicht Jemand so herzhaft, verständig und mit so viel Geistesgegenwart aus einem bösen Handel ziehen würde, besonders wenn sein Gegenpart schon seine eignen Tatzen im Sack gehabt hätte.

Daß das Laster dem Menschen die Haut im Angesicht dick mache.

Daß es Leute gibt, die noch mit Fleiß dem Hochmuth in den Armen stecken.

Daß man zuerst für den Hunger sorgen müsse, und dann erst für die Hoffahrt.

Daß man zur Stube hinaus müsse, Brod zu suchen, wenn keines mehr darin ist.

Daß der Teufel eine Jagdhundsnase hat und durch sieben Mauern durchriecht.

Daß der Gastereien und Fressereien vielerlei Arten sind. — Und auch eben so vielerlei Arten und Weisen, wie man in die Pfarrhäuser und Schlösser Bericht schickt.

Dreißigste Abendstunde.

Von den Rechten der Eltern und von den Rechten der Kinder. — Von der Natur ihrer gegenseitigen Pflichten und dem Unterschied des Zwangs und der Liebe. — Vom alten Renold. — Vom Claus von Oberhofen, von seiner Mutter, ihren 9 Kindern und ihrer Forderung. — Von des Junkers von Windburg herrschaftlicher Meinung hierüber. — Und von der natürlichen Menschenempfindung der Mutter Cathrine über die gleiche Sache. — Von einer Quelle des Kinder- und Selbstmords. — Von der Gewalt und der Meisterschaft älterer Kinder über ihre jüngern Geschwister, sammt ihren Gründen und Folgen. — Vom alten Steffan, seinem erstgebornen Sohn, dem Töni und seinen 7 andern Kindern. — Von des Chorrichters Lise und ihrer unglücklichen Mutter. — Von den Ursachen der Starrköpfigkeit und Hartherzigkeit. — Von der Noth des Lebens und von abgeschwächten Leuten. — Und endlich von einer Gotteslehre, die der Anfang, Inhalt und Endzweck unsers ganzen Buchs ist.

Ich weiß nicht, wenn mir ein Kind so in der Noth seine Hülfe abschlagen würde, ich glaube, ich könnte mich nicht enthalten, ihm mit Ohrfeigen mein Vateransehen zu zeigen, sagte Christoph, als er den 25. Abschnitt gelesen.

Das ist eine Thorheit, antwortete Else. Eltern haben auf erzogene Kinder kein Recht und sollen und können keine Hülfe von ihnen erzwingen.

Joost. Das ist richtig, so wie ein erzogenes Kind weiter auch keine Hülfe von seinen Eltern erzwingen kann und soll. Wenn das nicht wäre, so würden böse Kinder und böse Eltern einander sich ja gegenseitig die Tage ihres Lebens plagen und unglücklich machen können, deßwegen muß nothwendig eine Zeit sein, wo das zwingende Ansehen der Eltern gegen ihre Kinder aufhört; es ist eine Zeit, wo Eltern ihren Kindern sagen dürfen und können: „Sorg für dich selber.“ Aber darum muß auch eine Zeit sein, wo Kinder das gleiche Recht haben und sagen können: „Ich will für mich selber sorgen.“

Chr. Aber wenn das auch völlig so ist, so ist's doch nicht weniger entsetzlich, wenn Kinder, wie das

Susanneli, ihre Eltern unter so erbärmlichen Umständen verlassen.

J. Das ist außer allem Streit; aber hingegen ist auf der andern Seite auch nicht zu leugnen, daß auch Eltern ihr Ansehen oft dahin mißbrauchen, ihre Kinder unnatürlich zu behandeln. Du weißt, wie der alte Renold mit seiner Haushaltung und besonders mit der Tochter, die er im Haus hat, und ihrem Mann umgeht! Er weiß, daß sie ihn nöthig haben, und daß sie es fast nicht machen könnten, wenn er die Hand von ihnen abziehen würde, und dafür tyrannisirt er sie Jahr aus Jahr ein und vom Morgen bis zum Abend, daß es ein Grausen. Wenn er selbst alle Tage im Wirthshause steckt, und da unter Lumpenbauern macht und regiert wie ein Narr, und alle Wochen mit seinem Maul etwas anstellt, daß man ihn brandschatzen kann, so wird er dann maßleidig und will das Verlorne wieder aus seiner Haushaltung herausschinden, und dann ist den ganzen lieben langen Tag nichts als Streit und Zank im Haus; wenn er alle Lügen, alle Schande, allen Spott über sie sagt, und sie ihm auch mit dem besten Recht antworten, so rast er, wie ein Thier; schweigen sie aber und gehen ohne ein Wort zu reden neben ihm vorbei, so ist's wieder nicht recht. Das Teufelspack! sagt er dann, mag mir nur keine Antwort geben, und sie gehen wie die Hunde, die taub sind, neben mir vorbei. Und so ist's wahrlich an mehrern Orten in der Welt, und darum auch unmöglich zu denken, daß es thunlich wäre, die Kinder unter allen Umständen zu zwingen, im Haus ihrer Eltern zu bleiben. Das Unglück der Hartherzigkeit ist gegenseitig, darum muß auch die Gewalt und das zwingende Recht der Eltern und Kinder beiderseitig seine Schranken haben. Der erwachsene Mensch würde Sklave werden, wenn alle Eltern ganz unumschränkte Gewalt über ihn hätten; denn es gibt vielerlei Gattungen Renolds in der Welt.

Chr. Aber wenn's hiermit so ist, so ist doch das nicht recht, daß man an vielen Orten Kinder, die wider den Willen ihrer Eltern ihnen entlaufen und Dienste genommen,

wenn ihnen ein Unglück begegnet, wenn sie krank oder schwanger werden, hübsch ordentlich wieder ihren Eltern zu senden und diese zwangsweise verpflichten kann, sie zu versorgen.

E. Das ist dann gewiß auch nicht recht. So wie die Kinder die Freiheit brauchen dürfen, ihre Eltern wider ihren Willen zu verlassen, so scheint auch andrerseits klar, daß kein Recht in der Welt Eltern, die von ihren Kindern wider ihren Willen verlassen worden, zwingen sollte, sie dennoch weiter zu versorgen.

J. Wenn ich übrigens von Recht in der Welt in Sachen reden höre, wo die Natur mit ihrer höhern Gewalt immer ins Mittel tritt, so denke ich nur, man sollte in solchen Fällen vom Recht lieber schweigen, als von ihm reden. Die Natur ist mehr als das Recht, und wo diese nichts vermag, da ist alles Reden umsonst. Die Natur ist höher und größer und wirkt weit mehr, als alles Recht und als alle Gerechtigkeit, die man in der Welt finden kann.

E. Diese Wahrheit erinnert mich an ein Wort in der Bibel: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht übertreffen wird die Gerechtigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten, so werdet ihr nicht ins Reich Gottes eingehen."

J. Der beste Pfarrer, den ich je gekannt habe, sagte einmal zu mir: „Die Wahrheit der Natur, die Gott mit seinem ewigen Griffel ins Herz aller Menschen geschrieben, ist mit der Wahrheit der Religion und des Evangeliums in ewiger, göttlicher Uebereinstimmung."

Chr. Dieser Gesichtspunkt ist wichtig. Der Gedanke des Zwangs und der rechtlichen Schuldigkeit verträgt sich nicht mit der Naturliebe und dem Naturwillen, durch welchen Eltern ihren Kindern und Kinder ihren Eltern Alles sind und Alles sein sollen.

J. Alles Eintreten des Rechts und alle Rechtsschritte, die in diesem Verhältniß eingelenkt werden, sowie alles Geschwätz, mit dem man Eltern über ihre rechtliche Schuldigkeit gegen ihre Kinder, und Kinder über ihre rechtliche Stellung gegen ihre Eltern und über ihre rechtliche Selbst-

ständigkeit und Unabhängigkeit von ihnen den Kopf und das Herz voll macht, schwächen das gegenseitige Pflichtgefühl, das in diesen Verhältnissen in der Menschennatur liegt, auf die unnatürlichste Weise und dienen zu nichts, zu gar nichts, als zwischen Menschen, die vermöge ihrer Naturverhältnisse ein Herz und eine Seele sein sollten, die ersten und heiligsten Naturgefühle zu verwirren und zu verhärten. Ich denke in meinem Leben daran, was ich dießfalls in meinem ersten Dienst auf Windburg für eine Erfahrung machte. Der Claus von Oberhofen, der neben mir da diente, hatte eine Mutter, die ihn, nebst sehr viel andern Kindern, als eine Wittwe erzogen, und kam damals, nach einer ausgestandnen halbjährigen Krankheit, einmal zu ihrem Sohn auf unser Schloß, sagte ihm, daß sie jetzt unumgänglich etwas Geld brauche und erwarte, daß er es von seinem Verdienten ihr vorstrecke; dem Claus wäre nichts in der Welt weniger in den Sinn gekommen als zu denken, daß er das nicht thun müßte und nicht schuldig wäre, der Mutter damit an die Hand zu gehen; da er es aber dem Junker, in dessen Hand sein Geld war, sagte, machte ihm dieser den Kopf groß mit der Vorstellung, er sei nicht schuldig, was er verdient, seinen andern Geschwistern anzuhängen; und da mein Junker sah, daß sein Claus stutzte und unschlüssig nicht wußte, was er thun sollte, sagt er ihm: Laß nur deine Mutter selber zu mir heraufkommen, ich will schon mit ihr reden. Die Frau kam herein. Was ist dein Begehren, Cathrine? fragte der Junker. Etwas Geld vom Claus, antwortete Cathrine; ich bin krank gewesen, und habe jetzt unumgänglich einige Zahlungen zu leisten, die ich unmöglich anders machen kann. — Aber Cathrine, antwortete der Junker, dein Sohn ist dir nichts schuldig, und muß auch für sich selber sorgen und trachten in seinem Dienst etwas zusammen zu legen; er weiß nicht, was ihm begegnet und kann sich nicht so entblößen. — Ist's so gemeint, Junker? antwortete die Frau; ich habe ihn erzogen und muß die andern auch erziehen und habe keinen Vater; ich arbeite vom Morgen bis an den Abend, Junker, um bei Haus und Heimath zu bleiben, und

wenn ich etwas hinterlasse, so wird er das Seine davon wollen wie die andern; wenn er krank wird, so schickt man mir ihn heim, wie vor vier Jahren, da ich ihn einen ganzen Winter auf dem Hals hatte, wo er keinen Heller verdienen konnte, und Abwart und Arzneien und eine gute Kost nöthig hatte, und was ich von ihm begehre, will ich ihm wieder geben, das weiß er, ich wollte ihm eher dazulegen, als davon nehmen; wenn ihr aber, Junker, so die gute Herrschaft machen und meinem Sohn so schöne Lehren beibringen wollet, daß er nicht schuldig sei, seiner Mutter und seinen Geschwistern an die Hand zu gehen, so gebt mir nur euer Wort, daß ihr in gesunden und kranken Tagen euch des Claus annehmen wollt, daß er mir nie weiter zur Last falle; wenn ihr das aber nicht wollt, so mischt euch nicht in Sachen zwischen Eltern und Kindern; das Herz sagt da einem weit gerader und sicherer, was er thun soll, als ihr immer davon erzählen könnt, und durchaus, Claus, ich fordere es als eine Schuldigkeit, daß du mir das Geld vorstreckest, weil du es hast und mich kennst, und weißt, wozu ich es haben muß. — Der Claus empfand das Recht seiner Mutter und sagte: Ach, Junker, in Gottes Namen, ich will's geben; und der Junker empfand auch, daß er Unrecht gehabt und daß das Recht zwischen Eltern und Kindern sich nicht ausspitzen lasse, wie zwischen Viehhändlern und einem Kornjuden, und gab dem Claus, ohne ein Wort weiter zu verlieren, das Geld für die Mutter.

E. Auffallender kann nicht leicht ein Beispiel zeigen, daß es in Sachen zwischen Eltern und Kindern aufs Herz und nicht aufs Recht ankomme.

J. Aber dann erhellt auch daraus, wie wichtig es sei, daß fromme Gutmüthigkeit und gegenseitige Liebe zwischen Eltern und Kindern auf das sorgfältigste erhalten werde.

E. Ich glaube nicht, daß die Menschen eine wichtigere Angelegenheit haben.

Chr. Wenigstens ist nicht leicht etwas, dessen Versäumniß tieferm und quälenderm Jammer die Thür öffne.

J. Daß ist gewiß; hundert Kinder kommen ins äußerste

Elend, weil sie hierüber gedankenlos handelten, und sich in guten Tagen die Liebe der Eltern nicht mit Sorgfalt erhielten, oder auch ohne Noth muthwillig, mit unverschämten Hülfsbegehren, mit Versäumniß ihrer Arbeit und ihrer Pflichten, und was weiß ich was anderes, das Herz der Eltern sich entfremdeten, und es hernach in wahrer Noth verschlossen gefunden. Ich habe diesen Umstand viel Kinder, und besonders unglückliche Töchter zur Verzweiflung und zum Selbstmord und Kindermord bringen gesehen.

E. Es ist erschrecklich, wie der Gedanke, man sei der Hülfe und des Trostes seiner Eltern nicht mehr werth, des Menschen Herz so schnell in Verzweiflung bringen kann.

J. Es ist, wie wenn im Unglück der Gedanke, man sei Gottes Hülfe und Gottes Erbarmen nicht mehr werth, im Menschenherzen fest an dem Gedanken, man sei der Hülfe und des Trostes seiner Eltern nicht mehr werth, angebunden sei.

Chr. Man kann die Nothwendigkeit, daß Kinder in allen Fällen der Liebe ihrer Eltern sicher zu sein ängstlich suchen sollen, sich in keinem erschrecklichern Lichte vorstellen.

E. Aber auch bei den Eltern ist ihre ganze Ruhe und ihr ganzes Glück daran gelegen, daß ihr Herz warm und voll Liebe gegen ihre Kinder sei und bleibe; denn so entsetzlich das Verschmähen der Liebe ihrer Eltern bei Kindern ist: so entsetzlich ist auch für Eltern, den Grund dazu gelegt zu haben; und eigentlich ist immer das Herz der Eltern, welches das jüngere Herz der Kinder bildet und leitet, und die Liebe der Kinder ist um der Liebe der Eltern und um ihres Thuns willen im Menschenherzen.

J. Die Eltern können sich auf zweierlei Art dieses zu Schulden kommen lassen; entweder, wenn sie durch eigene Fehler ihre Kinder außer Stand setzen, ihnen die reine Liebe, die sie ihnen schuldig, erweisen zu können, oder, welches der weit gewöhnlichere Fall ist, wenn sie den Jugendfehlern ihrer Kinder nicht vorbeugen, welche in ältern Tagen in eine Hartherzigkeit ausarten, die sich dann auch oft gegen die Eltern selber äußert, und das ist der Fall unsers armen

Kienast, der seinem Susanneli um deßwillen, daß es brav arbeitete, Sachen übersah, die es so hart und unbarmherzig gegen seine Eltern und Geschwister machte, als es sich jetzt zeigt.

Chr. Es ist in sehr vielen Häusern der Fall, daß man die ältesten Kinder mit besonderer Sorgfalt zum Hausbrauch und zur Mithülfe heranzieht, und ihnen dann auch ein Zutrauen und Ansehen über die jüngern Geschwister schenkt, unter welchem diese oft vernachlässigt und unterdrückt werden.

E. Auch sieht man hie und da in Häusern die jüngern Söhne und Töchter viel unanstelliger und ungeschickter, aber zugleich auch gar oft leidender und mißmuthiger als ihre ältern Geschwister, die auf ihre Erziehung allzugroßen Einfluß haben.

J. Das ist besonders in Häusern von Eltern der Fall, die selber schlechte Erzieher sind, und den selbstsüchtigen und einträglichen Zwecken ihrer Haushaltung mehr Rechnung tragen, als der Bildung des Geistes und des Herzens ihrer Kinder.

E. Du hast Recht. Das war auch da, wo ich diese Bemerkung machte, der Fall.

J. Ich habe dieses Hausunglück verschiedene Mal ganz in der Nähe gesehen, und versuchte ihm auch einst, aber vergeblich, abzuhelfen; aber so ein Erziehungsfehler, der seit 10 und 20 Jahren alle Köpfe und alle Herzen einer Haushaltung nach ihm bildete, ist fast nimmer auszurotten, und was allemal das Uebel auf den äußersten Punkt bringt, ist das, daß die Eltern sich alsdann im Fall nie überzeugen lassen, daß sie selber die Ursache an den Fehlern dieser jüngern Kinder, und daß sie, anstatt das Ansehn der fehlenden, ältern Geschwister zu beschränken, ihren Unwillen nur auf die vernachlässigten jüngern werfen und den weit mehr fehlenden Erziehungsmeistern in eben dem Grad mehr Zutrauen und ausgezeichnete Liebe schenken, als die andern übel ausfallen und bleiben; der Unwille aber und Zorn, den sie dießfalls auf die vernachlässigten werfen, ist dann nur Oel ins Feuer. Unwille und Zorn, und besonders nicht ganz

verdienter, parteiischer Unwille macht unerzogene Kinder nicht gezogen, unverständige nicht verständig, und lüderliche nicht arbeitsam. — Eine der gewissesten Folgen in dieser Lage der Sachen ist, daß die jüngern Geschwister die ältern hassen, und daß die ältern Geschwister, wenn sie diesen Haß merken, diese mit der Gewalt, die sie in der Hand haben, nur noch mehr drücken, und gar oft finden sie noch bei dem geblendeten Vater und der geblendeten Mutter hierin Hülfe und Handbietung.

E. Dieses Unglück reißt gewöhnlich am meisten in Haushaltungen ein, in denen das Schaffen und Arbeiten den Eltern über Alles geht und die darum kein größeres Glück kennen, als wenn sie eines ihrer Kinder so weit gebracht, daß es die andern Kinder lüpfen, tragen und herumschleppen, und wenn sie so weit auf die Füße gebracht sind, so geschwind als immer möglich zum Mithelfen, Mitwirken, Mitarbeiten antreiben und anhalten können.

Chr. Es gibt hingegen auch Eltern, die gerade umgekehrt ihre launige Liebe ganz den jüngsten und kleinsten zuwenden; das sind aber mehrentheils nicht so eifrige Arbeitsleute, sondern eigenliebende, verwöhnte Menschen, die ihr Wohlwollen werfen, wohin es ihnen beliebt, denen kann ein schönes, schmeichelndes Töchterchen den bravsten arbeitsamsten Sohn aus dem Herzen schwatzen, aber auch diese wandeln einen Weg, der zu nicht weniger Hauskreuz und Hauszerwürfniß führt, als die ersten, und Heil ihnen, wenn sie nie in den Fall kommen, Hülfe von einem Kind zu suchen, das mit seiner Schmeichelei seinen Geschwistern im Herzen der Eltern Unrecht gethan. Denn solche Kinder werden nicht Männer, wie die sein müssen, auf deren Hülfe unglückliche Eltern mit Sicherheit zählen können.

J. Im ersten Fall, wie im letzten, laden sich hierin so weit fehlende Eltern Gefahren auf den Hals, die sie und ihr Haus auf's Aeußerste bringen können.

Der alte Steffan hat so aus seinem ältesten Sohn, dem Töni, sein Ein und Alles gemacht; jetzt verstehen seine sieben andern Kinder vom Gewerb und vom Hof ungefähr so viel,

als gemeine Knechte, sie sehen auch, daß sie vernachlässigt sind, und hassen alle sammt und sonders den Töni, der sie auch noch jetzt immer nur meistern will, und nie nichts gelernt hat, von ganzem Herzen; auch ist der Töni leider selber ein wenig dumm und meint, er wisse mehr und verstehe mehr als er kann; indessen ist er jetzt auch geplagt. Der Hochmuth, mehr als die andern zu verstehen und zu können, bringt die Aecker nicht vom Gras und macht kein Korn wachsen, und ich denke, er merke wohl jetzt selber, daß sieben verständige Brüder besser wären, als sieben vernachlässigte; aber es ist 15 oder 20 Jahr zu spät; der Schaden ist da, und daß er einen Rath wisse, davon ist nicht die Rede; indessen wird der Töni täglich mürrischer, daß er auch mit dem alten Steffan umgeht, daß es eine Schande ist; ich hab's mit meinen Ohren gehört, wie er dem alten Vater, wenn dieser einem Acker, oder einem Weinberg, oder einer Matte nachfragte, schnurrend antwortete: „Will schon sehen, — will's schon machen, wenn's Zeit ist, — du hast immer etwas zu fragen, ich muß es ja machen." Ich sah ihn verschiedene Mal, wie er dem guten Alten Wannen und Flegel, Pflugeisen und Karst aus den Händen riß, wie ein verständiger Meister es dem schlechtesten Knecht nicht aus den Händen reißen wird. Wie glücklich wäre dieser Alte, wenn er dem Töni nie einen Vorzug erwiesen und alle seine Kinder gleich für seinen Hof erzogen hätte; er hat's nicht gethan und leidet jetzt darunter, daß er mich dauert. — Die alte Chorrichterin hat auf eine entgegengesetzte Art gefehlt; sie hängte sich mit Leib und Seel an ihre jüngere Tochter, die ganz ohne Arbeitsamkeit und unanstellig war, sie ließ sich von der Schmeichelei bereden, ihre brave, arbeitsame, ältere Schwester auf alle Weise zu übervortheilen, und hatte dann in ihrem Alter das kränkende Unglück, sich genöthigt zu sehen, bei der übervortheilten Tochter die Hülfe und den Beistand zu suchen, die ihr die Schmeichlerin und Betrügerin in ihrem Elend versagt. So wichtig ist es, daß Eltern an keinem ihrer Kinder blind werden!

Chr. Unsern armen Kienast hat die Arbeitsamkeit seiner Jungfer Susanne so blind gemacht.

E. Wir waren auch schon bei dem Kapitel, daß die Arbeit eben nicht alles und alles in der Welt sei.

J. Ich muß wiederholen, was wir damals sagten. Der Grund, warum man arbeitet, ist das, was die Arbeit zu etwas Rechtem oder etwas Schlechtem macht. Das auf alle Heller schauen, — das Tag und Nacht früh und spät sein, — das Schlafüberwinden, — das Hunger und Durst, Frost und Hitze bemeistern, bloß um Geld zu verdienen, ist gewiß eine herzverhärtende und menschverderbende Narrheit, wenn nicht Liebe und Dank, segensvolle Aussichten, beruhigende Hoffnung diesen Arbeitstrieb und Arbeitseifer vernünftig leiten und menschlich erhalten; ohne dieses verhärtet harte Arbeit das Herz so sicher, als schwere Handwerke die Haut an den Händen hart machen.

E. Man sieht es gar nicht selten, daß harte, stark angestrengte Arbeit den Menschen leicht starrköpfig und unnachgiebig macht, und ich glaube sicher, unter zehn weniger fleißigen Töchtern hätte nicht eine den Streit mit dem Vater ausgehalten. Das, „ich mag weder von euren Lumpen, noch von eurer Hoffahrt, ich kann das und besseres selber verdienen" und ihr ganzes Betragen, bis auf ihr Handverwerfen und Weglaufen vom weinenden Vater, ist so völlig die Sprache und das Thun des eigentlichen Arbeitstolzes, der, auf seinen Verdienst trotzend, meint, weil er von Niemand nichts wolle, sei er auch Niemand etwas schuldig.

Chr. Das Mensch brachte den armen, niedergeschlagenen Vater fast von Sinnen.

J. Es ist nichts in der Welt, das den Menschen so sehr niederschlägt und oft bis zur Sinnlosigkeit abschwächt, wie das Gefühl fehlgeschlagner Kinder.

E. Ach Gott, der arme Mann war diesem Zustand sehr nahe! Er lief wie verwirrt umher, ließ sein Essen den ganzen Tag stehen und sank ja fast ohnmächtig nieder, als ihm der Vogt die gute Nachricht brachte.

Chr. Er ist sicher ein Bild des ganz zerschlagenen Elends, das nahe, gänzliche Kopfsverwirrung droht, und seine Frau nicht weniger.

E. Aber, wie dann die Hülfe des Herrn so plötzlich erscheint, noch ehe sie ganz sanken, die Leidenden! und sie an den Grenzen des Elends rettet und zur Ruhe und Freude zurückführt, das ist gewiß die größte Gotteslehre auf Erden.

Chr. Es ist gewiß die größte Gotteslehre auf Erden: „Der Herr wird das zerkleckte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen!“ —

J. Von Anfang unsers Buchs bis ans Ende ist diese Gotteslehre sein Wesen, sein Inhalt und Endzweck. —

Chr. Darum wollen wir auch hier still halten.

Wiederholung.

Daß Eltern über erwachsene Kinder kein zwingendes Recht mehr haben.

Daß erwachsene Kinder auch auf die fernere Hülfe der Eltern keine rechtlichen Ansprüche mehr haben.

Daß wenn es nicht so wäre, böse Kinder und gewaltthätige Eltern einander gegenseitig die Tage ihres Lebens quälen und plagen könnten!

Daß Eltern und Kinder vermöge ihrer Naturverhältnisse wie Ein Herz und Eine Seele sein sollten.

Daß im Reinerhalten dieser Naturempfindung der eigentliche Grund und die eigentliche Kraft ihrer beiderseitigen Pflichten und Verbindlichkeiten zu suchen.

Daß man dieses einfache Naturgefühl zwischen Eltern und Kindern zu Grund richtet, wenn man in Sachen, die ihre gegenseitige Angelegenheit sind, viel vom harten Recht redet.

Daß die Natur weit mehr sei und weit mehr wirke, als alles Recht in der Welt.

Daß die Bibel das auch sage.

Daß ein braver Pfarrer dieser Meinung das Wort stark geredet.

Daß die gegenseitigen Pflichten zwischen Kindern und

Eltern sich nicht aussprechen lassen, wie das Recht in einem Streithandel zwischen einem Kornjuden und einem Viehhändler.

Daß Eltern und Kinder ihre gegenseitigen Pflichten unter sich selber und mit sich selber am besten ausmachen können.

Daß ein gerader Sinn, reine Empfindung seines Naturrechts und ein gutes Weibermaul dazu selbst Herren von großer Rechtsgelehrsamkeit in ihren ausgemachtesten Grundsätzen an die Wand stellen könne.

Daß der Gedanke, man sei Gottes Erbarmen und Gottes Hülfe nicht mehr werth, fest und allgemein im Menschenherzen, an den Gedanken, „man sei der Hülf', des Raths und Trosts seiner Eltern nicht mehr werth," angebunden sei.

Daß in nicht wenigen Fällen der Grund des Kindes- und Selbstmords und anderer greulichen Begegnisse in diesem Umstande zu suchen sei.

Daß daher Eltern und Kindern alles daran liegen müsse, daß ihre Herzen gegenseitig warm und zutrauungsvoll erhalten werden.

Daß die Pflichten der Eltern den Pflichten der Kinder vorgehen, und die Liebe der Kinder durch die Liebe der Eltern im menschlichen Herzen gebildet werde.

Daß man mit Zorn und Unwillen nichts Böses wieder gut mache und keine ungezogenen Kinder zurechtbringe.

Daß man so gern blind ist bei den sichtbaren Ursachen von Zufällen, an denen man selber schuld ist.

Daß es großen Schaden bringe, ältern Kindern unterscheidendes Ansehen und Zutrauen gegen die jüngern zu erweisen.

Daß Kinder, die gegen ihre Geschwister hartherzig handeln, es auch gegen ihre Eltern werden.

Daß Eltern keine größere Angelegenheit haben, als ihre Kinder wohl zu besorgen, und die Vernachlässigung dieser Pflicht mit keiner andern Arbeitsgattung ersetzen können.

Daß Fehler, die sich durch zehn oder zwanzigjährige

Sitten und Umstände in eine Haushaltung, wie eingefressen haben, fast unaustilgbar seien.

Daß der alte Steffan übel gehandelt, seinem Töni so viel Zutrauen zu geben.

Daß du vergessen, wie er, als einst seinem Augapfel die Zähne weh thaten, es so zu Herzen genommen, daß er sogar im Schlaf zusammengefahren, und ausgerufen: O Absolon! Absolon! Mein Sohn! Absolon! O könnte ich für dich sterben!

Daß dieser Sohn Israels ein garstiger Gesell geworden.

Daß ein ächtes, ganzes Arbeitsthier für Noth und Thränen und Elend unempfindlich wird.

Daß den Menschen nichts so sehr zu Boden schlägt und abschwächt, als das Gefühl fehlgeschlagner Kinder.

Daß es die größte Gotteslehre auf Erden: „Der Herr wird das zerknickte Rohr nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht nicht auslöschen!"

Bemerkungen.

1. Die Vorrede zur 1. A. lautet dort von hier ab folgendermaßen: „und insonderheit bei dem Wunderlichen der Ueberschriften und dem Langweiligen der Wiederholungen beherzigest, daß das Volk, für welches ich schreibe, kurze Sätze, Sprichwörter und Erinnerungsworte nöthig hat — und daß ich jetzt nicht auftrete, meine Leute in der Geschichte historisch-wahrscheinlich abzuschildern — sondern sie blos zu gebrauchen, dem Volke mit möglichster Einfalt in einer popularen Sprache Alles zu sagen, was mich gar wichtig dünket, daß es wissen sollte.

Meine zweite Bitte ist diese — daß du mir verzeihest, daß mein Buch, besonders die 5 oder 6 ersten Bogen so viele Schreib- und Druckfehler hat. — Die Entfernung des Druckorts und meine krumme Handschrift sind die Ursache dieses Fehlers. — Ich füge dir hier ein Verzeichniß der nothwendigsten Verbesserungen bei und bitte sehr — die angezeigten Stellen, deren Sinn meistens verdorben ist, eh' du das Buch liesest, zu bemerken." —

2. Hier tritt einmal Else und Joost mit ein in die Wiederholung. Ich habe diese zwei Stellen wegen ihrer subjectiven Fassung, die zu der von mir gewählten Form nicht paßt, weglassen müssen und hole sie hier nach.

Chr. Und du, Else, was weißt du?

E. Daß ich Gott danke, daß ich keinen Mann habe, dem ich den Sparhafen meiner Kinder verbergen muß; daß ich dir ihn aber gewiß verbergen würde, wenn du so ein Lienhard wärest.

— — —

Chr. Und du, Joost, was weißt du?

J. Daß deine Else dir auch vor alle Oberkeiten laufen würde, wenn's Noth wäre, wenn sie schon nein sagt.

Chr. Und dann?

J. Daß auch ich einem Herrn, wie Arner, durch Feuer und Wasser laufen würde.

3. Die Rede Joost's nach der 1. A. lautet: „Ganz gewiß, Meister. Der Unterschied ist nur in Nebensachen; der eine von ihnen hat z. B. rothe Haare und der andere braune; der eine hat dicke geschwollene Beine, der andere lange magere ganz ohne Waden; der eine hat noch alle Zähne vorn im Maul, und der andere hat bei einem Ehrenanlaß die Hälfte davon in Rachen hinuntergeschlückt: aber so kleine Unterschiede machen nichts aus bei Leuten, die in der Hauptsache so gleich sind und gleich thun.

4. Statt „Minister eines großen Fürsten“ hat die 1. A.: „ein neulich abgedankter Knecht des französischen Königs.“

5. Statt dieser und der beiden folgenden Absätze hat die 1. A.:

Daß es Fürsten gibt, die lieber viel Puderköpf und gewixte Stiefel vor Augen haben, als ein zutrauensvolles Volk.

Daß das Volk vergessen lernt, was das allgemeine Wohl ist, wenn man ihm nichts davon zeiget.

Joost. Du kannst hinzusetzen, daß das Volk mit diesem Vergessen gar natürlich dann auch Lust und Muth verliere, fürs allgemeine Wohl Geld und Gut, und Leib und Blut darzusetzen.

6. Die 1. A. hat statt dieses Satzes: „Oft kam einsmals ein großer neuer Verdienst in die Dörfer, daß das Bettelvolk übermüthig wird und sich dem Fressen und Saufen und aller Lüderlichkeit überläßt.“

7. Von hier ab bis zu dem Gedichte lautet es in der 1. A.:

„so daß es im eigentlichsten Verstand wahr ist, daß der Religionsspott wie der Mutterfluch Häuser fresse; und dieser Unsinn ist unter den Bauern auf den Dörfern um so viel abgeschmackter und elender, weil die meisten leider, Gott erbarm', selber wenn sie beten, nicht einmal wissen, was sie sagen, viel weniger, wenn sie über Religions- und Glaubenssachen schimpfen und spotten. Selbst das, was wir nicht glauben, sollen wir vor denen schonen, die es glauben. Denn so wie wir's nicht gern sehen, daß man uns das, worauf wir unsern Trost und unsere Hoffnung setzen, beschimpft und verachtet, so müssen wir denken sei es andern auch, sie haben es auch nicht gern; — und dann daß wir den Einfältigen und Unwissenden am meisten damit schaden; deswegen ein ehrlicher Mensch nie ob irgend etwas, das seinem Nebenmenschen heilig ist, den Narren treibt, es mag nun ein Rosenkranz oder ein Ave Maria, eine heilige Mutter Gottes oder sonst was immer sein; und ein jeder verständiger Mensch wird ohne das, wenn er den Glaubenssachen und dem vielerlei Kirchendienst, der in der Welt ist, nachsinnet, bald sehen, er mag unter einem Volk und in einer Kirche leben, wo er will, daß der gemeine Mann allenthalben in seiner Kirche vieles von dem, das man ihn lehret, ebenso gedankenlos und ohne Verstand glaube und nachbete, als immer die guten Pilgrims ihre heilige Mutter Gottes und ihr Ave Maria, und die guten Lutheraner ihr: „Nun ruhen alle Wälder.“ Einmal ich, wo ich mich immer umsehe, finde ich links und rechts beim gemeinen Mann gleichviel Verstand oder vielmehr gleich wenig über Religionssachen und höre ihn fast allenthalben seine Formeln daher brummeln und absingen, wie die Nonnen den Psalter; deswegen möchte ich auch allemal, wo ich Bauern über das Ungleiche dieser Formeln streiten und eifern höre, ihnen überlaut zurufen: Haltet doch Friede, liebe Leute, und betet euer altes Lied:

Weilen doch über den himmlischen Bogen ꝛc.“

8. Statt dieser Anmerkung hat die 1. A. folgende Stelle: Darum, liebe Nachbarn, nehmet das, was ich jetzt sagen will, in diesem Licht

auf und überlegt, ob ein ehrlicher und gutmüthiger Mensch, der die Schwäche seiner Natur und seines Innersten kennet und weiß, daß sie auf dem Thron und unter dem Strohdach gleiche Wirkung haben, es anders finden könne! — Liebe Nachbarn! Der unbilligste und undankbarste Unterthan muß doch so viel eingestehen, daß alle Oberkeiten immer viel Arbeit, Mühe, viele Sorgen mit ihren Landeskindern haben und daß sie sich auf tausenderlei Art durch diese Müh und Arbeit und Sorgen um dieselben verdient machen. — — Und nun, wenn ihr euch in der ganzen Welt umsehet ꝛc.

9. Zu diesem geschichtlichen Beispiele findet sich in der 1. A. noch folgender Schluß: Sobald aber der Vogt todt war, kam der neue und bat bei der ersten Erscheinung im Schlosse den Oberamtmann und seine Gemahlin, den Fehler des alten zu vergessen; setzte bescheiden hinzu, er wisse gar wohl, daß er nicht an die herrschaftliche Tafel gehöre, er werde solches auch nie begehren; die Oberamtmännin aber antwortete dem bescheidenen Mann: Nein, Vogt, du bist nicht der alte böse, unverschämte, versoffene Gesell, den ich nicht vor meinen Augen leiden konnte; dich lasse ich gern an unsern Tisch. Sie befahl ihm auch wirklich zu bleiben und alle Rechtstage wieder zu kommen mit Versprechen, bei der ersten Gelegenheit ein Wort fürs Dorf bei dem Fürsten einzulegen.

10. Die 1. A. hat hier noch folgende Stelle: Ja, Nachbarn, glaubet es, wenn sie standhaft mit fortgesetzter frommer, reiner Kindersorgfalt seine Schwäche und Schande zu bedecken und seine Fehler vor Jedermann zu verbergen suchen, so werden sie ihn im Stillen ihrer Wohnstube mit ihrer Geduld, mit ihrer Liebe, mit ihrer Sanftmuth und Treue gewiß gewinnen; und wenn je ein Landesvater so fehlerhaft sein und seinem Volk so viel Uebles thun sollte, als oft die Hausväter ihrem eignen Fleisch und Blut thun, so wird auch ein Volk, das gegen einen fehlenden Landesvater so kindlich fromm, so zärtlich, edel und rein handeln würde, ihn gewiß wieder gewinnen und gewiß nie so sehr von ihm vervortheilt und beschädigt werden und gewiß, gewiß, nie anhaltend und allgemein ungerecht und hart behandelt werden. O Nachbarn! Man kann nicht genug sagen, wie oft und viel die Härte der Fürsten und ihre Ungerechtigkeit von der Unart und Bosheit der Unterthanen herkommt. Nachbarn! Es ist ganz gewiß vielseitig der Mißbrauch ꝛc.

11. Die [—] eingeschlossene Stelle fehlt in der C. A. Sie ist gewiß nur durch ein Versehen weggeblieben, da sie eigentlich in den logischen Zusammenhang gehört und gar kein Grund sonst zu erkennen ist, warum sie weggeblieben sein sollte.

12. Hier hat die 1. A. noch Folgendes zum Schluß:

und ihr begreifet wohl, daß diejenigen ebenso unverschämt und beleidigend handeln, welche in Beschützung ihrer Rechte und Freiheiten gegen den Fürsten Leute brauchen und an ihre Spitze stellen, die große häusliche und sittliche Fehler haben. Ich will jetzt bis morgen

schweigen, Nachbarn. Ich wollte euch heute nur zeigen, daß das Vaterherz der Oberkeit zu erhalten immer das Wichtigste sei. —

(Ohne Dialog fährt er nun weiter fort):

Daß ein auflüpfisches, stolzes und gewaltthätiges Wesen gar leicht ein Volk um gute Rechte und Freiheiten bringen kann. —

Daß also die Tugend und Weisheit eines Volks das sicherste Mittel sei, die Rechte und Freiheiten des Landes sicher zu stellen. —

Daß man Leuten, die durch ihre Laster und Fehler sich selbst und ihrem Nächsten Schaden und Nachtheil zufügen, die Beschützung des Rechten und die Freiheiten des Landes nicht anvertrauen solle. —

Und endlich, daß öffentlicher Streit mit der Oberkeit das Aeußerste sei, auf welches es ein unglückliches Land nur im Fall großer allgemeiner Noth oder Landesgefahr ankommen lassen könne. —

13. Statt dieses letzten Absatzes hat die 1. A. deren zwei, welche die Gedanken einfacher darlegen. Sie lauten:

Ein gemeiner Hausvater, wenn er weiß, wie viel und wie er jährlich zahlen muß, wird zwei Gulden ebenso leicht und noch leichter aufbringen, als nur einen, den man ihm plötzlich und unversehens fordert; denn er richtet sich im ersten Fall in Gottes Namen das Jahr durch nach der Schuldigkeit, die er zum Voraus weiß; und wer auf dem Land wohnet und die Umstände des unteren Landvolks in der Nähe gesehen, der wird mir sicher nicht widersprechen, daß ein Gulden bei Weitem nicht immer das Gleiche in der Haushaltung des gemeinen Landmanns sei und daß ein Müttkernen, den man ihm plötzlich ohne Vorherbestimmung der Zeit und Schuldigkeit abfordert, etwas ganz anderes sei, als eine Schuldigkeit von einem Mütt (Auflage, Steuer), den er voraus weiß im Herbst altemal zahlen zu müssen.

Festgesetzte und ordentliche Abgaben machen, daß Alles im Land sich nach ihnen richtet. Kaufe ich eine Jauchert Land und sie hat ein Viertel Beschwerd, so zahle ich sie darnach; bin ich aber nicht sicher, ob man die Beschwerde erhöhen und z. E. Frohnungen und Dienstleistungen dazuschlagen könne, so darf ich nicht trauen und sie nicht zahlen, was sie werth ist. Daher verringert Unordnung und Unsicherheit in den Abgaben des Landes den innern Werth der liegenden Güter, folglich das eigentliche Fundament des Hausglücks der meisten Landeseinwohner. Ich will mich noch näher erklären, was Ordnung und Unordnung in den Abgaben des Landes für einen mächtigen Einfluß auf seinen Wohlstand und Uebelstand haben.

14. Hier ist das Lied in der 1. u. C. A. ausgedruckt; ich habe es als jetzt allgemein bekannt weggelassen, um Raum zu sparen. Pestalozzi scheint dies Lied auf besondere Anregung gewählt zu haben, wenigstens findet sich am Schluß desselben in der 1. A. folgende „Anmerkung zum Lied an Frau .. v. Z. Liebe Freundin, ich hoffe, du werdest jetzt mit meinem Mann zufrieden sein und dieses Lied werde dir jetzt für das Buch so schicklich vorkommen, als dir das erste (Der du von dem Himmel bist) unschicklich vorkam. — Deine N. —“

15. Die Sätze der Wiederholung sind in der 1. A. viel einfacher z. B.

Daß man in Gesprächen gemeiniglich hin und her schwable, wie im Traum, wenn nichts obhanden, das Rath und That fordere.

Daß es im Arbeiten wie im Reden einen am besten in Ordnung bringe, wenn Umständ und Geschäfte einen so zu sagen darauf stoßen, wie er seine Sachen einrichten müsse.

Daß hunderterlei Kleinigkeiten zusammen immer die Hauptsachen von allen Berufen ausmachen — u. s. w. — Folgende 3 Sätze fehlen ganz:

Brot und Liebe zu Eltern seien für Kinder die besten Triebräder zum Lernen und Arbeiten.

Die Schulzierden, die unter ihren Gespanen sich so steif und hochmüthig stellen, als ein König in einem hölzernen Kegelspiel, seien weit sicherer die eigentlichen Böck in der Schulheerd, als die, so nasse Augen haben ob ihren Fehlern.

Daß die größte Schulmeisterkunst ist, zu machen, daß sie den Kindern lieb werden.

16. Joost's Rede lautet in 1. A.: Ich verstehe das nicht; aber so viel sehe ich doch, daß einer besser zu Schlag und Kehr kommt, wenn der Haufe, den er regieren muß, nicht gar zu groß ist; ehedem achtete man die Kunst auch für gar schwer und glaubte, es brauchte nothwendig Erfahrung und ein ziemlich hohes Alter dazu.

17. Hierzu hat die 1. A folgende Anmerkung: Dieser Zug ist pünktlich aus der Todesgeschichte einer unbekannten, armen, verstorbenen Frau, und ganz wahr.

18. In der 1. A. heißt es hier weiter: indessen daß hundert, die ihr ganzes Leben durch von der Religion lehren und predigen, dann auf dem Todbett nicht wissen, wo aus und hin.

Joost. Die Erfahrung zeigt ganz gewiß einem jeden, der nicht blind ist, daß man durch Thun, durchs Arbeiten, durchs Geschultsein und nicht durch die Wohlredenheit zu einem schönen Todbett gelange. Besinnet euch nur auf den seligen Bücher-Franz, der war in seinem ganzen Leben mit dem Maul immer im Himmel; als er aber sterben wollte, saß er dir ja da, wie eine Kröte auf dem Dünkel und sperrte seine Augen fürchterlich groß auf, zu sehen, was es doch geben wollte.

19. [—] die eingeschlossene Stelle ist aus der 1. A. aufgenommen.

20. Statt dieser einen hat die 1. A. folgende zwei Bemerkungen:

Daß es eine elende Sache sei, sich mit vieler Müh und Arbeit das Herz verderben und das Gewissen übertäuben.

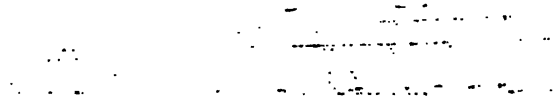
Daß Katzen, die mausen, und Hunde, die scharren, auch arbeiten; daß aber das nicht Menschenarbeit sei.

21. Die 1. A. hat hier noch folgende Anmerkung:

Erster Leser. Ich glaube, der Fritz sagt da etwas, was nicht einmal im Text ist.

Zweiter Leser. Ich kann einmal (wenigstens) auch nichts finden.

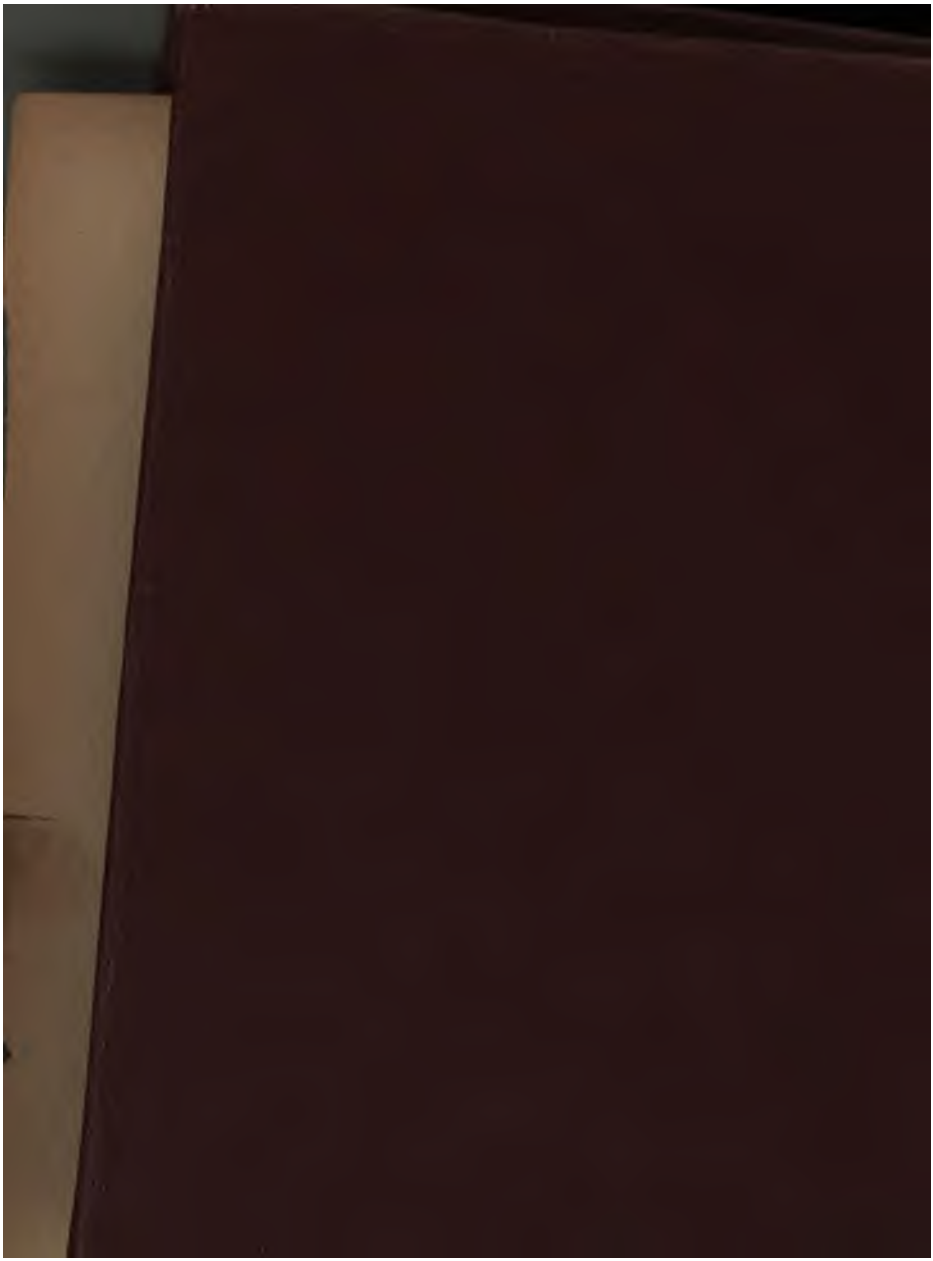
muß ich sagen, daß man den Verfasser von Lien
sicher mißverstanden, wenn man glaubt, er habe
wärtigen Abschnitt (No. 22 von Lienh. u. Gertr.) di
oder einen Wink geben wollen, als ob er ihren G
heuchlerisch finde; aber ohne der Stelle des Buches
kann man wohl nicht mehr herausbringen, als d
man könne mit Nachäffen ihres steifern Airs sich b
cheln und sie um Geld bringen, welches er wirklich
wiederholt. Er ist aber weit entfernt, eine Klasse
durch Ernsthaftigkeit, Bedächtlichkeit, Sittsamkeit
Kenntnisse als gute Bürger auszeichnen, im Allerge
zu wollen, er glaubt vielmehr, er sei ihnen das Zeugn
schuldig, weil man gesagt hat, er habe sie beleidig
was er ihnen zu ihrem guten Herzen wünschte, r
Heiterkeit und Theilnehmung an dem Guten und an
derjenigen Redlichen, von denen sie sich sondern. U
Schwäche in meinen Augen auch ihr Gutes, und
Fehler dann auch nicht das Entsetzliche, Heftige u
welches die Fehler Derjenigen charakterisirt, die sich
von den Grundsätzen dieser bescheidenen Leute entfer



3 9015 035[illegible]

LB
621
.S52
v.5-6

Pestalozzi

Sämmtliche Werke

15908